Kanzel-Vorträge

des Bischofs von Trier,

Dr. Matthias Eberhard.

Herausgegeben von

Dr. Aegidius Ditscheid,
Domkapitular zu Trier.

Dritte Auflage.

Erster Band:

Fastenvorträge.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1894.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Urtheile der Presse.

„. . . Eberhards Predigtwerk ist wohl jene homiletische Erscheinung der Neuzeit, aus der man am meisten lernen kann. Es bietet — darin liegt sein Vorzug — nicht für jeden Prediger und jede Kanzel fertig zubereitete Reden, aber einen Reichthum gediegenen homiletischen Stoffes, ein homiletisches Kapital, das dem zufällt und Zinsen trägt, der das Werk studirt; es bewegt sich in einer Form, die ihm keiner nachsprechen kann, und doch ist es eine hohe Schule homiletischer Sprache. . . . Die Eintheilungen und Beweisführungen sind scharfsinnig und solid, die Gedankenentwicklung bei aller Tiefe von lichtheller Klarheit, die Schilderungen durchhaucht von kräftiger, gesunder Poesie. . . . Eberhard ist in allem neu und originell; was er uns bietet, bietet er aus der Tiefe seiner Seele; er hat die christliche Lehre sich so innerlich angeeignet und die Heilige Schrift so in sich aufgenommen, daß er die Schätze beider aus seinem Eigenthum uns mittheilen kann. . . . Vor allem begrüßen wir Eberhard als den nebst Förster einzigen ausgezeichneten Vertreter der Homilie. In seinen Predigten über die Bücher Mosis liefert er ein Muster, wie heute noch ganze Bücher der Heiligen Schrift ihrem Hauptgehalte nach dem Volke vorgeführt werden könnten. Seine Exegese und Verwerthung der Heiligen Schrift kann man nicht ohne höchsten Genuß lesen; sie erschließt den Geist der Heiligen Schrift gründlicher als manche gelehrte Exegese. . . .“

(Prof. Dr. P. Keppler in der Literar. Rundschau. 1882. Nr. 17.)

„. . . Erfreulich ist es, daß innerhalb zehn Jahren die zweite Auflage dieser ‚Kanzel-Vorträge‘ nothwendig geworden ist, wie es unser besonderer Wunsch wäre, daß eine Empfehlung an dieser Stelle dazu beitragen möchte, dem schätzenswerthen Werke immer weitere Kreise zu eröffnen. Es sind ja hier nicht allein die Gedanken, welche dem Prediger den reichsten Predigtstoff bieten, sondern die vornehme Ruhe der Entwicklung, die Tiefe der Wissenschaft, die vorzügliche Behandlung der Heiligen Schrift, die Klarheit und oratorische Feinheit des Ausdruckes, die Wärme der Darstellung geben auch dem Inhalte eine äußere Formvollendung, welche die Vorträge zweifellos den Musterpredigten für die deutsche Kanzel einreihen und zum Predigtstudium in hervorragender Weise geeignet machen. . . .“

(Pastoralblatt. Köln 1891. Nr. 12.)

„Wenn über Kanzelberedsamkeit die Sprache geht, wird unter den deutschen Vertretern derselben Bischof Eberhard von Trier immer mit Auszeichnung genannt werden. Er redet aus der Fülle eines Herzens, in welchem begeisterte Liebe zu Gott und der Kirche wohnt, und mit der Kraft eines Geistes, der tief in die heiligen Wissenschaften und in die Schätze der Heiligen Schrift eingedrungen ist. Natürlich kann ein Prediger die herrlichen Vorträge des Kirchenfürsten nicht so halten, wie sie sind; aber er findet reiche Ausbeute, glänzende Beweisführung, malerische und anschauliche Form, staunenswerthe Verwendung der biblischen Stellen u. s. w. . . .“

(Prediger und Katechet. Regensburg. 1891. 5. Heft.)

„Der am 30. Mai 1876 verstorbene Bekenner-Bischof von Trier, Dr. Matthias Eberhard, darf mit Recht als der Fürst der deutschen Prediger der Neuzeit bezeichnet werden. Seine Kanzel-Vorträge werden noch lange als unerreichte Muster heiliger Beredsamkeit dastehen; sie bilden eine hohe Schule, in der jeder Verkündiger des göttlichen Wortes reichen Gewinn für Geist und Herz sich holen kann. . . . Die heilige und profane Wissenschaft gleichmäßig beherrschend und mit einem scharf beobachtenden Auge für das Leben der Natur begabt, theilt er mit fast verschwenderischer Freigebigkeit die reichen Schätze seines Wissens in jeder Predigt aus. . . . Lichthell und klar fließen die Gedanken, bei aller Tiefe, dahin. Die Heilige Schrift, in der der Verf. wie kaum einer bewandert ist, legt ihm bei allen wichtigen Momenten das rechte Wort auf die Lippen. Fürchtet der Redner durch den hohen Gedankenflug die Zuhörer ermüdet zu haben, dann ist er mit einer passenden Erzählung zur Hand, welche die behandelte Wahrheit praktisch enthält. Die Sprache ist stets von klassischer Schönheit. . . .“

(Augustinus [Corresp.-Blatt f. d. kath. Clerus Oesterreichs. Wien 1892. Nr. 139.] über die 2. Aufl. des VI. Bandes.)

P. Nisius S. J. bezeichnet in der „Zeitschrift für katholische Theologie“ 1890, Seite 762 die Homilien und Predigten des seligen Bischofs Eberhard als das Schönste, was die neuere Kanzelberedsamkeit hervorgebracht hat.

Kanzel-Vorträge

des Bischofs von Trier,

Dr. Matthias Eberhard.

Herausgegeben von

Dr. Aegidius Ditscheid,
Domkapitular zu Trier.

Dritte Auflage.

Erster Band:

Fastenvorträge.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1894.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Fasten-Vorträge

des Bischofs von Trier,

Dr. Matthias Eberhard.

Herausgegeben von

Dr. Aegidius Ditscheid,
Domkapitular zu Trier.

Dritte Auflage.

Freiburg im Breisgau.
Herder'sche Verlagshandlung.
1894.
Zweigniederlassungen in Straßburg, München und St. Louis, Mo.
Wien I, Wollzeile 33: B. Herder, Verlag.

Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg.

Vorwort.

Die nachfolgenden Vorträge wurden von dem am 30. Mai dieses Jahres verstorbenen hochseligen Bischof von Trier, Dr. Matthias Eberhard, in einer Reihe von Jahren während der Fastenzeit in der hiesigen Domkirche gehalten. Schon damals war es sowohl in Geistlichen wie Laienkreisen der allgemeine Wunsch, dieselben möchten durch den Druck veröffentlicht werden. So sehr hatte der Redner das Interesse seiner Zuhörer für die behandelten Wahrheiten geweckt und durch die Art und Weise der Darstellung allgemein gefallen.

Bischof Matthias zählt unstreitig zu den bedeutendsten Kanzelrednern der Jetztzeit. Mit der ihm eigenen Geistesschärfe erfaßte er die tiefsten und erhabensten Wahrheiten, welche er zum Gegenstande seiner Vorträge machte, stets originell und geistvoll. Schon bei Ankündigung des Themas zeigte er die Wahrheit von einem die Zuhörer überraschenden Gesichtspunkte. In der Ausführung entfaltete er sodann den ganzen Reichthum seiner vielseitigen Kenntnisse auf den verschiedenen wissenschaftlichen Gebieten.

Mit besonderer Vorliebe hatte er die Werke der großen Meister des Mittelalters zum Gegenstande der eingehendsten Studien gemacht, ohne jedoch die wissenschaftlichen Leistungen der neuern Zeit unberücksichtigt zu lassen. So war er vor allem ein tiefer Dogmatiker, zugleich aber auch ein gründlicher Kenner der Kirchen- und Profangeschichte. Mit diesen reichen wissenschaftlichen Kenntnissen verband er eine tiefe Auffassung der Natur und eine scharfe Beobachtungsgabe. Seine Vorträge enthalten deshalb einen außergewöhnlichen Gedankenreichthum. Beweis reiht sich an Beweis. Von immer neuen Gesichtspunkten führt der Redner dem Zuhörer die Wahrheit vor; zeigt deren Richtigkeit, Vortrefflichkeit und Zweckmäßigkeit; ihre Stellung für sich und in ihrem Zusammenhang mit dem ganzen Glaubensinhalte. Er hält den Zuhörer gleichsam fest und läßt ihn nicht los, bis derselbe die Wahrheit ganz und voll erfaßt und sich von ihr überzeugt hat.

Zur sichern Erreichung dieses Zieles pflegt er in die Ausführung kleine Erzählungen hineinzuweben, welche mit dem Gegenstande in enger

Beziehung stehen, gleichsam die behandelte Wahrheit praktisch enthalten. Dadurch ermöglichte er es auch dem weniger Gebildeten, welcher der theoretischen Entwickelung bis auf ihre Höhe vielleicht nicht hatte folgen können, seinen Vorträgen mit Nutzen anzuwohnen. So kam es, daß um seine Kanzel sich stets ein zahlreiches Auditorium und zwar aus den verschiedensten Lebensstellungen einfand und niemand unbefriedigt wegging.

Wenn schon der Reichthum der Gedanken und ihre lichtvolle Behandlung die Zuhörer fesselte, so wurde die Aufmerksamkeit noch gesteigert durch die Schönheit der Sprache und Großartigkeit der Darstellung. Die Sprache ist reich, schön und kräftig, zuweilen geradezu classisch. Die vorliegenden Manuscripte zeigen, mit welch großer Sorgfalt der Redner jeden einzelnen Ausdruck gewählt, wie er ihn wiederholt gewechselt, bis er den passendsten gefunden. Die treffenden Gleichnisse und die großartigen Bilder, die ihm bei seiner reichen Phantasie zu Gebote standen, machen die Darstellung anschaulich und lebendig; im Schildern war er wahrhaft ein Meister. Zuweilen ist allerdings durch die Wucht der Gedanken und Lebhaftigkeit der Schilderung die Sprache überströmend. Ich habe mich jedoch auch in diesem Falle streng an das Manuscript gehalten.

So übergebe ich denn diese Sammlung dem freundlichen Leser und wünsche dadurch das Andenken an den theuern Hingeschiedenen, dem ich aus so vielen Rücksichten Dankbarkeit und liebende Verehrung schulde, in der Diöcese und in weitern Kreisen zu befestigen, und hoffe zugleich, die tiefere Auffassung der Wahrheiten unseres heiligen Glaubens und die Liebe zur Kirche, welche den großen Bischof, wie diese Vorträge bekunden, in so hohem Grade beseelt, und für die er so viel gestritten und gelitten hat, bei nicht wenigen zu fördern.

Trier, im December 1876.

Der Herausgeber.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Seit langer Zeit ist kein Predigtwerk allseitig mit solchem Beifall aufgenommen worden, wie die Kanzelvorträge des hochseligen Bischofs von Trier, Dr. Matthias Eberhard. Fast sämtliche katholische Tagesblätter und Zeitschriften (Stimmen aus Maria-Laach, Mainzer Katholik, Tübinger Quartalschrift, Kölner und Münsterer Pastoralblatt, Literarischer Handweiser, Kölnische Volkszeitung, Berliner Germania, Triersches Sonntagsblatt Eucharius, Bausteine für die christliche Kanzel, Baltimorer Volkszeitung 2c. 2c.) haben eingehende Recensionen über die Vorträge gebracht und sich ausnahmslos äußerst günstig über dieselben ausgesprochen.

Früher, als man es bei den ungünstigen Zeitverhältnissen, unter denen der katholische Buchhandel gegenwärtig sehr leidet, erwarten konnte, ist eine zweite Auflage nothwendig geworden. Kaum sind drei Jahre verflossen, und schon ist der erste Band, die Fastenvorträge enthaltend, trotz starker Auflage bereits ganz vergriffen; die übrigen Bände haben einen der Zeit des Erscheinens entsprechend gleichen Absatz gefunden.

Die neue Auflage ist sachlich selbstverständlich unverändert geblieben; nur in formeller Beziehung glaubte ich mir an einzelnen Stellen einige kleine Aenderungen erlauben zu dürfen.

Vermehrt wird die Auflage durch eine Anzahl Predigten über die sonntäglichen Evangelien, welche sich nachträglich noch vorgefunden haben. Dieselben schließen sich nach Inhalt und Form den bereits erschienenen Vorträgen würdig an.

Möge denn diese neue Auflage, welche ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe, im Sinne des hochseligen Verfassers dazu beitragen, die Hochschätzung des göttlichen Wortes und die tiefere Erfassung der heiligen Wahrheiten bei Clerus und Volk zu fördern, zur Ehre Gottes und zum Heile der Seelen.

Trier, im October 1880.

Der Herausgeber.

Vorwort zur dritten Auflage.

Die dritte Auflage der Fastenvorträge des hochseligen Bischofs von Trier, Dr. Matthias Eberhard, ist sachlich unverändert geblieben; nur die Reihenfolge der Vorträge habe ich geändert. Während in den beiden ersten Auflagen die Vorträge sich folgten nach der Zeit, in welcher sie gehalten wurden, habe ich sie bei dieser neuen Auflage mehr nach ihrem Inhalte verbunden, damit auch äußerlich der innere Zusammenhang bestimmter hervortrete. Es stehen deshalb an der Spitze die Vorträge über die Person Jesu Christi; sodann folgen jene über den Aufenthalt des Apostels Paulus in Athen, über die erste Christengemeinde zu Jerusalem, über das heilige Meßopfer und zuletzt jene über das Papstthum.

Möge diese neue Auflage dieselbe wohlwollende Aufnahme finden wie die frühern.

Trier, im December 1893.

Der Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

Die göttliche Sendung Jesu Christi.

Die Erscheinungen Jesu nach seiner Auferstehung.

Die erste Christengemeinde zu Jerusalem.

Der Aufenthalt des Apostels Paulus zu Athen, nebst einer Karfreitagspredigt.

Das heilige Meßopfer.

Das Papstthum.

Die göttliche Sendung Jesu Christi.

(Vorträge, gehalten während der Fastenzeit 1848.)

Gottes Uroffenbarung.

„Gott hat aus einem Menschen das ganze menschliche Geschlecht gemacht, daß es wohne auf der ganzen Oberfläche der Erde; und hat bestimmte Zeiten und Grenzen ihrer Wohnungen gesetzt, daß sie Gott suchen sollten, ob sie etwa ihn tasten und finden möchten, obgleich er nicht ferne von jedem aus uns ist." Apg. 17, 26—27.

Es war in der Fastnacht eines Jahres, welches nun schon einige Jahrhunderte hinter uns liegt, gerade in der Aschermittwochnacht, als drei junge Grafen, von einigen Dienern mit brennenden Fackeln begleitet, durch die nächtliche Finsterniß zogen vor das Schloß eines damals sehr angesehenen hochadligen Herrn, um ihn mit ihren Aufzügen zu vergnügen und die damalige Fastnacht würdig, wie sie das meinten, zu beschließen. Sie waren phantastisch in der Weise, wie die alten Heiden sich die Waldgötter vorstellten, verkleidet. Unter Sang und Klang führten sie vor dem Schlosse lustige Tänze auf. Da entfiel plötzlich der Hand eines der Begleiter eine Fackel. Augenblicklich zündeten die Kleider der fröhlichen Jünglinge, und sie verbrannten hilf- und rettungslos auf dem Platze der Lust in der Aschermittwochnacht unter kläglichem Jammergeschrei zu Asche.

Schon längst ist das Jammergeschrei dieser Unglücklichen verklungen und vergessen, schon längst sind wohl auch ihre verbrannten Gebeine in die Winde zerstreut, und auch die alte Chronik, welche die tragische Geschichte ihres Todes erzählt, ist schon stark angenagt vom Zahne der Zeit. Aber gewisse Gedanken und Anklänge, welche die Geschichte weckt, sind immer neu. Jahr um Jahr läuft die lärmende Lust der Fastnachtzeit in nichts anderes aus als in einen Aschermittwoch, in eine Handvoll Asche. Jahr um Jahr zeigt uns die Kirche diese Asche und bezeichnet mit dem Aschenkreuze den Eintritt in eine andere, neue Zeit, den Eintritt in die

gnadenreichen, äußerlich strengen und öden, aber innerlich süßen Tage des Nachdenkens, der heiligen Sammlung und Entsagung, des Heiles für uns alle. Und was will die welke, abgestorbene Asche, welche die Hand der Kirche heute so eifrig ausstreut? Welche Gedankenfrüchte sollen dieser Aschensaat entsprossen? Was ist das Kreuz von Asche für ein wunderlich seltsamer Schmuck im grünenden Garten der Welt, auf der Stirne, welche noch das frische Leben und der Ernst des Gedankens schmückt? Ach! die Asche will uns daran mahnen, daß die grünende, blühende Erde doch eigentlich nur ein großes Grab ist; sie will uns mahnen an die Zeiten, welche über unsere Gräber ziehen, da unser Andenken hienieden erloschen, unser Name hinweggespült sein wird von unserem Leichensteine, da aber unser Geist immer noch lebt und in den geheimnißvollen Regionen eines andern Lebens verweilt. Das ist die Würde und das Vorrecht, welches den Menschen auf Erden adelt, dieser nachdenkende Ausblick in seine Zukunft. Das Thier schaut nicht auf die Zukunft hin; es lebt nur in dem Augenblicke, nur in der flüchtigen Gegenwart; wenn es auch für seine Zukunft arbeitet und sorgt, wenn es sich seine Wohnung baut und Vorräthe sammelt, dann folgt es nur dem dunkeln Antrieb seiner Natur. Kein klarer Gedanke geht bei ihm in die Zukunft voraus, keine Frage nach derselben kann durch sein Inneres zittern; sorglos läuft und hüpft es über die Todtenhügel; sein stierer Blick ist in der Gegenwart gebannt und erhebt sich nicht über ihre engen Schranken sein Leben lang. Der Mensch aber kann nie ganz überwältigt, nie ganz gedankenlos fortgetrieben werden vom Strome der Zeit, welcher sein Leben dahinträgt. Er erhebt sein sinnendes, nachdenkendes Haupt wie ein König der Zeiten über die Zeitenwellen. Ahnungen und Hoffnungen der Zukunft heben seine Brust; das Wünschen und Sehnen, wie das Fürchten und Bangen seines Herzens geht voraus in die weite Ferne. Auf jedem Grab sitzt für den Menschen sinnend die Zukunft und zeichnet ihm in den Sand des Grabhügels ihre ernsten, großen Fragezeichen; der Mensch hat Fragen und Forderungen zu stellen an die Ewigkeit. So finden wir es überall in der Menschheit. Ueber die Harfe Davids, des königlichen, gotterleuchteten Sängers, rauschen die ernsten Betrachtungen der Zukunft und der Ewigkeit. „Ich habe der alten Tage gedacht,“ heißt es im Psalm, „und die ewigen Jahre habe ich in meinem Geiste mir vorgehalten.“ [1] Aber auch das Kind, welches durch Blumen hüpft und dem bunten Schmetterling nacheilt, steht auf einmal sinnend still, wenn es eines verstorbenen Gespielen gedenkt, und wundersame Ahnungen und Vorstellungen ziehen durch seine enge Brust. Dem Jünglinge aber und der Jungfrau sind diese Gedanken am wenigsten fremd, denn der Geist des heiligen Ernstes

---

[1] Ps. 76, 6.

senkt sich gerade am allerliebsten in eine unentweihte Jugend. So durch alle Lebensalter; auf allen Stufen der Bildung, durch alle Himmelsstriche erscheint uns der Mensch, der Sohn der Zeit zugleich als Sohn der Ewigkeit. Ueberall verfolgen ihn gleichsam die Gedanken und Bilder einer großen, unendlichen Zukunft.

Indessen mit der Frage ist die rechte, beruhigende Antwort noch nicht gegeben. Die Räthsel des Todes blicken den Menschen stumm an auf jedem Grabe, aber sie wissen ihr Geheimniß wohl zu hüten, und den Menschen seinem eigenen Denken überlassend, können sie nicht genügend sich lösen. Der Mensch will in die Zukunft eindringen und findet dichte Finsterniß, er sieht keinen Ausgang. Da wird's ihm bange, seine Zukunftsgedanken werden ihm zur Pein: sie drücken wie ein Alp ihm auf die Seele, und er ringt danach, sie zu vergessen und sich ihrer zu erwehren. Das Grab und die Zukunft jenseits des Grabes werden Gegenstand eines abergläubischen, riesenhaften Schreckens. Reisende, die in neuester Zeit die wilden Völkerstämme besucht haben, welche auf den Eilanden des fünften Erdtheils ihre abgelegenen Wohnungen haben, erzählen, wie diese armen Menschen den Anblick des Todes und der Leichen gar nicht aushalten können. Wenn darum einer ihres Volkes hingeschieden, verscharren die nächsten Angehörigen des Todten die Leiche so schnell als möglich in einem Verstecke, und ein allgemeiner Aberglaube liegt wie ein Bann auf dem Begräbnißplatze und verbietet, ihn zu verrathen. Und wie diese armen Wilden, deren Inseln im fernen Meere sich verbergen, eine unüberwindliche Scheu vor dem Tode haben und vor dem Gedanken, welche er weckt, so hatten auch die gebildetsten Völker des heidnischen Alterthums eine große Abneigung und Furcht vor Leichen und gingen den Gräbern geflissentlich aus dem Wege. Man erzählt von Hannibal, einem der größten und kühnsten Feldherren der alten Zeit, der unerschrocken, mit trotzigem Auge auf dem Schlachtfelde hundertmal dem Tode ins Angesicht geblickt, daß er auf seiner Rückkehr aus Italien nach der Küste von Afrika seinen Landungsplatz änderte, bloß um einem Grabe auszuweichen, welches an der Küste lag. Ihm fehlte nicht der höchste männliche Muth, welcher sein Leben in der Aufregung der Schlacht in die Schanze schlägt, aber die stillen und doch zudringlichen und mächtigen Fragen des Todes, die peinigende Ungewißheit, welche ihre Schatten über die Gräber ausbreitet, kann er nicht ertragen und aushalten; vor ihnen ist der Held kleinlaut, furchtsam wie ein Kind geworden, und er, der den unabsehbaren Scharen lebendiger Feinde nicht feige aus dem Wege gegangen, ergreift die Flucht vor einem einzigen Grabe.

So flohen die ernsten, denkenden Menschen im Heidenthum die Gräber in einem dunkeln, unverständlichen Schrecken und wandten sich ab von dem Tode, welchen sie doch nicht vergessen konnten, da er tagtäglich unter

ihren Augen seinen Umzug hielt und auf ihren Thürschwellen seine Sense wetzte. Was aber thaten die leichtsinnigen, die eigentlichen Lebemenschen? Was thaten die Menschen, wenn sie sahen, daß es vergebliche Mühe sei, den Tod vergessen zu wollen? Sie stürzten sich in Verzweiflung auf den Todesgedanken und wollten dem Tode die sinnlichen Freuden des Lebens abtrotzen, den Tod ausbeuten für ihre Wollust und Genußsucht. „Lasset uns heute noch essen und trinken, denn morgen werden wir todt sein," — das war die Moral, welche sie aus dem Tode zogen. Sie denken und sagen: „Kurz und verdrießlich ist die Zeit unseres Lebens, und keine Erquickung ist am Ende des Menschen; auch kennt man keinen, der aus dem Todtenreiche zurückgekommen. Unser Leib wird Asche, und der Geist verfliegt wie dünne Luft; darum kommt und lasset uns des Guten genießen, das noch ist, und eilends des Geschaffenen uns bedienen, solange wir jung sind. Wir wollen uns mit Rosen kränzen, ehe sie verwelken."[1] Das ist nach dem Buche der Weisheit in kurzem der Inhalt ihrer Todesbetrachtung und ihrer Lebensweisheit. Und gerade wie die Heilige Schrift dieses niedrige Treiben darstellt, so schildert es uns auch ein uralter heidnischer Geschichtschreiber, welcher auf seinen großen Wanderungen durch weite Länder mit eigenen Augen das Leben der Völker gesehen. Von den Leuten im Lande Aegypten erzählt er, daß, wenn sie eine große Mahlzeit hielten, das hölzerne Bild eines Todtengerippes von Gast zu Gast am ganzen Tische herumging. Es wurde dabei gerufen: „Trinke und sei fröhlich, denn wenn du stirbst, wirst du sein wie dieses!" Das nenne ich eine schwere und unerschwingliche Aufgabe für den denkenden Menschen, an dem Todtengerippe, dem schauerlichen Bilde seiner Zukunft, zur echten Freude sich zu begeistern. Das konnte nicht eine echte, gesunde menschliche Freude werden; da konnte nur herauskommen die fieberhafte, wahnsinnige Freude der Verzweiflung.

Wie ganz anders ist es in der Welt geworden, seit Jesus Christus, unser Licht, unser Leben und unsere Auferstehung, erschienen, und die milden und mächtigen Strahlen seiner Offenbarung die Leichen und das Dunkel erhellten, welches auf den Gräbern lag! Da waren auf einmal die Gräber nicht mehr Gegenstand eines dunkeln Schreckens, einer scheuen, abergläubischen Flucht; da kamen die Gräber freundlich und vertraulich heran zu den Lebendigen, wie wenn sie nur Kämmerlein von Schlafenden wären. Sie sammeln sich sogleich um die Altäre, um die geweihten Stätten gemeinsamer christlicher Andacht, und wenn einer die alten lateinischen und griechischen Inschriften auf den Gräbern der ersten christlichen Jahrhunderte liest, so findet er eine Zartheit und Innigkeit der Liebe in ihnen aus-

---

[1] Weish. 2, 1 ff.

gesprochen, eine Hoffnungsfreudigkeit, einen Trost, welche ihn warm anwehen wie Frühlingsluft aus einem andern, bessern Leben. Das Schifflein der Kirche fährt nicht mit ängstlicher Vorsicht den Gräbern aus dem Wege, wie jener heidnische Held es gethan; nein, heute gerade läßt die Kirche uns absichtlich mit unsern Gedanken an den Gräbern landen. Heute hält das Aschenkreuz, das Bild des Todes, seinen Umzug durch die Christenheit, aber nicht, um, wie das Todtengerippe in Aegypten, uns aufzurufen zu leichtfertiger Lust, sondern um aus leichtfertiger Lust uns zurückzurufen zum hohen Lebensernste, zum tiefen Reueschmerze, zum klaren Bewußtsein unserer ewigen Bestimmung. Im Aschenkreuze drückt sich zweierlei auf einmal aus: in der Asche Tod und Vernichtung; im Kreuzeszeichen Sieg und Leben. So nahe liegt dem Christen Schmerz und Jubel.

Aber wo auch mitten unter christlichen Völkern die Lehre und der Geist Christi aus dem Herzen und dem Leben weichen, sehet, da dringt auch sogleich das Heidenthum mit Macht herein. Da ist auch bei uns in manchen Gesellschaften ein wahrer Bann gelegt auf alle Erinnerungen an den Tod und unsere Zukunft jenseits des Grabes; da gilt es beinahe für unanständig und für einen Verstoß gegen die gute Sitte, in der Rede irgendwie ernst des Todes zu erwähnen. Hinweg mit allen Aschermittwochsgedanken; sie seien vertilgt aus dem Leben; hinweg mit allen Fragen nach einem Jenseits; dem Gesichtskreis entrückt seien die Grabhügel; sie sind die Klippen, an welchen die Freude scheitert! Das ist das eine Losungswort der neuen Heiden. Und wenn dies nicht durchgreift, wenn des Todes gedacht werden muß, dann soll es doch nur geschehen wie bei den ägyptischen Mahlzeiten: „Trinke und freue dich, denn wenn du todt bist, wirst du sein wie dieses." So tanzen unsere ungläubigen Dichter auf den Gräbern ihre schauerlichen Reigen und singen: „Mit jedem Augenblicke lockert sich das Band von Leib und Seele; schlürfet den Becher der Lust! Genießet! Die Lampe zehrt vom Oel; die der Augenblick geboren, labt auch nur der Augenblick." Aber vergebens werden auch heutzutage die Menschen ringen, dem tiefen Ernst des Todes leichtsinnige Freude abzugewinnen. So wenig die alten Aegypter ein fröhliches Volk wurden bei ihrem hölzernen Todtengerippe, so wenig werden es die neuen Völker werden bei jenen Zusprüchen der Dichter. Alle diese Lehren sind bei Lichte besehen kein Fortschritt, sie sind schon dagewesen und ohnmächtig zusammengesunken, weil sie die Last des menschlichen Schmerzes und Ernstes nicht tragen konnten.

Hat uns aber nicht so von selbst der Aschermittwoch mit unserer Betrachtung hingeführt auf den großen geistigen Kampf, welcher in unsern Tagen gestritten wird, zu dem Kampfe um die höchsten und kostbarsten Güter des Glaubens, der Hoffnung und des Trostes, welche Christus in

dem Schoße der Menschheit niedergelegt hat? Ich meine wohl, daß er uns auf ihn hingeführt habe. Während er uns zunächst die Asche zeigt, welche dem Gebiete des Todes angehört, auf dem es keinen Kampf mehr gibt, sondern nur die Ruhe des gebrochenen Herzens, stellt er uns auch den Streit vor Augen zwischen Glauben und Unglauben, zwischen Hoffnung und gänzlicher Hoffnungslosigkeit, zwischen ewigem Leben und ewiger Vernichtung, mit einem Worte, den Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum, welcher heiß durch unsere Tage wogt. Wohl zieht sich dieser Kampf bald so, bald anders durch alle Zeiten der Geschichte, seit Christus erschienen, welcher von sich in diesem Sinne zum voraus verkündigt hat, daß er nicht gekommen sei, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. War ein Streit niedergekämpft, dann zeigte sich auch schon ein anderer aus der Ferne, zu gleicher Zeit aber sahen die Christen auch immer zu ihrem Troste neue helfende und rettende Kräfte erscheinen, welche endlich den Sieg erstritten.

Die Tage, in denen die Vorsehung uns das Leben geschenkt, bilden eine der heißesten und aufgeregtesten Kampfesstunden im langen Tagewerk der christlichen Kirche. Wer da meinte, daß die christliche Religion in unserer Zeit bloß und vorzugsweise zu kämpfen habe mit der alten, dumpfen und schläfrigen Gleichgiltigkeit gegen alle höhere Wahrheit, die sich nicht die Mühe gibt, weder zu behaupten noch zu läugnen, der würde sich schwer täuschen. Nein, nicht der Kaltsinn, nicht die Gleichgiltigkeit — die sind immer mehr in Abnahme —, sondern eine leidenschaftliche Gereiztheit, ein heftiger Haß gegen Jesum Christum und sein heiliges Werk und gegen alles, was Religion heißt, sind es, welche auf allen Punkten unserer Erdtheile streiten mit aller Macht und allen Mitteln, deren die äußerste Erbitterung und der tiefste Haß der Herzen fähig sind. Auch sind es nicht einzelne besondere Lehren, gegen welche sie kämpfen, sondern es sind die Haupt- und Grundlehren des Christenthums, gegen welche der Angriff sich richtet. Es ist die Person Jesu Christi selbst, um welche bisher als um einen heiligen Mittelpunkt die Völker unseres Welttheiles bei allen sonstigen Irrsalen und Zwisten sich gesammelt hatten, welche sie angreifen; es ist das Fundament unserer Religion, an dem sie rütteln, um so auf einmal die Kirche zu stürzen, welche mit ihren Altären und ihren Säulen, mit ihrem hehren Gewölbe, ihrem ganzen Gottesbau auf diesem heiligen Fundamente ruht. Und dieser Religionshaß kann sich verbinden mit der weit verbreiteten Unwissenheit in religiösen Dingen, welche so viele jedem Winde, um wieviel mehr dem heftigsten Sturme preisgibt. Er kann zu sich heranziehen die allgemeine Unzufriedenheit, welche durch alle Klassen der menschlichen Gesellschaft geht; er kann für seine Zwecke ausbeuten die schrecklich um sich greifende Armut und Lebensnoth, welche in gefährlicher Weise große Massen für alles Höhere abstumpft und ihnen bald

kein anderes Verlangen und keine andere Lust mehr im Herzen läßt als das Verlangen und die Lust, sich einmal satt zu essen. Es kann dieser Haß sich endlich verbinden mit der Wollust und jeglicher sittlichen Versunkenheit, indem er ihnen den Becher bietet, aus welchem sie Betäubung des schreienden Gewissens trinken; indem er die Auflösung aller heiligen Bande christlicher Zucht proclamirt und so der nimmersatten Leidenschaft noch größere Befriedigung vorspiegelt.

Um all diese Leidenschaften und Nöthen unserer armen Zeit zieht der Haß seine weiten Kreise; sie alle sammelt er um seine Fahne und führt sie zum Kampfe gegen Jesum Christum, seine heilige Offenbarung und Kirche. Wohl braucht nun Christus die Zahl seiner Feinde nicht zu zählen; es kommt für ihn jener Tag der Verherrlichung, da wir alle, ob gläubig oder ungläubig, vor ihm unsere Kniee beugen müssen. Wohl hat nun Christi heilige Kirche für ihr Dasein nichts zu fürchten; sie wird siegreich aus diesem Kampfe, wie aus allen Kämpfen früherer Zeit, hervorgehen. Auf ihr ruht die Verheißung, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen, daß sie dauern wird bis zum Ende der Welt. Aber uns Christen und jeder einzelnen Seele ist eine solche Verheißung nicht gegeben. Für uns liegt in diesem Kampfe eine Versuchung. Wir haben zuzusehen, daß wir für unsern Theil standhaft den schönen Kampf streiten und die Krone des Lebens erringen. Dazu genügt es nicht, daß wir Gott, wie es so unsere Art ist, die Sache rund und ganz anheimstellen, selbst aber die Hände in den Schoß legen und warten wollen, bis die wilden Wasser sich verlaufen haben. Wir würden jenem einfältigen Landmanne gleichen, der, als er an einen großen Strom gekommen war, den er überschreiten sollte, um seine Heimat wieder zu finden, ruhig auf das ruhige Ufer sich niedersetzte und warten wollte, bis das Wasser abgelaufen sei. Das Wasser aber floß aus lebendigen Quellen und nahm kein Ende. Auch die wilden Fluthen des Kampfes gegen Jesum Christum haben Quellen, welche nie versiegen. Sie entspringen der Verfinsterung des menschlichen Geistes und den Leidenschaften des Herzens, welche bis ans Ende der Welt hienieden ihre Stätte haben. Darum gilt es vor dem Strome des Unglaubens und des Verderbens nicht zu zagen, uns durch ihn nicht trennen zu lassen von Jesus Christus und unserem Heile, sondern muthig über ihn hinweg den Boden des Christenthums zu gewinnen und auf ihm uns festzusetzen. Es gilt, unsere religiöse Erkenntniß und Bildung immer tiefer zu gründen und besonders über die Grundlehren aller Religion und des Christenthums uns tiefere und klarere Einsicht zu erwerben, damit uns in den Gefahren der Zeit der religiöse Boden nicht unter den Füßen entschwinde.

Dem entsprechend werde ich, so Gott will, an den Mittwochen der heiligen Fastenzeit zu euch reden über die Grundwahrheit des Christen-

thums, über die göttliche Sendung Jesu Christi. Jesus Christus hat sich vor uns ausgewiesen mit unwiderleglichen Beweisen als der Träger und Ueberbringer einer wahrhaft übernatürlichen göttlichen Offenbarung an die Menschheit. Heute werden wir von den Offenbarungen Gottes sprechen, welche der Erscheinung Jesu Christi vorausgegangen sind, von den Offenbarungen Gottes an unsere Stammeltern im Paradiese und durch sie an alle Menschen, sodann von der Offenbarung Gottes an jeden Menschen in dem Gewissen. In der nächsten Predigt werde ich sprechen von Christi sündelosem, heiligem Wandel; sodann in der dritten Predigt von Christi Aussprüchen über sich selbst und seine göttliche Sendung und von der Wahrheit und Vortrefflichkeit seiner Lehre; darauf in zwei Predigten von Christi Wundern [1], und endlich in der letzten Predigt von Christi Weissagungen. Wohl gibt es außer diesen noch viele Punkte, welche hier zur Sprache kommen sollten, wie auch unser Heiliger Vater Papst Pius IX. in seinem ersten Rundschreiben an die Bischöfe der Christenheit ausruft: „Wie viele, wie wunderbare, welch glänzende Beweise sind vorhanden, durch welche die Menschen sich ganz zuverlässig überzeugt halten müssen, daß die Religion Christi eine göttliche ist!“ Aber wie dürfte ich es wagen, all diese glänzenden Züge, welche mit beredter Zunge die Göttlichkeit des Christenthums predigen, einzuzeichnen in den engen Rahmen von wenigen Stunden, welche mir auf dieser Stätte gegönnt sind? Und wie dürfte ich mich dazu verstehen, solches, dessen Verständniß tiefere Gelehrsamkeit und mühevolles Denken fordert, wie sehr es auch sonst für die Göttlichkeit des Christenthums spricht, hier aufzuhäufen und damit meine Rede und ihren Eingang in eure Herzen zu erschweren? Ich erinnere mich aber daran, daß auf dem Meere ein kleines Schifflein, wenn es sich weise nach den unwandelbaren Sternen richtet und von ihnen sich leiten läßt, manchmal so glücklich ist, zu demselben Ziele, an dasselbe Ufer zu gelangen, auf welchem das größte, stolzeste Schiff des Oceans landet. So wage ich auch zu hoffen, daß meine Reden, obgleich einem schwachen und mangelhaften Schifflein vergleichbar, doch zu ihrem großen Ziele kommen, wenn es nur Gott gefällt, in der Höhe des Himmels meiner zu gedenken, mit seinen erleuchtenden Strahlen von oben her mir den rechten Weg und die glückliche Richtung zu zeigen und mir eure Herzen aufzuschließen.

I.

Die Heroldstimme der Kirche ruft uns heute zu: „Gedenke, Mensch, daß du Staub bist und zum Staube zurückkehren wirst.“ Zugleich hält die Kirche uns in der Asche unser Bild hin, nicht das Bild der Züge,

---

[1] Leider hat sich der eine Vortrag über die Wunder nicht vorgefunden.

welche das Leben uns aufgeprägt hat, wohl aber jene Züge, welche der Tod uns aufdrücken wird. Ist es aber der ganze Mensch, welcher des Staubes Beute wird, oder nur ein Theil des Menschen? Was bist du denn, o Mensch? Die Antwort wird lauten: Ich bin meinem Leibe nach ein Gebilde, im wesentlichen nicht verschieden von den andern Naturgebilden, welche zu einem flüchtigen, schnell vorübergehenden Leben auftauchen und dann wieder verschwinden. Ich sehe mit meinen leiblichen Augen wie das Thier mit seinem Auge, und so wie beim Thiere regt sich und lebt die wundersame Maschine meines Leibes nach den nothwendigen Naturgesetzen. Mein Körper wächst empor, ohne mich darüber zu befragen; mein Herz schlägt, und die Blutwelle rinnt stetig durch die Adern, ohne meine Einwilligung abzuwarten. Und wenn seine Zeit vorüber, dann welkt mein Leib hin, die Pulse stocken, und das Herz schlägt nicht mehr, wie sehr ich mich auch dagegen aufbäumen mag; mein Wille und mein Widerspruch können den ins Grab sinkenden Leib nicht aufrecht halten. Hier habe ich keine Freiheit, hier ist das eiserne Reich der Nothwendigkeit, welche meines Widerspruches spottet. Aber, wird der Mensch fortfahren, wenn er nur sich selbst recht kennt: Ich bin auch noch etwas anderes als dieser Leib, ich bin auch ein Geist, welcher sich nicht dabei befriedigt, flüchtig die bunten Erscheinungen der Welt, wie das Kind ein Bilderbuch besieht, anzuschauen und sich zu merken, sondern der auch fragt und forscht, woher all diese Erscheinungen und Gestalten kommen und wozu sie da sind; der auf das Wesen und den Grund der Dinge dringt und sich hinaufschwingt zu demjenigen, der Geist und Leib geschaffen, und über beiden erhaben thront von Ewigkeit zu Ewigkeit, zu Gott, dem Urgrund und Schöpfer aller Dinge. Und dieser Geist in mir will und wirkt nicht mit Nothwendigkeit, wie z. B. mit Nothwendigkeit mein Blut durch die Adern hüpft; nein, ihm sind seine Wege freigegeben. Er hat eine breite Bahn des Wirkens; er kann das Gute und das Böse wählen; er kann vom Bösen wieder zum Guten sich wenden. Jeden Augenblick steht er am Scheidewege, und die Lose des Heiles und des Verderbens sind ihm übergeben, daß er frei sich entscheide.

Als der berühmte König und Held Alexander der Große einmal in der Schlacht von einem Pfeil getroffen worden war, und die Aerzte, welche den Pfeil aus der Wunde ziehen sollten, ihm vorher die Hände binden wollten, damit er nicht etwa durch eine unzeitige Bewegung ihre Handlung störe, wurde der König zornig und sprach: „Es ist ungeziemend, einem Könige die Hände zu binden." Ein König ist auch unser Geist in seiner von Gott gegebenen Freiheit; ihn kann kein Mensch binden. Wer auch Macht hat, uns Hände und Füße zu binden, über unsern Geist hat er keine Macht; er schwebt mit seiner Freiheit hoch über allem Zwange. In diesem unserem lichten, freien Geiste liegt der Adel der

Menschheit. Dieser Geist spiegelt sich ab im Auge und im Antlitze des Menschen, so daß selbst wilde Thiere oft eine geheime Scheu und Achtung vor dem menschlichen Blicke und Angesichte haben. Ja, dieser Geist läßt, wenn der Leib im Tode zusammensinkt, seine Spur, seinen Widerschein noch beim Scheiden auf dem Antlitze des Todten zurück, so daß es oft eine eigenthümliche Ehrwürdigkeit hat, in dem todbleichen Angesichte die erhabenen Gedanken des entflohenen Geistes gleichsam noch nachzittern zu sehen, so wie die Saiten einer Harfe noch nachzittern, wenn schon in der Ferne die süßen Töne verklingen, welche in ihnen geweckt wurden.

Aber mit diesem edeln Geiste des Menschen hat es eine eigene Bewandtniß. Er schlummert und schläft immerfort, wenn er sich selbst überlassen bleibt, wenn der Mensch unter Thieren und in der Wildniß aufwächst. Uralte Geschichtsbücher erzählen von einem König, seines Namens Psammetich, welcher neugierig auskunden wollte, was aus jungen Menschen würde, welche ohne Erziehung und ganz getrennt von allen Menschen aufwüchsen. Er nahm einige Knaben, welche noch nicht der Rede mächtig waren, und ließ sie unter Thieren leben. Und siehe da! ihr Leib bildete sich aus und erstarkte; sie wurden äußerst gewandt und gelenkig, allein sie konnten nur thierische Töne lallen. Vom edlen Menschengeiste, von menschlicher Sprache und menschlicher Bildung zeigte sich keine Spur; der Geist lag in tiefem Schlafe begraben. Erst später, als sie zu Menschen kamen, Menschen zu ihnen sprachen und mit ihnen verkehrten, da war es, wie wenn eine laute Stimme einen Schläfer weckt, wie wenn ein Funken zündend einfährt. Der Geist erwachte, besann sich auf sich selbst; sie lernten reden und wurden den andern Menschen gleich. So hat sich die Sache herausgestellt schon im grauen Alterthum. Aber auch in neuerer Zeit fehlt es nicht an Bestätigungen dafür. Kinder, welche in einer schweren Fügung, bevor ihr Geist erwacht war, den Menschen abhanden kamen und in der Tiefe der Wälder und Wildnisse sich verloren, ohne Verkehr mit andern Menschen aufwuchsen, fand man später im kläglichen Zustande der Thierheit; erst später unter andern Menschen, unter dem Segen der Erziehung zeigten sie die edle Menschennatur.

Der menschliche Leib ist von der Erde; er gehört zur großen Familie der Mutter Erde. Darum entwickelt er sich auch an der Erde, erstarkt von ihrer Nahrung, wird gelenkt und gewandt in ihren Wäldern und Fluren. Der menschliche Geist aber ist nicht von der Erde. Er ist der Erde ein Fremdling, kein Glied ihrer Familie. Darum kann die Erde ihn auch nicht erziehen und entwickeln. Er muß entwickelt werden von andern Geistern, welche schon ihre Bildung erhalten haben.

Fragen wir nun uns: Wer hat denn unsern Geist aus seinem Schlummer gerufen, ihn entwickelt, ihn erzogen? Ach! diese Frage weckt gleich schon die süßesten Erinnerungen entschwundener Tage. Schon unsere

Wiege war von der Sorgfalt, der Liebe anderer Menschen umgeben. In ihren Augen leuchtet uns die erste Liebe, welche wir hier auf Erden kennen lernten. Wir nennen diese mit den theuersten Namen, welche es auf Erden gibt. Wer aber hat ihnen verholfen zu einem menschlichen Leben? O! auch sie haben nicht in der Wildniß von den Thieren ihre Erziehung erhalten können. Auch auf ihrer Kindheit hat der Segen der Erziehung durch ältere Menschen geruht, und sind auch ihre Herzen alt geworden, diese Erinnerung aus ihrer Kindheit ist nicht alt; sie prangt in ewiger Jugend noch in ihrem Herzen. Fragt bei einem Greise nach seinen Eltern, nach denen, welche seine Kindheit umgaben, — er lebt auf in der Erinnerung der harmlos schönen Tage, er wird beweglich und lebhaft, wie wenn die Erinnerung an seine Kindheit mit ihrem Zauber sein altes Herz auf einen Augenblick verjüngte.

So geht es immer weiter hinauf durch die Reihen der Menschheit. Jede Generation hat ihre Erziehung, wie dürftig und mangelhaft sie auch sein mag, von einer ältern erhalten. So schlägt sich eine ununterbrochene Kette menschlicher Bildung, Ring um Ring hinauf bis hin zu den ersten Stammeltern des Menschengeschlechtes, bis hinauf in die nebelgraue Zeit, wo aus umhüllter Urne die große Geschichte der Menschheit ihre Ströme ausgießt. Woher haben denn diese Stammeltern ihre menschliche Erziehung empfangen, von wo hat ihr menschliches Thun das Leben hergenommen? Vielleicht aus sich selbst? Aber wir wissen, daß der Mensch aus sich selbst gar nicht einmal aufwacht zu menschlichem Leben, sondern erscheint, wie wenn er nur ein Thier wäre. Also wiederum: Woher haben die ersten Stammeltern ihr menschliches Thun und Leben, ihre menschliche Bildung? Vielleicht von andern Menschen? Aber die Menschen, vor welchen jetzt unsere Frage steht, sind ja selbst die ersten, und über sie hinaus gibt's keine mehr. Sonach werden wir also hinaufsteigen müssen zu Gott, sonach werden wir denken und annehmen müssen, daß er selbst, der in dem ewigen Lichte aller Erkenntniß wohnt, zu dem Menschen erbarmungsvoll sich herniedergeneigt, daß er sich ihm geoffenbart und so seinen Geist, welchen er erschaffen, auch ins rege Leben gebracht, mit den ersten Erkenntnissen und seiner ersten Bildung geschmückt hat. Das ist die erste übernatürliche Offenbarung Gottes an die Menschheit. Durch sie wurde das schöne menschliche Leben eingeleitet, durch sie die erste Religion gegeben. Die schöne Kette der Erziehung und Bildung, welche durch alle Generationen hinaufgeht bis zu unsern Stammeltern, knüpft sich hier mit ihrem letzten Ringe an den Thron Gottes selbst an, welcher in ewig ungetrübtem Lichte steht.

Gehet nun bei den Völkern der Erde um, Geliebte, haltet Nachfrage bei ihnen, wer ganz am Anfange menschliche Gesittung und Bildung und den ersten religiösen Unterricht ihren Stammeltern gebracht. Die Völker

werden euch nirgendwo auf der Welt sagen, daß die Stammeltern das so aus sich erfunden haben; nein, sie weisen auf den Himmel hin, daß an ihm die leuchtende Pforte sei, aus welcher menschliche Bildung und die Religion niedergestiegen; sie verweisen euch auf die Gottheit und ihre Offenbarung. Ich meine nicht nur die Völker, welche die Heilige Schrift besitzen und verehren, die so klar von dieser Offenbarung Gottes an unsere Stammeltern im Paradiese spricht; ich meine nicht nur die Völker, welche Gott auch noch später in besonderer Führung gnädig geleitet, und die in der Tageshelle der wahren Religion leben; nein, auch die Völker, welche in der tiefen Nacht des Heidenthums und auf den verschlungenen Irrgängen der falschen Religion sich befinden, — sie haben alle dieselbe Ueberlieferung aus ihren ältesten Zeiten und stimmen mit uns in diesem Punkte überein. Alle Völker, welche das Erdenrund umwohnen, auf Bergeshöhen und in tiefen Thälern, unter allen Himmelsstrichen, — sie lehren, daß es ein höchstes Wesen gibt, und daß dieses in urältester Zeit sich geoffenbart und die Religion den Stammeltern mitgetheilt habe. Als Columbus nach seiner kühnen Meerfahrt an den Gestaden von Amerika landete, fand er Völkerschaften, versunken in mannigfachen Aberglauben und heidnischen Götzendienst, Völker, welche mit blutigen, grausenhaften Menschenopfern ihren Gottesdienst befleckten; aber auch sie hatten eine uralte Ueberlieferung von Gottes Offenbarung im Anfange mit in ihr Land, in die Neue Welt gebracht, und die Ueberlieferung war ihnen noch nicht verloren gegangen. Und vor einigen Jahren erst hatte die Welt ein in dieser Beziehung merkwürdiges Schauspiel. Ein deutscher Prinz traf auf einer Reise in fernen Landen zu Alexandrien in Aegypten einen jungen Mohren, welcher gefangen worden und als Sklave verkauft wurde. Er war aus dem Innern von Afrika, auch aus einer neuen Welt; denn das Reich, in welchem er das Licht der Welt erblickt hatte, war bisher unbekannt und auf keiner Landkarte verzeichnet. Der deutsche Prinz nahm sich des Unglücklichen an und brachte ihn in unser Vaterland. Was wird nun das heidnische Mohrenkind uns von den Ueberlieferungen bei seinem Volke sagen können? Auch dieser Neger erzählte, wie bei seinem Volke der Glaube gehe, daß ein höchstes Wesen ein Menschenpaar erschaffen und dann zu ihm herniedergestiegen sei; und da Gott sich offenbarte, hätten die Thiere stumm zur Erde sich gekehrt, die Menschen aber hätten sogleich zu ihm aufgeschaut und auf ihn gehorcht. Gott aber habe sie besonders in seine Huld aufgenommen.

In ähnlicher Weise bezeugt die Stimme des ganzen Menschengeschlechtes die glänzende That der uranfänglichen göttlichen Offenbarung. Sehet die Völker, hingestreut über die weite Erde. Gott hat sie ihre eigenen Wege gehen lassen. Sie sind durch Verschiedenheit der Sprachen und der Sitten getrennt; sie sind voneinander abgeschlossen durch ge=

waltige steinerne Bergketten oder den breiten Wassergürtel der Meere, sie wohnen in verschiedenen Zonen, sie haben vielfältig geirrt und gefehlt; aber sie haben Ueberlieferungen empfangen von Jahrhundert zu Jahrhundert. Diese Ueberlieferungen steigen bis zum Anfange der Zeiten hinauf und tragen alle unter verschiedenerlei phantastischen Ausschmückungen als Kern die gemeinsame Wahrheit: daß der Mensch sich nicht seine Bildung selbst gegeben, nicht sich seine Religion selbst gemacht, sondern daß Gott von seiner Höhe des Menschen freundlich sich angenommen und an seiner Hand ihn in das schönere, echt menschliche Leben geleitet habe.

Erst in dem vorigen Jahrhundert gewann durch einen halb wahnsinnigen Franzosen, der aber bei den eigenen Landsleuten sein früheres Ansehen lange schon eingebüßt hatte, die Lehre Aufnahme: daß die Menschen anfangs den Thieren gleich in Wald und Wildniß gelebt und später erst sich selbst erzogen und dressirt hätten. Und mancher mit dem Anscheine tiefer Bildung pocht nun darauf, daß seine Urväter das niedrige, dumpfe Leben der Thiere gelebt hätten, dann aber einmal in glücklicher Stunde so rein aus sich zu sich selbst gekommen, sich gewaschen und gebürstet und immer fortgeschritten seien, bis endlich der geschniegelte und gebügelte Jüngling oder Mann in modernem Frack und Paletot herausgekommen. Aber wahrlich, hätte Gott nicht am Anfange sich uns geoffenbart und so die Bildung des Menschengeschlechtes eingeleitet, so würden wir alle uns nicht zu der geistigen Schönheit und Würde des menschlichen Lebens erhoben haben; wir alle trügen das Brandmal und die Schmach thierischer Niedrigkeit. Aber Gott hat die Menschen im Anfange ihres Daseins nicht lieblos unter den unbekannten, unwürdigen Schatten der Wildniß hingelegt, nicht unter die wüsten Dornhecken der Erde, in die Gesellschaft der Thiere; nein, er, der mit ewiger Liebe seine Menschen geliebt, hat sie niedergelegt bei der Schöpfung in den Schoß seiner Erbarmungen. Wir dürfen uns rühmen des Adels und der Würde unserer Stammeltern, mit welchen Gott selbst verkehrt hat. Auf Gottes Offenbarung im Anfange weist jegliche geistige Entwicklung zurück. Auf sie weist zurück der Wunderbau der menschlichen Sprache; auf sie weist zurück alle höhere Erkenntniß und Gesittung in der Menschheit, nicht, als ob das alles so fertig Gott den Menschen gegeben; aber der Mensch hätte es nie erringen können ohne Gottes Offenbarung im Anfange.

Welch eine Undankbarkeit darum, die geistigen Gaben, mit welchen wir geschmückt sind, unsere Kenntnisse und unsere Bildung, Gaben, welche doch nur unter der Sonne der göttlichen Offenbarung sprossen konnten, gegen Gott und seine Offenbarung als Waffen zu gebrauchen! Schon ein heidnischer Weiser sagte: Als Undankbarer zu sterben, das ist der infamste, der schmachvollste Tod; und ich setze bei: Als Undankbarer zu leben, ist das schmachvollste Leben. Alle großen und edeln Menschen

bewahrten den Erziehern und Lehrern ihrer Jugend dankbar einen Platz in ihren Herzen, auch damals, als sie an Geist und Wissenschaft weit dieselben übersahen. Und die Menschheit soll undankbar hinwegschauen über den göttlichen Lehrer, dessen Segen über die Kindeszeit des ganzen Menschengeschlechtes, über die ersten Tage unserer Stammeltern sich ergoß? Aber das ist das traurige, das beweinenswerthe Los der schönsten Gaben und Gnadengeschenke Gottes in den Händen der Menschen, daß unter diesen Händen sie von ihrem Segen verlieren und umgewandelt werden zum Schaden und zur Strafe. Schon das Paradies, der Schauplatz der Offenbarung und der heiligen Bünde Gottes mit den Menschen, sah diese Bünde der Freundschaft traurig zerrissen, sah von den Menschen sich verwandelt in die traurige Stätte der Sünde und in den Richtplatz, auf welchem Gott über den zagenden und zitternden Sünder sein Urtheil sprach und seine Strafe verhängte. Aber noch immer ließ Gottes Hand den Menschen nicht gänzlich sinken. Auch in der Oede und dem Jammer des Lebens ging er allen Menschen immerfort mit seiner Huld und Liebe nach in der Offenbarung des Gewissens.

II.

In jenen frühern christlichen Jahrhunderten, da die Einöden Aegyptens von den Einsiedlern, diesen Männern des Stillschweigens und der Buße, bewohnt und mit dem christlichen Heldenmuthe ihrer Entsagungen, mit ihren Tugenden und Gebeten belebt und geschmückt waren, meldete sich eines Tages, wie der berühmte Abt Sabbas selbst die Geschichte erzählt hat, ein unbekannter Mann und begehrte mit allen Anzeichen eines aufrichtigen Sinnes und Eifers die Aufnahme in die gottgeweihte Genossenschaft. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Der Fremde, großen Schrittes in aller Tugend und Entsagung voranschreitend, war selbst den Genossen dieser strengen Lebensweise eine ungewöhnliche Erscheinung. Aber es zeigte sich öfter auch an dem seltsamen Manne eine unerklärliche Unruhe, eine scheue, ängstliche Beweglichkeit des Blickes, eine Vertieftheit in fremdartige Gedanken, ein unheimliches Zittern und Zagen, welches gegen den stillen, harmlosen Frieden der andern und gegen die heilige Sabbatruhe, welche die ganze Landschaft athmete, gar merkwürdig abstach. Was war es nun, was das Herz klopfen machte und in unruhiger Bewegung hielt unter dem Einsiedlergewande, welches aller irdischen Unruhe Schweigen und Scheiden gebietet? Der Mann hatte eine geheime Blutschuld mit dem Habit bedeckt. In der Stadt Diospolis hatte er aus Beweggründen, welche wir nicht kennen, einen unschuldigen Knaben gemordet. Mit dem stillen Entschlusse, die geheime Schuld zu sühnen, war er in die Einöde gekommen. Aber das Bild seines Verbrechens, welches ihn aus der lauten Welt hinausgepeitscht, war auch in die Einöde ihm gefolgt. Auch da

störte ihn immer eine geheime Stimme auf, und eine geheime Macht trieb ihn wieder zurück nach der Stadt Diospolis, an den Platz seiner Sünde. Nachdem er, im Ringen ermüdet, sich seiner innern Stimme gefangen gegeben, lieferte er dort sich der Obrigkeit in die Hände und wurde öffentlich hingerichtet.

Was war das für eine wundersame Stimme, welche wie ein Donner durch seine Seele fuhr, was für eine starke Macht, die ihn hin- und herriß und endlich auf dem Richtplatze vernichtete? Das war sein Gewissen, das Gewissen, welches die Weisen des Alterthums schon darstellten als eine himmlische Macht, mit Zügel und Geißel bewaffnet. Wenn der Mensch sich hingestellt findet auf den Scheideweg des Lebens, zwischen das Gute und das Böse, dann spricht diese Stimme des Gewissens ihr großes Machtgebot: Dieses sollst du, und jenes sollst du nicht; für diese Straße entscheide dich und jene meide. Mit ihren ernsten, heiligen Geboten sucht sie wie mit einem Zügel die Menschen auf den rechten Weg zu leiten und auf ihm zu halten. Und wenn der Mensch seinen Theil gewählt, wenn die Entscheidung gefallen, dann beginnt das Gewissen ein neues Geschäft. Es besteigt den Richterstuhl, welcher in jedes Menschen Brust aufgeschlagen ist. Die Gedanken des Menschen erscheinen vor diesem Richterstuhle, indem sie sich gegenseitig anklagen und vertheidigen. Dann wird des Menschen Thun abgewogen auf der richtigen Wage, und es wird ihm Belohnung oder Strafe zuerkannt. Und wohl sind die Belohnungen kostbar, welche das Gewissen ausschüttet in das Menschenherz. Sie machen die Armen reich, die Bedrängten froh und hoffnungsvoll; sie trösten den Verbannten und Verjagten und bereiten ihm in seinem Innern Ersatz für die verlorene Heimat, gleichsam ein neues heiteres Vaterland. „Das ist unser Ruhm,“ ruft der große Weltapostel aus dem Andrange aller Leiden heraus, „das Zeugniß unseres Gewissens!“ [1]

Aber auch eine furchtbare Geißel schwingt das erzürnte Gewissen in seinen Strafen. Schon Adam, unser Stammvater, verbarg sich zitternd im dichten Laubwerk der Bäume unter seinen Streichen. Kain floh hinweg von dem Boden, welcher Abels Blut getrunken. Er ist Gründer von Städten und Burgen; denn in Gesellschaft vieler, hinter Mauern und Riegeln wollte er sich verbergen, sich zerstreuen, seine Angst verjagen, sich sicherstellen; aber in seinem eigenen Innern hatte er seinen Richter, und dieser zeigte ihm immerfort das vergossene Blut. Mitten in die geselligen Vergnügen, auf Jagdpartien, beim Spiele, auf zerstreuenden Reisen erhebt sich auf einmal diese Stimme, diese strafende Macht. Das Gewissen spricht und straft, wann es will; es läßt unvermuthet sich hören.

---

[1] 2 Kor. 1, 12.

Selbst in den Schlaf bricht es ein und streut die Bilder des Vorwurfes und des Schreckens in unsere Träume aus.

Was ist das für eine Stimme, welche uns zu befehlen hat und uns vor ihren Richterstuhl fordert? Was ist das für eine Macht, welche unantastbar hoch über uns steht, uns belohnt und bestraft? Nur Gott hat uns so zu befehlen und zu gebieten, zu belohnen und zu bestrafen. Das ist Gottes Stimme, Gottes Macht; das Gewissen ist Gottes Offenbarung an alle Menschen. Und es gerade ist die Offenbarung des Sohnes Gottes, welcher später in Jesu Christo als Mensch unter uns erschien. Höret die feierlichen Worte, welche Johannes der Evangelist spricht: „Im Anfange war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. In ihm war das Leben, und das Leben war das Licht der Menschen, und das Licht leuchtete in die Finsternisse, und die Finsternisse haben es nicht begriffen. Es war das wahrhaftige Licht, das da erleuchtet jeden Menschen, der in diese Welt kommt."[1]

Wohl kann der Mensch dieser wunderbaren, heiligen Offenbarung des Sohnes Gottes in der Stimme des Gewissens hartnäckig sein Herz verschließen, daß sie ihm immer ferner und ferner klingt; wohl kann er dieser hehren Offenbarung allen Widerstand und Trotz eines verhärteten Willens entgegensetzen, sowie er auch der äußern Offenbarung, wie sie in Jesu Christo und in seiner heiligen Kirche ergeht und ihm auf jedem Schritt und Tritt begegnet, geflissentlich ausweichen und ihr seinen Widerspruch entgegensetzen kann. Wer aber unter allen Völkern auf die Stimme des Sohnes Gottes in seinem Gewissen horchte, der wurde auch von Schrecken und heiligem Schmerze ergriffen über sein sündenbeflecktes, mangelhaftes Leben, der wurde auch von einem namenlosen Verlangen erfaßt, daß seine Sünde getilgt und er mit Gott wieder versöhnt werde, der wurde von der glühenden Sehnsucht beseelt, daß eine höhere Kraft seine Schwäche stärken möge, die Gewalt des Bösen zu brechen und seinem Gewissen genugzuthun. So waren auch schon die bessern Heiden, welche in der alten Zeit vor Christus ohne äußeres Gesetz und äußere Offenbarung lebten, mit Jesus Christus, dem Erlöser, durch ihr Gewissen und ihre, wenngleich noch dunkle Sehnsucht nach Erlösung verbunden. Und, Geliebte im Herrn, gibt es denn auch heute, obgleich Christus vor langen Jahrhunderten erschienen ist, nicht noch einzelne Völkerschaften, welche eigentlich noch in den Zeiten *vor* Christus leben? Ich behaupte wohl, daß es solche gibt in den glühenden Gefilden des innern Afrikas, auf kleinen, ungekannten Eilanden in fernen Meeren, in jenen Winkeln, in welche das Licht des Evangeliums bis jetzt noch nicht hineingeleuchtet hat, wo Christus noch der große Unbekannte ist. Aber in dem Gewissen

---

[1] Joh. 1, 1 ff.

leuchtet ein Strahl dieses Lichtes auch schon in ihre Finsternisse. Wenn sie mit Liebe und Eifer dem Pfade folgen, welchen dieser Strahl sparsam beleuchtet, so sind sie glücklich auf den Spuren Jesu Christi, den sie nicht kennen, dessen Namen sie nicht nennen. Sie werden zum vollen, beseligenden Lichte Jesu Christi gelangen, entweder noch hier auf Erden oder jenseits des Grabes.

Nicht eine zweifelhafte und ausgeschmückte Legende, sondern eine gewisse, höchst beglaubigte Geschichte ist es, was in dieser Hinsicht von dem berühmten Apostel Brasiliens, Joseph Anchieta, erzählt wird. Als er im Jahre 1553 unserer Zeitrechnung auf einer apostolischen Wanderschaft mit einigen Gefährten durch die weiten Gebiete Brasiliens zog, trieb es ihn auf einmal, wie wenn eine unwiderstehliche Ahnung, eine höhere Macht ihn zöge, über welche er sich selbst keine Rechenschaft zu geben wußte, von seinen Gefährten hinweg ins tiefere Dickicht und Dunkel des Waldes. Nachdem er einige Zeit gegangen, traf er auf einen Greis, der von Alter und Ermüdung gänzlich gebrochen, unter der Laubdecke eines Baumes sich niedergelassen, um nie wieder aufzustehen. Auf mehrere Fragen, welche der Greis mit erlöschender Stimme beantwortete, ergab sich, daß er ein Heide war, der sein Leben lang treu der Stimme seines Gewissens in allen wichtigen Punkten gefolgt, eine nicht ganz unrichtige Erkenntniß Gottes hatte und in dunkler Sehnsucht nach höherem Lichte und größerer Gnade aus seinem fernen Wohnplatze weggegangen war, die neue Heilsbotschaft der christlichen Missionäre aufzusuchen. Nachdem Anchieta ihm auf der Stelle, soviel thunlich, die Hauptwahrheiten des Heiles verkündigt hatte, taufte er ihn mit den Regentropfen, welche auf dornigen Gewächsen ringsumher hingen, dem einzigen Wasser in der Nähe und gab ihm in der Taufe den Namen Adam. Da der alte Heide als ein neuer Christ sogleich fröhlich verschied, nachdem seine Augen das Heil gesehen, das Licht zur Erleuchtung der Heiden, machten die Hände, welche ihn getauft, ihm auch sein Grab im lockern, sandigen Boden, auf dem Platze seiner Wiedergeburt.

Welch eine gnädige Fügung der Vorsehung, welche diesen heilsbegierigen, frommen Heiden zum Heile führte! Gewiß hat Joseph Anchieta lebhaft der Worte gedacht, welche Petrus, der Apostelfürst, vor dem Heiden Cornelius gesprochen: „In Wahrheit habe ich nun erfahren, daß bei Gott kein Ansehen der Person gilt, sondern wer unter jeglichem Volke ihn fürchtet und Gerechtigkeit übt, der ist ihm angenehm.“ [1] Führt nun Gott auch nicht jedem, welcher der Offenbarung in seinem Gewissen folgt, aber Christum nicht kennt, noch vor seinem Lebensende einen seeleneifrigen Joseph Anchieta zu, so wird

[1] Apg. 10, 34—35.

er, der Allweise, noch in anderer Weise und noch wunderbarer, wenn das leibliche Auge bricht, Jesum Christum dem geistigen Auge zeigen.

Da ist aber unsere Rede hinausgeeilt nach fernen Ländern, liebevoll solche aufzusuchen, welche Jesum Christum nicht kennen und doch mit ihm in Verbindung stehen und sie als Brüder in unserem Herrn zu umarmen. Ich rufe die Rede aber wieder zurück in unsere christlichen Länder, in unser Vaterland und unsere Heimat. Ich will mich ganz offen aussprechen. Mitten in der Verkennung Jesu Christi lebt in meinem Herzen noch eine süße Hoffnung: ich glaube, daß manche von uns, welche Jesu Christo so ferne stehen, wirklich ohne große Schuld von ihrer Seite Jesum Christum nicht kennen. Ach! wer weiß, was in dem Menschen ist, als nur der Geist des Menschen selbst, welcher in ihm ist? Wer kann hineinschauen in eine Menschenseele und mit Gewißheit sagen: hier ist die große, die ungeheuere Schuld der Verkennung und Verläugnung des Heilandes der Welt. Das aber weiß ich, daß die Verhältnisse, unter welchen wir geboren und zu Männern geworden sind: die gewaltigen politischen Umwälzungen, welche sozusagen schon die Wiege, in welcher manche aus uns gelegen, mit Blut bespritzt haben, die Erziehung und das Beispiel in manchen Familien, der Gang unserer Bildung, unsere Studien, unsere Bücher manchmal viel zu viel Christo entfremdet sind, als daß in ihnen Christus uns nicht wieder fremd werden und fremd bleiben sollte. Wir, die wir durch die gefährliche Bahn dieser modernen Bildung gegangen, wir können es nur als eine gnädige Fügung Gottes preisen, daß wir zu dieser Stunde Jesu Christo treu sind mit unserem Glauben, unserer Hoffnung, unserer Liebe und Anbetung. Darum aber wären wir schon weit davon entfernt, gegen unverschuldete Irrthümer fanatisch und unduldsam zu sein, wenn uns auch nicht einmal das Christenthum jene Liebe lehrt, welche alles hofft und nichts Arges denkt. Unsere Entrüstung geht nur gegen die Leichtsinnigen und Gewissenlosen, welche mit dem hohen Ernste des Lebens gleich den Kindern spielen und aller höhern Wahrheit den Rücken kehren, oder die zuerst das Thier, die Bestie im Menschen, welche nach Wollust heult, auf die Weiden der Sünde führen und dann hintennach, um ihr Gewissen zu beschwichtigen und ihr Leben zu vertheidigen, eine Theorie zu ihrer Praxis suchen.

Von den Edlern und Bessergesinnten aber hoffe ich, Gott werde sie zurückführen zu den Füßen Jesu Christi, von welchen sie sich verirrt haben, und er werde es bald auch thun durch die Macht der großen Ereignisse, welche gewiß viele Täuschungen und eitle Vorspiegelungen gleich schwachen Wolkengebilden zerreißen und zerstreuen werden, während Jesus Christus unvergänglich ist wie die Wahrheit und gerade dann in schönerer Klarheit leuchtet, wenn die menschliche Weisheit rath- und hilflos wird und in ihr hohles Nichts zusammensinkt. Amen.

Jesu sündeloser, heiliger Wandel.

„Einen solchen Hohenpriester zu haben, geziemt sich uns, der da ist heilig, schuldlos, unbefleckt, ausgeschieden von den Sündern und höher als die Himmel geworden.
Hebr. 7, 26.

Mit seinen Gefahren und Schrecknissen umgürtet das Meer die Erde, mit seinen Stürmen und Orkanen bekämpft und besiegt es des Menschen Klugheit und Anstrengung. Aengsten und Schmerzen der mannigfaltigsten Art weiß es aus der Tiefe seiner Gewässer heraufzubeschwören, den Muth und die Hoffnung des Menschen zu vernichten. Nicht leicht aber gibt es auf dem Meere, in diesem unermeßlichen Reiche der Gefahren und der Trübsal, einen Schmerz so groß, ein Schauspiel so herzzerreißend, wie der Schmerz einer Familie auf der See, von welcher ein theueres Glied auf dem Schiffe hinstirbt, wenn das Todtenglöcklein vom Schiffe in schwachen Tönen klagt und die Leiche auf einem elenden Brette hinuntergesenkt wird in die salzige Fluth. Nur eine kleine, leicht aufschäumende Wasserfurche, welche sich aufthut, aber auch sogleich sich schließt, bezeichnet auf einen Augenblick die Stelle, wo das Meer die Leiche verschlungen hat. Dann tragen die Wogen die Leiche von dannen in unbekannte Fernen; keine Thräne findet mehr den Weg zur Ruhestätte, kein Grün, keine Blumen sprossen auf dem Grabe; niemand kann auf das Grab kommen, seine Kniee zum Gebete zu beugen. Nur derjenige kennt die Ruhestätte der Todten im Abgrunde der Meere und auf ödem Meeresstrande, von dem die Heilige Schrift ausruft: „Wie groß sind Deine Werke, o Herr“ [1]; der den Fluthen gerufen und mit dem leichten Sande am Ufer den wilden Wassern ihr Gebiet umschrieben hat, vor dessen Blick selbst die bodenlosen Tiefen kein Geheimniß verbergen können.

Wer aber mit nachdenkendem Ernst das Los des Menschen betrachtet, den gemahnt es, als ob in der Leichenbestattung auf dem Meere sich eigentlich das Schicksal von uns allen abspiegle. Denn die ganze große, lebendige Familie der Menschheit, welche über diese Erde zieht, wirft ihre Todten von sich hinaus in den Zeitenstrom. Einen Augenblick läutet die Glocke ihr Andenken aus; einen Augenblick bezeichnen die Furche und der Hügel des Grabes, der Grabstein und die Todtenkränze die Ruhestätte. Dann aber ergreift der Zeitenstrom Kränze, Grabsteine und Todtengebeine und führt sie weit auseinander und schlägt über ihnen zusammen. Die Menschen sind unterdessen weiter gefahren in der Zeit; die Todten sind ihnen verschwunden in der Ferne der Vergangenheit, im Dunkel der

[1] Ps. 103, 24—25.

Vergessenheit. Gott allein bewahrt ihnen ein immer ungetrübtes Andenken und trägt mitleidsvoll ihre vergessenen und verklungenen Ruhestätten in seiner barmherzigen Hand.

So sind sie hinausgeschleudert worden aus dem Schifflein des Lebens, so sind sie hinweggezogen in die unbekannte Ferne, — die Tausende und Millionen, welche vor uns gelebt, und mit ihnen ihr Andenken, ihre Entwürfe, ihre Pläne, ihre Schöpfungen. Ihr Thun und Streben ist vergessen, ihre Namen nennt kein Lied; ihre Bilder sind erblaßt oder haben doch gar kein Interesse mehr; die Ordenssterne, welche ihre Brust geschmückt, sind in tiefer Nacht erloschen; ihre Wappen und Waffenschilder sind vom Roste zernagt.

Nur einige Menschen, verhältnißmäßig äußerst wenige, theilen nicht dieses Los der Dunkelheit. Sie sind als glänzende Ausnahmen der allgemeinen Regel der Vergessenheit mächtig enthoben, wie wenn ein großer Lichtstreifen ihnen nachzöge. Ihre Namen und ihr Leben, ihr Streben und Wirken, ihre Thaten und Schöpfungen sind der Erinnerung, den Herzen der Menschheit unverlierbar eingedrückt. Die Erde zeigt noch die tiefeingedrückten Spuren ihres Daseins; man fühlt noch die Folgen ihres Auftretens und ihres Wirkens. Ihre Bilder stehen, wenn auch in weiter Ferne der Zeit, dann doch lebendig und in frischem Glanze über dem Gesichtskreise der Menschen und gehen nie unter. Ja gerade der Tod und die Entfernung in der Zeit, welche sonst die Menschen verdunkeln, stellen erst solche Männer ins rechte Licht, machen erst die gerechte Würdigung derselben möglich, umgeben sie, ohne zu täuschen und der Wahrheit zu schaden, mit einem verherrlichenden und verklärenden Ehrenkranze. Ihr Leben war oft zu bewegt. In ihrem Leben haben sie oft viel zu viel Neid erregt, viel zu viel die kleinen Leidenschaften der Menschen gegen sich aufgebracht, als daß schon bei Lebzeiten ihre Person, ihr Wirken und Streben ruhig beurtheilt werden und ihrer Größe volle Gerechtigkeit widerfahren sollte. Das sind die außerordentlichen Menschen, welche in außerordentlichen, bedeutungsreichen Zeiten die göttliche Vorsehung ins Leben ruft, mit ungewöhnlichen Gaben ausrüstet, mit großen Erfolgen krönt, um auf unübersehbare Menschenmassen, in weite Fernen hin zu wirken, um die Welt zu bewegen, einen neuen Geist ihr einzuhauchen und in neue Bahnen sie zu leiten.

Ich muß euch, Geliebte, hier sogleich auf eine große Regel und Ordnung aufmerksam machen, welche Gott selbst in seiner Weisheit vorgezeichnet hat, die uns überall, in allen Kreisen der Menschheit, im Weltlichen wie im Geistlichen, im Profanen wie im Kirchlichen, auf dem Gebiete des Natürlichen wie in der übernatürlichen Ordnung des Heiles immer wieder begegnet. Gott ersieht sich immer einzelne Menschen aus in einer bestimmten Zeit und knüpft an sie die Schicksale von Tausenden,

die Schicksale der Welt. Sie haben weithin einen gewaltigen Anstoß zu geben, den heiligen Willen und die geheimnißreichen, großen Plane der Vorsehung weitaus zu vollführen. So hat Gott schon gleich am Anfange der Schöpfung aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht hervorgehen und aus dem Munde des einen Stammvaters seine Offenbarung im Paradiese dem wachsenden Menschengeschlechte verkündigen und als heiliges Vermächtniß auf allen Wanderungen, auf allen Kreuz- und Querzügen über die Erde mitgeben lassen. So hat er den einen Noe seinen erbarmungsvollen Plan, in den Wassern der Fluth gleichsam noch einen Funken des Menschengeschlechtes aufzubewahren, in dem hundertjährigen Werke der Arche auszimmern und unter der Führung Noes inmitten der allgemeinen Zerstörung der Arche Rettung angedeihen lassen. So hat er durch einen Moses die Trümmer des jüdischen Volkes aus der Knechtschaft Aegyptens herausgezogen und gesammelt. So zog er sich aus der Masse des israelitischen Volkes einen und den andern im Laufe der Zeit heraus als seinen Propheten. Höhere Gnaden und Gaben legte er auf sein geweihtes Haupt, und der Auserwählte rief Gottes Wahrheit aus über das staunende Volk. So gab es nur zwölf Apostel, und diese zwölf mußten sich noch auseinandertheilen; jeder Einzelne hatte für sich eine kleine Welt zu gewinnen und zu leiten. Und wollt ihr an meiner Hand mir weiter folgen in unsere heilige Kirche. Durch einen Kaiser Konstantin wurde den Christen nach langer Verfolgung Gewissens- und Religionsfreiheit gegeben, und in einer heiligen Stunde, welche Gott von Ewigkeit her in seinem Rathschlusse seiner Kirche bestimmt hatte, fielen auf sein Wort die dreihundertjährigen schweren Bande, welche die Zunge, das Auftreten, den Gottesdienst, das ganze Leben der Christen umschnürt hatten. Durch einen großen Papst, Gregor VII., rettete Gott auf der ganzen Erde die unter der Fürstenmacht geknechtete Kirche. Und ist es wohl zu verkennen, daß Gott auch seinem Diener Pius IX., der unsere Tage schmückt, eine große, eigenthümliche Sendung in den Wirrungen dieser Zeit zugetheilt hat?

So seht ihr von Adam an durch alle Zeiten einzelne Menschen dastehen, von Gott ausgewählt und ausgerüstet, weithin über den Raum und durch die Zeit in gewaltigem Eingreifen Gottes Rathschlüsse zu erfüllen. Es ist, wie wenn eine höhere Macht sie umwehe und ihren Worten und Handlungen Nachdruck und Erfolg verleihe. Die Welt steht vor ihnen in unwillkürlicher Achtung und Unterwürfigkeit. Das dauert, bis die Zwecke der Vorsehung in der Welt mit ihnen erreicht sind.

Wir aber wenden unsern Blick wieder einer ungetrübten Herrlichkeit zu, zu jenen heiligen Gestalten, zu jenen Männern, welche Gott auserwählt hat, seine Offenbarung den Völkern zu verkündigen und die Anstalt seiner Gnade in seinem Namen zu gründen und zu befestigen.

Sie stehen vertheilt durch die Zeiten da, wie die hohen Berge über der Erde. Und wirklich sind sie in vielem den hohen Bergen zu vergleichen. Wie auf diesen Bergen zuerst in der Frühe das Morgenlicht erscheint, wie sie aus ihren Pforten die Flüsse und Ströme aussenden, welche Land und Leute tränken, wie an diesen Bergen die Gewalt verheerender Winde sich bricht, wie sie mit ihren scharf gezeichneten Spitzen und Zinnen weitaus als Wegweiser dienen, und wie der verirrte Wanderer aus weiter Ferne schon ängstlich nach ihnen schaut, um sich an ihnen zu orientiren und die rechte Richtung wieder zu finden, so ist es auch in höherem Sinne mit jenen gottgesandten Menschen. Sie sind schon erleuchtet vom Lichte göttlicher Erkenntniß, wenn die andern Menschen noch im Dunkel der Unwissenheit und Rathlosigkeit wandeln; sie gießen wohlthätig weithin den Segen aus, dessen Quelle in ihnen springt. So wehren sie dem Eindringen des Verfalles und Verderbens und brechen die Macht des Bösen; so schaut die sie umgebende Welt auf ihr Thun, ihr Beispiel, um an ihm den verlorenen rechten Weg zu finden.

Aus der Reihe dieser einzelnen Unvergeßlichen, unter all diesen großen Gestalten, diesen Hauptpersonen der Weltgeschichte ragt nun wieder einer in der unermeßlichen Größe seines Lebens und seiner Thaten über alle hervor. Ein ganz eigenthümliches Licht umzieht sein Haupt; er ist die eigentliche Hauptperson in der ganzen Menschheit. Vor ihm sind alle andern Nebenpersonen und dienen bewußt oder unbewußt, willig oder widerwillig seinen Absichten, seinem Werke. Schaue ich auf die Geschicke seines irdischen Lebens, so war seine Geburt in aller Armuth auf freiem Felde, im Obdach der Thiere geeignet, von vornherein sein ganzes Leben in Dunkelheit zu begraben, und sein Tod, schmerzlich und schmachvoll, war, menschlich betrachtet, wieder geeignet, das glänzendste Leben der Geringschätzung und Verachtung preiszugeben. Sein Leben überschritt nicht die Grenzen des engen jüdischen Landes. Die stillen Berge von Galiläa, die Ufer des damals sehr unberühmten Sees von Genesareth, die Marksteine der Landschaft von Judäa, die Mauern von Jerusalem bilden den engen Rahmen, welcher seine Person und sein Leben ganz umschlossen hält. Und doch ist sein Name seit Jahrhunderten in aller Mund wie kein anderer Name irgend eines Erdensohnes. Er ist bekannt in Palästen und Hütten; er ist hinausgetragen über die Meere, und wohin er noch nicht gekommen, dahin haben zu dieser Stunde seine reisenden Boten ihr Angesicht gewendet und brechen seinem Namen Bahn durch die Urwälder; sie treten ihre Spuren in den heißen Sand der Wüste in seinem Dienste. Sein ganzes Leben lang hat er in seinen friedlich zarten Händen keine Kriegswaffen getragen; keinen Eroberungsplan hat er je entworfen als den höchst einfachen Plan, sanftmüthig zu schweigen und zu dulden, und doch hat er ein Reich gegründet, in welchem die Sonne

nicht untergeht, in welchem ein freier Gehorsam und Hingebung, eine aufrichtige Huldigung gegen ihn, den König, herrschen, die ihresgleichen sonst nicht mehr auf Erden finden. Die Gebeine der Martyrer, zahllos über die Erde hingestreut, geben Zeugniß von den Riesenschlachten der Geduld, der Liebe und der Treue, welche auf allen Punkten für den König geschlagen wurden, der schimmernde Belohnungen hienieden nicht austheilt, ja, der mit seinen strengen Geboten seinen Getreuen nicht einmal Zeit läßt, auf ihren Lorbeeren auszuruhen.

Muß ich euch noch seinen Namen nennen? Ich kann ihn nicht nennen ohne die tiefste Ehrfurcht und Anbetung: Jesus Christus. Und ich nenne ihn mit solcher Ehrfurcht und Anbetung, weil er noch mehr ist, als meine heutige Predigt von ihm zu rühmen hat, ein sündelos heiliger Mensch, weil meine Predigt über ihn als den Sündelosen, den Heiligen weder meinen Glauben an ihn noch eure Ehrfurcht erschöpft. Denn er ist Gott und Mensch zugleich. Wie bei uns der lebendige Leib von der Erde mit dem höhern Geiste in Eins verbunden ist, und wir so Menschen sind, so ist bei ihm noch darüber hin sein menschlicher Geist mit der Gottheit, mit der zweiten Person der Gottheit vereinigt. Dadurch gerade bildet Jesus Christus die leuchtende Höhe der Menschheit, daß in ihm die Menschheit mit der Gottheit verbunden ist in der Einheit eines Lebens. Und wenn wir die ausgezeichneten Männer, welche Gottes Rathschlüsse vollführen, mit hohen Bergen verglichen haben, so ist er ein Berg, welcher mit seiner wundersamen Größe über alle Himmel ragt, auf dessen Gipfel die Gottheit in ewiger Seligkeit wohnt.

Doch von dieser Höhe zieht sich heute unsere Betrachtung zurück. Wir haben heute Jesum Christum als Menschen in dem sündelos reinen Glanze seines menschlichen Lebens zu betrachten. Und warum sammeln wir heute mit Liebe und Eifer die Zeugnisse und die Züge seines heiligen Menschenlebens? In dem nächsten Vortrage wird Christus vor uns auftreten, seine Würde und sein Amt in der Welt und seine Stellung zur Welt uns mit seinen eigenen Worten zu verkündigen. Dann wird seine große Aussage, daß er von Gott gesandt, Gottes Sohn sei, uns gleich nicht mehr erscheinen als ein gewöhnliches Wort, sondern schon gestützt und getragen sein von der gewaltigen Kraft und der Bürgschaft seines Wandels und Lebens. Der ganze Glanz seines heiligen Wandels wird dann um jene Worte sich sammeln und wird sie gleich gegen gewöhnlichen Verdacht und Argwohn schon schirmen, wird sie ehrwürdig, eindringlich, höchst bedeutungsvoll machen. Denn wer auch nur einige Blicke in Jesu Leben geworfen und dann hört von Jesu Mund, er sei Gesandter, Bote Gottes an die Menschen, wird der sich auch nur träumen können, daß Jesus in schwärmerischem Gefühle sich selbst hierin getäuscht habe? Oder wer wird auch uns im Ernste dann noch die Frage stellen wollen, ob

Jesu Aussagen über seine göttliche Sendung nicht vielleicht absichtlich irre führen wollen, wenn er diese Aussagen umgeben und beleuchtet sieht mit dem Strahlenkranz eines solchen Lebens? Und die gesamte Lehre Jesu Christi, alles, was sie enthält an Liebe und Erbarmung wie an schreckendem, drohendem Ernste, an Aufmunterung und Trost wie an schweren Geboten, die ganze Lehre Christi erscheint schon sogleich in eigenthümlicher Würde, da sie auf so reinen und unbefleckten Händen uns dargeboten wird, wie goldene Früchte auf silbernen Schalen. Doch was sage ich, die Lehre wird dargeboten von einem solchen Leben? Die ganze Lehre ist Fleisch und Blut geworden, athmet und predigt mit gewaltiger Zunge durch das ganze Leben Christi. Eine solche Lehre, nicht bloß in Worten, wie eine klingende Schelle mit einem leblosen, kalten, metallnen Hammer im Innern, sondern im Leben ausgewirkt, in Thaten dargestellt, eine Lehre also, in welcher ein lebendiges Herz klopft, macht auf alle Menschen, selbst auf verwilderte Naturen einen tiefen, gewaltigen Eindruck. Es wird in der Lebensgeschichte des hl. Franciscus Xaverius erzählt, daß, als er mit seinen Gefährten in Japan ans Land gestiegen war, die Bekehrungsversuche anfangs wenig glücken wollten, so daß sie das betretene Feld als ein unfruchtbares und trostloses anzusehen begannen. Die That eines Augenblickes gab auf einmal der ganzen Sache eine außerordentlich glückliche Wendung. Als nämlich einer der Genossen des großen Missionärs, Johannes Fernando, auf offenem Felde, wie das üblich war, die Lehre Jesu verkündete, spie ein Japanese ihm schimpflich ins Angesicht. Fernando wischte mit größter Seelenruhe den Speichel aus dem Angesichte, und mit heiter verklärtem Angesichte setzte er seine Rede fort. Welch eine Weisheit und Kraft, so sagten sich die Anwesenden, liegt in diesen Männern, welche so im Leben auftreten! Welche Männer, die die Lehren von Demuth und Geduld mit solchen Thaten in so kritischen Augenblicken lehren! Und doch ist der edle Fernando nur ein kleiner Schüler, seine That nur ein schwacher Abglanz des Lebens Jesu Christi. Dank dem Vater aller Erbarmungen, der mit dem Leben Jesu Christi unsere dunkle, sündenbefleckte Erde geschmückt und das gesunkene Menschengeschlecht gehoben und verherrlicht hat!

Wir betrachten nun zuerst die Urtheile und Zeugnisse der Freunde und Feinde Jesu Christi über sein Leben, dann das Bild dieses Lebens in den Evangelien.

I.

In allen Menschen offenbart sich Gott durch die Stimme des Gewissens, in allen Menschen, welche ehrerbietig auf diese Stimme hören, entzündet er die Sehnsucht, das heiße Verlangen nach Tilgung der Sünde, nach Erlösung, nach Wiedervereinigung der Menschheit mit Gott, nach

besserem, schönerem Leben. So haben denn auch alle Völker durch diese gnädige Veranstaltung Gottes ein gewisses Gefühl für die sittliche Wahrheit und Schönheit, wie für die Verwerflichkeit und Schlechtigkeit eines Menschenlebens, welches unter ihren Augen hinfließt. Wenn sie auch nicht, ohne ein edles, schönes Leben zu sehen, schon von selbst sich ein solches klar und in einzelnen Zügen entwerfen, gleichsam vor die Augen ihres Geistes hinzeichnen können, — sobald es vor sie hintritt und sich entfaltet, ergreift sie staunende, bewundernde Ehrfurcht; es ringt sich der Beifall aus dem Herzen empor, ein solches Leben zu krönen. Darum muß uns für ein Leben, welches öffentlich unter den Augen des Volkes verlaufen ist wie das Leben Christi, das Urtheil und Zeugniß der Zeitgenossen von hoher Wichtigkeit sein. Es wächst aber noch diese Wichtigkeit, es gewinnt das Urtheil und Zeugniß eine noch höhere Bedeutung gerade bei dem Volke, unter welchem Jesus Christus auftrat. Denn sein Leben verlief unter den Augen des jüdischen Volkes, welches nicht, wie die andern Völker der Welt vor Christo, bloß auf die Stimme seines Gewissens verwiesen war und bloß in dunkler Sehnsucht und Hoffnung nach Erlösung von Sünde und nach einem bessern Leben verlangte. Nein, dieses Volk, aus dessen Mitte nach Gottes Rathschlusse der Erlöser hervorgehen sollte, wurde nicht der Führung des Gewissens und jener dunkeln Sehnsucht überlassen. Was das Gewissen im Innern spricht, was aber der sinnliche und sündhafte Mensch so gerne überhört, das wurde diesem Volke auf Sinai, auf den Felsentafeln geschrieben, wunderbar übergeben. Die Felsentafeln mit den zehn Geboten, das ist das Gewissen, das aus dem Steine spricht. Und wie die Stimme des Gewissens hell wie ein Blitz aufflammt und drohend wie ein Donner durch die Seele rollt, daß der Mensch erbebt, so rollte auch der Donner über den Berg der Gesetzgebung, so flammte auch im Feuer auf und erbebte der gewaltige Bergesrücken, damit der Eindruck der hehren Gesetzgebung unauslöschlich beim Volke sei. In den Zeichen auf dem Sinai ließ Gott das innere Gewissensleben sich abspiegeln. Während im Heidenthum nur eine dunkle Sehnsucht und Hoffnung nach der Erlösung herrschte, traten aus der Mitte des Judenvolkes die ernsten Gestalten der Propheten auf, gaben der dunkeln Sehnsucht Klarheit, der Hoffnung einen Halt und ein bestimmtes Ziel. Sie zeichneten in wundersamen Weissagungen den Erlöser Zug für Zug, sie schilderten die bessern Zeiten des Friedens und der Gnade, der Gerechtigkeit und Heiligkeit.

Und damit aus der Tiefe der Seele das Gefühl der Nothwendigkeit der Erlösung und das Verlangen nach derselben bei allen Juden auflebe, mußten sie dem Volke den Spiegel seines Lebens, näherhin seine Sünden vor Augen halten und so den Schmerz, die Reue wecken. Noch der letzte der Propheten, Johannes der Täufer, stellt so recht das mahnende und

drohende, das strafende Amt des Gewissens dar. Wenn ich mir das Gewissen als Person denken will, — ich kenne keine bessere dafür, als diese tiefernste, strenge und fast finstere Einsiedlergestalt des Johannes, der einhergeht in der rauhen Kleidung von Kamelhaaren, den ledernen Gürtel um die Lenden gewunden, dessen Stimme wie ein Donner durch das einsame Thal des Jordans rollt, aber auch an den geräuschvollen Hof des Herodes durchdringt und unerschrocken durch alle die Zerstreuungen der Lüste mit dem klaren Zurufe bricht: es ist dir nicht erlaubt; dem man den Mund unter Schloß und Riegel legt, dessen Dasein aber noch ein Vorwurf ist, dem man das Haupt abschlägt und ihn dann doch noch fürchtet. So wurde durch fortgesetzte Offenbarung Gottes das Gewissen mit seinem Sittengesetze, die Erkenntniß des Rechten und Guten bei den Juden immer von neuem angeregt, in voller Klarheit gehalten, geschärft und gesteigert.

Inmitten dieses Volkes entfaltete sich das Leben Jesu Christi vor Zeugen, welche es mit dem Auge des innern Gewissens und der äußern Offenbarung bewachten. Wir haben keine Zeugen dieses Lebens, welche es gleichgiltig wie mit verschränkten Armen angesehen haben. Nein, wo dieses Leben mit seinen außerordentlichen Erscheinungen hinzog, da bebten sogleich alle Herzen, welche es berührte, in tiefster Bewegung und kamen zur Entscheidung, ob sie für oder wider sich erklären wollten. Es zog durch die Nation eine tiefe, trennende Furche, indem es niemanden gleichgiltig ließ. Alle brachte es zum Entschlusse, Feinde oder Freunde Jesu Christi zu sein. Feinde und Freunde Christi, — beide sind uns wichtig, und wir wollen zuerst von dem giftigen Munde der Feinde selbst den Urtheilsspruch und das Zeugniß holen. Unserer Betrachtung wird es ein Leichtes sein, selbst aus ihrem Gifte den Honig zu finden.

Diejenigen Thiere, welche auf Raub ausgehen und mit dem Blute und Leben anderer Geschöpfe ihr Leben fristen, hat die Natur mit entsprechenden Waffen zu ihrem feindseligen Geschäfte ausgestattet. Sie schleichen unvermuthet herbei mit gekrümmtem Rücken, geschmeidig, auf weichen, gleichsam gepolsterten Füßen, oder wissen in gewandtem, fast unhörbarem Fluge ihr Opfer zu umschweben und es mit immer engern Kreisen zu umstricken. Sie beobachten jeden Schritt und Tritt des Opfers, achten auf jede Wendung, erspähen jede Schwäche, jeden Punkt, auf welchem der Angriff glücken kann; ihre Augen sind scharf, von großer Tragweite. Wenn die Nacht ihre dunkle Decke über die Erde gezogen, wenn sie auf einige Stunden die Würde, das Herrscherdiadem, welches der Mensch auf seiner Stirne, in seinem Auge, auf seinem Antlitze trägt, umschleiert, dann erst recht entzündet sich das Auge des Thieres, dann glüht und flammt es, schießt forschend seine Pfeile, den Schutz der Nacht durchbrechend, in welchem die schwächern und friedlichern Geschöpfe sich bergen. Was die

Natur bei diesen Thieren thut, und was bei ihnen keine Sünde ist, das thun beim Menschen die finstern Leidenschaften: der grimmige Haß, der giftgeschwollene Neid, die Feindschaft, wenn er sie in sein Herz einläßt. Sie waffnen ihn mit Gewandtheit und Schärfe. Der Haß umschleicht und umlauert alle Schritte und Tritte des Gehaßten und steht gleichsam an allen Ritzen, wo man ihm ins Herz und Leben schauen kann. Wo sein Feind sorglos sich gehen läßt, weil er sich ungesehen glaubt, da ist der feindselige Blick unbemerkt herbeigekommen, und der Mensch sieht scharf zu, denn die Feindschaft hat ihm das Auge geschärft. Er verzeiht und entschuldigt nichts. Schonungslos stürzt er sich auf jede Uebereilung, jeden Mißgriff, jeden Fehltritt, auf jede schwache Seite des Gehaßten. Diesen Leidenschaften der Feindschaft und des Hasses hat sich das Leben Jesu demüthig unterzogen, und es gehört zur welterlösenden Erniedrigung Christi, daß er sich von seinen Feinden mannigfaltigster Art beurtheilen ließ. Und wirklich hats nie ein Leben gegeben, so von Feinden umringt wie Christi Leben. Durch alle Instanzen ihres Urtheils hat er sein Leben demüthig hindurch getragen, von der gewöhnlichen Bekrittelung an bis zu jenem Punkte, wo die Feindschaft hochmüthig die Richterstühle des Landes einnahm, über sein Leben den Stab brach und in seinem Blute sich sättigte. Herbei also ihr Feinde Jesu Christi in allen Gestalten und in jedem Costüm! Mit euren Zeugnissen und Urtheilssprüchen, mit den Zeugnissen, welche Neid und Bosheit ablegen, wollen wir das Leben Jesu messen.

Von seinen Feinden, von ihren heftigen Fragen umdrängt, ruft Jesus, wie Johannes erzählt, die Anwesenden, die feindseligen Zeugen seines Lebens und Wirkens auf, auch ihm eine Frage zu beantworten. „Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen?"[1] fragt er mit einer ruhigen Erhabenheit, mit einer herausfordernden Sicherheit, welche in der ganzen Weltgeschichte ihresgleichen nicht hat. Das thut er vor einer Schar seiner Feinde; die Frage ist an jeden gerichtet: Wer von euch? Das thut er, nachdem er selbst mit tiefernsten Worten ihnen ihre Sünde, die Hartnäckigkeit und die tiefe Verlogenheit ihres Herzens zuerst noch vorgehalten; das thut er, um sie weiter zu fragen, warum sie ihm denn nicht glauben wollen? Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Eine Frage so schwer, so umfangreich, eine Frage, die mit doppeltem Lichte in die Seele Jesu und in die Seele seiner Feinde hineinleuchten muß! Wer kann sich erkühnen, sie für seine Person nachzusprechen? Wie aber beantworten die herausgeforderten Feinde diese Frage? Sie beantworten sie mit einer sehr vielsagenden Antwort. Sie beantworten sie mit tiefem Schweigen. Sie lassen die Frage stehen, wie wenn sie

---

[1] Joh. 8, 46.

gar nicht gestellt wäre; ihre Rede nimmt gar keinen Bezug auf sie; sie gehen um sie herum wie um einen Zauber und wagen nicht, an sie zu tasten. Ein berühmter König des Alterthums pflegte, wenn er in wichtigen Dingen selbst zu Gerichte saß, während der Rede des Klägers ein Ohr zuzuhalten. Er sagte, das spare er der Vertheidigung des Angeklagten auf. Wir brauchen ihm das in keinerlei Weise hier nachzuthun. Alle sind aufgefordert, aber es tritt kein Kläger in die Schranken. Eine Sünde können sie ihm nicht aufweisen, nicht eine geringe, nicht den leisesten Schatten der Sünde; also bliebe nur übrig die offene Huldigung seiner Unbeflecktheit, seiner sittlichen Größe. Aber die Größe, die Heiligkeit des wunderbaren Gegners, das ist eben das Geheimniß, welches um keinen Preis über ihre Lippen kommt, das sie unwillig im Herzen bergen und sich selbst nicht einmal gestehen mögen, und das sie, wenns anginge, so tief in sich versenken würden, daß sie selbst es niemals mehr wiederfänden. Darin aber liegt auch die schauerliche Bedeutsamkeit ihres Schweigens. Darum wird ihr Schweigen noch eine Rolle zu spielen haben beim Weltgerichte.

Aber die Frage, wer von seinen Zeitgenossen Jesum einer Sünde beschuldigen könne, die zuerst aus Jesu Mund selbst gekommen, ist mit dem Schweigen der Juden noch nicht auf immer verabschiedet. Sie tritt später wieder auf, aber mit einer ungeheuer größern Bedeutsamkeit. Da sind's die Feinde Jesu selbst, welche diese Frage stellen, und die Frage wächst und sucht überall bei Christi Feinden eine Antwort. Wir stehen in der Leidensgeschichte des Herrn. In die Leidensgeschichte flechtet sich überall diese Frage ein und die Antwort darauf. Die Knechte und Schergen, welche nach dem Oelberge ausgezogen waren, bringen triumphirend Jesum Christum in Banden vor den Richterstuhl des heuchlerischen Kaiphas, welchen die Schriftgelehrten und Volksältesten feierlich umgaben. Mit Stangen und Spießen in hellen Scharen ausziehen und einen Wehrlosen binden und fortschleppen, — das ist eine That der plumpsten und rohesten Gewalt. Eine solche That fragt nach keiner Rechtfertigung. Sie zeigt auf die Macht der Fäuste und verweist jene Frage zur Ruhe. Aber nicht so ganz augenfällig unter den Schlägen der rohen Gewalt soll Jesus fallen, sondern er soll gerichtlich verurtheilt werden. Dazu sind Kaiphas und die Träger der jüdischen Gelehrsamkeit um ihn versammelt, und was unförmlich mit roher Gewalt begonnen wurde, das soll jetzt geschickt in die rechtlichen Formen hinübergespielt werden.

Sobald Jesus vor den Richter kommt, erhebt sich auch sogleich riesenhoch die alte Frage: Wer kann ihn einer Sünde beschuldigen? Und diesmal sind es Christi Feinde, welche die Frage stellen müssen. Die Frage ist ausgegangen, es treten falsche Zeugen auf; aber so hoch steht Christi Leben, daß selbst das falsche Zeugniß es nicht wagt, mit wahren Flecken

es zu besudeln. Jesus selbst setzt der furchtbaren Verhandlung nur sein tiefstes Schweigen entgegen. Ohne daß er ein Wort zu seiner Vertheidigung sagt, sinken die falschen Zeugnisse, welche vor dem Richterstuhle umhertaumeln, durch ihre innere Gehaltlosigkeit, durch ihre Widersprüche gegen einander in nichts zusammen. Die ganze Verhandlung stockt. Da niemand gegen Jesum etwas vorbringen kann, ist endlich Kaiphas rath- und hilflos genöthigt, aus dem Munde Christi selbst eine Anklage herzuholen. Darum wendet er sich an ihn und beschwört ihn feierlich, zu sagen, ob er sei Christus, der Sohn des lebendigen Gottes. „Du hast es gesagt,"[1] antwortete Jesus feierlich erhaben. Nun frohlockt Kaiphas; nun hat er endlich doch etwas, um deswillen Jesus verurtheilt werden kann. Zwar verbirgt er als ein echter Schauspieler, als ein ausgemachter Heuchler seine Freude hinter der Geberde des Schmerzes, indem er in verstellter Trauer sein hohepriesterliches Kleid zerreißt. Aber seine Freude ist dennoch so groß, daß er förmlich aus der Rolle fällt, daß er sein Richteramt vergißt, den Ankläger macht und die Anwesenden das Urtheil sprechen läßt: „Ihr habt die Gotteslästerung gehört, was bedarf's noch der Zeugen. Was dünkt euch?" Und sie rufen: „Er ist des Todes schuldig."[2]

Das also ist die Lage, in welche jetzt die Frage, wer Jesum einer Sünde anklagen könne, mit ihrer Macht die jüdischen Hohenpriester und das ganze jüdische Gericht gebracht hat. Sie sind der Macht dieser Frage förmlich erlegen. In dem Gesetze Moses war es schon vorgeschrieben, daß der Brauch der Juden, in großem Schmerze ihr Oberkleid zu zerreißen, nie am Kleide des Hohenpriesters dürfe ausgeübt werden, das als hehres Amtskleid in seiner tiefen Bedeutung von dem Schmerze des vorübergehenden Menschenlebens nicht durfte berührt werden. „Der Hohepriester darf sein Kleid nicht zerreißen."[3] Und nie noch war das hohepriesterliche Kleid zerrissen worden. Jetzt stand vor Jesu Angesicht der Hohepriester da mit zerrissenem Kleide; aber auch sein Amt selbst hatte er zerrissen, da er dem Volke das Urtheil übergab und so die Ordnung Gottes umkehrte. Zerrissenes Hohepriesterkleid, Hohepriester ohne Urtheilsspruch, entweihter, geschändeter Gerichtssaal, o, bedeutsame Zeichen, daß der Alte Bund auf der Neige ist.

O ja, und diesen Zeichen, den fürchterlichsten von allen, sind auch schon andere vorangegangen: die Regierungsgewalt und die richterliche Macht der Juden ist beengt und gebrochen, ehe sie noch selbst in solcher Weise sich erniedrigt hatte. Die ernsten Tage waren aufgegangen, von denen in den fernen Tiefen der Vergangenheit die Weissagungen des Patriarchen Jakob Schilderungen enthielten; der Scepter war von Juda

---

[1] Matth. 26, 64. [2] Matth. 26, 65—67. [3] 3 Mos. 21, 10.

genommen und der Heerführerstab von seinen Lenden. Der römische Adler überschattete stolz mit seinen Fittigen die Gottesstadt des Alten Bundes. Das Prätorium, der Sitz des römischen Landpflegers, erhob sich in der Stadt, ein steinernes Zeugniß der Fremdherrschaft. Den Rechten der Juden waren von dem römischen Schwerte sehr enge Grenzen gezeichnet, namentlich war das Recht der Hinrichtung ihnen genommen; nur von dem Gebäude, in welchem der stolze Römer Pontius Pilatus wohnte, konnte ein giltiger Richterspruch, ein Befehl zur Hinrichtung ausgehen. Diejenigen, welche in höchst tumultuarischer Sitzung trotzig den Heiland vor ihr ungerechtes Gericht gefordert und verurtheilt haben, — sie müssen demüthig zur Pforte des Pilatus hin, den sie im Herzen tief verachten.

Aber da muß die unheilvolle, fatale Frage: wer hat ihn einer Sünde zu beschuldigen, ihnen wieder in den Weg treten. Diesmal ist's der heidnische Landpfleger, welcher mit dem ganzen Ernste eines römischen Richters ihnen die Frage stellt: „Was hat er Böses gethan?"[1] Welche Antwort geben sie? Auf diese Frage wissen sie keine Antwort zu geben, und sie wissen auch sehr gut, daß sie nichts zu antworten wissen. Darum rufen sie: „Kreuzige ihn."[2] Sie sprechen so selbst den Richterspruch ohne Begründung. Pilatus, der rechtmäßige Richter, sinkt vor dem Schreckensrufe herab zur Rolle eines bloßen Vertheidigers. Man weiß ihn zu schrecken mit dem drohenden Zurufe: „Wenn du diesen loslässest, bist du kein Freund des Kaisers."[3] Und wie rettete er sich aus dieser Klemme zwischen Pflicht und Drohung? So, wie sich überhaupt in solchen schweren Lebenslagen ein Feigling rettet, indem er unterhandelt, nachgibt, seine Pflicht und Ehre preisgibt und endlich mitten in aller Niederträchtigkeit dasteht. Seine Stellung ist wahrhaft schauerlich. Er ist aufs festeste überzeugt von Jesu vollkommener Unschuld; er ahnt in Christo etwas geheimnißvoll Großes. Er fürchtet auf der andern Seite das wüthende Geschrei und die Drohungen des Volkes; er wagt nicht, das Gute zu thun, aber auch nicht das Allerschlechteste. „Was hat er denn Böses gethan? Ich finde keine Schuld an ihm. Ich will ihn **also** geißeln lassen und dann freigeben."[4] Welch eine Gedankenverbindung! Welch ein schreckliches Also! Mit dem ungeheuersten, gezwungensten Sprunge ins offenbare, handgreifliche Unrecht nur kommt Pilatus zum Urtheil, ihn geißeln zu lassen. Die ergrimmten Haufen können ihm seine Frage, seine Vordersätze nicht umstoßen, aber die Geißelung ist ihnen zu wenig. Sie fordern mit immer höher steigendem Ungestüm den Kreuzestod. Da erklärt Pilatus feierlich, daß er auf die Frage, was Jesus Böses gethan, keine Antwort erhalten hat, welche ihn

---

[1] Matth. 27, 23. [2] Luc. 23, 41. [3] Joh. 19, 12. [4] Luc. 23, 14 ff.

irgend beruhigen könne; er erklärt Jesum feierlich als den Gerechten. O, daß er bei dieser Erklärung es bewenden gelassen! Mit ihr verbindet er eine That, welche so wenig mit jener Erklärung in Ewigkeit sich friedlich verbinden kann, daß Feuer und Wasser sich eher mischen. Er wäscht sich die Hände, welche er gleich noch mit Blut beflecken will, und spricht: „Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten, da sehet ihr zu!“ [1] und überliefert Jesum zur Kreuzigung.

Nun folgt noch am Kreuze diesem heiligen Leben bewußt und unbewußt, willig und widerwillig, Anerkennung und Huldigung nach. Denn diejenigen, welche unter seinem Kreuze stehen und die Pfeile ihres Witzes und ihrer Bosheit nach ihm hinaufsenden, verkünden ihn noch als den Retter und Helfer. „Andern hat er geholfen, sich selbst kann er nicht helfen.“ [2] Das soll Schimpf und Hohn sein, und doch ist's nichts als laute Anerkennung, Lob und Trost, welche er noch aus dem Munde der Spötter nimmt, ehe er ins Grab steigt. Kein Mensch wird dem Todten seinen Grabstein nehmen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, dessen vergangenes Leben in den Worten zusammengefaßt ist: Andern hat er geholfen. Der Tod eines solchen Helfers, mit allen Zeichen des Schmerzes, der eigenen Hilflosigkeit bezeichnet, hat gerade etwas außerordentlich Rührendes.

Aber noch hat die große Frage: Wer kann Christum einer Sünde beschuldigen, was hat er Böses gethan? nicht ihre Runde vollendet. Damit die volle und äußerste Schmach des Missethäters auf Christum sich sammle, haben seine Feinde sein Kreuz zwischen den Kreuzen von zwei Räubern und Mördern aufgerichtet. Und die große Frage, welche durch die Reihen der Juden gegangen, durch den Richtsaal des Kaiphas, über das römische Prätorium unter das Kreuz gewandert, besteigt nun auch diese Kreuze. Von einem dieser Kreuze noch senkt sich die Gerechtigkeit hernieder auf jenes schöne, unbefleckte Leben, das an seinem Ziele angekommen ist. Denn da der eine der Missethäter, starr gefesselt an Händen und Füßen noch den Feinden Jesu sich beigesellt, die letzte Waffe, welche ihm noch gegen Jesum geblieben, die Waffe seiner Zunge ins Gift eintaucht und Lästerungen gegen Jesum schleudert, war gerade diese Lästerung Veranlassung zu einer Anerkennung Jesu, des Gerechten, dort, wo man es am wenigsten erwartet hätte. Vom Kreuze herab zu Jesu Rechten erklärte der andere Missethäter: „Wir sind gerechter Weise in dieser Strafe; denn wir empfangen nach unsern Thaten; dieser aber hat nichts Böses gethan.“ [3] Und so groß, so ehrwürdig, so geheimnißvoll heilig und über das Menschliche erhaben erschien ihm Jesus, daß er, dem der gewaltsame Tod die Bande des Lebens zerreißt, sein Los für alle

---

[1] Matth. 27, 24. [2] Matth. 27, 42. [3] Luc. 23, 41.

Ewigkeit an Jesum kettet. „Herr, gedenke meiner, wenn Du in Dein Reich kommst.“ [1]

So fallen alle Anklagen, alle Beschimpfungen, aller Hohn und Spott, welche gegen Jesum als Zielscheibe von allen Seiten her gerichtet sind, ohnmächtig vor ihm nieder. Die verhängnißvolle Frage: Was hat er Böses gethan? schaut überall hervor, und überall trifft sie auf sichtbare Verlegenheit, nirgends kann sie beantwortet werden. Selbst in den härtesten Anklageworten der Feinde Jesu ist doch, wenn man den Worten auf den Grund sieht, die Anerkennung der gänzlichen Unbeflecktheit Jesu Christi enthalten, sie bricht durch alle Anklagen durch, wie das klare Sonnenlicht durch eine schwarze, dunkle Wolkenschanze, welche eifrig ihm den Weg versperren will.

So bricht diese Anerkennung der Unschuld Jesu Christi insbesondere hervor bei einem Feinde Jesu Christi, dem unglückseligsten von allen, welche auf dem Schauplatze des Leidens Jesu Christi erschienen. Wir sehen ihn von Verzweiflung gejagt jählings über diesen Schauplatz taumeln, in seinen Händen die dreißig Silberlinge, den Lohn des Verrathes, der ihm in den Händen brennt. Als er Jesum verrieth, zuckte wohl noch durch seine erniedrigte Seele die Hoffnung, daß Jesus durch ein Wunder zeitig genug noch den Händen seiner Feinde sich entziehen werde. Aber die Ereignisse, welche er mit seinem Verrathe herbeigeführt, hat er nicht mehr in seiner Hand. Sie sind weit hinausgegangen über seine Berechnung und Vermuthung; rießengroß hat sich in der Eile weniger Stunden ein schweres Ereigniß auf das andere gethürmt, und das Schrecklichste wird nun gewiß eintreten: Jesu Tod. Für seine schwarze That findet er keine Beruhigung, das Leben Jesu verläuft hastig vor seiner Erinnerung, aber er findet keinen Punkt, auf welchen er eine Rechtfertigung, eine Beschönigung gründen könnte. Darum hat die Verzweiflung ihn übermannt; darum schleudert er das Geld heftig denen zu Füßen, welche es ihm gegeben; die Verzweiflung tobt in den Worten: „Ich habe gesündigt, da ich unschuldiges Blut verrathen.“ Und die Priester und Volksältesten, können sie ihn vielleicht eines bessern belehren; können sie einen Schatten von Schuld ihm zeigen in Christi Leben, daß seine hoch aufgeregte Seele einigermaßen sich beruhige? Nein, sie haben nur das eiskalte Wort: „Was geht das uns an? Da sieh du zu;“ sie wälzen damit die ganze Riesenlast der Schuld auf seine Seele zurück. „Da siehe du zu,“ das ist wieder eines der bedeutsamen Worte der Leidensgeschichte Christi, ein Wort, welches der Unschuld Christi lautes Zeugniß gibt und das geheime Bangen der Feinde Jesu Christi verräth, die Todesschuld auf sich zu nehmen. „Ich bin unschuldig am Blute dieses Gerechten,“ rief Pilatus

---

[1] Luc. 23, 42.

aus, „da sehet ihr zu"; „ich bin schuldig," rief Judas aus, „ich habe unschuldiges Blut verrathen." „Da sie du zu", antworteten ihm die Juden. Damit jagen sie ihn in den Selbstmord. Ueberall hin verfolgt ihn das vergossene Blut. Die ganze Welt ist für ihn eine große Blutlache geworden, er hat das blutbefleckte Geld hinweggeschleudert; jetzt wirft er auch hinweg sein blutbeflecktes Leben. Auf welch gnädigen Wegen hatte Gott dieses unglückselige Leben geführt, das im Selbstmord auf Erden endet, um in der Hölle wieder anzufangen!

Judas gehörte noch vor wenigen Stunden dem vertrautesten Kreise des Herrn an, und darum ist sein Zeugniß für Jesu Leben um so wichtiger. Ueber diesen Kreis zunächst hatte einst der Herr selbst liebend seine Hände ausgebreitet und sie für seine Brüder und Verwandten, für seine Familie auf Erden erklärt. Von diesem Kreise umgeben, durchwanderte Christus die Landschaften; sie standen näher bei ihm während seiner Predigten und Thaten, wie sie auch seinem Herzen näher standen. In diesen Kreis zog der Heiland aus dem lauten, vielbewegten Leben sich zurück; hier athmete alles Ungezwungenheit, Liebe, Vertraulichkeit; hier spiegelte sich am treuesten Christi Seele, sein ganzes Wesen ab. Ja, Christi vertrauter Freund war Judas, und als Freund der Zeuge seines verborgenen Lebens, der Vertraute seiner Gedanken, seiner Wünsche, der Bewegungen seines Herzens. Und da Judas sich schon weit von Treue und Liebe verloren hatte, bezeichnet ihn Jesus noch als seinen Freund. „Freund, wozu bist du gekommen?"[1] Ach, hätte Judas dieses eine Wort in sein Herz aufgenommen, er wäre nicht die Beute der Verzweiflung geworden. Gewöhnlich erweckt Vertraulichkeit eine gewisse Geringschätzung. In gewisser Ferne erscheint uns der Mensch größer, liebenswürdiger, tugendhafter. Aber hier hat die Vertraulichkeit einen andern Erfolg. Sehet, Judas Iskariot und die übrigen Jünger sind drei Jahre lang in der Umgebung Christi und die Vertrauten fast aller seiner Stunden. Der Eindruck aber, welchen Jesu Leben auf sie macht, ist der Eindruck der ungetrübtesten Tugend, der vollendeten Sündelosigkeit, der Eindruck eines Lebens, das von keiner Sünde weiß. Darum wächst ihre Ehrfurcht vor Jesu Christo; darum kennt ihre Liebe und Hingebung keine Grenzen mehr.

Und wie unter ihren Augen das Leben Christi verlaufen ist, so ist mit liebender Treue dasselbe aufgezeichnet in den vier Evangelien, oft bis in jene kleinen Züge, in jene Einzelheiten des Lebens hinein, in denen sich der Mensch so recht klar abzeichnet, die ihn so sehr kenntlich machen. Die Verfasser der vier Evangelien haben zu verschiedenen Zwecken, unter verschiedenen Verhältnissen geschrieben. Daher heben sie Verschiedenes, der eine dieses, der andere jenes heraus aus dem unendlich reichen Leben

[1] Matth. 26, 50.

Christi. So liegt das Leben Jesu vor uns ausgebreitet wie eine wunderschöne Landschaft, welche wir von verschiedenen Standpunkten bald im Morgenlichte, bald unter dem Abendhimmel sehen, und die immer ihre eigenen Reize hat. Auch diesem Gemälde des Lebens Jesu wollen wir noch einige Augenblicke schenken. Ihr seid Christen; schon in früher Kindheit hat sich von den Blättern der Heiligen Schrift das Leben Jesu in eure Herzen eingesenkt. Das Leben Jesu lebt in eurer Erinnerung; darum bedarf es nur einiger Worte.

II.

Nichts ist so geeignet, den Menschen auf die Probe zu stellen, die verborgenen Gesinnungen, die geheimen Absichten seines Herzens ans Tageslicht zu ziehen, als der rasche Wechsel von Freud und Leid, von Glück und Unglück im Leben. Wenn aber je ein Leben von Schmerz und Jubel, von Erniedrigung und Glanz geprüft wurde, dann war es das Leben Christi auf Erden. Und rein wie Gold ist er aus allen diesen Prüfungen hervorgegangen. Bald umströmen ihn jauchzend die Massen des Volkes und umgeben ihn mit den Huldigungen ihres Herzens, nennen ihn mit den süßesten und theuersten Namen, welche es auf Erden gibt, bald wieder verliert sich murrend das Volk in die Ferne und wandelt nicht mehr mit ihm. Er aber bleibt in unerschütterlichem Gleichmuthe wie ein Fels stehen, das Auge gerichtet auf seine heilige Sendung. Die Volksgunst, welche ihn auf den Wellen ihres Beifalles hoch emporträgt, berauscht ihn nicht, nie bespiegelt er sich selbstgefällig. Nichts hält ihn ab, mit dem ernsten, unumwundenen Worte der Wahrheit die Sünde zu strafen, zur strengen Pflicht aufzufordern, zu erklären, daß es keineswegs genüge, in augenblicklichem Entzücken ihn zu preisen, äußerlich ihm zu huldigen und „Herr! Herr!" zu sagen, sondern, daß es ihm ankomme auf Reinheit des Herzens, auf innere Umwandlung, auf festen Muth in den Kämpfen des Lebens und ausharrende Standhaftigkeit. Er kennt nur *eine* Entrüstung, und die hat er nicht für seine menschliche Ehre, sondern für die Ehre seines Vaters, gegen die Entweihung des Tempels. Da das Volk ihn verläßt, sendet er keinen Fluch ihm nach; da es ihn zum Könige machen will, flüchtet er hinweg in die Einsamkeit.

Während er Segen spendend über die Erde zieht und auf allen seinen Tritten Wohlthaten erblühen, führt er selbst ein mühevolles, armes Leben. Seine Tage gehören der Predigt des Evangeliums, den wundervollen Erweisen des göttlichen Erbarmens gegen die Leiden der Menschen, und da der Abend naht, steigt er auf einsame Höhen zum Gebete. Da fällt wie nächtlicher Thau sein Gebet auf die mühevolle Aussaat, auf sein heiliges Tagewerk, da blickt sein Hirtenauge noch wachend hernieder auf die arme Erde, wie die Sterne niederschauen und wie Gottes Vor-

sehung wachend am Firmamente steht und nicht schlummert; da umschließt er alle Menschen im Kranze seines Gebetes, deckt wie mit schirmendem Fittige die sorglos Schlummernden. Nichts auf Erden kann er sein Eigen nennen, keine Kluft, keine Höhle im Felde, nicht einmal ein Grab. Als Fremdling hienieden wird er geboren auf dem Felde, im Obdach der Thiere; als Mann findet er ein Obdach durch die freie Liebe derer, welche ihn, den Fremdling, beherbergen; als Sterbender scheidet er wieder hin auf freiem Felde, auf dem Lager des Kreuzes; er hatte nichts, worauf er sein Haupt niederlege, wie er selbst sagt. Auch im Tode fiel sein schmerzbeschwertes, dornenumschnürtes Haupt nicht auf ein sanftes Sterbekissen, nicht in die liebenden Arme eines Freundes; nein, seine eigene Schulter fing sein müdes Haupt auf, als es im Tode niedersank; denn „er hatte nichts, wohin er sein Haupt neige". Und da er gestorben, hatte er kein Grab; Joseph von Arimathäa nahm ihn, den todten Fremdling auf Erden, auf.

Das ganze Leben Jesu Christi war ein Opfer an den himmlischen Vater. Ihm waren geweiht und geheiligt alle Stunden, jeder Athemzug dieses Lebens. Aber sein Opfer sollte nicht in Ruhe verlaufen. Der Opfertod nahm eine schauerliche und gräßliche Form an. Warum? Nicht weil der himmlische Vater grausam und blutdürstig war, wie einige es darstellen; nein, greifen wir in unsere Herzen! durch die Bosheit der Menschen war sein Opfer ein so schmerzliches. Ein heidnischer Weiser, welcher 400 Jahre vor Christus in Griechenland gelebt, hat, wie wenn der heilige Geist ihn erleuchtet hätte und er ein Prophet wäre, über einen solchen Tod gesprochen, so daß schon die heiligen Väter mit Staunen und Bewunderung seine Worte betrachteten. Er zeichnet das Bild des gerechten Mannes, des Urbildes aller Tugend, und sagt dabei: „Einer, der am Holze aufgehängt wird, damit jedermann die Uneigennützigkeit seiner Gerechtigkeit sehe." Ist das nicht der Tod Jesu?

In solchen Worten hat der Weise uns den Tod dargestellt, wie er meint, daß der Mensch, welcher ein Urbild aller Gerechtigkeit sei, ihn ertragen müsse. Ein ganzes Leben aber, so schön wie das Leben des Heilandes, vermochte er nicht zu zeichnen. Ein solches Leben haben uns Männer beschrieben, nicht bewandert in Wissenschaft, in der Kunst der Darstellung, das haben uns beschrieben die schlichten Evangelisten. Darin allein liegt aber auch schon der Beweis, daß dieses Leben, so reich an allen Tugenden, so reich an zarten Zügen und Beziehungen wirklich vor ihnen verlaufen ist. Nie wären sie im stande gewesen, solch ein Leben darzustellen, wenn sie nicht mit Augen es gesehen, und wenn sie mehr nöthig gehabt hätten, als mit ihren schlichten Händen, mit ihrer Feder den Umrissen dieses Lebens nur pünktlich nachzufahren. Es wird erzählt, von welch schlichtem Anfange die Kunst der Malerei soll ausgegangen

sein. Es sollen in uralter Zeit Hirten den Schatten, welchen die Gegenstände, die Personen auf dem Weideplatze warfen, treulich nachgezeichnet und so die Umrisse der Personen und Dinge zuerst dargestellt haben. So ungefähr haben es die ersten Hirten unserer Kirche und die Schreiber der heiligen Evangelien in Bezug auf das Leben Jesu gethan. Das Leben, welches vor ihnen verlaufen, haben sie nur schlicht und gewissenhaft nachgezeichnet.

So ist denn jenes wunderbar schöne Bild Jesu Christi, das Ideal aller sittlichen Schönheit im Menschengeschlechte, auf den Blättern des Evangeliums entstanden, jenes Bild, welches in jedem Herzen sich abspiegeln soll, dem auch nur entfernt ähnlich zu werden, aller Christenherzen heißeste Sehnsucht ist. Wenn dieses Leben uns genommen würde, es wäre der lebendigste Quell des Segens uns versiegt. In der Zeit der Jugend kennt man so viele Helden, so viele große Männer, so viele Ideale und hat so viel Begeisterung; aber wie zerrinnt oft bei näherem Anschauen die menschliche Größe. Das Bild Jesu Christi aber in den schlichten Evangelien hat eine Größe, die, je näher wir ihm treten, je mehr wir es betrachten, desto gewaltiger vor unsern Augen wächst und uns desto tiefer in Demuth und Andacht niederbeugt. Amen.

Jesu Zeugniß über sich selbst.

„Wenn ich Zeugniß von mir selbst gebe, so ist mein Zeugniß wahr; denn ich weiß, von wo ich ausgegangen bin, und wohin ich gehe." Joh. 8, 14.

Durch das ganze Leben hindurch, von den ersten Tagen an, wo der Mensch zu denken beginnt, bis zur Stunde, da er sein Haupt lebensmüde zur Ruhe legt, begleitet ihn das Bedürfniß und die Neigung, andern Menschen zu glauben, ihren Worten, ihrem Ansehen und ihrer Treue vertrauensvoll sich hinzugeben. Er fühlt sich gedrungen, vieles als Wahrheit aufzunehmen, was er nicht sieht, was er auch aus sich selbst nicht erfährt, worüber sein Geist ihm kein Zeugniß gibt. Er nimmt es an, weil andere Menschen es ihm mittheilen und bezeugen, welche nach seinem Urtheile die Sache wissen, die er selbst nicht kennt, und fähig und aufrichtig genug sind, nach ihrem besten Wissen sich vor ihm auszusprechen. Es liegt etwas Hochherziges und Edles in diesem Glauben, in dieser zuversichtlichen Hingabe an das Herz anderer, an ihre Treue und Wahrhaftigkeit, und dieses gegenseitige Glauben und Vertrauen webt ein unsichtbares, zartes Band, welches die Menschen untereinander verknüpft. Mit ganz ungetrübtem, noch nie gestörtem Glauben, mit dem rührenden Vertrauen

der vollen Unschuld, ohne Zweifel und ohne Arg, gibt das Kind sich an seine Eltern und ihr Ansehen hin. Mit einem Glauben, der ihm schon in seiner ganzen Treuherzigkeit aus den Augen strahlt, empfängt es die Worte, sammelt es eifrig die kleinen Belehrungen ein, welche vom Munde der Menschen ausgehen, die liebend, belehrend, unterweisend sein zartes Alter umgeben. Mit edlem Glauben und Vertrauen tritt der Jüngling seinem Lehrer entgegen, und das ist kein Jünglingsherz, welches nicht reich an Hingebung des Glaubens und des Vertrauens ist. Wie gründlich auch immer ein Unterricht sein mag, es kann ihm niemals an Worten, an Mittheilungen und Belehrungen fehlen, welche ihre Wahrheit nicht auf der Stelle näher ausweisen, sondern mit dem Ansehen des Lehrers bekleidet, im Namen dieses Ansehens, Aufnahme begehren. Und wenn auch der Mensch mit seinem Glauben an Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit im Verlaufe des Lebens oft nur der Lüge und dem Truge, der Arglist und der Heuchelei begegnet, wenn auch traurige Täuschungen wie ein erkaltender Hauch über die schöne, innere Welt des harmlosen, unbefangenen Glaubens, des hingebenden Vertrauens an die Menschen und ihre Worte hinfahren, dann wird der Mensch nicht mehr so eilig sich den Worten anderer hingeben, er wird in wichtigen Fällen ernst die Wahrhaftigkeit der Menschen prüfen, aber er kann nie und nimmer sich des Glaubens gänzlich entschlagen. Im schönen Glauben an das Wort und die Treue anderer schließen die Menschen die Bündnisse der Freundschaft; im gegenseitigen Glauben und Vertrauen wurzelt die Hingebung der Ehe. Im Glauben legen die Eltern ihre Kinder, die theuersten Besitzthümer im irdischen Leben, ruhig in die Hände anderer Menschen nieder. Als in uralter Zeit ein Lehrer in der Stadt Falerii in Italien treulos die ihm anvertrauten Kinder ins Lager des Feldherrn führte, der die Stadt belagerte, flammte selbst der heidnische Feldherr, der Feind der Stadt, in Entrüstung über eine solche Verletzung des Glaubens und des Vertrauens in der Menschheit auf. Er ließ den ehr- und pflichtvergessenen Lehrer, den Brecher der heiligsten Banden, welche die Menschheit zusammenhalten, von den verrathenen Schülern mit Geißeln und Ruthen in die Stadt zurückpeitschen. Nur im Glauben kann Recht und Gerechtigkeit auf Erden verwaltet werden. Der Richter spricht sein Urtheil auf Zeugnisse hin über Dinge, welche er nicht selbst gesehen; auf Glauben und Vertrauen ruht sein Richterstuhl; Glauben und Vertrauen tragen sein Urtheil. Im Glauben anderer läßt der Reisende sich über verschlungene, einsame Pfade von unbekannten Menschen führen, betritt wehrlos den schwankenden Kahn, gibt sich wehrlos seinen Führern hin, indem er gegen die Furcht sich in seinen Glauben an menschliche Treue und menschliche Zusicherung einhüllt. Sie kennen ihn nicht, er kennt sie nicht, aber er hat in ihr Auge geschaut und hat ihre treuherzige Zusicherung gehört, und er folgt den unbekannten

Pfaden. So ist jeder Mensch hundertfältig mit den Banden des Glaubens umschlungen, und niemand möge darüber sich einer Täuschung hingeben; jeder Mensch hat Autoritäten, denen er sich hingibt.

Und nicht nur an andere Menschen ist der Mensch hingewiesen mit seinem Glauben; der Mensch muß auch an sich selbst glauben. Seinen Geist kann der Mensch nicht sehen; er kann ihn nur aus seinen Wirkungen erklären. Es geht dem Geiste wie unserem Auge, welches auch weit um sich schaut und vieles sieht, sich selbst aber nicht sehen kann. Der menschliche Geist denkt in einer ganz bestimmten Weise, nach festen Gesetzen, welche er gar nicht verlassen kann. Und diese Gesetze selbst weisen sich nicht mehr weiter vor dem Menschen in ihrer Richtigkeit aus. Es bleibt dem Menschen nichts anderes übrig als zu thun, was auch alle geistesgesunden Menschen thun: fest zu glauben und nicht von dem Glauben zu lassen, daß diese Gesetze richtig sind. In dem Augenblicke, wo der Mensch diesen Gesetzen keinen Glauben mehr schenken würde, würde alle Wahrheit und Gewißheit vor seinem Geiste verschwinden.

So ist der Glaube der unzertrennliche Gefährte jedes Menschen, so lange der Mensch hienieden wallet, und erst im Lichte der ewigen Seligkeit tritt er von uns zurück. Ohne allen Glauben und alles Vertrauen wäre die Welt nichts als die schrecklichste, ödeste Einsamkeit. Ich weiß nicht, ob es auf der ganzen Erde zu dieser Stunde einen einzigen Menschen gibt, der gar nicht glaubt, nicht mit Glauben an sich und an der Menschheit hängt. Gibt es aber einen solchen, dann ist es nur ein unglücklicher Wahnsinniger, der in scheuem Menschenhasse in einem unbekannten Winkel über dem tiefsten Schmerze brütet. Sein Anblick würde meinem Herzen ein Mitleid abfordern, größer, als es sonst dem Unglück des Wahnsinnes, mit welchem Gott die Menschen demüthigt, gewidmet wird; ich würde es nie vergessen, daß ich die Menschennatur in ihrer tiefsten, bodenlosen Jammergestalt gesehen. Auf dem Glauben an uns selbst und an die Menschheit ruht alles Ringen nach Wahrheit, alle Freude und Heiterkeit des Lebens. So lehrt denn auch einer der erleuchtetsten Väter der Kirche, der hl. Cyrill von Jerusalem: „Nicht allein bei uns Christen gilt der Glaube so viel, sondern auch bei denen, welche uns ferne stehen, und was in der Menschenwelt vollbracht wird, kann nur vollbracht werden im Glauben.“

Mit diesem Bande des Glaubens will nun Gott uns auch an sich und seine heilige Wahrheit in Christo Jesu knüpfen; durch den Glauben will er die Welt erlösen. Mit Glauben sollen wir Jesum Christum aufnehmen. Darum tritt Jesus Christus vor uns auf als Zeuge und Herold einer andern, unsichtbaren Welt, legt Zeugniß ab von seiner Sendung und von der höhern Wahrheit. Wir sollen sein Zeugniß aufnehmen; wir, die wir so reichlich Glauben spenden, sollen ihm unsern Glauben

nicht versagen. Darum versichert er, daß sein Zeugniß wahr sei; darum fordert er so oft: „Glaube, vertraue mein Sohn, und es wird dir geholfen werden;" darum sagt der Jünger der Liebe im Evangelium: „Er gab die Gewalt, Kinder Gottes zu werden, denjenigen, welche in seinem Namen glauben." [1] Wir glauben an die Menschen; in Christo Jesu hat Gott uns das schönste, herrlichste Menschenleben vor Augen gestellt. Wir haben heute vor acht Tagen dieses Leben Christi betrachtet, wie ihm scharf zusehende Feinde und vertraute Freunde das Zeugniß der vollkommensten Unbeflecktheit und Sündelosigkeit ablegen müssen, wie es einfach und wahr in den heiligen Evangelien sich vor unserem ehrfurchtsvoll staunenden Blicke erhebt, sich bis auf die kleinsten Züge in fast unbemerkbaren Einzelheiten entfaltet und überall bis ins allerkleinste den ungeschwächten, vollen Eindruck der größten Heiligkeit macht. Der Mensch fühlt das Bedürfniß, sich im Glauben an andere Menschen hinzugeben. Wer sollte nicht mit Freuden, mit Begeisterung sich einem solchen heiligen Leben rückhaltlos hingeben? Wer sollte, wenn er Jesu Leben betrachtet, nicht vor ihm werden wie ein Kind und die ganze Unbefangenheit und Stärke kindlichen Glaubens hervorsuchen, um damit seinen Belehrungen entgegenzukommen? Auch Christus selbst verweist auf sein sündeloses Leben. Er stellt seinen Feinden die verhängnißvolle, große Frage, welche wir auch vor acht Tagen betrachtet haben: „Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen?" Aber an diese Frage knüpft er unmittelbar an die andere: „Wenn ich euch die Wahrheit sage, warum glaubt ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, der hört Gottes Wort." [2] In jener ersten Frage läßt Christus vor den Juden und im Evangelium vor uns allen wie in einem reichen, glänzenden Hintergrunde sein ganzes reines, heiliges Leben in der Erinnerung sich entfalten. Dann tritt er auf als göttlicher Gesandter und verkündigt seine Lehre als Gottes Lehre.

Damit sind wir bei dem Punkte angelangt, um welchen unsere heutige Betrachtung sich wendet: 1. Jesus hat von sich erklärt, daß er ein Gesandter Gottes und höherer Abkunft, der Ueberbringer göttlicher Offenbarung sei; 2. seine Lehre trägt das Merkmal der Göttlichkeit.

I.

Wer zur Zeit des Sonnenaufganges inmitten großer Gewässer sich befindet, die unübersehbar weit im Dunkel der Nacht vor ihm sich ausdehnen, dem kommt es vor, als ob die aufgehende Sonne wie neugeschaffen plötzlich aus der Fluth auftauche, um sogleich das Dunkel

[1] Joh. 1, 12. [2] Joh. 8, 46.

zu zerstreuen und weithin ihre erquickende Wärme und ihr heiteres Licht auszugießen. Aber schon das Kind, dessen Geist angefangen hat, nachdenkend die Erscheinungen um sich her zu betrachten, würde zweifelnd den Kopf schütteln, wenn man ihm sagte, daß aus den nächtlich kalten Fluthen diese Fülle der Wärme ausströme, daß die Nacht auf dem Wasser mit dunklem Finger diesen Lichtglanz gewirkt habe. Es ahnt, daß hier eine Täuschung des Gesichtes obwalte, daß ihm hier ein Räthsel geboten, daß der Aufgang des leuchtenden Gestirns des Tages anderswo als in dem dunklen Abgrund der Fluthen zu suchen sei. Aehnlich ging es jenen kindlich einfachen Menschen im Lande Galiläa, als der neue geistige Morgen der Menschheit nach langer Nacht anbrach, als derjenige öffentlich auftrat, von welchem schon Zacharias, der Vater des hl. Johannes des Täufers, gepriesen, daß in ihm uns der Sonnenaufgang aus der Höhe besuche, zu leuchten denen, welche in Finsterniß und Schatten des Todes sitzen.[1]

Mit einer doppelten Dunkelheit hatte Jesus bisher seine Größe und Herrlichkeit vor den Augen der Welt verhüllt: mit dem Dunkel der Armut, welche auf den engen Raum einer Hütte im entlegenen, ruhmlosen Bergstädtlein Nazareth und auf den engen Kreis einer glanzlosen Familie sich einschränkte, und mit dem Dunkel eines tief schweigsamen, still zurückgezogenen, für die große Welt scheinbar ganz thatenlosen Lebens. Niemand ahnte, welch eine Größe in der Niedrigkeit dieser Hütte sich verbarg. Die Welt zog unbekümmert ihre Wege vorüber. Die Weltstraßen und Weltfahrten gingen weit ab von dieser Hütte, welche still dalag wie ein kleines Eiland im Meere, das kein Reisender aufsucht, weil es nichts Merkwürdiges zu bieten scheint. Die Pfade der Menschen kreuzten sich nicht auf der Schwelle dieser Hütte. Kein Auge schaute durch das Fenster in die Hütte hinein auf die Tugend, auf welcher doch die Hoffnung der ganzen Menschheit lag. Das ist aber auch nicht Gottes Wille und Rathschluß gewesen, daß die Welt die Wahrheit und das Heil des Christenthums in der Einsamkeit herausfinden und aufsuchen müsse; nein, zur rechten Zeit werden sich die Wahrheit und das Heil in Christo Jesu selbst auf die Wanderung begeben, den Menschen auf ihren Pfaden begegnen, an ihre Wohnungen anklopfen und sich anbieten, ob sie Aufnahme finden.

Sobald die rechte Stunde geschlagen, durchbrach Jesus das Dunkel, welches bisher ihn umgeben. Da verließ er die Hütte, die langjährige, traute Zeugin seiner heiligen Kindheit und Jugend; da erschien er vor dem Volke auf seinen Wegen und Stegen und warf in der Verkündigung des Evangeliums die ersten Lichtstrahlen der göttlichen Wahrheit hinaus in das Dunkel der Welt. Damals wurde erfüllt, wie der Evangelist

---

[1] Luc. 1, 78—79.

Matthäus auch ausdrücklich erwähnt, was von dem Propheten Isaias vorausverkündigt worden: „Das Land Zabulon und das Land Nephtali, der Weg des Meeres jenseits des Jordans, das Galiläa der Heiden, das Volk, das in Finsterniß saß, sah ein großes Licht.“ [1] Wie aber unser Auge geschaffen ist für das Licht der Sonne, so ist unser Geist geschaffen für das Licht der Wahrheit, geschaffen für Gott, welcher selbst die ewige Wahrheit ist. Darum übt die göttliche Wahrheit eine gewisse Gewalt über das Menschenherz aus, und wenn auch das Herz nicht ganz aufgeschlossen und bereitwillig für die höhere Wahrheit ist, irgendwo in einem Winkel des Herzens schlummert immer noch ein gewisser Sinn, ein Rest der Empfänglichkeit für die Wahrheit und wird von den Strahlen der Wahrheit getroffen. So zeigt es sich nicht nur bei gutgesinnten Menschen; es zeigt sich auch an denen, welche sich fest vorgenommen haben und entschlossen sind, die Wahrheit des Christenthums um keinen Preis anzunehmen. Sie fahren doch auf und zürnen, wenn die Wahrheit an ihr Ohr schlägt; sie werden gereizt wie ein Schläfer vom Sonnenlichte, wenn ein lebhafter Strahl derselben sich auf ihren Weg hinlegt; sie weichen ihm aus und erwehren sich desselben. Freilich kostet es den Menschen keine Mühe, in der Finsterniß zu sein; man braucht nur freiwillig seine Augenlider niederzusenken.

So fühlte auch das Volk in Christi Worten eine geheime Kraft, welche ihm tief in die Seele drang. „Dieser lehrt wie einer, der Gewalt hat.“ [2] Aber je wundersamer Christi Worte, desto räthselhafter und geheimnißvoller wurde ihm Christi Person und Abkunft. Freilich, wenn es bloß seine leiblichen Augen fragte, so hatte es gleich seine Antwort. Das Volk kannte wohl die schlichte Hütte auf der Felsenhöhe von Nazareth, aus welcher Jesus herausgetreten war; es kannte wohl seine Mutter Maria, es kannte Joseph und ihren einfachen Sinn. Aus dem Borne der Gelehrsamkeit, wie er in der jüdischen Schule zu Tage floß, hatte Jesus nicht geschöpft, und doch war seine Lehre, verglichen mit der Lehre der jüdischen Meister, wie der Tag gegen die Nacht, wie das Licht gegen die Finsterniß gehalten. Da kam die ahnungsvolle Frage auf: Woher kommt diese Lehre? Aus den einfachen Kenntnissen der armen Leute in der Hütte zu Nazareth kann sie unmöglich geflossen sein. Ihr Ursprung und Aufgang muß anderswo gesucht werden, als wohin das leibliche Auge weist, anderswo als zu Nazareth. „Woher weiß er das, da er es nicht gelernt hat? Wir wissen doch, woher er kommt. Ist er nicht des Zimmermanns Sohn? Heißt nicht seine Mutter Maria? Und sind nicht seine Brüder d. i. seine Verwandten unter uns?“ Das sind ihre Fragen.

---

[1] Matth. 4, 15—16. [2] Marc. 1. 22.

Da ergreift aber Christus als Mensch selbst das Wort, um diese Fragen zu beantworten. Er weist diejenigen, welche nach dem Ursprunge seiner Lehre suchen, über die Hütte von Nazareth, über seine Verwandtschaft, sein Vaterland, über die ganze dunkle Erde, von aller natürlichen Erklärung hinweg zum Himmel. „Meine Lehre ist nicht mein," d. h. sie gehört mir nicht als Menschen an, nicht meinem Geiste, nicht dem, was ich als Glied der Menschheit empfangen; ihren Ursprung dürft ihr nicht auf Erden suchen; sie ist nicht mein, „sondern dessen, der mich gesandt hat."[1] Und wie er dies im Kreise des schlichten Volkes erklärte, so wiederholte er im Angesichte seiner erbitterten Feinde mit allem Nachdruck die Lehre, daß er ein Sendbote Gottes an die Menschheit sei, daß das, was er sichtbar als geringer und unscheinbarer Mensch mit menschlichem Munde ausspreche, was wie ein anderes Menschenwort in der Luft halle, dennoch kein Menschenwort sei, sondern das Wort unerschütterlicher, göttlicher Wahrheit. „Und wenn ich von mir selbst Zeugniß gebe," spricht er, „so ist mein Zeugniß wahr, denn ich weiß, von wo ich ausgegangen bin. Ich bin nicht allein, sondern ich und der Vater, der mich gesandt hat. Ihr seid von unten, ich aber bin von oben. Ich thue nichts aus mir selbst, sondern wie der Vater mich belehrt hat, das thue ich. Ich bin aus Gott hervorgegangen und gekommen; ich bin nicht aus mir selbst gekommen, sondern jener hat mich gesandt."[2]

So umgibt sich Jesus gleichsam von allen Seiten her mit den glänzenden Aussagen göttlicher Sendung; so erschöpft er die Sprache, um ja darüber kein Mißverständniß zu lassen; so weist er immer von sich ab, daß seine Lehre menschliche Lehre sei; so setzt er vor der ganzen Schar seiner Feinde sich die schimmernde Krone göttlicher Abkunft und Sendung auf und drückt sie gleichsam um so fester auf sein Haupt, je mehr es die Feinde gelüstet, sie anzutasten. Jedes Wort, welches ich euch aus seinem Munde angeführt, ist ein glänzender Edelstein in seiner geistigen Krone. Die Worte sind alle hell und klar wie Krystall und lassen nicht den mindesten Zweifel übrig, daß Christus wahrhaft von seiner übernatürlichen, göttlichen Sendung spricht.

Können nun überhaupt die Worte Christi gar nicht anders verstanden werden als von solcher Sendung, dann können sie es am allerwenigsten von dem Volke, in dessen Mitte der Heiland erschienen und die Worte gesprochen hat, vom Volke der Juden, aus dessen Schoße er nach seiner Menschheit aufgeblüht war als des Volkes schönste Blüthe. Dieses Volk nämlich lebte und webte mit seinem ganzen Herzen in der Erinnerung,

---

[1] Joh. 7, 16. [2] Joh. 8, 14. 16. 23. 26. 42.

daß es seit Jahrhunderten von Zeit zu Zeit wahre Gesandte Gottes in seiner Mitte gesehen, die mit glühender Zunge Gottes Wort und Willen verkündeten. Für diese seine theuern Propheten hatte es gerade die Ausdrücke und Redeweisen geweiht und geheiligt, in denen Jesus über sich und seine Lehre sprach. Ja dieses Volk lebte nicht nur in der Erinnerung an solche Gottesgesandten, welche schon vorübergezogen, sondern es lebte vor allem noch in der Hoffnung auf einen neuen Gottesgesandten, einen größern und herrlichern, als alle frühern gewesen. Es ist das Volk der Zukunft gewesen das jüdische Volk, die Sonnenblume unter den Völkern, zugewandt dem Lichte des kommenden Messias. So war dieses Volk von Gedanken an höhere, göttliche Sendung umgeben, überall umspielt von den Vorstellungen an wahre Gottesgesandte. Schaute es zurück in seine Vergangenheit, so tauchten ihm eher als irgend etwas anderes, die hehren Gestalten der Propheten auf, ihr Haupt umkränzt mit solcher Sendung. Blickte es hinaus in die Zukunft, da winkte ihm sein Messias entgegen, der größte aller Gottesgesandten. Einem solchen Volke war es vollends unmöglich, Christi Aussprüche anders zu verstehen, als so wie es sie immer verstanden: daß Christus wirklich erklärte, seine Lehre stamme unmittelbar von Gott.

Ja Christus verkündigt auch geradezu und unumwunden, daß er selbst der verheißene Messias sei. Umringt von den Jammergestalten dieser Erde, umringt aber auch von seinen Wundern, trafen ihn die zweifelnden und bangen Jünger des Johannes, in deren Herzen und auf deren Lippen die Frage sich trug, ob er der Messias, ob er es sei, der da kommen solle, oder ob man einen andern erwarten solle. Und Jesus bestätigt, daß er der Messias sei, indem er hinweist auf die Herrlichkeit der Wunder, welche ihn umgeben, und um sie ja in diesem Glauben zu halten, fügt er bei: „Selig, wer sich an mir nicht ärgert.“[1] Christi Aussprüche kennen keine Veränderung und Verwandlung. Wie er sich hier inmitten der Wunder, inmitten der Triumphe für den Messias erklärt, so thut er es auch, da die Juden im Tempel, in der Halle Salomons ihn umringen und auf ihn eindringen, ihnen gerade herauszusagen, ob er der Messias, der Gesalbte des Herrn sei. Wohl kennt er die feindseligen Absichten ihrer Frage, aber sein Wort schreitet durch die drohende Gefahr hindurch. Seine Antwort, er sei Christus der Gesalbte, er sei Gottes Sohn, überragt alle Gefahren. Lieber aber, als gegenüber dem feindseligen Sturme, erschließt er seine hohe Würde, auch ohne darum gefragt zu sein, Seelen, welche er für das Himmelreich gewinnen will. Auch die Samariter zu Jesu Zeiten hofften auf den Messias, obgleich ein heftiger Religionshaß sie von den Juden trennte. Sie haben diese Hoffnung nicht von

[1] Luc. 7, 23.

den Juden angenommen, sondern aus einer alten mündlichen Ueberlieferung und den Büchern Mosis geschöpft, der einzigen Schrift des Alten Bundes, welche sie besaßen. Und bei den wenigen Samaritern, welche es noch jetzt auf Erden gibt — ungefähr dreißig Familien in Naplus —, haben berühmte Reisende noch heute den Glauben ihrer Väter zu Christi Zeit angetroffen. Im Samariterlande, nahe der Stadt Sichar, dort, wo ein Brünnlein floß, von alten heiligen Erinnerungen umweht, in tiefer Stille verkündigt Jesus seine Messiaswürde in jener ewig denkwürdigen Rede mit dem wasserschöpfenden Weibe, welche wie ein geistiger Brunnen der Gnade überaus lieblich im Garten des Evangeliums steht. Das Weib spricht seine große Hoffnung aus: „Wenn der Messias gekommen sein wird, der wird uns alles verkündigen;" auf ihn setzt sie alle Hoffnung; ihm schenkt sie unbedingten Glauben. Seinem Worte will sie in allem sich unterwerfen. Denn der Messias steht als ein heiliger Gottesgesandter, voll der Gnade und Wahrheit, vor ihrer Seele. Aber sie soll sich nicht mehr nur an dem schwachen Bilde ihrer Vorstellung erfreuen; das Bild hat Fleisch und Blut, und Jesus spricht so klar und so nachdrucksvoll: „Ich bin es, ich, der ich mit dir rede;"[1] er, der müde, vom Staube des Weges bedeckt, sich am Brunnen niedergesetzt, er selbst ist der Messias.

Wohl sind das nur kleine Theile, nur Winkel der Erde, dieser Brunnen von Sichar, dieses Galiläa, dieses Land der Juden, in welche das Licht seiner heiligen Wahrheit und Gnade hineinleuchtet. Der Herr aber erschaut sich dennoch in einer Stellung von außerordentlicher Erhabenheit und Wichtigkeit für die ganze Erde. Er erklärt sich für das Licht der Welt. An vielen Punkten auf Erden gab es Menschen, welche mit der sparsamen Leuchte menschlicher Erkenntniß und Wissenschaft engere oder weitere Kreise erhellten. Er aber, der damals noch Unbekannte, der in der großen Welt noch keinen Namen hatte, erklärt sich in dem Bewußtsein seiner göttlichen Sendung als die Sonne der Wahrheit, welche das ganze Erdenrund umwandelt und überall die Fülle ihres Lichtes ausgießt. „Ich bin das Licht der Welt," ruft er aus, „wer mir nachfolgt, der wandelt nicht in der Finsterniß, sondern hat das Licht des Lebens."[2] Es ist, als strahle schon die Sonne des Evangeliums in alle Gegenden der Erde, auf den Lebensweg jedes Menschen auf Erden, als wenn schon Jesu heiliges Evangelium mit Millionen Zungen auf allen Punkten der Erde verkündigt würde, und als begrüßten schon die Völker mit Freuden das neue Licht.

Es waren damals nur einzelne im engen Lande Palästina, welche seinem Lichte folgten. Wenn aber gute und treue Seelen sich ihm in unbegrenzter Hingebung des Glaubens hingaben, wenn sie ihn mit den

---

[1] Joh. 4, 26. [2] Joh. 8, 12.

höchsten und heiligsten Namen nannten, welche die menschliche Sprache kannte, wenn sie ihm zuriefen, daß Gott mit ihm sei, daß in ihm Gott sein Volk heimgesucht habe, wenn sie die glänzenden Namen eines göttlichen Gesandten, des Messias, den hehren und hochheiligen Namen des Sohnes Gottes huldigend ihm entgegenbrachten, dann fand er in diesen Namen nichts Irrthümliches, nichts Uebertriebenes, das er erst auf das rechte Maß hätte herunterbringen müssen; nein, er nahm den Tribut solcher Ehre einfach an; er empfing diese Namen, diese Huldigungen als reine, lautere Wahrheit und trug kein Bedenken, mit ihnen sich zu schmücken. Er lobte und pries den Glauben, welcher in solchen Benennungen und Huldigungen sich aussprach und schrieb diesen Glauben in seiner Klarheit und Festigkeit nicht dem menschlichen Denken, nicht Fleisch und Blut, sondern einer himmlischen Erleuchtung zu. Als in wundersamer Begeisterung das Volk ihm einen königlichen Einzug in Jerusalem bereitete, als es ihm, dem Messiaskönig, dem, der im Namen des Herrn kommt, Heil zurief, ihm die Palmen schwang und auf den höchsten Wogen des Jubels ihn emportrug, ließ er das geschehen. Er belobte es, obgleich sein Auge ernst auf sein nahes Leiden gerichtet war, und er unter den siegverkündenden Palmen des Kreuzes Schmerz und Schmach winken sah. Als das Kreuz ihm näher rückte, während die Palmen sich im Hintergrunde verloren, als die Wogen des Jubels abgelaufen und ihn gefangen und gebunden am Richterstuhle des Kaiphas niedergesetzt hatten, da wurde ihm noch die Frage nach seiner himmlischen Abkunft gestellt, da wurde ihm der Titel und die Würde des Sohnes Gottes von dem tiefsten Hasse angeboten, und auch hier nahm er sie an, auch da bekannte er sich noch höher als die gewöhnlichen Menschen, als Gottes Gesandten, ja als Gott gleich.

So begleitet diese Aussage: daß er Gottes Gesandter sei, Jesum über die ganze Bahn seines öffentlichen Lebens. Sie schreitet hinweg über alle Hindernisse, hindurch durch alles Ungemach, bleibt in allen Schmerzen bei ihm; schwebt noch auf seinen Lippen vor dem Richterstuhl und verschwindet nicht, bis sein Leben versiegt.

Und nun, Geliebte, lasset wieder vor euren Augen dieses Leben aufgehen, an dem selbst seine lauernden Feinde keinen Schatten einer Sünde nachweisen konnten, das auf seine vertrautesten Freunde den Eindruck gänzlicher Unbeflecktheit und Heiligkeit machte, das auch in den Evangelien vor uns ausgebreitet daliegt, wie aus lauter Licht gewebt, das Urbild aller sittlichen Schönheit und Vollkommenheit. Wie wäre es möglich, wie ließe es sich vereinigen mit einem solchen Leben, daß aus dem Munde Jesu Aussagen ausgegangen wären, welche jedermann nur von wahrhafter göttlicher Sendung verstehen mußte, die wirklich auch das ganze Volk so verstanden hat, wenn nicht diese Worte von seiner göttlichen Sendung, wie hoch sie auch klingen, einfache und schlichte Wahr-

heit wären. Denket an Christum, welcher auf Erden nichts gefunden, auch nichts gesucht hat; denket an ihn, den Demüthigen, der gegen irdische Ehre stets gleichgiltig war und sie geflohen. Die Demuth, welche man dem Veilchen vergleicht, das seinen Wohlgeruch und seinen Farbenschmelz mehr verbirgt als zeigt, spricht von sich nicht ohne Noth und ohne der Wohlfahrt anderer zu dienen, am wenigsten aber spricht sie in überschwenglichen, überspannten Ausdrücken, in Worten, welche über alle Wahrheit himmelweit hinausgehen. Und nun denket an das, was Jesus über seine Person, seine Würde und seine Sendung gesprochen. Nehmet nur den einen Ausdruck: „Ich bin das Licht der Welt u. s. w." Ich will alles verloren haben, wenn in der ganzen Weltgeschichte ein Mann, ich will nicht sagen von Demuth, nein nur von gesundem Verstande und Herzen, in solchen Worten über sich gesprochen hat. Und das könnte Jesus gesprochen haben, wenn es nicht volle heilige Wahrheit wäre? Das wäre der größte Widerspruch und völlig unerklärlich! Es geht gar nicht an, Jesu seinen göttlichen Charakter zu rauben und ihn für einen edlen, großen Menschen zu halten; nein, Jesus hat so über sich gesprochen, und sein Leben ist uns dessen Zeuge, daß seine heilige Sendung selbst und seine Liebe zu den Menschen ihn nur angetrieben haben können, die Aufschrift von seiner göttlichen Sendung über sein Haupt zu setzen und seine Lehre zu geben als Himmelsgabe. Die Kinder des Himmels aber erkennt man auch an eigenthümlichen Zügen, welche sie schmücken; sie tragen nicht die irdischen Mängel. So ist es auch mit Christi Lehre; sie trägt die Merkmale des Ueberirdischen. Sie ist eine allgemeine Lehre, übt einen heiligenden Einfluß aus und gießt wirksamen Trost in die Leiden der Erde.

II.

Als Christus auf Erden erschien, gab es keine Religion, welche auch nur darauf Anspruch machte, eine allgemeine zu sein für alle Völker, für alle Menschen. Die Juden hatten die Verheißung und die Hoffnung wenigstens, daß aus ihnen der Segen über alle Völker ausgehen solle, aber sie selbst hatten noch nicht den Beruf und Auftrag, ihren Glauben unter die Völker zu tragen. Nur ihre Wanderzüge, ihr Aufenthalt unter fremden Völkern in den traurigen Tagen der Gefangenschaft und der Verkehr anderer Völker mit ihnen, ließen einzelne Strahlen in das Heidenthum hineinfallen. Die vielen heidnischen Religionen aber begnügten sich ganz und gar damit, in bestimmten Ländern zu gelten und zu herrschen. An den Grenzen dieser Länder sanken sie ohnmächtig nieder. Wo ein anderes Volk lebte, jenseits eines hohen Berges, eines großen Stromes, gab es andere Götter, andere Tempel, andern Glauben, andere Weise, die Götter zu verehren. Niemand verspürte einen Drang, seine Religion

weiter hinauszutragen, die Völker zu ihr zu bekehren, sie zu sammeln um die Altäre seiner Götter; niemand war willens, einen Heller herzugeben für einen solchen Zweck, am wenigsten, wenn bei dieser Bekehrung Blut und Leben auf dem Spiele gestanden hätten. Diese Theilnahmlosigkeit, diese Engherzigkeit kommt uns fast unbegreiflich vor; aber unsere Theilnahme für Ausbreitung der religiösen Wahrheit, unsere Liebe für andere Völker, dieses heilige Feuer, das mehr oder minder kräftig in uns brennt, das hat erst Christus vom Himmel gebracht und angeschürt. Die Götter und die ganze Religion gehörten in der heidnischen Zeit dem Lande und Volke an. Wenn in blutigen Kriegen ein Volk seine Freiheit verlor, dann folgte etwa die Religion dem Sieger hinter seinen glücklichen Waffen nach ins eroberte Land, indem sie der Blutspur sorgsam nachzog, aber auch stillstand, wo diese den Weg nicht mehr zeigte. So ist es auch noch nach Christus überall, wo nicht Christi Geist lebt. Die Religion des Mohammed ist weit verbreitet, aber keinen Fuß weiter als die Gewalt der Waffen gedrungen. Die Religion folgt den Waffen; sie kennt auch ihre Schwäche und schickt keine andern Missionäre aus als Soldaten.

Aber ein Gott hat alle Menschen erschaffen und in jedem Menschenherzen liegt ein Zug zu Gott, und dieser Gott ist die ewige Wahrheit selbst, und allen Menschengeistern hat er einen Zug nach der Wahrheit eingehaucht, welcher nie ganz ausgelöscht werden kann, und seine Wahrheit ist für alle Menschen. Das Menschengeschlecht besitzt nach Gottes Willen und Anordnung große Verschiedenheit; es wohnt in ihm die reichste Mannigfaltigkeit. Die Menschheit, wenn wir einen Blick über sie werfen, wie sie ausgebreitet ist über die Erde, liegt da wie ein unermeßliches Gemälde, aufgerollt in der reichsten Farbenpracht; Verschiedenheit der Farben von der blendend weißen Gesichtsfarbe bis zur Schwärze des Negers, Verschiedenheit der Gesichtsbildung gewahren wir. Der Beobachter, welcher die verschiedenen Völker gesehen, erkennt regelmäßig und mit Leichtigkeit schon an den Zügen des Gesichtes, welchem Volke der Mensch angehört, der vor ihn tritt. Und in einem Volke sind wieder die verschiedenen Provinzen unterschieden; ja so groß und reich ist die Mannigfaltigkeit, daß es wohl nicht zwei Menschen gibt, welche sich in den Zügen des Angesichtes und im Tone der Stimme völlig gleichen. Und wie diese äußere Verschiedenheit, so gibt es auch die reichste Mannigfaltigkeit der Talente und Geistesgaben, der Empfänglichkeit des Herzens, und es gibt wohl auch nicht zwei Menschen, welche ganz dieselben Geistesgaben hätten, ganz in derselben Weise fühlten. Diese Verschiedenheit ist Gottes heiliger Wille. Und der Mensch, welcher sie aufheben wollte, würde gegen die heilige Ordnung Gottes freveln.

Aber alle diese Völker, alle diese Menschen haben einen Gott, und von seinem Throne geht unparteiisch seine Liebe und Erbarmung aus.

Er will, daß sie alle selig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Und wie das Brod Nahrung aller Völker ist, so ist auch für alle Menschen die göttliche Wahrheit das gemeinsame Brod. Wie Sonne und Mond in der Höhe für alle ausgehängt sind, so sind alle auch geschaffen, daß die Sonne der Wahrheit sie erleuchte. Sie muß also für alle Völker und Menschen passen und darf sie so wenig in ihrer Wohlfahrt stören wie Sonne und Mond die Pflanzen stören. So hat es die Lehre und Religion Christi bewiesen in unserer heiligen katholischen Kirche. Sie ist über das Morgenland hingegangen und hat siegreich das Abendland in Besitz genommen durch den freien Willen der Völker. Anfangs zwar hatten die Völker sie mit Bedenken, mit mißtrauischem Auge empfangen. Aber das Wort der Lehre aus dem Munde der Apostel und Glaubensboten fand durch sich selbst den Weg zu den Herzen. Die Völker begrüßten sie mit Beifall und räumten ihr eine Stätte als der Herrscherin auf ihrem Boden und in ihren Herzen ein. Dabei fühlten sich die Völker freudig frei, nicht in Fesseln, nicht gehemmt, als nur in der Sünde und den bösen Begierden, deren Dasein nicht zu Gottes ursprünglicher Anordnung gehört. Mit den verschiedensten Staatsverfassungen der Völker hat sich diese Religion befreundet. Die Staatsverfassungen sind etwas Irdisches und wandelbar wie alles Irdische, verschieden unter den verschiedenen Völkern, wie der Pflanzenwuchs verschieden ist. Sie alle aber konnten blühen zur Wohlfahrt der Menschen unter dem Segen der Lehre Christi. Zu jeder Zeit war diese Religion überall eine Freundin der wahren und echten Freiheit; denn sie weiß es sehr gut, daß ihr eigenes Wachsthum und fröhliches Gedeihen mit wahrer Freiheit aufs innigste verknüpft ist. Unsern Tagen war das rührende Schauspiel aufbewahrt, jenen berühmten Mann in Irland, der für die wahre Freiheit mehr gethan hat als irgend einer der letztlebenden Menschen, der ein halbes Jahrhundert lang bis in sein Greisenalter alle Kräfte seines großen Geistes, alle Arbeiten des Tages und die Wachen der Nächte daran wandte, seine geliebten Irländer, sieben Millionen Menschen, aus der Knechtschaft zu befreien, in welcher eine zähe Unduldsamkeit und Hartherzigkeit ohne Beispiel dieses katholische Martyrvolk Jahrhunderte lang gehalten hat, diesen Mann zu sehen, wie er demuthsvoll an dem katholischen Glauben hing, wie er gleich dem Aermsten in dem armen Volke vor den theuren Altären, dem letzten Reichthum und Schmuck, der Irland geblieben war, kniete. Und als im Greisenalter seine Kräfte sanken, als die eherne Stimme erlosch, trieb ihn eine mächtige Sehnsucht von dem Boden Irlands hinweg in die Ferne. Man erzählt, daß edle Männer, welche in weiter Ferne von ihrer Heimat lebten, vor ihrem Tode oft von unnennbarer Sehnsucht nach ihrem Vaterlande, ihrer Heimat ergriffen wurden, und daß schon manche zum Wanderstab gegriffen, um die Heimat

wiederzusehen. So zog es den großen Mann nach der geistigen Heimat aller wahren Christen, nach unserer heiligen Mutterstadt Rom. Den Boden von Italien hatte er glücklich betreten, aber da war sein Leben auf der Neige, und er verordnete, daß sein Herz wenigstens, welches die Freiheit über alles, nur die Religion noch mehr als die Freiheit geliebt, in die Weltstadt Rom einziehen und da aufbewahrt werden sollte. Sein Zug gen Rom, sein Herz in Rom zeigt uns das Christenthum und die Kirche in schönem Bunde mit der Freiheit.

Diese Religion erfüllt das Herz des Kindes mit heiligen Vorstellungen, mit seligen Gefühlen und umgibt es mit den schönsten Freuden. Wer von uns kehrt mit der Erinnerung in seine Kinderjahre zurück, ohne der Kirche, den Festen, dem Kirchhof wieder zu begegnen. Die Religion verschmilzt sich ganz mit unserer Kindheit, verschmilzt sich in eins mit ihr. Sie bietet dem größten Geiste unermeßlichen Stoff des Denkens und erhebt ihn auf den höchsten Gipfel der Gedankenwelt, auf welchem der menschliche Geist nur athmen kann. Sie hat überall, wo man ihr Freiheit gelassen, die großen Schichten des Volkes mit religiöser Gesinnung durchdrungen. Morgen- und Abendgebete, gemeinsame Gebete in Familien, täglicher Besuch der Kirche, Sprichwörter mit christlichem Klang und Inhalt geben Zeugniß davon.

Die Lehre Christi übt einen heiligenden Einfluß auf das ganze Leben aus. Ich will nur hervorheben, wie sie lehrt, alles auf Gott zu beziehen, im Lichte Gottes das Leben anzuschauen, wie sie die Zeit mit der Ewigkeit in Verbindung setzt und den Menschen wie mit unzähligen, goldenen Fäden in Glück und Unglück, in Versuchung und Kampf, wie in Ruhe und Frieden an Gott kettet und ihn in dieser glorreichen Abhängigkeit von Gott, in dieser Beziehung auf die Ewigkeit über die engen und erniedrigenden Schranken dieses Lebens erhebt und groß und edel macht. Und das ist Religion. Eine Lehre, welche nicht mit Gott in Verbindung setzt und erhält, mag alles andere sein, Religion ist sie nicht. Sehet euch die Dinge an, welche in den letzten Jahren gemacht worden sind und für Religion ausgegeben wurden. Da ist die Rede von der Menschenwürde, vom Fortschritt, vom deutschen Vaterland, aber nicht von dem wahren und lebendigen Gott, nicht von Beziehung des Menschenlebens auf ihn. Das ist das Zeichen, daß der religiöse Sinn geschwunden ist. So alle Verhältnisse auf Gott beziehend und mit dem Lichte der Ewigkeit bescheinend, hat das Christenthum besonders den Bund der Ehe und der Familie durchheiligt und verklärt.

In diesen Beziehungen zu Gott, in welche Christi Lehre alles Irdische versetzt, in diesem Widerschein der Ewigkeit und des Himmels, welchen sie auf alles Irdische wirft, liegt auch der unendliche Trost, welchen sie auf den Schmerz des Menschenlebens niederthaut. Das menschliche Leben

kann nie der Gewalt des Schmerzes enthoben werden; so oder anders — es bleibt immer gebannt in den Dornenkranz der Leiden. Aber es gibt nicht nur gewöhnliche Leiden des ordentlichen Lebens hienieden; es gibt auch ganz außerordentliche, es gibt excentrische Leiden, es gibt niederschmetternde Schmerzen. An solchen fehlt es nicht in Irland und in Sibirien, bei Wind und Wettern auf dem Meere, an Verbannungsorten, auf Sklavenschiffen, auf Schlachtfeldern, auf unverdienten Schafotten, in gänzlicher Verlassenheit. Was würde das für ein Buch werden, wie groß und umfangreich, welches über die Mysterien, über die thränenwerthen Geheimnisse des Schmerzes auf Erden geschrieben würde? Diese Schmerzen lechzen alle nach Trost. Die wahre Religion muß für sie alle Trost haben, nicht bloß für die gewöhnlichen Leiden, nicht bloß für Menschen, welche sich einmal mit dem Federmesser in die Finger schneiden. Die Lehre Jesu Christi gibt diesen Trost, indem sie die Schmerzen und den Schmerzensträger in einem heiligen Lichte zeigt. Der Schmerz ist nicht Zufall, sondern die weise Fügung eines persönlichen, barmherzigen Gottes. Indem die Lehre Christi einen weiten Gesichtskreis eröffnet, zeigt sie den Menschen, wie die, welche unter Weinen säen, unter Freuden ernten, zeigt die goldene Saat, welche den Thränen entkeimt, die in die von Kummer gegrabenen Furchen des Angesichtes fallen. In dem Leidenden aber, in dem Schmerzensträger selbst gibt sie den Christen eine ganz eigenthümliche, wundersame Offenbarung. Es ist Jesus Christus selbst, welcher in den Leidenden, in den Schmerzbeladenen über die Erde zieht. Darum entwickelt sich, soweit Christi Kirche ungehemmt walten kann, eine Liebe, welche nicht bloß da oder dort ein Almosen gibt, für Abgebrannte, Ueberschwemmte musicirt, einem Zweckessen beiwohnt, — ach! damit ist für die leidende Menschheit wenig gethan, — sondern die dem Leiden des Lebens, der ansteckenden Krankheit kühn entgegentritt und Leib an Leib mit ihr ringt. Der Kranke, welcher von allen verlassen ist, findet in dem barmherzigen Bruder, der barmherzigen Schwester eine Liebe wieder, welche ihn nichts oder sehr wenig kostet. Als vor den Augen der Welt der Vorhang aufgezogen wurde, welcher das Leiden unserer Brüder in Oberschlesien verhüllt hatte, und ein Jammer, grenzenlos wie noch selten vor aller Augen sich zeigte, — welche waren die Helden, die die Ansteckung nicht achteten, die wie ein Tiger mit unsichtbaren Krallen um ihre Beute ging? Vor einigen Jahren hatte gerade in Schlesien eine neue Secte sich aufgethan, welche so viel von Menschenliebe gesprochen. Haben ihre Prediger denn jetzt auch die Mission der Liebe übernommen? O nein, Geliebte, bei uns ist es nicht schwer, die Hand drohend gegen die Katholiken und den Papst zu erheben, viel schwerer ist es jedenfalls, sie mild und friedlich herzugeben im Dienste solcher Krankheiten. Die Welt hat das ganze Feld einem katholischen Ordenshause überlassen, das

noch in Breslau steht wie ein schwaches Angedenken ehemaligen katholischen Lebens. Die barmherzigen Brüder in diesem Ordenshause erinnerten sich, daß es Christus sei, welcher dort leide, und daß, wer sein Leben hier verliere um Christi willen, in der Ewigkeit es hundertfach wieder erhalte. Sie sitzen wie Engel an der Seite der verlassenen Kranken, denen sie Kühlung und Trost, Muth und neue Hoffnung des Lebens in das Siechthum ihres Leibes und in die Niedergeschlagenheit der Seele wehen.

Das thut die Lehre Christi, aber die ganze Lehre in vollkommener, ungebrochener Kraft, mit ihren Geheimnissen und gerade durch diese. Die Lehre Christi ist mehr als ein paar Lehren der sogenannten Vernunftreligion, welche man in einem schmucken Heftchen zusammenschreiben kann, und die dem Menschen keine höhere Kraft der Aufopferung verleihen. Die Lehre Jesu zeigt nur ihre Wunderkraft, wenn sie in ihrer ganzen Fülle sich niedergießt in die Herzen.

Sehet, Geliebte, das ist die Lehre Jesu Christi, das Wort Gottes. Außer unserer Kirche ist sie immer mehr im Abnehmen und Verschwinden; uns Katholiken ist in dieser Zeit das schöne Los zugefallen, das Christenthum unserem deutschen Vaterland zu bewahren. Amen.

Jesu Wunder.

„Thue ich die Werke meines Vaters nicht, so möget ihr mir nicht glauben; thue ich sie aber, so glaubet den Werken, wenn ihr mir nicht glauben wollt.“ Joh. 10, 37—38.

Wer mit unbefangenem Blicke über die Erde und in das Leben der Menschheit schaut, der wird mit staunender Wehmuth und mit Schrecken gewahr, mit welcher Leichtigkeit das Unnütze und Verderbliche Wurzel schlägt und aufkommt, überall üppigen Boden findet und schnell die Herrschaft an sich reißt, während das Wahre und Gute meistens mit unzähligen Hindernissen überall zu kämpfen hat und auf Erden dasteht wie heimatlos, wie in einem fremden Lande. Auf Schiffen, welche aus Europa nach Amerika fuhren, wurde durch Zufall die europäische Distel in die neue Welt verschleppt, und schneller als alle guten Gewächse breitete sie sich auf hunderte von Meilen aus, erstickte auf ihrem heillosen Wege alle bessere einheimische Vegetation und war sogleich die Herrin auf unermeßlichen Strecken. Es ist das uralte Strafwort, welches Gott auf die Erde gelegt, daß sie Disteln und Dornen tragen, der Mensch aber mit Mühe sie bebauen und ihr die Nahrung im Schweiße seines Angesichtes abringen soll. Wie aber die Erde Disteln und Dornen hegt und pflegt und mit Vorliebe großzieht, gleich als ob sie die rechte Mutter von ihnen sei, so

hat auch jedes Menschenherz eine besondere Neigung, Disteln und Dornen aufzuziehen, so finden auch die zeitigen Giftpflanzen des Irrthums und des Bösen leicht eine weite Verbreitung und eine ausgedehnte Herrschaft in der Menschheit. Allerdings lebt in der Menschenseele ein eingeborener Zug zur Wahrheit und zu Gott hin, der selbst die ewige Wahrheit ist; aber nicht rein und entschieden ist dieser höhere Zug ausgeprägt. Der Mensch fühlt sich noch weit mächtiger hingezogen zu den verführerischen Blendwerken des Irrthums und des Zweifels. Er hängt mit Rechthaberei an seinen vorgefaßten Meinungen; er findet Irrthümer, Vorurtheile um sich her, Vorurtheile seines Landes, seiner Zeit, Vorurtheile seines Standes, die er einsaugt mit der Muttermilch, an denen er mit ganzer Seele hängt, ohne einmal Verdacht gegen sie zu schöpfen, die er sich um keinen Preis will abnehmen lassen, deren Bekämpfung ihn heftig macht. Dazu kommt neben dem leisen Zuge des Herzens zur Heiligkeit, zu Gott, der gewaltige, mächtige Zug zur Sünde, und die Sünde wieder verblendet und verdunkelt ihm seine Erkenntniß und verdüstert ihm die Wahrheit.

In solchem Zustande unabsehbar weiter Verbreitung des Irrthums, tiefer Versunkenheit, großer Unempfänglichkeit für die höhere Wahrheit traf Christus das erniedrigte Menschengeschlecht an. Urtheilet nun selbst, Geliebte, ob bei solcher Weltlage, bei diesem elenden Zustande der Menschheit es genügt hätte, wenn der Heiland in Mitleid mit ihrer Unwissenheit und ihrem Irrthum, die Wahrheit den Menschen in menschlichen Worten mitgetheilt hätte, wenn er nur als Lehrer umhergegangen wäre, zu lehren, ob in dieser Weise seine heilige Wahrheit wirklich zu ihrem Rechte und zum Siege gekommen wäre. Ich meine, noch nicht einmal der Theil der Lehre Christi, welcher uns jetzt als ein der Vernunft ganz einleuchtender erscheint, hätte das Feld bei den Völkern gewonnen. Es soll mir der berühmteste Weise im heidnischen Griechenland Zeuge sein. Sokrates, welcher es sonst doch so meisterhaft verstand, schwierige Wahrheiten beizubringen, daß sein Name im Kreise der Gelehrten dafür fast sprichwörtlich geworden ist, erklärt sich über die eine Wahrheit, daß es nur einen Gott gebe, dahin: diese Wahrheit zu finden, sei schwer; sie aber dem Volke beizubringen, sei unmöglich. Sehet, vor dieser einen Wahrheit steht Sokrates da, gibt sich auf, läßt die Hände sinken und ruft: es ist unmöglich. Das ist eine Offenbarung über die Schwäche des menschlichen Wortes der Belehrung! Es wären die Lehren Christi edle Samenkörner gewesen, welche man aber wie in einer Verschwendung, wie in einem Luxus der Belehrung in Disteln und Dornenhecken, in starre Wildniß hinausgeworfen und so dem Lose übergeben hätte, kläglich zu verkommen. Sollte das nicht geschehen, sollte die Religion Jesu Christi, welche so sehr abstach von den religiösen Vorstellungen der Menschheit, von den Gewohn-

heiten und Uebungen anderer Religionen, welche so ernst und unbeugsam auf das Schwerste, auf Selbstverleugnung und innere Heiligung dringt, Aufnahme finden und den Sieg erringen, dann mußten höhere Kräfte noch in ihren Dienst genommen werden, dann mußten gewaltige Thatsachen die falschen Vorstellungen vernichten. Sie mußten die Wahrheit dieser Lehren der widerstrebenden Welt aufdringen, klar vor Augen halten, vor allem aber mußten sie Jesum als Träger und Ueberbringer göttlicher Offenbarung unwidersprechlich erweisen und so unmittelbar den Glauben an ihn erzeugen. Solche Thatsachen sind die Wunder und Weissagungen. Heute beschäftigen uns die Wunder.

Das reine, heilige Leben Jesu war geeignet, Glauben an seine Worte zu wecken. Aber wer mit umnachtetem Auge auch nicht die Schönheit des Lebens Jesu erkannte, ähnlich, wie der schlichte Landmann mit seinem ungeübten Auge die Schönheit eines Gemäldes nicht zu fühlen und zu würdigen weiß, der hatte in den Wundern Züge des großen und wohlwollenden Wirkens und der Gottgefälligkeit des Lebens Christi vor Augen, welche ihm nicht entgehen konnten und auch ihm verständlich waren. Wer Christo auf seine Aussage hin, daß er Gottes Sohn und Ueberbringer einer göttlichen Offenbarung sei, den Glauben verweigerte, der hatte hier die gewaltige Sprache der Wunder, welche dasselbe verkündigte, die Bestätigung der Großthaten Gottes, welche der Erklärung Christi überall, gleichsam auf dem Fuße nachfolgten. Wer sich zum Worte Christi: Ich bin das Licht der Welt, nicht erschwingen konnte, der erschwang sich doch, wenn er nur redlichen Willens war, dazu, wenn er sah, wie Christus sogleich dem Blindgeborenen das Licht der Augen gab, und so sein großes Wort von sich als dem geistigen Lichte sich abspiegeln ließ. Wem Christi Wort: „Ich bin die Auferstehung und das Leben,“ zu hoch war, — es war ihm nicht mehr zu hoch, da er gleich darauf den Lazarus erweckte. Und Christus ist so demüthig, daß er es verzeiht, seiner Menschheit, seinem reinen, heiligen Menschenleben und seiner menschlichen Versicherung nicht zu glauben. „Wenn ich nicht die Werke meines Vaters thue, dann glaubet mir nicht. Wenn ich sie aber thue und ihr mir nicht glauben wollet, dann glaubet den Werken, damit ihr erkennet und glaubet, daß der Vater in mir ist und ich im Vater bin;“[1] und: „Wenn ich die Werke bei ihnen nicht gethan hätte, welche kein anderer gethan hat, so hätten sie keine Sünde; jetzt aber haben sie gesehen und haben mich gehaßt und meinen Vater.“[2] Somit fällt auf die Wunder das allergrößte Gewicht, und es wird für uns von der allergrößten Bedeutung sein, einige allgemeine Gesichtspunkte über sie festzustellen.

---

[1] Joh. 10, 37 ff. [2] Joh. 15, 24.

Im ersten Theile noch einige Worte über das Verhältniß der Wunder zur Natur und der natürlichen Ordnung, dann über die Erkennbarkeit der Wunder. Im zweiten Theile handeln wir sodann über die Bezeugung, die wir von den Wundern Christi haben. Wir betrachten die Großthaten, welche der Finger des Heiligen Geistes in die Geschichte der Menschheit geschrieben. So möge denn auch das Licht des Heiligen Geistes gnädig uns leuchten, daß wir seine Thaten verstehen.

I.

In den Gesetzen und Ordnungen, welche Gott im Anfange der Schöpfung gegründet hat, bewegt sich und lebt die Welt der Natur um uns her und an uns selbst. Von diesen Gesetzen wie im Zügel gehalten und geleitet steigen stetig die Sterne am Firmamente auf und nieder, ziehen ihre riesigen Bahnen und gießen wie aus Lichtbrunnen ihre Strahlen aus, gerade so wie hier auf der Erde in einem engen, dunkeln Winkel still eine Pflanze knospet und blüht und im schmalen Bette ein Bächlein rinnt, oder wie unser Leib wächst und erstarkt und die Blutwelle durch die Adern rinnt. Und welch ein reges, buntes Leben sich auch in dieser Natur gestaltet, wie lebhaft und mannigfaltig auch die Kräfte ineinander spielen, im ganzen Bereiche ihres Waltens haben wir das nicht, was Christus, was die Apostel, was die ganze Menschheit Wunder nennen, weil nichts Neues geschaffen, sondern das anfangs Geschaffene erhalten wird. Auch darin offenbart sich uns Gottes Macht und Weisheit, welche das alles in wundersamer Mannigfaltigkeit und doch in Einheit, Ordnung und Zweckmäßigkeit erschaffen hat, es erhält und zu seiner Bestimmung hinleitet. „Das Unsichtbare von Gott", spricht der Apostel, „ist seit Erschaffung der Welt in den erschaffenen Dingen erkennbar und sichtbar, nämlich seine ewige Kraft und Gottheit."[1] Das ist die religiöse Anschauung der Natur, welche verborgen unter der Regung blinder Naturkraft und eines Lebens, das sich selbst nicht versteht, einen persönlichen Gott und seine Macht und Liebe findet. In ihr liegt vor dem Auge des Menschen die Natur da, wie ein weit aufgeschlagenes Buch, in welchem mit mächtigen Zügen Gottes Dasein, seine Weisheit und Liebe gepredigt sind. Die Heilige Schrift, welche von den Wundern erzählt und sie preist, hängt zugleich mit Liebe an dieser Betrachtung der Natur. Das Christenthum aber hat diese religiöse Betrachtung der Natur mit zartem Sinne gepflegt und ihrer über den Wundern nie vergessen. Als ein Philosoph der alten Zeit den großen Einsiedler Antonius fragte: Lieber Greis, wie verbringst du doch deine Zeit, da du keine Bücher hast? antwortete der liebenswürdige, sinnige

[1] Röm. 1, 20.

Einsiedler: „Einen großen Band habe ich immer bei Hand; das ist die lebendige Natur um mich her, in welcher ich bald das große, bunte Blatt der Erde, bald das bläuliche Blatt des Meeres, bald das silbergestickte Blatt des nächtlichen Himmels anschaue und in ihnen wie in einem Spiegel den widerstrahlenden Schöpfer erblicke." Das war seine Bibliothek, und mit inniger Liebe schaute das religiöse Auge des Heiligen die Natur an. „Glaube mir," spricht der hl. Bernhard in einem Briefe, „in den Wäldern kannst du etwas finden, was du in den Büchern nicht findest; die Hölzer und Steine werden dich etwas lehren, was du von keinem andern lernen kannst. Gedanken springen gleichsam aus den Felsen auf und aus hartem Gestein." [1]

Neben dieser religiösen Betrachtung der Natur aber kann der Mensch auch forschend in das Leben und die Kräfte der Natur eindringen, sie in ihrer geheimen Werkstätte belauschen. Er kann, wenn er die Kräfte der Natur erforscht hat, sich dieselben um so mehr dienstbar machen und in sinnreichen Erfindungen sie benutzen, von denen frühere Zeiten nichts wußten, die sie nicht ahnten. So sahen im Anfang die Menschen mit Staunen die Dampfschiffe majestätisch über unsere Flüsse und selbst über die Meere hinziehen, den Dampf mit sich ziehend wie einen Schleier, mit dem die Lüfte spielen. So zieht der Dampf die Wagen wie eine Eisenschlange hin auf jenen Schienen, auf welchen die Länder sich austauschen, und die Völker sich begegnen. In diesen Erfindungen hat sich unsere Zeit besonders gefallen und wie ein funkelndes Diadem sich dieselben um die Stirne gewunden. Es ist schon recht und keineswegs zu tadeln, daß der Mensch sich rege und bewege, thue und erfinde und sein Leben verschönere, wenn er nur sich selber und seinen bessern Theil in diesem Streben nicht verliert, wenn er nicht leichtfertig meint, sein höchstes Glück auf diesem Wege zu erjagen, wenn er nur demjenigen nicht nachjagt, was ewig vor ihm flieht, und das nicht flieht, was ewig bleibt. Aber das alles ist kein Wunder. Es sind immer nur die gewöhnlichen Kräfte der Natur, welche thätig sind, die man wohl zu verbinden und zu benutzen weiß. Und hat man es einmal gefunden, so kann man es immer mit größter Sicherheit nachthun. Die ungebildeten Menschen, welche an den Küsten des rothen und arabischen Meeres wohnen, gerathen noch ins größte Staunen, wenn sie die Dampfschiffe der Europäer vorübergleiten sehen, und meinen, eine Zauberkraft müsse sie wohl bewegen.

Auch hier, auf dem Gebiete des tiefen Forschens der Natur, des glücklichen Belauschens, des sinnreichen Erfindens haben wir keine Wunder; wir haben nur die Kräfte der Natur und ihr Wirken. Das Wunder aber liegt nicht im Bereiche der Natur und kann nicht von ihren Kräften

---

[1] Ep. 106 ad magistrum Henricum.

gewirkt sein. Es wird nur dadurch gewirkt, daß durch Gott eine neue schöpferische Kraft zu dem regen Wirken der Naturkräfte hinzutritt, so gleichsam eine neue Welt sich erbaut, welche auf der alten ruht. Die Wunder sind also über den Naturgesetzen, nicht gegen die Naturgesetze, welche immerfort walten und gelten und nicht aufgehoben werden, wenn das Wunder geschieht. Wir kennen gar kein Wirken Gottes, in welchem er die Gesetze aufhöbe, ihnen widerspräche. Damit ist denn auch die Frage des Unglaubens beantwortet: wie sollen um eines Wunders willen die Gesetze zerrissen werden, welche das ganze Weltall durchwalten? Diese Gesetze werden nicht zerrissen, nicht aufgehoben, sondern walten unversehrt, ununterbrochen fort.

Aber kann denn der Mensch klar erkennen und mit sicherem Urtheile entscheiden, daß dies oder jenes, was z. B. in der Heiligen Schrift im Leben Christi als Wunder mitgetheilt ist, über die Kräfte der Natur hinausgehe und somit ein Wunder sei? Da wird uns gesagt: Wer wollte behaupten, er kenne alle Kräfte der Natur und alle Weisen und Wege, wie sie wirken, er kenne alle Erscheinungen, welche sie zu Tage fördern können? Tag für Tag erweitert sich hier der Kreis des Wissens; wir alle sind noch Schüler der Natur. Folgt denn daraus nicht, daß kein Mensch und zumal kein ungelehrter irgend sagen kann, was über der Natur, was ein Wunder ist?

Nun können wir allerdings nicht läugnen, daß noch manches im Leben und Walten der Natur uns verborgen ist, unter dichtem Schleier verhüllt ruht, daß die Entdeckung von manchem die Freude und der Stolz, der Ehrenkranz einer nach uns kommenden Generation sein wird; aber vieles ist uns auch durch und durch bekannt, und wir alle, Ungebildete und Gebildete, die ganze Menschheit, wissen durch die Erfahrungen, welche Jahrtausende hindurch die Menschen vor uns gemacht, welche Kräfte diesen und jenen Dingen einmal sicher nicht innewohnen, und was sie zu thun und hervorzubringen gewiß nicht im stande sind. Dies genügt, um über Christi Wunder ein festes Urtheil zu gewinnen.

Es wird uns in dieser Beziehung ein kleiner Zug im Leben des hl. Aloysius erzählt, von welchem wir ausgehen können zu einem Wunder Christi, welches uns als Beispiel dienen soll. Als er noch an dem damals glänzenden Hofe des Königs von Spanien als Edelknabe angestellt und eines Tages bei dem jungen spanischen Prinzen Jakob in einem der Säle des Palastes war, während es draußen heftig stürmte und Wind und Wetter wider die Fenster schlugen, öffnete der junge Prinz in stolzem Unmuthe das Fenster und rief ins Unwetter hinaus: „Ich, Prinz von Spanien, gebiete dir, Wind und Wetter, dich zur Ruhe zu legen." Der verständige Edelknabe aber sprach: „Lasset das nur gut sein; über Menschen vermag allerdings etwas Euer menschliches Wort, aber über Wind und Wetter hat Euer Angesicht keine Kraft; ihnen befiehlt Gott allein."

Wenn die Stürme des Schmerzes oder der Leidenschaft durch eine Menschenseele ziehen, wenn die Wellen der Trübsal anschwellen und heftig ans Herz pochen, dann naht der Mensch mit mitleidig theilnehmendem oder mit drohendem Angesicht, mit besänftigender, tröstender oder fest abwehrender und mahnender Sprache, und oft schon hat die Milde des Angesichtes, der theilnehmende Blick des Auges seinen Sturm verscheucht, oft seine Stimme, das menschliche Wort mit dem Klange des Trostes Ruhe dem Herzen gebracht, Frieden und innere Klarheit zurückgeführt. Das vermag das menschliche Wort, das menschliche Auge und Angesicht; ja selbst noch im Reiche der Thiere übt das Auge und das Wort seine Gewalt aus, in welcher die letzten Reste der ehemaligen Herrschaft liegen, welche Gott dem Menschen im Paradiese verliehen hat.

Aber bei den Stürmen und Empörungen der leblosen Natur, wenn ein wilder Sturm über die Fluthen eines Sees braust, wenn in drohendem Ungestüm die Wogen sich heben, vermag das menschliche Wort und Auge nichts. Sein Laut schlägt an kein Ohr; die blinden Naturkräfte sind taub und mitleidslos; keine menschliche Zunge kennt einen Zauberspruch, welcher sie anfassen kann; des Menschen Wort und Blick gleiten spurlos ab. Das weiß jeder Mensch; soviel kennt jeder die Kraft des Wortes und des Auges und weiß, wo sie gilt und nicht gilt. Dem ungelehrtesten Menschen in ungebildetem Lande wird es nicht in den Sinn kommen, wenn sein schwankendes Schifflein im Sturme bald in der Höhe auf der Spitze der Wellen tanzt, bald in die gähnende Tiefe hinabgeschleudert wird, mit seinem ohnmächtigen Finger oder seiner Stimme gebieten zu wollen. Was ist das menschliche Dräuen, das schwächlich im Auge schwimmt und in den Zügen des Angesichtes liegt, verglichen mit dem Entgegendräuen, welches auf den Wassern fluthet und in den gewaltigen Furchen der Wellen liegt? Wie wird die schwache Menschenstimme verhöhnt von der gellenden Windsbraut, welche über die Fluthen tanzt!

Wenn nun aber, wie Christus gethan, mitten im Sturme und Wellenschlage einer von den schwankenden Brettern eines Kahnes sich erhebt und in ruhiger, sicherer Majestät, die ihrer Sache gewiß ist, den tauben Sturm bedroht und zu den Fluthen spricht: „Schweigt und seid ruhig;" wenn vor diesem drohenden Angesichte und vor diesen schwachen Menschenworten es ist, als ob den wilden Fluthen Zaum und Zügel mit diesen Worten angelegt wären, wenn sie augenblicklich ihre gewaltigen Falten aufeinanderschlagen und zur Ruhe legen, und das Schifflein, eben noch umhüllt und bedeckt von den Fluthen und ihrem Verderben, siegend über die Spiegelfläche hinfährt, da weiß es jeder: was menschliche Worte und Mienen, menschliche Befehle und Drohungen auch immer sonstwo, auf andern Gebieten für eine Gewalt haben mögen, das kann völlig dahingestellt bleiben, — Gewalt über diese Elemente haben sie ganz gewiß nicht.

Da weiß es jeder: das Drohen des Blickes und des Angesichtes und der Befehl des Menschenwortes, welche an sich ohnmächtig sind, können hier nur die äußern Zeichen einer unsichtbaren göttlichen Kraft sein, die hier sich geltend macht. Und ich werde demjenigen, welcher diesen Schluß macht, nicht sagen dürfen: „Kennst du denn auch alle Kraft menschlicher Rede, kennst du alle Macht, welche im menschlichen Auge liegt, und weißt du, was in allen Fällen Wort und Blick zu wirken im stande sind?“ Er würde erwidern: wie groß diese Kraft ist, weiß ich nicht; aber das weiß ich sehr gut, daß sie nicht Fluth und Sturm beschwichtigen und beherrschen kann. Das wußten auch die Gefährten Christi auf jenem ewig denkwürdigen Schauplatze seiner Macht. „Wer ist der,“ sprechen sie, „daß Winde und Meer ihm gehorchen?“ [1] Und wie diese Männer, denen keine Gelehrsamkeit, wohl aber der gesunde Menschenverstand und die gewöhnliche Erfahrung des Menschenlebens zu Gebote standen, urtheilten, — gar nicht anders wird der Allergelehrteste, der tiefste Forscher im Leben und Wirken der Natur urtheilen können; er wird sich hier mit jenen schlichten Begleitern Christi auf demselben Boden finden. So urtheilen auch wir in dieser Stunde, da die Augenzeugen des Wunders uns die Thatsache berichten. Denn, achtet wohl darauf, Geliebte, die heiligen Schriftsteller sagen uns nicht: Christus hat Wunder gewirkt, so daß wir ihnen aufs Wort glauben müßten; nein, sie erzählen uns höchst schlicht und einfach mit rührender Aufrichtigkeit die Thatsachen, wie sie dieselben nicht gemacht, sondern auf ihrem Wege gefunden haben, da sie Christo auf dem Fuße nachfolgten, und geben uns das Urtheil anheim. Wir stehen vor der Thatsache und sprechen: das Zeugniß der Augenzeugen läßt sich nicht läugnen, sonst würde alle Geschichte und alle Naturforschung fallen. Die Thatsache aber, die fest beglaubigte, weist hier auf einen, welcher höher ist als die Natur, der die Natur erschaffen hat, sie in seinen Händen trägt und nie aus seiner Gewalt entläßt.

Knüpfen wir an das, was wir über die Kraft und über die Ohnmacht des menschlichen Wortes gesagt, ein anderes Wunder Christi, welches im Gegensatze zu jenem, welches im wild erregten Leben der Natur stattfand, im stillen Reiche des Todes in voller Herrlichkeit glänzt. Auch über das stille Reich des Todes vermag des Menschen Rede und Ruf nichts. Seine Worte können wohl an ein lebendiges Herz schlagen, es zu lebendiger Thatkraft aufrufen. Das Ergreifen seiner Hand, sein Ruf kann aus tiefem Schlafe ans Tageslicht wecken; aber aus dem Todesschlafe kann die menschliche Stimme und Hand nicht wecken. Seine Stimme kann den entflohenen Geist nicht zurückrufen, kann kein neues Leben durch den todten Körper gießen. Seit Jahrtausenden haben die

---

[1] Matth. 8, 27.

Ueberlebenden die geliebten Todten schmerzlich bei Namen gerufen, sie mit den Klagen ihrer Liebe umgeben und mit ihren Armen krampfhaft stark umfaßt. Der Ruf des Schmerzes ist mit dem Tode von Haus zu Haus über das Erdenrund gegangen, und eine millionenfache Erfahrung hat uns alle darüber belehrt, daß die menschliche Stimme hier ohnmächtig ist. Nur das Kind, welches den Tod nicht kennt, meint noch in rührendem Irrthum mit seiner Stimme eine Leiche wecken zu können, welche seinem Herzen theuer ist.

Schauen wir ins Leben Jesu. Jesus behandelt die Todten wie Schlafende. Er sagt schon weissagend sein Wunder voraus, indem er von der zwölfjährigen Tochter des Jairus sagt: „Das Mädchen ist nicht todt, sondern es schläft.“[1] Sein Wort wurde mißverstanden; es wurde wie der Irrthum eines Kindes geachtet, wovon wir eben sprachen. Er aber ergreift das Mädchen bei der Hand, wie man einen Schlafenden bei der Hand nimmt und ruft ihm zu: „Mädchen, ich sage dir, stehe auf!“ Und sie erwacht wie aus dem Schlafe und erhob sich ebenso gekräftigt und lebensfrisch, wie der Mensch aus einem gesunden Schlafe sich erhebt, so daß Staunen und Bewunderung weithin durch die ganze Landschaft ging. So ließ er jenen Leichenzug halten, welchem er nahe am Thore des Städtchens Naim begegnete. Auch hier berührt er bloß den Sarg und ruft: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!“[2] Sogleich erhob sich der Jüngling und fing an zu reden. Wie von einem Schlafenden, welchen er weckt, spricht er von einem Todten, den das Grab schon vier Tage besaß, und von dem der Qualm der Verwesung ausging. „Lazarus, unser Freund, schläft; aber ich gehe hin, ihn vom Schlafe zu erwecken.“[3] Sein mächtiges Wort schallte in das Grab hinein. Lazarus kam heraus; es kehrt auf sein Wort der entflohene Geist zum Leibe zurück, und der Leib erhebt sich wieder. Hände und Füße sind ihm noch von den Todtentüchern, das Haupt vom Schweißtuche umwunden. Um ihn herum stehen Freunde und Feinde Jesu. Unter den Freunden Christi ist derjenige, welcher das Evangelium geschrieben, der hl. Johannes, dessen Bericht selbst die schärfste Kritik nicht antasten kann. Aus der Zahl seiner Feinde sind viele von diesem Wunder besiegt und glauben an ihn; andere aber sind von Christi Sieg aufs tiefste beschämt, und ihr aberwitziger Neid steigt aufs höchste. Sie eilen sogleich wie auf Geierflügeln hinweg und sagen den Pharisäern alles, was Jesus gethan.

Und wenn ihr alle Wunder Jesu durchgeht, alle jene Großthaten, welche sich wie ein großer, himmlisch strahlender Sternenkranz durch sein ganzes öffentliches Leben weben, ihr werdet überall diese gewaltigen Er-

---

[1] Luc. 8, 52. [2] Luc. 7, 14. [3] Joh. 11, 11.

scheinungen auf das Wort, auf die Berührung Christi und auf ähnliche kleine Handlungen des Herrn eintreten sehen, welche jedermann kennt, und von denen jedermann sehr gut weiß, daß sie die wundervollen Erscheinungen nicht gewirkt haben, daß sie vielmehr nur die äußern Zeichen sind, unter denen der allmächtige Wille Gottes wirkt, die aller Aufmerksamkeit spannen, alle Blicke auf Jesum wenden, die, der sinnlichen Natur des Menschen entsprechend, sichtbar anzeigen, was unsichtbar durch die göttliche Allmacht geschieht.

Von Elias, dem eifernden Propheten des Alten Bundes, erzählt die Geschichte, wie er den verstorbenen Sohn der Wittwe von Sarepta erweckte. Als Elias der Mutter den Sohn übergab mit den Worten: „Siehe, dein Sohn lebt," da brachte die Mutter zu seinem Lobe nur die Worte über die Lippen: „Nun, daran erkenne ich, daß du ein Mann Gottes bist, und das Wort des Herrn in deinem Munde ist wahrhaftig."[1] Wie treu und klar spiegelt sich in diesen Worten das Verhältniß ab, in welchem die Wunder zur göttlichen Sendung stehen. Die Lehre selbst zu prüfen, kann nur die Sache weniger sein. Dazu gehört schon ein durch die Religion gebildeter Sinn. Die Wahrheit, welche Gott in seiner Offenbarung uns vom Himmel reicht, wird dem Menschen nicht gegeben, damit er sich zuerst zum Richter über sie aufwerfe, sondern damit er zuerst sie gläubig und demüthig aufnehme und befolge, daß er sie ihren ganzen Segen an sich entfalten lasse, und sonach unseres Heilandes Worte inne werde, daß sie aus Gott sei. Und wenn einer auch die Lehre geprüft und sie als Gottes würdig befunden, wenn er auch in der Lehre selbst eine gewisse Erhabenheit über menschliche Lehren, die Merkmale und Züge der Göttlichkeit, die leuchtenden Spuren einer höhern Heimat gefunden, — er wird aber aus der Lehre selbst keine volle und unumstößliche Gewißheit ihrer Göttlichkeit erlangen. Es wird ihm in der Lehre auch wohl manches vorkommen, was er weniger gut aufzufassen und zu würdigen weiß. Dazu gibt es im Leben so viele verwirrende Augenblicke, so viel Niederschlagendes, Lähmendes, so viel Zweifel Erregendes, so vieles, was das Nachdenken hindert und das Urtheil trübt. Der Mensch muß darum für seinen christlichen Glauben einen höhern Halt haben, damit er ihm treu anhange in jeder Lage, im Leben und im Sterben. Diesen geben ihm vor allem die Wunder. Und wenn jemand sagte: „Wenn auch die Wunder Christi beseitigt werden, wenn ich sie hingestellt sein lasse, seine Lehre bleibt ja doch und damit alles, was wir brauchen," so wäre das ungefähr ebenso, als wenn jetzt an dieser ehrwürdigen Kathedrale die Pfeiler niedergerissen, die Fundamente zersprengt würden, und ich dabei doch euch und mir vorspiegeln wollte, das Dach

[1] 3 Kön. 17, 24.

bleibe doch über unsern Häuptern, gegen Regen und Sonnenstrahl würde doch das Dach uns schützen.

Am wenigsten aber nahmen die Juden die Verkündigung neuer Wahrheiten ohne Wunder an. Christus verkündigte, wie wir schon früher gehört, sich als den Messias, als denjenigen, welcher in der Reihe der göttlichen Gesandten der Größte und Erhabenste sei. Trat aber Jesus als Messias, als der Größte und Erhabenste aller Gottesgesandten auf, dann erwachte bei allen Juden das Andenken an das, was ihnen in ihren heiligen Schriften und in lebendiger Ueberlieferung von den früheren Gottesgesandten erzählt wurde; dann stand vor ihrer Seele all das Große, was vom Messias ihnen verheißen war, und was sie von ihm in hoher Sehnsucht erwarteten. Das Volk der Juden konnte keinen andern Messias erwarten als einen solchen, der mit dem Glanze und der Herrlichkeit der Wunder gekrönt ist, glorreich vor all den heiligen Sehergestalten seiner Propheten, die auch in seiner Erinnerung standen, geschmückt mit der Herrlichkeit der Wunder.

Das geht keineswegs an, sich die Sache so vorzustellen und zurechtzulegen, als ob Jesus ohne Wunder gelebt und gelehrt habe, daß man ihm als dem Messias zugefallen und gehuldigt, und dann etwa später in träumerischer Ehrfurcht seine Person mit den Vorstellungen und Sagen von Wundern umzogen habe. Auf Christum läßt sich das bekannte Wort nicht anwenden: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind;" vielmehr ist hier das Wunder des Glaubens Vater. Nie hätte das Erste stattfinden können, nie hätte man Jesus für den Messias gehalten, hätte er nicht Wunder gewirkt und mit denselben sein Wort bekräftigt.

Aus diesen Wundern quillt erst die Bewegung auf, welche immer weitere Kreise schlägt, und in welcher immer neue Personen auftauchen, die zu Jesu hingetrieben werden und an ihn sich anschließen. Auf der Hochzeit zu Kana verwandelte Jesus Wasser in Wein, das erste Wunder, welches gleichsam an der Pforte in seinem öffentlichen Leben und Wirken uns begegnet, das wir gerne begrüßen, weil es den ganzen Charakter des Werkes Jesu Christi anzeigt, in welchem nicht die herbe Strenge des Alten Bundes herrscht, sondern Friede und Freude im Heiligen Geiste waltet. In diesem Wunder sehen die ersten Freunde und Anhänger Christi die erste Offenbarung seiner Herrlichkeit, der Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater, durch die demüthige Niedrigkeit seines irdischen Lebens strahlen; um dieses Wunder willen glauben sie an ihn. Also spricht der Evangelist Johannes, der Augenzeuge dieser eben so großen als stillfreundlichen That: „Diesen Anfang machte Jesus mit seinen Wunderzeichen zu Kana in Galiläa und offenbarte seine Herrlichkeit, und seine Jünger glaubten an ihn." [1] Von den Wun-

---

[1] Joh. 2, 11.

dern des Herrn gezogen kommt Nicodemus, einer der Vorsteher der Juden, zu Jesu durch die finstere Nacht gegangen. Er ist nicht ohne Furcht vor Christi Feinden; aber die Wunder hat er gesehen, von ihnen hat er sich überzeugt; er kann die Richtigkeit der Thatsache nicht läugnen. Was er gesehen, das arbeitet und treibt in seinem Innern, es treibt ihn auf in der Nacht, das höhere, geistige Licht zu suchen. Aehnlich wie die Wittwe zu Sarepta spricht auch dieser Meister in Israel, um uns zu beweisen, daß man durch alle Schichten des Volkes bis in die Höhen hinauf dieselbe Anschauung von den Wundern hatte. „Meister," spricht er, „wir wissen, daß du von Gott als Lehrer gekommen bist; denn niemand kann diese Zeichen thun, welche du thust, es sei denn Gott mit ihm."[1] Mit diesen Worten setzt er, der Meister aus Israel, sich nieder als geringer Schüler zu den Füßen des Lehrers, welcher in den Wundern das Siegel und Creditiv göttlicher Abkunft und Wahrheit in sich trägt. Später taucht dieser redliche und edle, wenn auch anfangs schüchterne Vorsteher noch zweimal in der heiligen Geschichte auf. In der Rathsversammlung spricht er für Jesum[2]. Da seine Collegen erklärt haben, daß keiner der Vornehmen glaube, verweist er sie, ehe sie urtheilen, auf Jesu Aussprüche und Thaten. Und da seine Stimme nicht gehört wird, als das Ungeheuerste geschehen, als der größte Frevel, welcher je möglich gewesen, vollendet und Jesus hingerichtet ist, tritt der ehemalige Nachtsjünger, eingedenk der Wunder, deren Autorität und Beweiskraft ihm durch Jesu Schmerzen und Tod nicht geschwächt ist, offen zum Kreuze hin und bedeckt noch die Leiche des mit Schmach Beladenen mit der flammenden Verehrung und Liebe seines Herzens.

Die Jünger Johannes des Täufers kommen, ihr Herz voll Zweifel, ob Jesus wirklich der Messias sei. Jesus verweist sie ruhig und erhaben auf die Herrlichkeit der Wunder, welche ihn umgibt. In dieser Fülle der Wunder, welche ihm unter den Händen hervorquillt und ihn umgibt, in diesen Blinden, welche gesund und fröhlich ihr Auge aufschlagen, in diesen Lahmen, welche, vom Segen des Erlösers berührt, vor Freude aufhüpfen, in diesen Stummen, denen auf sein Wort das Band der Zunge gesprungen, die auf sein gebietendes Wort sogleich ihren Dank aus dem früher versiegelten Munde ihm zurücksprechen können, in diesen Kranken und Siechen aller Art, welche der Gesundheit und der Freude des Lebens zurückgegeben sind, in dieser neuen Welt sozusagen, welche das Wunderwort des Erlösers geschaffen, können sie selbst es erkennen und herauslesen, daß er der Messias sei, der König einer bessern Welt, eines neuen Reiches. Die Wunder haben ihm seine Apostel gewonnen. Auf das Zeugniß dieser Wunder haben sie geglaubt, sie selbst haben wiederum als Augenzeugen

---

[1] Joh. 3, 2. [2] Joh. 7, 50 ff.

die Großthaten der Wunder Christi in die Welt ausgerufen. Das war ihre Sendung, Zeugen Jesu Christi zu sein, Zeugen seiner Lehre, seines Lebens, seiner Wunder. „Ihr sollet mir Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis zu den Enden der Erde.“ [1] Das war Christi letztes Wort, da er zum Himmel sich hinaufschwang; das war die Aufgabe und Sendung, welche auf sie herabfiel von ihrem gen Himmel fahrenden Herrn. Und diese Sendung erfüllten sie. Als man ihnen diese Verkündigung verbieten wollte, da beriefen sie sich sehr nüchtern darauf, daß es eben nur Thatsachen seien, welche sie verkündigten. „Wir können nicht umhin, was wir gesehen und gehört haben, zu sagen.“ [2] Und noch an der Grenze menschlicher Lebensdauer steht es vor dem Blicke des Johannes, das Wunderleben Christi. „Was von Anfang war,“ so hebt er feierlich bezeugend seinen ersten Brief an, „was wir gehört, was wir gesehen mit unsern Augen und unsere Hände berührt haben vom Worte des Lebens, das verkündigen wir euch.“ [3] „Wir sind nicht gelehrten Fabeln gefolgt,“ spricht der Apostelfürst, „da wir euch bekannt machten unseres Herrn Jesu Christi Kraft und Offenbarung, sondern wir sind Augenzeugen geworden jener Herrlichkeit.“ [4]

So bewahren die Apostel lange nach dem Hinscheiden Jesu das klarste Bewußtsein seiner Wunder und scheiden mit ihm hin. Doch was sage ich: mit diesem Zeugniß der Wunder Christi seien die Apostel gestorben? Sie sind es nicht allein mit diesem Zeugniß, sondern um dieses Zeugnisses willen, wegen dieses Zeugnisses. Ihr Blut, vergossen auf den verschiedensten Punkten der Erde, besiegelt ihre Verkündigung von Christi Wundern. Wenn die Freundschaft Christi die höchsten Opfer fordert, dann wird auch die Freundschaft nicht mehr verdächtig sein, wenn sie bezeugt. Oder sollten wir vielleicht stärker glauben, wenn die Zeugen weniger überzeugt wären? Sehet, mit dieser Nüchternheit und Tapferkeit treten die Apostel hinaus in die Welt, zu einer Zeit, da nicht verschiedene kleine Staaten nebeneinander liegen, welche sich untereinander nicht kennen und nichts angehen, sondern da weithin durch die drei Erdtheile, welche die alte Zeit kannte, die Völkerschaften dem römischen Reiche angehören und von den Fittichen seiner Adler überschattet sind, wo bei dieser Einheit und Verbindung der Völker es leicht gewesen wäre, sich von der Richtigkeit eitlen Vorgebens von Wundern zu überzeugen. Die Vereinigung der Völker in einem Reiche war zu jener Zeit der Ausbreitung der christlichen Religion günstig; aber nur, wenn diese Religion das Licht und die Untersuchung und die rege Verbindung der Völker nicht zu scheuen hatte.

---

[1] Apg. 1, 8. [2] Apg. 4, 20. [3] Joh. 1, 1—3. [4] 2 Petr. 1, 16.

Aber auch die Feinde Christi bezeugen uns noch seine Wunder mit ihren Worten und ihrer Handlungsweise. Nie hat während des Lebens Christi einer seiner Feinde geläugnet, daß er Wunder thue. Einmal da Christus dem Blindgeborenen das Augenlicht gegeben, steuerten seine Feinde auf die Läugnung des Wunders hin. Es versammelten sich die Pharisäer, sie luden den Geheilten und seine Eltern vor; sie hatten verfängliche Fragen geschmiedet; sie haben terroristische Kraftsätze bereit. „Gib Gott die Ehre, wir wissen, daß dieser Mensch ein Sünder ist," und Aehnliches; sie wenden sich vom Blindgeborenen an seine Eltern und von den Eltern wieder an den Sohn. Die Wahrheit aber wächst ihnen riesenhoch über ihre Häupter hinaus, und die Geschichte dieser Verhandlung bei dem Evangelisten Johannes ist ein ewiges Denkmal der Ränke und Bosheit der Menschen und der Ohnmacht aller List gegen Christi Wunder. Abgesehen aber von diesem Falle, wo eine förmliche Procedur mit den Einstreuungen des Schreckens stattfand und für die Feinde Christi einen so traurigen Ausgang nahm, läugnete man die Wunder nicht. Man schrieb sie etwa der Zauberkraft Satans zu. Unsere aufgeklärte Zeit wird sich an dieser Hypothese nicht betheiligen wollen. Am Ende kam man zu der Frage der Verzweiflung: „Was thun wir, da dieser Mensch so viele Zeichen thut?"[1] Die rechte Antwort darauf ist nicht schwer. „Gehet hin zu ihm und huldigt ihm; denn niemand kann ja diese Zeichen thun, es sei denn Gott mit ihm. Wollt ihr aber ihm gegenüber euch halten auf eurem Lehrstuhl des Widerspruchs gegen ihn, dann thuts ihm gleich in solchen Zeichen." Aber das sind nicht die Antworten, welche sie wollen. Diese Antwort haben sie sich selbst schon in ihren Herzen gegeben und gesprochen: „Huldigen wollen wir ihm nicht; ihn anerkennen wollen wir nicht. So herrliche Werke aber können wir nicht thun bei allem guten Willen dazu." Sie wissen, wie sie die Fragen meinen: „Was sollen wir thun?" Sie verstehen sich sehr gut untereinander. Aber es ist etwas in ihren Herzen, was sie abhält, sich selbst die Antwort zu geben. Einer aber hat die gottlose Kühnheit, ins Wort zu fassen, was den andern doch noch auf der Zunge erstirbt. Es ist Kaiphas, der Hohepriester. Er schaut verächtlich auf die andern herab, wie ein Meister in der Schlechtigkeit auf elende Stümper schaut, und spricht: „Ihr wisset nichts und bedenket nicht, daß es besser für uns ist, es sterbe ein Mensch für das Volk, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe.[1]" Wunderbarer Satz im Munde des rechtmäßigen Hohenpriesters! In dem Geheimniß dieses Satzes begegnet sich die tiefste Wahrheit mit der Lüge, menschliche Bosheit mit göttlichem Rathschlusse, menschlicher Wahn mit dem Lichte des heiligen Geistes, wie

---

[1] Joh. 11, 47. [2] Joh. 11, 50.

in Kaiphas das rechte Hohepriesterthum mit der größten persönlichen Verworfenheit zusammentraf.

Von jenem Tage an, da dies Wort gefallen, dachten sie darauf, Christum zu tödten [1]. Das Wort aber ist gefallen auf die Frage: „Was sollen wir thun, da dieser Mensch so viele Zeichen thut?“ Ja, um seiner Wunder willen wurde Christus getödtet. Vor seinem Leben und seiner Lehre hätte man sich noch getraut, sich zu halten; aber in seinen Wundern leuchten die Strahlen Gottes tief und mächtig hinein in die Finsternisse, in welche Christi Feinde sich vor dem Lichte verkriechen wollen. Von der Macht und Erbarmung in diesen Wundern aufs heftigste gereizt, verhängen sie Christi Tod. Und noch bei Christi tiefster Erniedrigung, während seines Leidens und seines Todes zuckt in verzerrten Zügen der Glaube an Christi Wunder durch die Herzen seiner Feinde. Judas hatte den tückischen Rath gegeben: „Greifet ihn und führet ihn behutsam.“ Warum denn dieser Rath: „Behutsam?“ Warum soll denn ein Haufen Knechte und Schergen, mit Spießen und Schwertern bewaffnet, einen wehrlosen, gefangenen und gebundenen Menschen noch so behutsam führen? Warum wird mit Sorgfalt das gesagt? Es ist die Ahnung, daß vielleicht durch ein Wunder sogleich der Herr ihnen entgehen wolle, verbunden mit der freilich lächerlichen Meinung, die übrigens heute noch manche theilen, daß man mit kluger, menschlicher Behutsamkeit den Wundern Gottes zuvorkommen und sie vereiteln könne. Es ist, wenn auch in abenteuerlich verzerrter Gestalt, doch der Glaube an Christi Wunder, welcher durch diese Worte leuchtet. Unter dem Kreuze Christi aber sprechen die Feinde das Wort aus: „Wenn du der Sohn Gottes bist, so steige vom Kreuze herab!“ Und in Bezug auf dieses Wunder, welches ihre launenhafte Willkür verlangt, die Gottes Rathschlüsse nicht kennt, setzen sie höhnend bei: „Andern hat er geholfen, sich selbst kann er nicht helfen.“ Ich habe früher schon gesagt, daß dieses Wort des Hohnes eigentlich eine große Huldigung für das Leben Christi ist. Ich habe gesagt: einem Todten, welcher andern geholfen, wird niemand den Grabstein verrücken, zur Rechenschaft ihn hervorzuziehen. Ich füge jetzt bei, mit diesen Worten ist ausgesprochen, daß Christus mit Wundern geholfen hat, selbst aber nicht durch ein Wunder sich vom Tode rettet. Aber dann ist Jesus immer noch ein großer Gottesgesandter. Und die Juden, seine Feinde, hatten selbst bei anderer Gelegenheit ihm gesagt: „Abraham ist gestorben, und die Propheten sind gestorben.“ [2]

Nach dem Tode Jesu, da die Apostel auseinandergestoben sind, zieht der Glaube an Christi Wundermacht als Bangen durch die Seele seiner Feinde. Sie gehen zu Pilatus und verlangen Siegel und Wache ans

---

[1] Joh. 11, 53. [2] Joh. 8, 53.

Grab. Und noch weiterhin schwingt sich durch die jüdische Ueberlieferung die Geschichte der Wunder Christi. In den Schriften eines Juden, welcher nie Christ geworden, lesen wir davon. Die ersten Vertheidiger der christlichen Religion verweisen die Heiden auf Actenstücke, welche die römische Regierung von Palästina über diese Wunder eingesandt habe, und der Bischof Quadratus von Athen, der erste und älteste der heiligen Väter, welcher eine Vertheidigungsschrift für das Christenthum an Kaiser Hadrian verfaßt, sagt darin: „Jesus Christus hat Wunder gethan offen vor der Welt, und die Sache ist über allen Verdacht erhaben. Er hat Kranke geheilt und Todte erweckt. Einige haben noch lange Zeit nach Christi Hingang gelebt und sind erst in unsern Tagen gestorben.“ [1]

Aus dem Grabe Christi aber quillt eine Herrlichkeit hervor, welche jene seines Lebens weit übertrifft. Sein Leib erblüht aus dem Grabe zu unverwelklichem Leben. Seine Jünger aber gehen aus und thun die Wunder in seinem Namen, d. h. in seinem Auftrag und seiner Kraft, so daß alle Wunder, welche sie wirken, und wenn sie auch größer sind als die Wunder, welche Christo das Leben seiner Erniedrigung und Pilgerfahrt geschmückt, doch Christum verherrlichen und als eine unendliche Krone um sein Haupt sich ziehen.

Auf diese Wunder hin wurde die heidnische Welt bekehrt. Jeder Buchstabe, welchen unsere Kirchenväter geschrieben, ist Zeuge dieser Wunder. Denn nur durch die Wunder wurden sie dem Christenthum gewonnen. Jeder Blutstropfen eines Martyrers, welcher die Erde gefärbt, ist Zeuge dieser Wunder.

Auf diesen Wundern ruht die heilige Kirche. Ja, wenn die Wunder Christi bloß in der Heiligen Schrift aufgezeichnet ständen und sonst keine gewaltigen Erfolge gehabt, welche die Welt umgestaltet, — ich lasse es gelten, man kann dann zweifelnd fragen: wozu dieser Aufwand von Wundern, welcher um die Person Jesu Christi sich sammelt? Aber vor uns sehen wir diese Wunder sich fortschwingen und in ihren Wirkungen leben durch alle Zeiten hin! Amen.

---

[1] *Euseb.*, Hist. eccl. III. c. 36.

Jesu Weissagungen.

„Weissagungen verachtet nicht."
1 Theß. 5, 20.

Mit einem Ausdruck von besonderer Tiefe und Erhabenheit nennt die Heilige Schrift Gott den König der Zeiten. „Dem unsterblichen Könige der Zeiten," ruft der Apostel Paulus aus, „dem unsichtbaren, dem einzigen Gott sei Ehre und Herrlichkeit in die Ewigkeiten!"[1] Und wahrlich ist er der König der Zeiten. Mit seinem Dasein und Leben schwebt er über den unruhigen Wogen der Veränderlichkeit und Vergänglichkeit in erhabener Ruhe. Der Strom der Zeit, in welcher alle seine Creaturen weben, badet ihm unterthänig den Fuß seines Thrones und reicht nicht zu ihm hinauf. Keine Zeit kann ihm verschwinden, vor ihm etwas verhüllen. Er umfaßt alle Zeiten in der geheimnißvollen Tiefe seiner ewigen Erkenntniß. Die Gegenwart liegt bis zu ihren Tiefen vor ihm aufgedeckt, die Vergangenheit aber und Zukunft stehen in ewiger, unwandelbarer Gegenwärtigkeit vor seinem Auge. Auch der Mensch, dieses kleine Ebenbild Gottes, sucht in gewisser Weise drei Zeiten vor seinem Geiste zu sammeln: die Vergangenheit will er in seiner Erinnerung tragen, sie wieder aufleben lassen in seinem Geiste, die Gegenwart erkennen und durchschauen, die Zukunft und was sie bringt, möchte er sich enträthseln. Aber hier zeigt sich auch überall die Ohnmacht des Menschen. Die Erinnerung an seine Vergangenheit ist mangelhaft, voll Lücken, und diese Lücken von Trügnissen und Fabeln umwoben. Wenn ihr die Völker, welche keine höhere Offenbarung haben, fragt, woher der Mensch gekommen, wie er seine ersten Tage verlebt, wie er gefallen ist, wie Gott ihn geleitet hat, welches seine Geschicke gewesen sind —, ihr würdet zwar überall noch etwas Wahres finden, aber dieses Wahre würdet ihr nur mit einer großen Zugabe von Irrthümern erhalten, mit falschen Vorstellungen, welche so fest und dicht den kostbaren Kern der Wahrheit umspinnen, daß es nicht wenig schwer ist, ihn herauszufinden. Auch bei der Frage, was der Mensch jetzt, in diesem Augenblicke ist, welches seine Pflicht, seine Bestimmung und Aufgabe, ist der Mensch oft in der größten Unwissenheit und Rathlosigkeit. Die Zukunft aber ist vollends mit Dunkel bedeckt, und es gelingt dem Menschen am wenigsten, den Blick durch die Nebel zu tauchen, welche sie verhüllen.

So ist also der Mensch hienieden in einer dreifachen Unwissenheit: in der Unwissenheit über seine Vergangenheit, in der Unwissenheit über

[1] 1 Tim. 1, 17.

seine Gegenwart, in der Unwissenheit über seine Zukunft, und selbst in den wichtigsten und nothwendigsten Punkten. Er ist gekommen und weiß nicht woher; er ist da, und weiß nicht wie; er geht und weiß nicht wohin. So oft aber Gott in Mitleid und Erbarmen des Menschen gedachte und aus der unendlichen Fülle seiner göttlichen Erkenntnisse ihm mittheilte, so oft er dem Menschen eine Offenbarung vom Himmel reichte, sprach er über alle drei Zeiten und theilte dem Menschen in genügendem Maße mit, freilich nicht was eitler Vorwitz zu wissen wünscht, wohl aber was zu seinem wahren Heile dient.

So hat es Gott gefallen zu jeder Zeit. Nur weniges sagt uns die Heilige Schrift über Gottes Offenbarung im Paradiese. Aber auch diese wenigen Sätze sprechen doch schon von den drei Zeiten. Gott offenbarte dem Menschen, woher er gekommen, was er in der Gegenwart soll und wie er zu ihr stehe, was in der Zukunft sein Los sein werde. Und da in Jesu Christo die Fülle der Offenbarung Gottes unter uns erschien, wurde auch die Vergangenheit erhellt, die Gegenwart wurde uns klar, und die Zukunft wurde uns geöffnet. In die Nähe und Ferne und hin bis ans Ende der Zeiten und bis in die Ewigkeit hinüber fielen die Lichter. Es ist, als ob das allsehende Auge Gottes reichlich seine Strahlen über uns ausgieße. In den Weissagungen Christi, in den genauen und bestimmten Voraussagungen Christi über die Zukunft ist das Auge des allwissenden Gottes gar nicht zu verkennen; denn Christus hat solches vorausgesagt, was nicht nach dem Gange der Dinge so kommen mußte, sondern was zu thun oder zu unterlassen, so zu thun oder anders zu thun, ganz und gar der Freiheit anheimgegeben war; was daher, wie es kam, von niemand vorausgesehen werden konnte, niemand vorausbekannt war als Gott allein, vor dem nichts verborgen ist, vor dem es keine verhüllte Zukunft gibt, Gott dem König der Zeiten. Das ist heute Gegenstand unserer Betrachtung: 1. wahre Weissagungen kommen von Gott; 2. wahre Weissagungen hat Christus reichlich verkündigt.

I.

Von einem der prachtliebendsten und reichsten Könige des Alterthums wird erzählt, wie er eines Tages den berühmten griechischen Weisen Solon bei sich aufnahm und ihn unter den Schätzen seiner Königsburg umherführte, vor ihm all seinen mehr als königlichen Glanz entfaltend. Zum Schlusse fragte er den Weisen, ob er ihn nicht für glücklich halte. Der Weise aber ließ sich nicht vom Schimmer der Gegenwart blenden. Er gedachte der ungewissen Zukunft und richtete ernst und nachdenkend seinen Blick in diese nebelbedeckte, unbekannte Zukunft und sprach das weltberühmte Wort: „Niemand ist vor dem Tode glücklich zu preisen.“ Er

sprach damit aus, wie verhüllt uns die Zukunft des Menschen ist, wie wenig wir auch nur auf eine Spanne Zeit, auf wenige Jahre mit Sicherheit rechnen können. Und wo findet der schwermüthige Spruch des Weisen seine Erklärung? Ja, wo die Dinge vorangehen nicht mit Freiheit, sondern nach bestimmten Naturgesetzen, wo sie in stetigem Gange gewiesene Wege wandeln, da kann der Mensch auch manches mit Bestimmtheit voraussagen. Sehet, wenn der Mensch auf einen kleinen Punkt der Erde sich hinstellt und nächtlicher Weile die Sterne schaut, von denen der Himmel wie ein lichtgewebter, vom Winde sanft gehobener Schleier wogt und zittert, da kann er berechnen und voraussagen, wie sie wandeln, wann sie kommen, wann sie gehen. Er kann die Tage voraussagen und euch zum voraus in den Kalender schreiben, wann der Mond seine helle Scheibe uns zukehrt und wann er sich zurückzieht. Das ist keine Weissagung, da das alles mit Bestimmtheit sich berechnen läßt. Nur ungebildete Völkerschaften, welche nicht wissen, was der menschliche Geist vermag, können sich die Vorherverkündigung einer Sonnen- oder Mondfinsterniß nicht anders erklären als durch göttliche Eingebung, und so ist es unsern gelehrten Missionären geschehen, daß sie wie höhere Wesen angesehen wurden, wenn sie eine solche mit Bestimmtheit voraussagten.

Laßt nun aber einen solchen Mann, welcher die Bahnen am Himmel mit Sicherheit mißt, der das Netz seiner Berechnungen gleichsam in den Himmel taucht und in ihm die fernsten Sterne einfängt und umschließt, lasset ihn, den geistig Gewaltigen, vor die kleine, enge, schwankende Wiege treten, in welcher ein Kind schlummert. Fraget ihn nach der Zukunft dieses Kindes, nach den Geschicken, welche über dieser Wiege schweben, fraget ihn, ob dieses Kind, wenn aufgewachsen, die Wege der Tugend oder des Lasters einschlagen, ob es zum Segen oder Fluche der Menschen leben werde, es wird sein Mund verstummen, sein kühnes, sicheres Berechnen ist machtlos zu Ende. Er wird höchstens mit einigen ganz allgemeinen Vermuthungen, unzuverlässig genug, antworten können. Und woher dieser Unterschied? O! die Sterne gehen im straffen Zügel der Naturgesetze, sie folgen ein- für allemal gewiesenen Wegen, wie jetzt, so seit Jahrtausenden und in alle Zukunft hin, bis es etwa Gott gefällt, sie auszulöschen aus der Liste seiner Wesen. Sie leuchten uns, sind aber selbst blind und folgen blind und willenlos dem Zuge der Naturgesetze. Sie kommen nie an einen Scheideweg und verdienen niemals Lob oder Tadel. Von einfachen Gesetzen, welche der Menschengeist auffinden kann, ist ihr Gang ein- für allemal geregelt.

Ganz anders mit dem Menschen. Sehet, das Kind in seiner Wiege ist von Gott mit Freiheit geschaffen. Hundert verschiedene Lebenswege gehen von dieser Wiege aus und treffen erst am Sarge wieder zusammen, um über ihn hinaus in der Ewigkeit wieder in verschiedene Regionen aus-

einander zu führen. Das Kind in der Wiege wird sich später entscheiden können, wie es will, für das Gute oder für das Böse. Es hat in seiner Gewalt die milden, guten Kräfte des Segens und die wilden, zügellosen Kräfte des Zerstörens und kann den einen oder den andern den Lauf lassen. Es trägt in seiner Hand die Lose des Heiles und Verderbens. Darum ist aber auch vor Gottes Auge und in Gottes Schätzung das hilflose Kind in der Wiege mehr als ein Stern mit all seiner riesigen Wucht, in welchem kein freier Geist lebt, kein edles Herz schlägt. Der Kampf des Menschen mit seiner Pflicht ist bedeutsamer und folgenschwerer als das Ziehen des Kometen in Jahrhunderten und sein Sieg ein schöneres Schauspiel. Der Gang der Weisen nach Bethlehem ist still und unscheinbar, aber schöner als der glänzende Gang des Sternes am Himmelsgewölbe, welcher ihnen den Weg gezeigt. Darum wird aber auch, ich möchte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, es zu sagen, darum wird aber auch niemand meinen, unsere Erde sei wohl zu klein im Weltall, als daß Gott sich gerade ihrer so liebevoll annehme, so oft in seiner Offenbarung sich zu ihr herablasse, mit so vielen Wundern sie schmücke und auf ihr die ganze Herrlichkeit seines Eingeborenen strahlend sich entfalten lasse. Wohl ist die Erde ein kleiner Planet im Weltall, aber auf ihm wohnen Millionen unsterblicher Geister, an denen eine ganze Ewigkeit hängt, auf ihm schlagen im Laufe der Zeiten Millionen und aber Millionen Herzen, deren jedes so groß und riesenhaft ist, daß die ganze Welt es nicht füllt und es nur Ruhe findet in Gott, dem unendlichen Gute. Auf diesem Erdballe wird durch Jahrtausende hin der große, verhängnißvolle Kampf gekämpft, welcher dem Himmel ein bedeutungsvolles Schauspiel ist, der freie Kampf zwischen Tugend und Sünde, zwischen Wahrheit und Lüge. Diese Erde soll geschmückt werden mit den reichen Aufopferungen und Tugenden gottgetreuer Menschen.

Das ist also der große Unterschied zwischen dem Reiche der Nothwendigkeit und dem Reiche der Freiheit. Was mit Nothwendigkeit kommen wird, das kann auch vorausgesehen werden. Zwar ist auch hier die Voraussicht des Menschen immer noch eng begrenzt und in mancher Beziehung den Täuschungen unterworfen. Die ausgezeichnetsten Männer verstehen sich gerade am ehesten zu der Klage: was wir wissen, ist wenig, was wir nicht wissen, ist viel. Aber auf dem Gebiete der Freiheit kann der Mensch in den meisten Fällen gar nichts sagen. In einigen wenigen Fällen nur können wir Muthmaßungen aussprechen. Aus der jetzigen Gesinnung eines bestimmten Menschen, aus seinen jetzigen Aeußerungen, aus seinem jetzigen Thun kann ich schließen, was er etwa in bestimmten Fällen thun werde. Aber immer noch kann der Mensch in seiner Freiheit mich mit seinen Aeußerungen betrogen haben; auch kann er seine jetzigen Entschlüsse zurücknehmen, seine Ansichten ändern, in andere Wege

einlenken, seiner Zukunft eine ganz unerwartete Richtung geben. Wir nennen edle, strebende Kinder und Jünglinge hoffnungsvoll. Wir weissagen aus ihrem jetzigen edeln Streben, aus ihrer hohen Gesinnung die zukünftige Tüchtigkeit, den zukünftigen Segen. Aber durch jede Hoffnung zittert auch die Sorge. Der Wurm nagt oft schon verborgen an der Blüthe. Das Lob, die gute Voraussagung kann ihr zum Gifthauche werden. So zart, so zerbrechlich und veränderlich ist diese Zukunft, daß man sie schon dadurch verderben kann, daß man von ihr spricht oder ihr einen unbehutsamen Blick des Beifalls schenkt.

„Die Gedanken der Sterblichen sind zaghaft," ruft die Heilige Schrift aus, „und ungewiß unsere Voraussehungen." [1] Die edle, schöne Bescheidenheit und gewöhnliche Klugheit sind hier ganz einig, rathen gleich sehr an, hier nichts mit Bestimmtheit voraussagen zu wollen. Wir haben Christi Leben kennen gelernt, die nüchterne Klarheit und die tiefe Demuth dieses Lebens; er wird am wenigsten mit Bestimmtheit vorausgesagt haben, was er nicht bestimmt wußte. Wenn nun schon auf dem Gebiete der Freiheit das Leben eines einzigen in der Zukunft und seine einzelnen Züge und Geschicke nicht mit Bestimmtheit vorausgesagt werden können, wie viel weniger wird das vorausgesagt werden können, was erreicht wird dadurch, daß Tausende solcher freien Menschen mit ihren Thaten ineinander greifen und so die Weltgeschichte weben; wie viel weniger, da auch eine höhere Vorsehung, deren Plane uns verschleiert sind, hineingreift und die Thätigkeit der Menschen auf Ziele hinleitet, welche ihnen selbst unbekannt waren, auf die sie oft gar nicht hinsteuerten, die sie umgehen wollten, vor denen, wenn sie erreicht sind, sie selbst staunen! So ist eines jeden Menschen Leben nicht nur von seinem eigenen freien Willen bestimmt, sondern auch von dem vielgestaltigen, bunten Ineinanderwirken anderer. Wir nennen Reichthum und Armuth, Glück und Unglück, Gewinn und Verlust, äußere Ehre und Unehre, Beifall und Mißfallen der Menschen darum die Lose des Lebens, und die Heilige Schrift selbst nennt sie hundertfältig mit diesem Namen, weil mehr als in des Menschen eigener Bestimmung in andern Kräften und Wendungen und vor allem in Gottes Händen — „in deinen Händen sind meine Lose" [2], — die Erfolge gelegen sind. Der Mensch wirft seine Arbeiten und Mühen, sein Reden und Thun gleichsam in die große, dunkle Urne der Zukunft, und aus ihr fliegen seine Geschicke aus, meistens ganz anders als er sie erwartete. Durch alle Völker ging die Klage über die unerwarteten Wechsel des Lebens, über die Tücke und den Unbestand des Glückes, über die Unsicherheit menschlicher Zustände, über die anscheinend wunderlichen Launen, mit welchen die Lose

[1] Weish. 9, 14. [2] Ps. 30, 16.

fallen. Der Mensch, hin- und hergerissen von seinem Ahnen, seinem Hoffen und Zagen, hat zu jeder Zeit seine Zukunft zu wissen begehrt. Einen Aberglauben finden wir bei allen Völkern. Aus den Zügen und Linien der Hand, aus dem Fluge der Vögel wollten sie die Zukunft erspähen, aus dem Säuseln und Rauschen der Haine und Wälder wollten sie die Zukunft erlauschen. Sie befragten die Träume, welche durch die dunkle Schlummerzeit wandeln, um die Zukunft, oder sie richteten ihr Auge zum Himmel und irrten unter den Sternen herum, ob nicht dort mit lichter Sternenschrift ihre Lose gezeichnet und zu lesen seien; aber immer kehrte Auge und Frage unbefriedigt und trostlos zurück.

So zog denn Geschlecht um Geschlecht mit seiner Angst und Sorge, mit seinen Wirrnissen und Mißgeschicken hin und konnte nicht in der Urne seine Zukunft lesen. Und wenn nicht einmal die naheliegende Zukunft mit Bestimmtheit vorausverkündigt werden kann, wie noch viel weniger die fernen und fernsten Zeiten, die fernliegenden Weltgeschicke! Was erst die Menschen thun würden, welche nicht geboren sind, die vielleicht erst nach Jahrhunderten geboren werden, was aus dem Ineinandergreifen von Tausenden und Millionen Menschen in bestimmter Richtung geschehen werde, was Gott selbst in seiner Freiheit nach seinem geheimnißvollen Plane thun werde — das verkündigen, und das nicht schwankend und zweideutig, sondern ganz bestimmt und klar verkündigen, in allen einzelnen Zügen, so daß ein Gemälde der Zukunft sich vor uns aufrollt, kann keines Menschen Witz und Scharfsinn, kann keines Geschöpfes voraussehende Kraft, das kann nur derjenige, welcher der Schöpfer aller freien Wesen ist, vor welchem in den anbetungswürdigsten Tiefen seiner unendlichen Erkenntniß alle Fernen der Zukunft in klaren Umrissen sich abspiegeln.

Wenn aber solche Weissagungen gegeben sind, muß der Erfolg ihre Wahrheit oder Unwahrheit ausweisen. Schon in den Büchern Mosis lesen wir die Frage, woran man den falschen Propheten, der redet, erkenne, und die Antwort darauf: „Und wenn du schweigend in deinem Herzen sagen würdest: wie kann ich das Wort erkennen, welches der Herr nicht gesprochen? So sollst du dieses Zeichen haben: wenn das nicht geschieht, was dieser Prophet im Namen des Herrn vorhergesagt hat, so hat es der Herr nicht gesprochen, sondern in der Hoffart des Herzens hat es jener Prophet erdichtet.“[1] Ist aber die weissagende Rede aus der untrüglichen, ewigen Erkenntniß Gottes geschöpft, liegt in den weissagenden Worten der Strahl seines allsehenden Auges eingewebt, so wird auch in bestimmter Zeit die Erfüllung eintreten, und was früher

---

[1] 5 Mos. 18, 21—22.

dunkel war in der Prophezeiung, das wird nun in sprechender Treue und Klarheit leuchten. Die Weissagung wird, an die Erfüllung gehalten, sich ausnehmen wie das wohlgelungene, treffende Gemälde, gehalten an die Person, welche es vorstellt. Jeder Zug wird in seiner vollen Wahrheit sich ausweisen und den Meister loben. Dann wird aber, wer die Erfüllung schaut, in dem, der sie in einer Zeitferne und unter Umständen vorausgesagt hat, da sie unmöglich mit der Sehkraft des menschlichen Geistes konnte vorausgesehen werden, einen Boten Gottes erkennen. Und wenn die Wunder, welche er gewirkt, in denen er seine höhere Sendung erwiesen, vorübergegangen sind und nur im festbeglaubigten Zeugniß der Geschichte und in dem Erfolge, welchen sie in der Welt hervorgerufen, leben, dann treten noch diese Ereignisse ein, welche längst vorausgesagt, und mit Staunen erkennen wir dann in den unscheinbaren Worten Gottes Heiligen Geist. „Denn noch nie", wie der Apostelfürst spricht, „wurde eine Weissagung durch menschlichen Willen zu Tage gefördert, sondern, vom Heiligen Geiste angeweht, haben heilige Männer Gottes geredet."[1]

Ich habe aber noch eines Umstandes zu gedenken, durch welchen die Weissagungen, welche, angeweht vom Heiligen Geiste, gesprochen werden, sich von den falschen, heidnischen Weissagungen unterscheiden. Die zukünftigen, freien Handlungen kann der Mensch nicht voraussagen. Er sucht wenigstens das Verborgene zu kennen. Nun gibt es seltsame, krankhafte Zustände, in denen der Mensch, wie außer sich gerissen, bewußtlos, solches schaut und sagt, was er in gesundem Zustande nicht kennt und nicht weiß. In solchen Zuständen haben die Heiden öfters eine Art Entschädigung gesucht. Ihre Wahrsager versetzten sich mit künstlichen Mitteln in diese krankhaften Zustände. So quoll dichter Qualm und Rauch auf bei dem weltberühmten Orakel zu Delphi in Griechenland, und die sogenannten Wahrsagerinnen, vom Dampfe berauscht, stießen unter heftigen Krämpfen zerrissene Worte aus. So versetzen sich auch jetzt noch die Priester und Wahrsager, besonders bei den Völkern in Asien, durch unheimlich grelle und furchtbar aufregende Musik, durch wahnsinnige Tänze bis zur Erschöpfung, durch Rauch und Hitze, durch den Genuß eigenthümlich berauschender Substanzen in einen furchtbaren Zustand, über welchen ein Reisender, der vor einigen Jahren ihn beobachtet hat, sich äußert, daß schon ihr Anblick eine Mischung von Ekel und Schrecken errege und ganz unausstehlich sei. So tief sinkt der gottverlassene Mensch gerade in dem Augenblick, da er sich erheben und von Gottes Geheimniß reden will.

Ich brauche euch aber nicht daran zu erinnern, Geliebte, daß, wenn Gott einen Menschen hinaufhebt zu seinem Schauen der Zukunft, er ihm

[1] 2 Petr. 1, 21.

gewiß nicht das gesunde, edle Licht des Geistes, die höchste Zierde und kostbarste Gabe, auslöscht, sondern in voller Klarheit erhält und es noch steigert und erhöht.

Die Propheten, welche Christo auf der langen Strecke des Alten Bundes vorangegangen sind, haben als Gesandte des Himmels sich beglaubigt. Was sie vorausgesagt, ist erfüllt worden. Was sie namentlich über Christum, sein Leben, seine Schicksale, seine Leiden und seine glorreichen Thaten gesagt, das alles ist an ihm erfüllt worden. Der Apostelfürst kann es vor dem jüdischen Volke verkündigen: „Alle Propheten, die geredet haben, von Samuel angefangen und so fort, haben diese Tage verkündigt.“ [1] So fällt auf Christum die Glorie der frühern Zeiten. Nun aber hat Christus auch selbst Weissagungen über die Zukunft erlassen. Sehet, wohin immer Christi Auge fällt, wohin seine Prophezeiung leuchtet, da schwinden sogleich die Nebel, welche die Zukunft decken, und diese Zukunft liegt wie ein lichter Streifen vor uns mitten im dichten Dunkel, welches sie umgibt. Wie es in einer Landschaft Vordergrund, Mittelgrund und Hintergrund gibt, so auch in der Zukunft, welche schweigend vor Christo ausgebreitet dalag. Die Blitze seiner Weissagungen beleuchten mit ihrem wundersamen Lichte dem Menschen bald die nahe, bald die entlegenere, bald die fernste Zukunft, zu seiner Belehrung, Warnung und zu seinem Troste. Denn nicht als leeres Schaugepränge, nicht wie Blitze, welche bloß majestätisch leuchten und dann verschwinden, spielen die Lichter der Weissagungen über die Zukunft hin, sondern sie erleuchten.

II.

Die Weissagungen Christi leuchten in nächster Zukunft über seinem eigenen Leben und dem Leben seiner Jünger. Als Christi Ruhm unter dem Volke am höchsten stand, als das Volk mit seiner Begeisterung, seinem Jubel Christi Pfade bedeckte, als auch eine höhere, wunderbare Verklärung auf dem Gipfel des Berges ihn umleuchtet hatte, sagte er gerade auf der Höhe der vielfältigsten Ehren es voraus, welch düstern Ausgang sein strahlendes Leben nehmen werde; kein Glanz, kein Entzücken konnte ihm die schmerzenreiche Zukunft verhüllen. Da er hinaufsteigt nach Jerusalem, war sein Auge dem zugekehrt, was seiner dort wartet. Er spricht mit einem ungeheueren Ernste: „Siehe wir steigen hinauf nach Jerusalem, und des Menschen Sohn wird überliefert werden den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, und sie werden ihn zum Tode verurtheilen und ihn den Heiden überliefern zur Verspottung, Geißelung und Kreuzigung, und am dritten

---

[1] Apg. 3, 24.

Tage wird er auferstehen."[1] Diese Worte zeichnen uns vorerst mit sicherer Hand gleichsam ein Gemälde des Leidens des Herrn. Der Herr hebt auch an: Siehe! So zuverlässig, so klar zeichnet er Zug für Zug sein Leiden hin. Schaue ich aber in die Leidensgeschichte selbst, dann wird es mir erst klar, wie vortrefflich, wie wunderbar die Zeichnung ist. In früherer Zeit ist Jesus den Nachstellungen der Juden entgangen, jetzt aber wird er nach seiner Weissagung ihnen nicht mehr entgehen. Auch an andern Orten haben die Juden seinem schuldlosen, unbefleckten Leben nachgestellt; er ist glücklich entgangen, jetzt aber wird er in Jerusalem sterben. Und hat er sich vielleicht dem Tode entgegengedrängt, so daß er nur verkündigte, was er allein beschlossen? O nein! Einer von den Zwölfen, zu denen er die Weissagung spricht, hat später an einem tief einsamen Orte, zu der stillen, heiligen Abgeschiedenheit seines Gebetes auf dem Schlangenwege der Verführung seine Feinde zu ihm hingeführt. „Des Menschen Sohn wird überliefert werden."[2] So wenig hat er sich dem Tode entgegengedrängt, daß er diesen Verräther bei seinem heiligen Abendmahle schaudernd zurückzuhalten suchte. Hier aber steht schon hoch die Weissagung: „Des Menschen Sohn wird überliefert werden."

Was aber mit Verrath begonnen, werden die Feinde das vor die Oeffentlichkeit bringen? Die Anhänglichkeit des Volkes an Jesum hätte eher vermuthen lassen, daß man unter dem schwarzen Mantel der Nacht die frevelhaften Pläne der Hände verbergen werde, welche Jesum tödteten. Auch die Feinde sprachen in ihrer Rathsversammlung: „Er dürfe nicht am Festtage getödtet werden, damit kein Aufruhr unter dem Volke entstehe."[3] Aber die Weissagung Christi sieht es klar voraus, daß Oberpriester und Schriftgelehrte zu Gerichte sitzen und förmlich ihn verurtheilen werden. Indes ihr Urtheil ist machtlos, ihr Urtheil ist nur ein kindliches Spielen mit dem hohlen Schatten verlorener Macht; nur von dem römischen Landpfleger kann das Urtheil ausgehen, welches Jesu Leben vernichten wird. Aber die Hohenpriester und Schriftgelehrten tragen einen mächtigen Abscheu vor diesem Heiden. Werden sie sich dazu verstehen? Die Weissagung Christi hat es bestimmt verkündigt: „Sie werden ihn den Heiden überantworten." Nun aber, was wird dieser Landpfleger nach dem Neide der Feinde Christi fragen? Hochmüthig wird er niederschauen auf ihr Urtheil und es vernichten wie Spinngewebe. Sehet auch den Pilatus, wie er ringt, wie er sich windet. Wer das ansieht, der meint noch immer aus seinem Munde Jesu Freisprechung zu hören. Jesus aber weiß, daß er gekreuzigt wird, und zwar führt der Weg zum Kreuze noch zuvor über die Stätte der Verhöhnung und Geißelung.

[1] Matth. 20, 18—19. [2] Matth. 26, 2. [3] Matth. 26, 5.

Da aber die Weissagung Christi in die dunkelste Tiefe der Schmach und des Schmerzes gekommen, und wir nun meinen, hier verliere sie sich, sehen wir auf einmal über uns sie schweben in den lichtesten Höhen des Himmels. Am dritten Tage wird er auferstehen. Auferstehen — dieser zertretene und zerrissene Leib? Und am dritten Tage? Ich darf gar nicht ausführen, daß menschliche Sehkraft solch ein Wunder nicht voraus-schauen konnte. Diese Weissagung aber von seiner Auferstehung streut Jesus öfter in seinem Leben ein, verweist auf diese als auf das höchste Wunder. Auch seinen Feinden hat er sie vorgehalten. Er gibt ihnen sie hin; sie mögen versuchen und alle Kräfte anstrengen, sie zu vereiteln. Und sie haben für die Weissagung ein gutes Gedächtniß, ein besorgtes Herz. Da Jesus gestorben, da die Apostel auseinandergestoben sind von dem Kreuze, welches sie durch die Welt tragen sollten, da die Apostel in ihrem Schmerze der Weissagung nicht gedenken und, wie sie selbst es gestehen, der Erscheinung Jesu Christi, des Auferstandenen, bedürfen, um an sie wieder erinnert zu werden, da ist die Erinnerung an diese Weissagung von der Auferstehung bei den Feinden höchst lebendig und beunruhigend in seltsamer Weise. Ich habe heute vor acht Tagen gesprochen von der sonderbaren Meinung, man müsse mit menschlicher Behutsamkeit und Klugheit den Wundern zuvorkommen. So etwas von dieser Meinung treibt Christi Feinde. Sie schieben einen gewaltigen Stein vor den Eingang des Grabes, versiegeln mit dem Siegel weltlicher Obrigkeit das Grab und stellen die Wache aus. Nur desto glänzender bricht sich die Erfüllung der Weissagung Christi ihren Sieg und Triumph durch die Hindernisse hindurch, welche Menschenhand als Schlagbaum ihr entgegenhält. Und die Jünger sammelten sich um den wiedererstandenen Leib wie um eine im Kampfe zerrissene und doch siegreiche und glorreiche Fahne.

Auch über den Häuptern seiner Jünger leuchten die Lichter seiner Weissagung. Dem Petrus sagt er seine Verläugnung voraus, jenem Petrus, der namentlich in überraschenden Augenblicken mit feuriger Eile sich für Jesus zu entscheiden pflegte. Glaubensvoll war er in die Fluthen gesprungen, um zu Jesus hinzugelangen. Auch noch bei der Gefangennehmung Jesu hatte er in einer Aufwallung profanen kriegerischen Muthes sein Schwert gezogen. Da Jesus ihm seine Schwäche vorausverkündigt, schaut Petrus zurück in sich, und er meint, sich ganz anders zu finden. Jesus aber verkündigt ihm die Verläugnung in dieser Nacht. Man sollte sagen: wenn Jesus aber die Zerstreuung aller Jünger verkündigt, wo wird denn für Petrus noch Gelegenheit zur Verläugnung werden? Es ist ein kleiner Zug, welcher einspielt, es ist das, was man im Leben einen Zufall zu nennen pflegt, welcher Petrus in den Vorhof des Hohenpriesters zum Feuer führt. Und Jesus weiß, daß er ihn dreimal verläugnen wird und noch ehe der Hahn kräht. Das ist eine Weissagung von der Schwäche

des Petrus. Noch sind wenige Tage hingeronnen, da finden wir schon in dem Munde Jesu eine neue Vorhersagung über Petrus. Da ist keine Schwäche mehr, kein Abfall, kein Wankelmuth, sondern lauter Ehre und Glorie. Christi Auge ruht auf dem noch fernen Lebensende des Petrus. Er sieht ihn in der treuen und ausdauernden Nachfolge Christi des Martertodes sterben, und von diesem Martertode spricht seine Weissagung. Nachdem Petrus aber diese Weissagung vernommen, erkühnt er sich, den König der Weissagung auch nach dem Ende des Johannes, welcher neben ihm steht, zu fragen. Und von diesem glühenden Jünger der Liebe, welchem doch die Gefahr drohte, wie jedem andern, sagt Jesus, daß er des natürlichen Todes sterben werde, daß keine gewaltsame Hand ihm das Leben zerbrechen, sondern er leben solle, bis der Herr komme, ihn abzurufen. Es ist uns, wenn wir diese Weissagung lesen, wie Johannes, den sie betrifft, selbst sie aufgezeichnet, als ob wir in der Ferne die Stadt Ephesus sähen, in welcher Johannes sein lebensmüdes Haupt zur Ruhe legt.

So treten scharf und eigenthümlich, wie von einem Blitze erhellt, die Personen und Ereignisse auf und verschwinden wieder.

Aber auch das Volk, welchem Jesus nach seiner Menschheit angehört, und das er so tief im Herzen trägt: Jerusalem, die Hauptstadt im Gottesreiche des Alten Bundes, wohin schon in seiner Kindheit die flammende Liebe ihn hingezogen, der Tempel, der ehrwürdige Zeuge seiner Lehren, für welchen er mit dem reinsten und heiligsten Feuereifer geeifert hat, leuchten auf in den Lichtern und Flammen seiner Weissagung wie in blutigrothen Flammen. In früherer Zeit hatte Jeremias weinend und wehklagend auf den Trümmern der zerstörten Stadt gesessen. Aber mit der Zeit und mit dem glücklichen Umschwunge der Dinge war die Stadt wieder emporgestiegen, und die alte geflüchtete Religion war zurückgeführt worden auf den Boden des Judenlandes. Jesus steht auf einem Berge. Vor ihm dehnt sich weithin die Stadt aus mit ihren Straßen und freien Plätzen, ihren hohen Gebäuden, mit dreifacher gewaltiger Mauer wie mit ehernem Panzer die Brust umgürtet, mehr denn 160 Thürme und Zinnen in die Höhe streckend wie die Zacken ihrer Königskrone, und eingeschlossen von diesen Thürmen der größte Juwel der alten Welt, der glorreiche Tempel, die einzige öffentliche Stätte der wahren Gottesverehrung auf Erden, der in seinen steinernen Falten so große Erinnerungen barg, Denkmal und Bürgschaft der Huld und Liebe Gottes war, welcher über dem Volke so viele Jahrhunderte geleuchtet hat. Wie aber der Prophet Jeremias auf den Trümmern geklagt und geweint, so weint Jesus und klagt, obgleich er die Stadt noch in vollem Glanze schaut. Sein Auge schaut wieder in die Zukunft, und diese Zukunft wirft ihr herzzerreißendes Bild in seinem Blicke ab. Seine Klage, sein Weinen gilt der Zukunft. Es ist, als ob in die Flammen seine Thränen rännen, als ob er schon die

Leichenurne seines Volkes umfasse und sie mit seinen Thränen benetze. Es ist nicht ein unbestimmtes, dunkles Ahnen der Zukunft; nein, es ist das klare Erfassen und Schauen derselben, was seinem Auge die Thränen, diese Zeuginnen des prophetischen Schauens, erpreßt. Und was er in der Zukunft sieht, was sein Herz erschüttert und die versiegelten Brunnen der Thränen öffnet, das thränenwerthe, herzzerreißende Schauspiel der Zerstörung Jerusalems, das schildert er auch seinen Jüngern, wie es sich anschickt, hereinzubrechen. Ach! so manche andere Stadt empörte sich gegen die römische Herrschaft, und doch traf sie nicht dieses furchtbare Los. Und gerade einer der menschenfreundlichsten und edelsten Feldherren des Alterthums, der nachherige römische Kaiser Titus, lenkt und befehligt die Zerstörung. Dürfte man nicht noch bei der Belagerung auf sein edles Haupt die Hoffnung niederlegen, daß er Stadt und Volk schonen werde? Siehe, aus seinem Munde geht auch wirklich die Schonung aus, die Schonung für die Stadt, die Schonung für den majestätischen, von hehren Erinnerungen umwehten Tempel. Es ist wieder eine Art Zufall, es ist eine plötzlich aufgeregte Leidenschaft, welche die Hand eines Soldaten mit einer Fackel bewaffnet. Diese Hand hat der Herr geschaut, diese Hand, welche die Fackel in das Heiligthum schleudert. Noch ergeht der Befehl, das Feuer zu löschen. Aber das Feuer spottet aller menschlichen Anstrengungen, welche wohlmeinend, ohne es zu wissen, gegen Christi Weissagung kämpfen möchten. Riesengroß wächst die Flamme und wälzt wie ein Ungeheuer sich durch die Straßen. Jerusalem sinkt in Asche. Seine Herrlichkeit ist hin. Nur einzelne Stückwerke: Quadersteine, ein halb in Schutt versunkenes Stadtthor, Mosaikwürfel aus Prunkgemächern, mit welchen die Kinder spielen, Spuren von Wagengeleisen im Felsboden, — das sind jetzt die kläglichen Reste der alten Herrlichkeit.

Und das Volk der Juden? O, auch überwundene und zertretene Völker weilen noch, wenn auch mit zerrissenen Herzen in ihrem Vaterland und bei den Gräbern ihrer großen Todten. Ist ihre Zeit vorüber, dann sterben sie aus; sie legen sich zur Ruhe. Von dem jüdischen Volke aber hat der Herr das ganz Außerordentliche verkündigt, was sonst die ganze Weltgeschichte nicht kennt: daß es unter alle Nationen solle zerstreut werden und doch bleiben und bestehen bis zum Ende der Zeiten. Und wirklich! das Volk ist im Schrecken wie auf glühenden Sandalen vom geheiligten Boden seines Vaterlandes, von den Palmen und Cedern geflohen und wohnt fast unter allen Völkern; es kann nicht sterben, nachdem die Völker der alten Zeit längst verschwunden sind. In den letzten 2000 Jahren hat seine Kopfzahl nicht merklich zugenommen, so daß hienieden weder ein Aufblühen noch ein Verwelken bemerklich ist. Ueber drei Millionen zählend, sitzen die Juden fast an allen namhaften Flüssen der Erde, weinend, ihre Harfen aufgehängt, durch welche Töne des Schmerzes, der ungestillten

Sehnsucht wimmern. In irrthümlichem Verlangen, das sie aus uralter Zeit geerbt, richtet sich ihr Herz und ihr Auge nach Sion; da ist ihr Vaterland, da die Stätte ihrer Hoffnung, dort soll sie einst ihr Messias sammeln. Die Herrscher über Israel haben verschiedentlich gewechselt; nie aber ist das Los zu herrschen den Juden zugefallen. Der Kaiser Julian, der Abtrünnige, wollte dem Christenthum zum Trotze den Tempel ihnen wieder aufrichten; aber Flammen, welche aus der Tiefe auffuhren, verjagten die Arbeiter. In stolzer Trägheit bläst der Türke den Rauch aus seiner Pfeife über die Stätte hin, wo einst der Rauch der Opfer zu Gott mit den Gebeten der Herzen emporstieg, und schüttet, geringschätzig und ohne etwas dabei zu empfinden, die Asche aus seiner Pfeife auf die Asche einer untergesunkenen Welt. Die Juden aber, welche unter den Trümmern ihrer ehemaligen Herrlichkeit in Jerusalem umherirren, weinen ohne Unterlaß, als ob ihre Thränen Christi Thränen büßen sollten. Herzzerreißend soll der Schmerz besonders sein beim Jahrgedächtnisse des Falles von Jerusalem; aber auch an jedem Freitag Abend kommen sie unter den Trümmern der alten Tempelmauern zusammen und beten die Klagegesänge des Jeremias. Und selbst dafür, daß sie hier auf der heiligsten Stätte ihres alten Vaterlandes weinen dürfen, müssen sie den Türken Tribut bezahlen; nicht einmal ihre Thränen fließen ohne Zoll.

Aus der untersinkenden Stadt, aus dem Rauch und den Trümmern sah des Heilandes vorschauendes Auge eine neue Gestalt aufsteigen, welche das Feuer nicht schädigte, welche die Verfolgung nicht zu Boden warf, die hehre Gestalt seiner Religion und Kirche. Er sah seine Apostel aus Jerusalem ausgehen über ganz Judäa, Samaria und bis an die Enden der Erde. Er sah aus dem Saale sein heiliges Opfer und Abendmahl ausgehen, die gefeiert werden sollen vom Aufgange bis zum Niedergange, bis er wiederkommt am Ende der Zeiten. Er sah ausgehen jene Kirche, bei welcher er bleibt bis ans Ende der Welt, mit ihr verbunden durch den Heiligen Geist, welcher bei ihr bleibt durch alle Zeiten hin. Und wer kann sie nennen hören diese Religion und Kirche und ihr Leben erwägen, ohne im Geiste auch die gewaltigen Wechsel zu sehen, welche ohne Unterlaß rechts und links sich um sie her bewegen, ohne die Verfolgungen zu sehen, welche gegen sie durch alle Zeiten hin auftauchen, ohne die ehrwürdigen Narben zu begrüßen, welche diese Religion und Kirche als die große Heldin trägt!

Tag für Tag sehen wir von neuem die Weissagungen Christi sich erfüllen. Tag für Tag, wie die Jahrhunderte hinfließen, fällt auf Christum eine neue Glorie zurück, und schöpft unser Glaube an ihn neue Kraft und Stärke. Wir sind hierin weit reicher als unsere Vorgänger im Glauben; denn neue Zeiten haben uns ihn neuerdings bestätigt. Ich sehe Menschen um mich her, welche Zeugen der gewaltigsten Ereignisse gewesen, die irdische

Größen hinweggerafft und ebenso Christi Werk hinwegraffen wollten. „Wir haben neuerdings gesehen seine Herrlichkeit.“

Auch an den Mittwochen dieser heiligen Fastenzeit haben wir wenigstens einige Strahlen dieser hinreißenden Schönheit und unendlichen Herrlichkeit Christi betrachtet, einige Strahlen aus jener geistigen Sonne der Welt. Freilich, während Christus als die Sonne der Welt alle Zeiten und das ganze Weltall mit seinem Glanze erfüllt, kann er uns doch nicht erleuchten gegen unsern Willen, und es steht uns noch immer frei, vor seinem Lichte unser Auge zuzudrücken. Mitten in seinem lebhaftesten Glanze können wir uns desselben berauben und, zurückstoßend seine Erbarmung und unsere Seligkeit, können wir uns inmitten des Lichtes und der Gnade in die Nacht hineinwühlen und in ewigem Tode vergraben. Statt Christo, dem hohen Propheten zu huldigen, dem alle Zeiten Zeugniß geben, können wir den falschen Propheten nachziehen, deren es in jeder Zeit gibt, deren es besonders in Zeiten großer Bewegungen gibt, die ein neues Heil im Abfall von Christo verkündigen, welche heute aufstehen und so etwas wie Helden des Tages sind, und die der morgige Tag schon als Lügner beschämt. Aber einer Weissagung Christi können wir nicht entgehen, der Weissagung, daß er in seiner Herrlichkeit wiederkommen werde, und daß alle Creatur, wenn nicht gerne, dann ungerne vor ihm sich beugen müsse. Dann wird aber seine Herrlichkeit nicht mehr eine milderleuchtende und erwärmende sein, sondern eine verzehrende, welche uns vernichtet. Mehr denn anderthalbtausend Jahre lang hat über dieser unserer theuren Stadt Gottes Gnade, Christi Herrlichkeit geleuchtet. Nach furchtbaren Ereignissen, welche die Stadt in Trümmer legten, fanden sich immer liebevolle, fromme Hände, welche beim irdischen Aufbau in ihr auch Christi Reich wieder bauten und auf den erneuerten Boden unserer Heimat den alten Glauben zurückführten.

Diese unsere alten, ehrenfesten Vorgänger auf dem Boden unserer Heimat, welche im Himmel noch theilnehmen an unserem Lose, dem Lose ihrer spätern Enkel, sind auch unser Beispiel besonders in dieser Zeit. Es handelt sich in ihr nicht bloß um etwaige Wiedererweckung irdischen Wohlstandes, welcher ohne Gott doch nicht gedeiht, sondern auch um Vertheidigung und Belebung unserer heiligen Religion. „Wo der Herr das Haus nicht baut, bauen die Bauleute umsonst.“ [1] Und so weit das Auge trägt, so weit der Gedanke fliegt, so weit die Erde reicht und so weit die Sonne scheint, gibt es keinen andern Namen, in welchem die Menschheit Heil und Wohlfahrt sich gründen kann, als der Name Jesus Christus. Amen.

---

[1] Ps. 126, 1.

Die Erscheinungen Jesu nach seiner Auferstehung.

(Vorträge, gehalten während der Fastenzeit 1845.)

Die Erscheinungen Jesu im allgemeinen.

„Jesus stellte sich nach seinem Leiden seinen Jüngern als lebendig dar durch viele Beweise, indem er vierzig Tage hindurch ihnen erschien und vom Reiche Gottes redete."

Apg. 1, 3.

Es ist bekannt, wie sehr man in den ehevorigen Jahrhunderten es liebte, große Wahrheiten, wichtige Lehren in anschauliche Sinnbilder einzukleiden, in allerlei Zeichen, wie in einer Bilderschrift, vor Augen zu stellen. Man wollte sie in diesen Bildern recht eindringlich machen und unauslöschlich dem Herzen einprägen. In dieser Zeit der Sinnbilder nun war es in Deutschland Brauch, daß, wenn der deutsche Kaiser, damals der erste Fürst der Christenheit, gekrönt wurde, wenn die Herren und Großen des Reiches in langen, schimmernden Reihen ihn umstanden, wenn die Abzeichen der kaiserlichen Majestät ihn schmückten und alle Pracht zu seiner Verherrlichung aufgeboten war, auch ein glänzender, goldener Apfel als Sinnbild seines Lebens im Glanze hervorgenommen und dem neuen Kaiser in die Hand gegeben wurde. Jedoch der kostbare, goldene Apfel war innen hohl und verbarg hinter dem Schimmer der goldenen Decke einen sehr armen, trübseligen Inhalt; er war nämlich im Innern mit A s ch e gefüllt. Und in Wahrheit, ist es denn etwas Besseres als eine Handvoll Staub und Asche, all das, um was dieses Leben seinen Schimmer und seinen Scheinglanz zieht, was es hinter seinen Freuden und Genüssen mühsam genug verbirgt? Das glänzendste Leben hienieden, — was läßt es zurück, wenn der Tod den Glanz abstreift und den goldenen Apfel des Lebens zerbricht, was anderes als die prunklose, verächtliche Asche? Das rauschendste Leben, das in den wärmsten Pulsen der Freude und des Jubels schlägt, keine Sorge und keinen Ernst kennt, in flüchtigem Tanze sich umschwingt, — was anderes läßt es zurück, wenn im Tode Freude und Wonne verstummen, als die ernste, kalte, schweigende Asche?

Diese Wahrheit, welche für den Sinnenmenschen etwas überaus Niederschlagendes und Demüthigendes in sich trägt, verkündigt heute die Kirche in Wort und Sinnbild; und mit der Verkündigung dieser Wahr=

heit leitet sie die heilige Fastenzeit ein. Sie hebt die Asche vor den Augen der Gläubigen empor, streut sie ihren Kindern aufs Haupt und ernste Todesgedanken in die Seele, indem sie spricht: „Gedenke, Mensch, daß du Staub bist und in den Staub zurückkehren wirst!" Gedenke, daß du Staub bist! Ja, was unser Leib in Wahrheit ist und was er doch so gerne vor uns verbergen möchte, was er ist, trotz der Blüthe der Gesundheit, trotz aller Kraft und Lebensfülle, das sehen wir, uns selbst beschauend, in dieser Asche wie in einem Spiegel, der nicht lügt, der auch auf dem blühendsten Angesichte den häßlichen Flecken des Todes verräth. „Gedenke, daß du in Staub zurückkehren wirst!" Was unser Leib nach unserem Tode noch augenfälliger sein wird, das wird uns von dieser Asche wie von einem Propheten aufrichtig und unumwunden vorhergesagt.

Und nicht nur unser eigenes Todeslos wird uns in der Asche gezeigt; nein, es ist uns zu Muthe, als seien wir sinnend an ein unermeßliches Grab hingegangen, welches so viele Millionen schon aufgenommen, so viele, welche wir gekannt, mit denen Dankbarkeit und Liebe uns verbunden, deren Name uns unvergeßlich ist, all die, welche in den Zeiten vor uns gelebt, die freudig oder traurig, reich oder arm, berühmt oder ungekannt über die Erde gezogen. Da liegen, mit Schutt und Staub bedeckt, unter Flugsand verschüttet so viele alte, einst berühmte Städte, die ehemaligen Wohnsitze der Pracht und der Lust. „Es war einmal Troja," singt mit sichtbarer Wehmuth der heidnische Dichter. Da ruhen, wie auf einem unermeßlichen Kirchhofe die Völker der alten Welt mit ihren heißen Kämpfen und rauschenden Siegen, mit ihren weitaus gehenden Plänen, ihren großartigen Einrichtungen, ihren Lebensordnungen, für ewige Zeiten gegründet. Wo sind die vier großen Monarchien, welche der Prophet Daniel im Traumgesichte gedeutet? Sie sind selbst nur wie ein Traum gewesen, deren Schicksal er verkündigt: „Sie wurden gleich wie Staub auf einer Tenne im Sommer, den der Wind wegführt, und es fand sich für sie kein Ort mehr."[1] Wohin sind die deutschen Kaiser, welche den goldenen Apfel mit der leichten und doch so inhaltsschweren Asche getragen? „Alles das ist vorübergegangen", antwortet das Buch der Weisheit, „wie ein Schatten und wie ein dahinlaufender Bote."[2] Ach, wohin wir immer schauen mögen, überall tritt uns die Vergänglichkeit in tausend wehmüthigen Gestalten entgegen. Was wir in den Wellen der Zeit ergreifen wollen, zerrinnt wie ein Schattengebilde unter unsern Händen. Wohin wir unsern Fuß aufstellen, weicht es uns unter den Füßen aus; was auch aussah wie ein unverwüstlicher Fels, es ist eitel Staub und

[1] Dan. 2, 35. [2] Weish. 5, 9.

Asche. Wir müssen einstimmen in den Spruch des christlichen Genius: „Die Asche ist meine Schwester." (Franciscus von Assisi.)

Da saßen denn die Heiden mit trostlosem Schmerze bei den Aschenkrügen und Urnen, welche die letzten Ueberreste theurer Todten umschlossen, oder unter den traurigen Ruinen menschlicher Schöpfungen und gedachten ihres eigenen Todes und der Hinfälligkeit ihres Wirkens, des ewigen Wechsels, welcher unter der Sonne ist. Dann erschien ihnen das menschliche Leben als ein Räthsel, welches sie nicht lösen konnten und welches jedem, der es nicht löste, das Herz zernagte. Es kam ihnen vor als ein trauriges, schmerzlich und ohne Zweck abgebrochenes Stückwerk, wie ein flüchtiger Traum, wie ein nichtssagendes, neckendes Spiel. Ein namenloser Schmerz zieht sich durch das Leben der Heiden; das ist die Herrschaft des Todes. Der berühmteste ihrer Dichter ergießt sich in die Klage, daß nichts auf Erden so unglücklich sei als der Mensch, nichts von allem, was auf Erden athmet und lebt. Das menschliche Leben, versichern die heidnischen Weisen, sei nichts als eine Zurüstung zum Leichenbegängnisse, die Erde sei nichts als ein offenes Grab. Den triumphirenden Feldherrn in Rom schallte auf ihrem Siegeswagen der Ruf entgegen: „Gedenke, daß du ein Mensch bist." Der Tod, der überall hoffnungslos die Heiden angrinzte, ließ sie nie zu innerem Frieden und ungetrübter Heiterkeit kommen. Weit entfernt war zu allen Zeiten ihr Leben von jenem paradiesischen Glück und Frohsinn. Daß dieser Frohsinn in der Heidenwelt geherrscht, das haben erst ungläubige Schriftsteller der neuern Zeit aufgebracht, das hat erst die Poesie der Lüge, welche die Götter Griechenlands besungen, der Haß gegen das Christenthum, wie er in unsern neuen Heiden lebt, in die Heidenwelt hineingezaubert. Und ob nun die Heiden alter Zeit mit ihrem Philosophen Heraklit alle menschlichen Dinge mit unaufhörlichen Thränen beweinten, oder ob sie alles menschliche Thun und Lassen als Eitles mit ihrem Demokrit in unaufhörlichem Lachen belachten, — es ist derselbe trostlose Schmerz, der Schmerz der Verzweiflung, welcher so oder anders sich äußert, dessen Lachen noch schrecklicher ist als seine Thränen. Ja selbst, wenn sie zu Freude, zu frohem Lebensgenusse auffordern, geschieht es nur hoffnungslos im Angedenken an das baldige Ende. „Der Mensch soll sich freuen und die Tage sich pflücken, denn er hat keine Zeit zu verlieren," das ist ihr Losungswort, oder wie das Buch der Weisheit es ihnen in den Mund legt: „Kurz und verdrießlich ist die Zeit unseres Lebens, und es hat der Mensch am Ende kein Rettungsmittel, auch kennt man keinen, der aus der Unterwelt zurückgekommen; mit der Zeit wird man unsere Namen vergessen, und niemand gedenkt mehr unserer Werke; darum wollen wir uns mit Rosen bekränzen, ehe sie ver-

welken."[1] Duft der Rosen und Qualm der Verwesung! Selbst in den Duft der Rosen, mit welchen die Heiden ihr Leben eifrig bekränzten, drang der Geruch der Gräber hinauf. Bedeutsam heißt es von den Heiden so oft in der Heiligen Schrift, daß der Tod über sie die Herrschaft geführt, daß sie in der Finsterniß und den Schatten des Todes gesessen. Von den schwermüthigen Cypressen und Trauerweiden, welche an den Gräbern stehen, von den Aschenhaufen irdischer Größe fiel ein tiefer, melancholischer Schatten auf ihr Inneres, welcher ihr ganzes Leben verdüsterte.

Christus hat diese Nacht des Grames, die düstern Schatten des Todes erhellt. „Wir wollen euch aber, Brüder, nicht in Unwissenheit lassen über die Entschlafenen, daß ihr nicht betrübt seid wie die übrigen, die keine Hoffnung haben."[2] Und des Heidenthums trostloses Wort: „Man kennt keinen, der aus der Unterwelt zurückgekommen", ist vernichtet. Da Christus aus dem Grabe hinaufzog ins Land der Lebendigen, hat das Leben über die Macht des Todes einen Sieg gefeiert, in welchem das Leben selbst sich verklärte. Da wurde zuerst die Erde, die durch Gram und Tod verdüsterte Wohnung, von einem unsterblichen Leibe heimgesucht, und die 40 Tage hindurch, da Jesus noch auf Erden weilte, ging der Frühling eines neuen Lebens über die Aschen und den eisernen Schlaf der Gräber hin. In seinem Glanze haben alle Gräber sich in die tröstlichen und heitern Farben der Hoffnung getaucht. Die Apostel und Jünger des Herrn aber, welche mit seinen Erscheinungen begnadigt wurden, haben, was kein Reisender findet, das gelobte Land der Unsterblichkeit, nach welchem wir hinziehen, gesehen und haben uns Kunde davon gegeben, was unser wartet. Denn wie Christi geistiger Leib, so werden unsere Leiber einst aufblühen, umgestaltet, gleichförmig dem Leibe seiner Herrlichkeit.

Wohl 40 wunderbare Tage, in ihrer Art ganz einzige und unvergleichliche Tage! Gerne schauen wir über die Asche der Gräber zu ihnen empor. Fragen wir aber nach dem Werke, welches der Herr in den 40 Tagen gegründet, so steht seine heilige Kirche als dieses Werk vor uns; in ihr ist das Leben dieser 40 Tage Christi uns dargestellt. Seine Unsterblichkeit, seine Unverweslichkeit hat Christus, nach den schönen Worten des heiligen Vaters Ignatius, seiner Kirche eingehaucht. Sie ist ein Leib, dessen Glieder noch in den Niederungen der Erde pilgern, dessen Haupt aber über die Sterblichkeit erhöht im Glanze der Verklärung strahlt gleich jenen mächtigen Bergen, deren Gipfel schon im Morgenlichte glänzen, während die untern Regionen noch in der Dämmerung dem kommenden Lichte entgegenharren. Und was der Ver-

[1] Weish. 2, 1 ff. [2] 1 Thess. 4, 12—13.

klärte in den 40 Tagen gesagt und in wunderbar lieblichen Erscheinungen dargestellt, das wiederholt er immerfort in der Kirche.

Geliebte! der Anblick der Vergänglichkeit, des ewigen Wechsels und Wandels schlägt nieder. Die Beschauung des Unsterblichen, des Bleibenden inmitten des Wechsels erhebt. Unser Zeitalter hat mehr Veränderungen erlebt als früher ganze Jahrhunderte. Die Ereignisse und Geschicke der Zeit fahren wie die Menschen der Zeit wie auf eilfertigen Dampfwagen daher. Die Tage des Sturzes irdischer Größe, des Falles und Verschwindens, diese Aschermittwoche der Weltgeschichte, drängen sich. Wir ruhen auf einem großen Trümmerhaufen der Vergangenheit, und die Zukunft droht uns, neue Trümmer den alten zuzugesellen. Wir finden, wie Scipio, da er auf den Trümmern von Karthago saß, das Herz voll Ahnungen, das Auge voll Thränen und im Munde das Wort: „Ich gedenke des Tages von Rom.“ Drum die Herzen in die Höhe! Wir wollen uns über die Asche stellen und das betrachten, was bleibend ist, was wahrhaftig eine Zukunft in sich trägt. Die vierzig Tage Christi, wie sie von Christus gelebt wurden und noch immer in der Kirche gelebt werden, will ich mit Gottes Hilfe an den Mittwochen dieser ernsten heiligen Zeit euch zeigen.

Für heute wird es uns genügen, die Erscheinungen Christi im allgemeinen ins Auge zu fassen. In den folgenden Vorträgen werden wir betrachten: Jesum als Gärtner im Garten des Begräbnisses und der Auferstehung erscheinend und immerdar Gärtner in der Kirche; Jesum als Fremdling und Wandersmann auf dem Wege nach Emmaus; Jesum mit seinen Wunden, welche nicht mehr tödten können, welche vielmehr glänzend bezeugen, daß er selbst es ist, der auferstanden und welche die Trophäen seines Sieges sind; Jesum als Käufer, an den Fluthen des Sees stehend, auf welchem seine Jünger fischen, und den reichen Fischzug durch den Dienst seiner Jünger hervorbringend; Jesum, das Oberhirtenamt über seine gesamte Herde dem Petrus übertragend.

I.

Also die Kirche ist es, die katholische, welche den Gegenstand unserer Betrachtungen bildet. Und wahrlich, auch diejenigen, welche nicht die Bande des Glaubens, des Gehorsams und der Liebe mit dieser Kirche verbinden, müssen uns beistimmen, daß sie ein Gegenstand sei, überaus würdig, unsere Betrachtung sechs Stunden zu beschäftigen. Eine streng bestimmte Erscheinung mit ihrer bewunderungswürdigen Consequenz, ein wunderherrlicher Bau, welcher das Gepräge der Zweckmäßigkeit und Wohlordnung so offen trägt, steht sie da, ausgezeichnet unter all den schwachen, halben Einrichtungen der Zeit, mitten in dem principienlosen Schwanken zwischen Ja und Nein, zwischen Strenge und Milde, zwischen Zeit und

Ewigkeit, zwischen Himmel und Erde, welches die Menschheit hin- und herwirft und sie nicht zur Ruhe kommen läßt. Von Anfang an hat sie den Vordergrund der Geschichte eingenommen und auf die Höhen des Lebens sich gestellt. Sie hat in den trübsten Zeiten die Keime der Bildung und Gesittung in ihrem Schoße bewahrt, aus dem Wirrsal der Verhältnisse Ordnung hervorgerufen, Völker gebildet und geleitet. Von ihrem Geiste angeweht, hat die Kunst, welche in der heidnischen Welt ganz irdisch den Staub der Erde gegessen, ihr Auge gen Himmel aufgeschlagen, sich auf ihren bessern Theil besonnen und, gleich als ob sie schon in die Erlösung aufgenommen, dem Göttlichen gedient. Im Hause dieser Kirche brüderlich vereinigt, hat das deutsche Volk die Tage seiner Größe und Herrlichkeit verlebt. Und noch immer steht diese Kirche im Vordergrund der Geschichte und der Tagesfragen. Wie ärgerlich es auch vielen sein mag, sie läßt sich nicht ignoriren, mit Stillschweigen übergehen, verächtlich bei Seite rücken und lebendig begraben. Wohlan, die Kirche hat genug gewonnen. Das obscurste Dorfblatt, die miserabelste Zeitung können nicht anders, sie müssen von dieser Kirche sprechen, und wäre es auch nur, um ihres Herzens Gedanken und ihre Gemeinheit an ihr zu offenbaren. Schon seit etwelchen Jahrhunderten steht eine Schar von Thoren da, welche sich das Ansehen von Propheten geben und auf das Verscheiden dieser Kirche warten, die alle Symptome beobachten und auf die Pulse achten, ob sie nicht bald stocken. Und wenn sie schon fröhlich das nahende Ende vorausverkündigen, dann schlägt das frische, kräftige Leben wieder doppelt stark, all ihrer Prophezeiungen spottend. Es ist eine Kirche, die im Herzen der Völker ihre Wurzel geschlagen, es ist eine volksthümliche Kirche.

Sehet, ihre Feste tragen eine ewige Lebensfrische, sind alt in ewiger Jugend wie die Sterne, welche in gemessenen Bahnen wiederkommen, ohne ihren Glanz verloren zu haben. Sehet, ihre Heiligen und Männer haben einen Platz im Gedächtnisse des Volkes, leben in der Liebe seines Herzens. Vor dem ärmlichen Bilde der Heiligen stellt der Beladene, dessen Geist über die dumpfesten Lebenssorgen sonst nicht hinauskommt, seine Bürde nieder und faltet die Hände auf dem einfachen Geländer, welches das Bild umzieht. Prächtige Denkmale sind andern Größen errichtet, aber die Namen der Männer schlafen in den Denksäulen wie ägyptische Mumien; oder sie sind in den Büchern wohl besorgt und aufgehoben, dem frischen Leben fern wie ausgetrocknete Pflanzen in den Herbarien. Die Denkmale rufen ihre Thaten aus, aber die Herzen antworten nicht auf den Ruf. Die Völker ziehen vorüber zu den Kirchen, zu Christus und seinen Heiligen. Man hat die Hirten dieser Kirche geschmäht, verleumdet: die Stimme des Volkes hat mit dem reinen Klange des Vertrauens und der Liebe geantwortet. Man hat noch tiefer mit der Verleumdung aus-

geholt, und zehnmal höher erschallend hat der Ruf des Volkes sie zu Schanden gemacht. Wollte man aber Völker, welche diese Kirche geboren, ihr entfremden, so mußte man mit Gewalt erst und blutend sie ihr vom Herzen reißen. Tausende der geistvollsten und edelsten Menschen haben dieser Kirche mit der größten Besonnenheit des Geistes und zugleich mit der wärmsten Begeisterung angehört, deren ihr Herz fähig war, und haben in dieser Kirche freudig ihre Hände zum Tode gekreuzt. Solche aber, die kindlich fromm auferzogen, durch Verirrungen sich dem Glauben und Leben der Kirche entfremdet haben, erinnern sich noch oft mit Wehmuth ihres Lebens auf dem Gebiete dieser Kirche, wie der erblindete Greis sich des heitern Tageslichtes erinnert, welches ihn in seiner Jugend erfreute.

Und gedenken wir nun der Verfolger dieser Kirche; sie können diese Kirche nur bei uns in Ehren stellen. Die sie verfolgt und gründlich gehaßt, die mit kleinlicher Grausamkeit Wasser und Wohnung ihr versagt, sind es nicht zumeist Menschen gewesen, welche überall und in allen Wegen die Freiheiten brachen, die Ordnungen des Lebens mit Füßen traten, ihr Recht auf die Schärfe ihres Schwertes stellten, deren wüstes Leben vor dem sittlichen Ernste dieser Kirche sich zu fürchten hatte, oder welche ihre Eroberungslust und Ländergier hinter die Befehdung dieser Kirche listig versteckten? Man war gewiß nicht ängstlich mit den Ehrentiteln der „Erlauchten", „Weisen", „Großherzigen", welche den Feinden der Kirche gegeben wurden; aber die unerbittliche Geschichte geht durch ihre Reihen, und bald ist es dieser, bald jener schöne, wohlfeile Beiname, welche wie dürre Blätter niederrauschen. Oder nennt mir nur einen einzigen Dränger der Kirche, welcher das Licht und das Gericht der Kirche nicht zu scheuen hätte?

In der Geschichte der großen Männer der katholischen Kirche ist man nicht weniger geschäftig. Dort aber herrscht eine ganz andere Bewegung. Dort richtet man die Denksäulen lobpreisend wieder auf, welche man früher zornig in den Staub geworfen. Dort nimmt man den Dornenkranz des Spottes und der Schmähung hinweg, welchen der Parteihaß aufgesetzt, und setzt die Ehrenkrone wieder auf. Schon stehen Gregor VII., Innocenz III., der hl. Dominicus, die hl. Elisabeth wieder in frischem Glanze da.

Als dem Heilande einst, da er noch in den Tagen seiner Erniedrigung, von großen Scharen des Volkes umdrängt, lehrte, die Botschaft gebracht wurde: „Deine Mutter und deine Brüder, d. h. deine Anverwandten, sind draußen", richtete er seinen Blick auf seine Jünger hin, breitete feierlich seine Hände über seine Apostel und seine Gläubigen aus und rief: „Diese sind meine Mutter und meine Brüder."[1]

---

[1] Marc. 3, 32. 34.

Das ist also die geistige Familie des Herrn, jene, welche ihm in Glauben und Liebe sich hingeben, welche den Kreis der Gläubigen bilden. Mancher von denen, welche in leiblicher Verwandtschaft seinem Herzen nahestanden, seine heilige Mutter vor allen andern, waren auch in freier Treue und Liebe in diese seine geistige Familie eingetreten. Und wie der Herr seine Kinder- und Jugendzeit in den engen Schranken der Umgebung seiner heiligen Mutter, seines Pflegevaters und der Verwandten verlebt hatte, so waren die Tage nach seiner Auferstehung aus dem Grabe seiner Familie der Gläubigen, seiner Kirche gewidmet. Leset nur immer in seinen Erscheinungen die Worte, welche er gesprochen, und fraget, wer mit jenen Erscheinungen begnadigt, an wen diese Worte gesprochen wurden: es sind Angehörige seiner Kirche. Ob er nun in der milden und lieblichen Weise eines Gärtners vor die thränenden Augen der Magdalena an seinem Grabe sich hinstellt, ob er als schlichter, längere Zeit ungekannter Wandersmann auf der Straße nach Emmaus sich einfindet, den Glauben und die Hoffnung belebt, das Dunkel der Heiligen Schrift beleuchtet und segnend das Brod bricht, ob er seine Wunden zeigt, den Unglauben straft und den Glauben selig preist, — es sind nur seine treuen Anhänger, die Glieder seiner Gemeinde, an welche er sich wendet. Früher war er als Fremdling im ganzen Judenlande erschienen, hatte die Wege des Landes durchschritten, vor Tausenden segnend das Brod gebrochen, seine Rüge vor Freund und Feind vernehmen lassen; in seinem auferweckten Leibe aber tritt er nicht mehr in den Streit des Lebens hinaus; der Haß der Feinde darf sich ihm persönlich nicht nahen. Meinet darum nicht, es sei nicht auch seinen Feinden und allen, welche außer der Kirche waren, die festeste und sicherste Kunde seiner Auferstehung geworden. Schon die Wächter am Grabe hatten in der Frühe des Morgens die Botschaft der Auferstehung nach Jerusalem getragen, bis endlich die Bestechung bei ihnen siegte und ihnen die Zunge band. Die Apostel und Jünger des Herrn aber bezeugten, was sie gesehen, was sie mit ihren Händen berührt vom Worte des Lebens, und nicht zeitliche Hoffnung noch zeitliche Drohung konnte sie beirren. Sie gingen für ihr Zeugniß in Leiden und Tod, obgleich sie es klar erkannten und aussprachen, daß, wenn der Herr nicht auferstanden, sie die elendesten aller Menschen seien. Mit diesem menschlichen Zeugnisse der Auferstehung Jesu Christi verband sich das Zeugniß Gottes in Wundern. „Wenn wir das Zeugniß der Menschen annehmen, so ist das Zeugniß Gottes größer.“[1] Den Namen Jesu riefen die Apostel über den Jammer und das Elend des menschlichen Lebens an. Im Namen Jesu Christi, des Auferstandenen, heilten sie die Kranken, erweckten sie die Todten, übten Macht über die bösen

---

[1] 1 Joh. 5, 9.

Geister und zeigten, daß der Name Jesu nicht mit Schmach bedeckt, die Kraft Jesu Christi nicht erloschen, daß er nicht im Reiche der Todten sei, sondern lebe und herrsche.

Dazu gerade war seine Kirche bestimmt, die Botschaft von Christo durch die Welt zu tragen, die Erlösung allen Menschen anzubieten und in der Welt zu verwirklichen. Die Apostel stehen verlassen und einsam da, ihr Muth ist gebrochen, ihr Vertrauen erloschen. Siehe, da ist es Jesus, welcher den glimmenden Funken des Glaubens belebt. Wie einst die Taube, welche Noe ausgeschickt, mit dem grünen Oelzweige im Munde zurückkehrte, so erscheint Jesus in der rettenden Arche seiner Kirche, und in seinem Munde ist der Oelzweig des Friedens. „Der Friede sei mit euch; fürchtet euch nicht, ich bin es“ [1], spricht er vertraulich: ich, euer Lehrer, euer Rathgeber, euer Leiter und Freund. Er bietet alles auf, er zeigt seine Wunden, er wirkt Wunder, er spricht, daß das Herz ihnen glüht. Und um zu zeigen, daß er selbst es ist und unverändert bei seiner Kirche bleibe, erscheint er in den bedeutsamen Gestalten des Gärtners, des Fremdlings und Wanderers. Er lehrt nicht bloß in Worten vom Reiche Gottes, sondern auch in der That. Und wie er früher mit dem großen Fischzug den Gehorsam des Petrus belohnt, so sammeln auch jetzt sich noch einmal die Fische im Netze der Jünger, und was er dem Petrus vorhergesagt, daß er das Oberhirtenamt der Kirche ihm geben wolle, das erfüllt er jetzt. Er ist bei seinen Gläubigen, er ist bei der Kirche, wie früher ihr Lehrer und Leiter, der Mittelpunkt der kirchlichen Einheit. Ist er auch nicht sichtbar wie früher, da Magdalena weint, — er sieht mitleidig ihre Thränen des Schmerzes und verwandelt sie in Wonnezähren. Zieht er auch nicht mit den Jüngern leiblich gegenwärtig, wie er früher es gewesen, zu den Thoren Jerusalems hinaus, sind auch die Jünger allein, welche nach Emmaus ziehen, — er kennt ihre Klagen und die dunkle Trostlosigkeit ihres Herzens. Ist er auch nicht sichtbar zugegen, da Thomas seinen Unglauben den andern Aposteln ausspricht, — er weiß, was er gesagt, und erhebt ihn wieder in die lichten Höhen des Glaubens. Also ist es nur sichtbares Gegenwärtigsein, was selten ist, was bald ganz aufhören sollte, keineswegs aber sein Schirm und sein Beistand. Er erscheint nur von Zeit zu Zeit und verschwindet bald wieder aus ihren Augen, und läßt sie zurück mit dem heißen Verlangen und der flammenden Sehnsucht, ihn immer mit des Leibes Augen zu sehen. Dieser irdische Umgang sollte aufhören. Seine sichtbare Gegenwart war bisher ihr Muth und Trost, sein Wort, welches sie hörten, ihr Stab. Sie waren wie Kinder, welche der Vater an der Hand leitet, traurig und befangen, wenn er nicht zur Stelle war. Aber sie sollten

---

[1] Joh. 20, 21.

als Männer, als Gereifte und Selbständige stehen, sollten nicht in irdisch freundlichem Umgange um ihn versammelt bleiben, sie sollten durch die ganze Welt ziehen. Darum muß der irdische Umgang ihnen entzogen werden, seine sichtbare leibliche Gegenwart schwinden, die sinnliche Anhänglichkeit an ihn in eine geistige verklärt werden. Dieses bildet er allmählich, sich anschließend an die Schwäche der menschlichen Natur, an die irdische Mangelhaftigkeit ihrer Liebe zu ihm. Zu ihr erhebt er sie nach und nach, gewöhnt sie, seiner leiblichen Gegenwart zu entbehren. Darum erscheint er nur von Zeit zu Zeit und auf kurze Zeit, bis er endlich sich ganz ihrem Umgange entzieht und gen Himmel fährt, von den Wolken verdeckt, wie er einst auch auf den Wolken wiederkommen wird. Jetzt waren sie fähig, in die Welt hinauszugehen. Dem irdischen Vaterlande hatten sie schon früher nicht mehr angehangen, die Bande, welche sie an andere Menschen und irdischen Besitz ketteten, hatten sie gelöst und an Jesus mit aller Liebe des Herzens sich angeschlossen. „Herr, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt.“ [1] Nun gilt es auch noch die sichtbare Gegenwart des Herrn zu verlassen. Er, der ihr alles ist, erhebt sich gen Himmel, und mit ihm zieht alle ihre Liebe. Jetzt ist droben ihre Heimath, jetzt erwarten sie kein Glück mehr auf Erden, im Himmel ist ihr Jerusalem, ihr gelobtes Land. Sie können sprechen: „Unser Wandel ist im Himmel, woher wir auch den Heiland erwarten, unsern Herrn Jesum Christum.“ [2] Jetzt ist Jesus ihnen überall gleich nahe. Sich trennend, sind sie mit ihm verbunden; in fernem Lande sind sie ihm nicht ferner als in der Heimath. Das haben ihnen seine Erscheinungen in den vierzig Tagen klar gemacht, daß er auch mit Entziehung seiner irdischen Gegenwart doch bei ihnen sei mit seinem unsichtbaren Beistande. Das hat er ihnen bei seinem Scheiden ausgesprochen. Er gab ihnen einen überaus schweren Auftrag, den er aber mit einer überaus erfreulichen und tröstlichen Verheißung versüßte. Er gab ihnen den Auftrag: „Gehet hin in alle Welt, predigt das Evangelium allen Creaturen,“ und er knüpft die Verheißung an: „Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt.“ [3]

Also wie er in den vierzig Tagen sie leitete und führte, wie er sie in Freude sammelte, ihre Sorgen, ihre bangen Fragen und Zweifel kannte, obgleich er nicht immer bei ihnen war, die Sorgen löste, das Verlangen der Fragen stillte, die Zweifel zerstreute, wie er mehrmal in ungekannten Gestalten dies that, so auch soll alle Tage hindurch bis ans Ende der Welt die Kirche seiner Hilfe nicht entbehren. Die Gemeinde seiner Gläubigen, ohne ihn kraftlos, wird durch ihn gefestigt als Säule und Grund-

---

[1] Matth. 19, 27. [2] Phil. 3, 20. [3] Matth. 28, 19—20.

feste der Wahrheit dastehen. Die Kirche wird also mit Jesus in lebendiger Gemeinschaft stehen, in einer ebenso innigen und lebendigen Verbindung, wie sie damals war, als er sichtbar vor ihnen dastand, in einer Verbindung, ebenso mächtig, allen Irrthum abzuwehren und das kostbare Erbtheil an Wahrheit und Gnade, welches die Apostel aus seiner Hand empfangen, durch alle Zeiten und ihre Wechsel und Stürme unverletzt und unverkümmert zu bewahren.

In der katholischen Kirche lebt der festeste und freudigste Glaube an diesen Schutz, an diese Gegenwart des Herrn. Sie weiß es, daß, wenn der Herr aus den Augen seiner Jünger schwand, damit sein mächtiger Schutz ihnen nicht verloren ging, daß es nur der irdische, fühlbare Umgang war, dessen der Herr seine Jünger entwöhnte, welchen er aufhob, daß aber der Heiland durch den Heiligen Geist aufs engste und unverlierlich mit ihr verbunden bleibt. Sie weiß, daß sie hier auf Erden auf einer Art Mittelstufe sich befindet, höher als die Apostel zur Zeit des irdischen Umganges mit Christo, da sie im Glauben, den der Herr selig preist, das festhält, was sie nicht sieht, niedriger als die Gemeinde der Heiligen, bei denen dieser Glaube sich wieder in das Schauen der Seligen aufgelöst. Die Kirche weiß es, daß kein Mensch ihr den Heiland so ersetzt, daß er nun nicht mehr bei seiner Kirche wäre. Sie weiß, daß ihre Hirten nur sichtbare Stellvertreter des unsichtbaren Christus, daß sie der Mund sind, durch welchen er spricht, die Werkzeuge, durch welche er seine Gnade spendet und seine Kirche regiert, und all ihre Macht, Würde und Autorität stammt nur von Christo, und all ihr Ansehen würde auf der Stelle hinsterben, all die Hörwilligkeit und der Gehorsam, mit welchen die Katholiken ihre Hirten umgeben, würde auf der Stelle sich lösen, wenn auch nur auf einen Augenblick das große Wort: „Ich bin bei euch alle Tage", aus der Erinnerung und aus den Herzen der Gläubigen entschwände. Es braucht darum gegenüber der katholischen Glaubenslehre, daß der römische Bischof sichtbares Oberhaupt der Kirche und sichtbarer Stellvertreter Jesu Christi sei, unsere Kirche nie an die Verheißung Christi erinnert zu werden: „Ich bin bei euch alle Tage." — Denn nicht die sichtbare Krone, welche das Haupt des Papstes schmückt, — diese Worte der Verheißung gerade sind die Krone, welcher die Katholiken huldigen.

Eben um dieses Wortes willen kennen wir kein Aufhören der Kirche, kein Schwanken, kein Abirren derselben von der Wahrheit, keine Umgestaltung derselben in eine antichristliche Empörerin gegen Christum, ihren Herrn. Eben um dieses Wortes willen kennen wir wohl eine Verbesserung der Sitten an Haupt und Gliedern, nicht aber eine Verbesserung der Lehre, welche nichts anderes als ein Meistern der Lehre Christi wäre und dessen, der gesagt hat: „Ihr nennet mich Meister und Herr,

und ich bin es", nicht ein Verwerfen der Sacramente, nicht eine Auflehnung gegen die von Gott gesetzte Ordnung. Eben um dieser Verheißung Christi willen hat die katholische Kirche keine Reformationsfeste und keine Reformationspredigten.

Diese unsichtbare Gegenwart Christi ist das Band, welches alle Glieder der Kirche zur Einheit umschlingt. Wie in jenen glückseligen Tagen, da der Herr mit seiner sichtbaren Erscheinung die Erde heimsuchte, er der Mittelpunkt der Einheit für seine Jünger war, alle um ihn sich sammelten, seine Lehre aufnahmen, so ist er noch jetzt der Mittelpunkt der kirchlichen Einheit; und die um die kirchlichen Hirten sich scharen eines Glaubens und eines Sinnes, scharen sich in ihren Hirten um ihn, der das Haupt und das Herz der Kirche ist, und sind mit dem einen Haupte zu einem Leibe gefügt. Amen.

Jesus als Gärtner.

„Maria aber stand außerhalb des Grabes weinend. Jesus sprach zu ihr: Weib, was weinst du? Wen suchst du? Da meinte sie, er wäre der Gärtner." Joh. 20, 11. 15.

In der Frühe des Auferstehungstages erheben sich vor dem offenen Eingange in die Grabstätte Christi die rührendsten Klänge des Schmerzes, des herben Wehes. Es ist der Begräbnißort des Auferstandenen, der Garten des neuen Lebens noch einmal von Trauertönen umweht, von den zartesten und ergreifendsten Tönen, in welche das menschliche Herz sich ergießt, von den Lauten des Schluchzens und Weinens. „Meine Cither ist zur Klage geworden und meine Harfe zur Stimme der Weinenden."[1] Diese Worte, welche der fromme Dulder Job sprach, als er all seine Wohlfahrt zerstört, sein irdisches Glück entschwunden sah, gelten im vollsten Sinne von Maria Magdalena, da sie mit blutendem Herzen am Grabe Christi steht, da sie nicht nur den Herrn im Tode verloren zu haben, sondern auch nun des letzten Restes von Trost verlustig, den Leichnam desselben sich auf immer entrissen glaubte. Bald weint sie hoffnungslos ins öde Grab hinein, bald wieder schaut sie mit dem scharfen, spähenden Auge hinein, als ob sie den Leichnam hineinsehen wollte. Und wenn sie denn im Grabe immer nichts findet als die schreckliche Leere und in ihr das namenlose Leid, ihren unermeßlichen Verlust, wenn ihr Suchen jedesmal hoffnungsloser und ärmer, als es ausgegangen, zu ihr zurückkehrt, dann bohrt sich um so tiefer der Schmerz

---

[1] Job 30, 31.

in ihre Seele ein, und reichlicher springt die Thränenfluth. „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wohin sie ihn gelegt haben" [1], klagte sie den Engeln ins Grab hinein. Da ist plötzlich ein Unbekannter, den ihr Spähen und Weinen am Grabe herbeigezogen, ihr genaht mit der treuherzigen, mitleidigen Frage: „Weib, was weinst du? Wen suchst du?" In seiner Erscheinung und Weise erkennt sie nur den Gärtner und spricht mit der heiligen Eilfertigkeit der Liebe, welche zu hoffen anfängt: „Herr, wenn du ihn weggenommen hast, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast, damit ich ihn hole." [2] Kein Ort ist ihr zu fremd, kein Weg ist ihren Füßen zu weit; sie wird allen Muth anwenden, alle Beredsamkeit aufbieten, den Leichnam wieder zu erhalten. Ist ja der Liebe nichts zu schwer! Da spricht der Unbekannte in der ihr sehr wohlbekannten, trauten Weise, mit dem gewohnten süßen Klange seiner Stimme: „Maria." O Maria Magdalena! Wohin keines Menschen Fuß gelangt, das hat die Fluth deiner Thränen dir herbeigebracht. Was der beherzteste Muth nicht erstritten hätte, das hat dein schwaches, wehrloses Weinen erreicht. Was keine Kunst der Rede erschwungen, das ist der stummen, unartikulirten Beredsamkei deiner Thränen als Belohnung zugefallen.

Wir aber, Vielgeliebte, setzen uns zu den Füßen dessen, der in bedeutungsreichem Bilde als Gärtner erschien, nieder und betrachten ihn als Gärtner in den kurzen Tagen, da er hienieden in den Hütten der Sterblichkeit lebte und als Gärtner in den langen Jahrhunderten seiner Kirche.

I.

Es wird von Mauritius, Bischof von Angers, erzählt, daß er in großer Gewissenhaftigkeit und zu großer Büßung eines Tages sich seiner Bischofswürde entkleidet, die Schlüssel, die Zeichen seiner Würde und Macht ins Meer geworfen und lange Zeit ungekannt in der Ferne als armer Gärtner gedient habe. Von Himmelshöhen herab ist der Hirt und Bischof unserer Seelen gestiegen. Die Sünden der Welt zu büßen, hat er seiner Glorie sich entäußert, die Schlüssel des Todes, welche er trug, von sich geworfen, indem er selbst der Gewalt und dem Schmerze des Todes sich unterwarf, unscheinbar als Gärtner der Menschheit umherzog, bis er endlich selbst in den Fluthen des Leidens und des Todes untertauchte und aus dieser Tiefe emporsteigend die Schlüssel des Todes und der Unterwelt wieder mit sich hinaufbrachte.

Als Gärtner aber war er in eine unermeßliche Wüste gekommen. Soweit die Zeiten reichen, soweit die Erde sich ausdehnt, soweit das

---

[1] Joh. 20, 13. [2] Joh. 20, 15.

Auge geht, soweit die Einbildungskraft fliegt, soweit das Menschenleben reicht, liegt sie unfruchtbar mit all ihrem Elende und Jammer vor seinen Augen da und lechzt nach seiner Pflege. Wüste liegen die Seelen da, von den häßlichen Giftpflanzen der Sünde verunziert, vom Unkraute und Dornengestrüppe der Irrthümer überrankt. Der heidnische Weise klagt, daß der Funke des Göttlichen in uns wie unter Trümmern begraben liege. Krank und verwüstet sind auch die Leiber, mit Plagen und Jammer tausendfach geschlagen, von den stechenden Dornen der Krankheiten gepeinigt, in ihnen die Keime des Todes und der Verwesung. Endlich ruht auch auf der Erde, auf der vernunft- und leblosen Schöpfung Gottes Fluch um des Menschen willen. Auch die Erde ist eine Wüste, welche widerspänstige Disteln und Dornen trägt. Herbe Arbeit und bittere Mühe muß sie bepflanzen und bewässern, ihr die Gaben abringen. Mit unablässiger, ängstlicher Sorgfalt hat der Mensch sein Leben und sein Besitzthum vor den Verwüstungen der Elemente zu sichern.

Das ist die dreifache Wüste, in welcher die Sünde, im Garten des Paradieses begangen, die Schöpfung Gottes umgestaltete, welche vom Schöpfer selbst das Lob ihrer Herrlichkeit, daß sie sehr gut sei, erhalten hatte. Doch je herrlicher sie früher gewesen, mit desto größerer Wehmuth muß das Auge auf der Verwüstung ruhen, desto schreckender müssen die Trümmer sein. Aber „der Herr wird Sion und alle seine Trümmer trösten", verkündigt schon Isaias in die Oede der Welt hinaus; „er wird seine Wüste wie zu einem Lustgarten machen und seine Einöde wie zu einem Garten des Herrn. Freude und Wonne wird man darin finden, Danksagung und Lobgesang" [1]. Und Ezechiel spricht: „An dem Tage, da das verwüstete Land, das ehedem wüste lag vor den Augen jeglichen Wanderers, wieder bebaut wird, da wird man sagen: ‚Dies unbebaute Land ist wie ein Lustgarten geworden.'" [2] Vor seiner Ankunft schon hatte der Gärtner einzelne Saatkörner des Guten, den „Samen des Logos", ins Heidenthum gestreut, die Juden aber wie eine sehnsüchtige Sonnenblume seinem Lichte, der Sonne der Gerechtigkeit, entgegengewandt. Und es geht der Gärtner im Judenlande umher, achtet nicht der Sonnenhitze und reutet in heiliger Unverdrossenheit Unkraut und Sünde aus. Den unfruchtbaren Boden der Herzen, die wie ein dürres, wasserloses Land daliegen, bethaut und bewässert er mit seiner Gnade; mit seiner Milde und Strenge durchfurcht er ihn und birgt in die Furchen den Samen seiner heiligen Lehre, daß er aufgehe und tausendfältige Frucht bringe. In stillen Nächten, in der Einsamkeit, auf Bergeshöhen, hebt er seine Hände für sein Gedeihen gen Himmel empor. Und wie unter der

---

[1] Is. 51, 3. [2] Ez. 36, 34—35.

kunstfertigen und emsigen Hand des Gärtners, bei der Gunst des Himmels zahlreiche Keime ins sprossende Leben treten, in Blüthen voll Farbenglanz und Wohlgeruch sich erschließen, so sehen wir auch sogleich, wohin Christi Wirksamkeit sich erstreckt, wo seine Hand pflanzt und der Hauch seiner Liebe weht, edle und herrliche Menschen erblühen, welche durch alle Jahrhunderte in geistiger Schönheit leuchten: Maria, die Wunderblüthe aus der Wurzel Jesse, die das Heil der Welt als Frucht getragen, Petrus mit seinem felsenfesten Glauben, Nathanael, den Israeliten ohne Falsch und Tadel, Matthäus, der von den Gefahren des Zolltisches weg bereitwillig und freudig in den heiligen Boden des apostolischen Amtes sich verpflanzen ließ, Zachäus, der als Frucht dem Herrn zufiel, Johannes den Jungfräulichen, den Kindlichsten, der wie eine Schlingpflanze den Herrn umklammerte und noch um sein Kreuz sich wand, selbst jenen Schächer, der noch unter den Gewitterwolken des Leidens und des Todes seinen Gott bekannte.

Auch in die Wüste des leiblichen Lebens trägt er, der Gärtner, sein Mitleid und seine Pflege hinein. Er erhebt die gebeugten Leiber vom Krankenlager, daß sie in frischer Lebenskraft dastehen; die zertrümmerten Organe stellt er wieder in der Blüthe der Gesundheit hin. Er weint um den Leib des Lazarus, welcher vom Tode gebrochen im Grabe liegt, wie der Gärtner weint, wenn der Sturm seine Lieblingspflanze zerrissen, und er neigt sich zur Fäulniß herab und ruft aus der Verwesung das Leben neuverjüngt hervor. Ihn jammerte des Volkes, dem die unfruchtbare Wüste geizig keine Nahrung bot, und mit neuer Schöpfung überwindet er hier den Widerstand der Natur. Die Meeresfluthen, welche empört seine Jünger mit den grausigen Bildern des Todes und Verderbens erschrecken, ebnen sich auf sein Wort zur ruhigen Spiegelfläche und tragen auf ihrem Rücken geduldig den schwachen Fischerkahn.

Auf sich selbst nimmt er, der Gärtner ohnegleichen, die namenlos harte Leidens- und Todesbuße für jene Sünde im Paradiese, welche die Welt zur Wüste gemacht, und für alle Sünden, welche auf dem Boden der Wüste so reichlich gedeihen. In einem Garten war die Sünde von dem ersten Gärtner begangen worden, welche die Schöpfung mit Verwüstung geschlagen. Im Garten des Paradieses war der menschliche Leib in seiner nackten Oede schmerzlich verwirrend vor die Augen der gefallenen Stammeltern getreten, und der Geist, seine unheimliche Trennung von Gott und seine Oede fühlend, hatte sie scheu vor Gott, zitternd vor Angst unter die Bäume des Gartens getrieben. Da Gott dem treulosen Gärtner des Paradieses rief, sprach er sein Zagen aus. Alle Blüthen der Freude und der Seligkeit in Gott waren hingewelkt. In einem Garten auch fiel über Jesus die namenlose Angst des Todes. „Jesus begab sich mit seinen Jüngern über den Bach Cedron, wo

ein Garten war; in diesen ging er mit seinen Jüngern hinein," sagt Johannes [1]. In diesem Garten hat er mit allen Schrecknissen des Todes gerungen, hat gezittert und gezagt, war von ihrem Gewichte zu Boden gedrückt worden. Die Oede seiner Angst und seine Trostlosigkeit ist so groß, daß er, von dessen Erbarmung alle Creaturen leben und getröstet werden, zu seinen Jüngern als Bettler kommt, von ihnen ein Almosen des Trostes zu erflehen. Aus der Wolke des Kummers und der Angst regnen seine Blutstropfen zur Erde nieder, jener heilige Thau, welcher die lechzende Wüste der Menschheit und der Natur benetzt. Und er, der himmlische Gärtner, übergibt sich den Leiden. „Disteln und Dornen soll die Wüste der Erde dir tragen", hat Gottes Gerechtigkeit gesprochen. „Er nimmt den Kranz der Dornen auf sein Haupt, um den Fluch zu lösen", sagt Cyrill von Jerusalem. Den dürren Kreuzesbaum stellt er, mit seinem Blute befeuchtet und belebt, als neuen Lebensbaum in dem Garten der Menschheit auf, und mit dem Schmerze des siebenschneidigen Schwertes stand Maria, die neue Eva, die Mutter in der Ordnung der Gnade, am Kreuzesbaume, wie am Baume des Paradieses die Mutter in natürlicher Abstammung sich in Hoffart verstiegen. Und wiederum in einem Garten ist die Grabstätte des Erlösers. Es erzählt wieder mit sichtbarer Sorgfalt Johannes: „Es war aber an dem Orte, wo er gekreuzigt ward, ein Garten und in dem Garten ein neues Grab. Dorthin legten sie Jesum." [2] Saatkorn nennt der Heiland sich selbst mit Bezug auf seinen Tod und sein Begräbniß. Als köstliches Saatkorn legte der himmlische Gärtner seinen eigenen Leib in die Furchen der Erde, auf daß aus ihm viele Frucht erwachse. „Wahrlich, wahrlich sage ich euch, wenn das Saatkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viele Frucht." [3] Jesus nennt sich selbst das Saatkorn, welches hinsterben und sich vervielfältigen soll: sterben in dem Unglauben der Juden, sich vervielfältigen in dem Glauben der Völker.

Diese Keime und Halme, Blumen, Blüthen und Früchte, welche in außerordentlicher Zahl und größter Mannigfaltigkeit auf den Auen und Fluren seiner Kirche erblühen, hegt und pflegt, bewässert und reinigt er selbst, der auferstandene und ewig lebende Gärtner, durch seine Kirche. Jene Magdalena, an welcher er so überaus barmherzig gehandelt, welcher er die Gabe der Thränen geschenkt und in ihren Thränen ihre Seele weiß wie eine Lilie gewaschen, sie, die früher leichtsinnig, nun als sehnsüchtige, stille Cypresse der Buße im Garten der Kirche steht, sieht in fremder Gestalt denselben himmlischen Gärtner, der so Großes an ihr

---

[1] Joh. 18, 1. [2] Joh. 19, 41—42. [3] Joh. 12, 24—25.

gethan, immer bleibend bei dem Garten seiner Kirche, in seinen bestellten Dienern. Nur die Gestalt ist eine fremde, er selbst aber ist es, der durch die Kirche pflanzt und begießt und das Gedeihen gibt. „Ihr seid Gottes Pflanzung", spricht der Apostel[1]. Und nachdem er, der Gärtner, selbst in die Erde als Saatkorn sich gesät, hat er viele Frucht getragen. Fünftausend sah die erste Kirche gleich in ihren Garten verpflanzt. Wo die Apostel ihren Stab hinsetzten, grünte gleichsam ihr Stab wie Aarons Stab gegrünt. Unter ihren Tritten sproßten die Blumen auf. Wo ein Martyrer als Frucht sank, sproßten neue Blüthen auf, und sein Blut war der Same der Christen. An den öden Kerkermauern, welche die Christen umschlossen, über den Ruinen, in welche man christliche Anstalten geworfen, blühte es heiter und freudig von neuem, wie die alte Lava feuerspeiender Berge auf der Erde sich mit lebensfrischem Grün und köstlichen Rebzweigen überdeckt. „Der Winter ist vergangen, die Blumen sind auf unserer Erde erschienen, die blühenden Weinberge hauchen ihren Duft."[2]

II.

Gottes Pflanzung sind alle Menschenseelen. Für sie alle, auf allen Stufen des Alters, mit aller Verschiedenheit ihrer Gaben und Verhältnisse, in allen Zeitaltern, unter allen Schicksalen des Lebens muß der Garten der Kirche Grund und Boden haben. Ihnen allen muß er Sorgfalt und Pflege in rechter Weise angedeihen lassen, so daß alle friedlich nebeneinander, jeder nach seinen Kräften, in seiner Richtung und Weise, froh und heiter gedeihen und vollkommen werden können, befreit von dem Dorngestrüppe des Irrthums und der Sünde. So wird die reiche Mannigfaltigkeit des Gartens im frohen und heitern Erschließen aller Anlagen, in der Entwicklung aller Eigenthümlichkeiten sich zeigen. Das zarte Kind, dessen geistige Lebensknospe sich erst zu erschließen beginnt, mit all seiner Unwissenheit und geistigen Unbeholfenheit, aber auch mit all seiner treuherzigen Glaubenswilligkeit und seinem zarten, empfänglichen Sinne wartet seiner Pflege; und dem Manne, welcher in der Schule der Bildung gesessen und durch die herbe Schule des Lebens gegangen, der rechts und links schon sich zu den Cisternen des Irrthums gewandt, muß die Kirche die Wasser der Wahrheit und des Heiles zuleiten können, daß er ungehemmt froh und freudig gedeihe, sich labe und in der Erkenntniß Christi wachse. Aber auch für die große Klasse jener Menschen, deren Leben in der Einförmigkeit der Handarbeit hinfließt, die an die schweren Sorgen fürs tägliche Brod gekettet sind, deren Geist unter den Dornen großer Mühen und Sorgen liegt, — auch für sie muß es ein Evangelium,

---

[1] 1 Kor. 3, 6. [2] Hohel. 2, 11 ff.

eine Gärtnerliebe und Gärtnersorgfalt geben, welche über dem Größten den Kleinen nicht vergißt, welcher ihre Unscheinbarkeit nicht entgeht und die vor ihrer Bildungslosigkeit nicht flieht.

Was alles die Menschen auf allen geistigen Entwicklungsstufen und unter allen Verhältnissen begehren, das leistet Christus in der katholischen Kirche. Ihre Lehre befriedigt die Anforderungen des gebildetsten Geistes. Freilich, wenn es wahr wäre, was die Gegner sagen und immer wieder sagen, daß nur blinder Glaube die Bedingung sei, unter welcher die Kirche den Durstigen an die Wasser ihrer Lehre bringe, daß fanatisches Verdammen jeder Frage nach den Gründen des Glaubens zu der Tagesordnung der Katholiken gehöre, dann wäre im weiten Beringe dieser Kirche kein Boden für den denkenden Menschen, dann könnte er nicht nach dem begehren, was sie als Wahrheit preist. Aber die katholische Kirche fordert nichts weniger als blinden Glauben ohne Gründe. Sie legt die Gründe für ihren Glauben vor. Sie zeigt unumstößlich, daß in Christo Gott mit seiner Wahrheit und Gnade zur Menschheit sich herniedergelassen, und daß sie die von Christo bestellte, unfehlbare Bewahrerin und Verkündigerin seiner Lehre, die Spenderin seiner Gnaden ist. Und auf diese Gründe hin fordert sie den Glauben, mit welchem man nicht Menschen, sondern Gott selbst huldigt, fordert aber rückhaltlosen Glauben, fordert ihn streng, wie die Gründe streng sind, auf denen die Forderung ruht.

Gottes Wort in der Kirchenlehre hat aber auch eine unermeßliche, unerschöpfliche Tiefe. Es dehnt sich aus wie ein Meer, welches der kühnste Schwimmer nicht umschwimmt, dessen Tiefen der kühnste Taucher nicht ergründet. Die Beziehungen der Lehren zu einander und zu aller weltlichen Wissenschaft sind so zahlreich, so zart und so verschlungen, ihr Einklang und ihre Harmonie so vielseitig, die Beziehungen und Einflüsse der Lehren auf das Leben und alle Gestalten desselben so überaus mannigfaltig und überreich, daß alle gebildeten und tiefen Geister und alle zarten, innigen Gemüther auf dem Gebiete der Kirche hier in einer ebenso anziehenden als segensreichen und belohnenden Weise Gegenstände des Nachdenkens und der Betrachtung finden. Und dieses Nachdenken und Betrachten erfreut den Geist, erleuchtet das Dunkel der Unwissenheit, erbaut und erwärmt vielfach das Herz und bestimmt den Willen zu thatkräftigem Handeln. Allen, welche gläubig vor dem lehrenden Herrn als demüthige Schüler sich gebeugt, hält die Kirche nun auch diese Lehren zu geistiger Durchdringung, zu allseitiger Betrachtung vor. Sie übt und erhebt die Geister an ihren Lehren und läßt ihnen freie Bewegung auf dem großen Gebiete, welches auf den Säulen ihrer Glaubenslehren ruht.

Neben der lehrenden Kirche geht die Schule der Wissenschaft des Glaubens durch alle Zeiten. Wie die Missionäre der Kirche auf weiten Wanderungen Meere durchschiffen, Gebirge übersteigen, in die Urwälder

dringen, so durchwandern die Geister der Kirche in der Stille der Studien das grenzenlose Gebiet des Reiches der Wahrheit. Und die hier am weitesten umgeschaut, am klarsten gesehen, Wege gebrochen und Pfade erhellt haben, auf welchen andere nachziehen können, — diese hat die Kirche mit dem glänzenden Titel der „Kirchenlehrer" gekrönt, auf ihre Altäre gestellt, und sie ruft von ihrem Anselmus, ihrem Thomas von Aquin aus: „Inmitten der Kirche hat er seinen Mund aufgethan, und Gott hat ihn erfüllt mit dem Geiste der Weisheit und der Erkenntniß, mit dem Wasser der heilsamen Weisheit ihn getränkt."

Neben diesen Cedern im Kirchengarten, welche über die gewöhnliche Atmosphäre hinausragend auf den geistigen Höhen stehen, ihre Krone in den Wolken tragen und das Wasser des Himmels trinken, ist doch auch das kleine Gewächs, welches in den Niederungen des alltäglichen Lebens steht, seines Antheils an der Sorgfalt und dem Segen des göttlichen Gärtners nicht verlustig. Wenn aber die katholische Kirche auch die Masse des Volkes mit dem göttlichen Worte segnen kann, so kommt das daher, daß sie den Schatz göttlicher Wahrheit nicht in dem todten Buchstaben irgend eines Buches trägt, welches sie darreicht, sondern daß sie lebensfrisch vom Munde Christi alle Wahrheit empfangen und, vom Heiligen Geiste geleitet, vor Irrthum bewahrt, die Wahrheit im lebendigen Worte verkündigt. Und dieses Wort richtet sich nach den Eigenthümlichkeiten der Menschen ein: zum Kinde spricht es kindlich und zum Ungebildeten leicht faßlich. In allen Sprachen der Welt theilt es sich mit. Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Verordnung, daß jeder solle lesen und schreiben lernen, hat es nicht abzuwarten gebraucht. Es kann sich auch mit denen unterreden, die Geschriebenes nicht lesen können und doch auch ohne Schule selig werden sollen, die, wie es bei vielen wilden Volksstämmen der Fall ist, vom Schreiben nicht einmal einen Begriff haben. Auf bestimmte Fragen antwortet es jedem bestimmt. Den Irrthümern, welche die Zeit geboren, stellt es jedesmal in angemessener Weise die Wahrheit entgegen. Es trägt das Geheimniß einer Energie und Klarheit in seinem Innern, welche keine Schrift besitzt. In lebendigem Worte, wie es in die damals lebensvollen Verhältnisse paßte, lehrte Christus, da er sichtbar in leiblicher Gegenwart lebte. Auf den Höhen der Berge ertönte seine Stimme, an den Gestaden des galiläischen Meeres vernahmen sie einfache Menschen. Die Kähne, welche auf dem See schwammen, waren seine Kanzel, die Feste, welche in Jerusalem begangen wurden, schmückten seine Lehrvorträge. Die damaligen Lebensverhältnisse lieferten ihm seine Bilder, die Natur um ihn her drängte sich herbei, als Gleichniß ihm zu dienen. Der todten Schrift hat er keine Silbe anvertraut sein Leben lang, und ich appellire an euer Gefühl, ob der Gedanke, daß Christus statt des Wanderstabes den Schreibergriffel genommen, die Vor-

stellung eines „schreibenden Gottessohnes“ nicht für uns etwas unüberwindbar Widerwärtiges hat.

Mit dem Worte lebendiger Rede unter dem Segen der Gnade gründeten die Apostel die Gemeinden. Sie kennen die große Macht lebendiger Rede vor der schriftlichen Unterweisung; selbst wo sie in bestimmter Zeit für bestimmte Verhältnisse schreiben, wünschen sie mit rührender Sehnsucht den Tag herbei, wo es ihnen vergönnt ist, von Angesicht zu Angesicht zu reden. „Ich wollte, daß ich jetzt bei euch wäre und meine Stimme verändern könnte, denn ich bin verlegen um euch“, schreibt Paulus in einem Briefe an die Galater[1]. Und doch läßt er in diesem schönen Briefe „alle Flammen heiliger Beredsamkeit aus seinem tiefbewegten Herzen leuchten“, und doch war des hl. Paulus lebendig Wort nicht so feurig als sein Schreiben.

Und lebensvoll wie das Wort der Lehre ist auch die Gnadenspendung in den Sacramenten und der gesamte Cultus der katholischen Kirche. Von der Geburt bis zum Tode begleitet sie den Menschen. Sie reinigt ihn in der Taufe von der Sünde und verpflanzt ihn auf den Boden des Gottesreiches. In den Jahren der Jugend, wo mit der Fülle des Lebens, mit dem Eintritte in die lauten und bunten Kreise der Welt, mit den frohen Hoffnungen, welche die Seele umspielen und alles in rosenfarbigem Lichte zeigen, auch neue Versuchungen auftauchen, wo der flüchtige Sinn so leicht auch außerhalb des Gartens der Kirche in den Wüsteneien des Unglaubens und sündhafter Lust Wahrheit und Frieden zu finden meint, — gleich jenen Wanderern in der Wüste, welche in der Täuschung des Gesichtes in weiter Ferne Wasserströme und glänzende Wohnungen zu sehen meinen, wo nichts als Luftspiegelung ist, rüstet sie gegen die Gefahren im Sacramente der Firmung. Den gefallenen Sündern gibt sie den Frieden mit Gott und ihrem Gewissen wieder im Sacramente der Buße. Sie weiht den Priester- und den Ehestand mit ihren schweren Pflichten, mit ihrer ernsten Unwiderruflichkeit, mit welcher sie das Leben bestimmen, und jene letzten kostbaren Stunden des Lebens, die wieder in der ernstlichsten Weise unwiderruflich sind, hinter denen die Ewigkeit mit ihren Geheimnissen sich wölbt, werden mit der Gnade des Sacramentes gesegnet. So sind denn die bedeutendsten Momente und Entwicklungspunkte im menschlichen Dasein auch diejenigen, welchen der himmlische Gärtner der Menschheit seine höchste Liebe und Sorgfalt weiht, über die er in Strömen seine Gnade ausgießt. Und wie die Pflanze fortwährend der Nahrung bedarf, wie das leibliche Leben sich mit Speise und Trank nährt, so hat der Herr das heilige Abendmahl, in ihm sein Fleisch und Blut, als Nahrung des ewigen Lebens den in sich kraftlosen, hinwelkenden Menschen dargeboten.

---

[1] Gal. 4, 20.

Das Leben entfaltet seine Kraft nach allen Seiten, und in hundertfältiger Schönheit prangend stehen die Blumen und Bäume im Garten. Die Kirche läßt auch das Leben nach allen Seiten fröhlich sich entfalten. Die Kraft christlichen Glaubens und christlicher Liebe hat in ihr jene wunderherrlichen Dome gebaut, hat die Glocken mit ihren metallenen Zungen gegossen. Ihr sind ihre wundersamen Lieder entströmt, welche, in hohem Jubel ausschallend oder stille Freude singend, in Reueschmerz weinend, in mitleidigem Schmerze mit Christo klagend, durch die Hallen der katholischen Kirche ziehen, sowie der Blüthenkranz ihrer Feste, welcher um das ganze Jahr sich windet, und jene Ceremonien und sinnbildlichen Begehungen, welche seelenvoll wie Strahlen aus der Mitte der Geheimnisse hervorleuchten. Nehmet der Kirche ihre Wahrheiten und Gnaden, und es verwandeln sich die erhabenen Dome in kalte Räume, es schleichen matt und kalt oder verstummen die Lieder, und die Feste und Ceremonien und die alte katholische Kunst erblassen. Es ist der Geist entwichen, und die Blumen welken hin. Wo aber Geist und Leben ist, da fehlen sie nicht. Auf ihnen, wie auf einer Himmelsleiter steigen die Menschen, welche so sehr am Irdischen hangen und so schwer zum Ueberirdischen sich erschwingen, zu Gott empor. Von dem Maler Angelico Fiesole, dem großen Künstler im bescheidenen Habit des Dominikaners, der mit dem Ehrentitel des frömmsten aller christlichen Maler glänzt, ist bekannt, daß er die Bilder Christi und seiner Mutter nie anders als knieend und unter Gebet und reichlichen Thränen malte. Ist das, was sein Pinsel auf der Leinwand schuf, nicht die Frucht eines christlichen Geistes? Ist es nicht eine Betrachtung voll Seele und Leben? Ist es nicht eine Predigt, welche jedem entgegenweht? Seit wann wäre denn die Menschheit so leblos und so arm, daß sie auf Buchstaben und Wortschall und Phrasen beschränkt wäre, daß sie nicht auch dem Steine, der Leinwand, den Blumen Zunge und Sprache verleihen könnte? Sehet, die Kirche hat nicht bloß todte Buchstaben, einige ins Gedächtniß gerufene Formeln: sie zieht den Menschen nicht wie eine dumpfe Stubenpflanze, sie setzt ihn mitten in das volle, warme Leben, läßt das Leben auf allen Wegen auf ihn wirken und ihn selbst in aller Weise gottgefällig sich entfalten. „Preiset den Herrn, alle Werke des Herrn; preise, Erde, den Herrn! Ihr Berge und Hügel, preiset den Herrn! Alles, was grünet auf Erden, preise den Herrn!“ [1]

Sehet nun den himmlischen Gärtner, wie er bemüht ist, den Jammer zu lösen, welcher die Leiber betrifft. Wo wäre je ein leiblich Elend gewesen, gegen welches die Kirche nicht ihre pflegende und heilende Hand geliehen? Wo hätte sie nicht, die trauernde und hinwelkende Pflanze auf-

---

[1] Dan. 3, 74—75.

zurichten, alle Liebe aufgeboten? Wo ist je die Wuth der Ansteckung so groß gewesen, daß die Kirche den Kampf nicht gewagt und, vom Schauplatze abtretend, dem Feinde des Lebens das Feld überlassen hätte? Gegen den Jammer furchtbarer Krankheiten hat sie ihre besten und edelsten Kräfte aufgeboten. Die Kirche hat das ganze leibliche Leben von der Geburt bis zum Tode mit all seiner Noth und seinem Jammer in Pflege genommen. Sie hat die ganze Strecke des Lebens, von welchem die Heilige Schrift sagt, daß „viel Jammer den Menschen belaste von seinem Ausgange aus dem Mutterschoße bis zur Rückkehr in die Erde“ [1], unter die Fittiche ihrer Wohlthätigkeit gestellt. Und all unsere Anstalten der Barmherzigkeit in allen Ländern Europas, — haben sie nicht von der Kirche den Antrieb, in ihr das Vorbild gefunden?

In die Dornen und die Wildniß der Erde hat endlich der himmlische Gärtner in seiner Kirche sich herabgeneigt. Die Kirche, welche den geistigen Samen des Wortes Gottes führt, mit dem Pfluge des Kreuzes Christi den Boden der Seelen umpflügt, hat auch die materielle Hacke und den Spaten zur Hand genommen und den Pflug über die Erde geführt. Sie hat die Wälder gelichtet, die Sümpfe ausgetrocknet, frohes Leben in die Einöden getragen, auch die Wüste der Welt in einen blühenden Garten verwandelt. Und wo die Erde nichts bietet, hat sie mit ihrer Barmherzigkeit der Kargheit der Wildniß die Schrecknisse benommen. Auf den ewig beschneiten Gipfeln der Alpen blühen ihre Liebeswerke. Da stehen wie Himmelspflanzen ihre Klöster in der Schneewüste, den Wanderer, der durch die Oede zieht, mit wärmendem Obdach und Nahrung zu laben.

So zieht der himmlische Gärtner durch alle Wüsteneien der Erde: die finstere Oede und Wildniß des Geistes, den wüsten Jammer des Leibes und die Wildniß der Erde bebauend. Wir haben von einem Weizenkorne gelesen, welches man vor wenigen Jahren in einer ägyptischen Todtenkammer, wo es einige tausend Jahre gelegen, gefunden und in England in den Boden gelegt; und es war Leben in dem uralten Korne, es keimte frisch und trieb Halme hervor. Auch das Weizenkorn der Lehre der Kirche hat, obgleich sehr alt, seine ganze volle Keim- und Triebkraft bewahrt und trägt, auf empfänglichen Boden gesäet, vielfältige Frucht. Auch die heiligen Sacramente haben ewig junge Heilungskraft. Auch die Liebe, die Gottes- und Menschenliebe, die im Herzen dieser Kirche wohnt, zeigt sich in aller Noth dieses Lebens als opferfähig und mächtig in aller Hilfe, vielgestaltig, wie auch gar mannigfaltig der Jammer hienieden ist.

Köstlichen Samen birgt der himmlische Gärtner in die Erde, die hingesäten Leiber. Vom Leibe ist noch nicht aller Fluch genommen, und

---

[1] Sir. 40, 1.

die leblose Creatur seufzt nach Erlösung. Wenn aber die Zeiten abgelaufen sind, dann wird er alle Aergernisse tilgen, „dann wird der Tod verschlungen werden im Siege der Auferstehung, und es wird sein ein neuer Himmel und eine neue Erde, auf welcher Gerechtigkeit wohnt".

In diesen Garten schaute Dorothea, die hl. Martyrin, über die Leiden der Welt hinaus und sprach zu dem heidnischen Richter: „Gott wird mich in den Garten führen, wo die Veilchen der Demuth blühen, die Lilien der Reinheit glänzen, die Rosen des Martyriums glühen." — In diesen deinen Garten, o himmlischer Gärtner, pflanze auch mich, wenn auch nur als die allergeringste deiner Blumen! Amen.

Jesus als Fremdling und Wandersmann.

„Und siehe, zwei von ihnen gingen an demselben Tage in einen Flecken, Namens Emmaus, der sechzig Stadien von Jerusalem entfernt war. Und es geschah, als sie miteinander redeten und sich befragten, nahte Jesus selbst und ging mit ihnen. Ihre Augen aber waren gehalten, damit sie ihn nicht erkannten." Luc. 24, 13. 15—16.

Es ging vor alters im christlichen Deutschland ein Sprichwort: man solle denjenigen, der nicht an Gott denkt und dem das Gebet eine unbekannte Beschäftigung ist, auf das wogende, stürmische Meer hinausschicken; dort, in der Schule großer Schrecknisse und Lebensgefahren, würde er sehr schnell und eiliger als sonst irgendwo das Beten erlernen. Qui nescit orare, eat ad mare. Nun will allerdings der Rath, welchen das Sprichwort gibt, nicht in strengem Wortsinn aufgefaßt sein, als ob man auf die Höhen der See hinaussteuern und die Schule des Gebetes und die Erinnerung an Gott in den Meeresgefahren aufsuchen müsse; vielmehr hat Gottes ernste und strenge Liebe es also geordnet, daß das Leben der Menschen auch auf dem solidesten, trockensten Festlande mitunter dem stürmischen Meere ähnlich sieht, daß die Wasser der Trübsal hoch gehen und an die Seele dringen. Dann richtet sich wie auf stürmischer, klippenvoller Meereshöhe das Herz und der Blick des geängstigten Menschen zu Gott hinauf, aus dem Erdengau ins Himmelsblau, aus den trüben Wirrnissen und dem haltlosen Leben hienieden zu dem Lichte und dem Frieden dort oben. Das Unglück führt zu Gott.

Jedoch in den Zeiten außerordentlichen Unglückes, wenn das Elend zu maßloser Höhe anwächst, wenn in gräßlicher Weise die Wahrheit und Tugend mißhandelt wird und das Laster seinen Triumph feiert, wenn die Hand der göttlichen Vorsehung und Weltregierung sich so mit Geheimnissen bedeckt, daß sie dem armen Sterblichen völlig unsichtbar ist, —

dann ist das Unglück für die meisten Menschen nicht mehr eine Schule des Gottvertrauens und der Frömmigkeit, dann ist es selbst eine große Versuchung, dann fährt leicht ein dumpfer Zweifel und Unglaube durch die Seelen, und das Vertrauen auf die rettende Vorsehung, auf den endlichen Sieg der Wahrheit und der heiligen Sache durch Gottes Hilfe fängt, auch wo es früher feststand, zu wanken an.

Solch eine Unglückszeit, Tage reich an Schrecken und Verbrechen, hatten zwei Wanderer erlebt, welche am ersten christlichen Osterfeste von Jerusalem nach Emmaus gingen, und denen wir heute im Geiste der Betrachtung auf ihrem Wege folgen. Das größte Verbrechen, das zwischen Himmel und Erde nur einmal möglich war, hatte vor ihren Augen sich begeben. Was die schandbarste Lüge gegen die Wahrheit ersinnen, was der glühendste, satanische Haß gegen himmlische Sanftmuth, Liebe und Heiligkeit aufbringen kann, — es war in dem Leiden Christi, in dem Raume von wenigen Stunden zusammengedrängt, an ihrem Blicke vorübergezogen. Früher hatten sie Jesum gekannt als „mächtig in Wort und That", und nun war er unter Beten und Klagen ohnmächtig am Kreuze verschmachtet. Sie hatten ihn für Israels verheißenen König gehalten und „gehofft, er werde Israel erretten", — nun ist sein Erdenlauf geschlossen, und er hat sein Leben lang keine Krone empfangen, einmal wohl, damals aber nur die stechende Schmach- und Schmerzenskrone, mit welcher der Spott sein Haupt umschnürte. Das hat ihre Herzen zermalmt. Daß der Höhepunkt des Frevels auch der Wendepunkt werde, daß der gräßlichste Frevel sich zum mildesten Segen für die Menschheit in Gottes Hand umgestalten, daß die schreienden Widersprüche in den schönsten Einklang sich auflösen würden, — das liegt hoch über ihrem Denken und Ahnen. Christi Leben und Sendung steht vor ihnen nur wie ein Traum, seine Person ist für sie von unauflösbaren Räthseln umschwebt. Sie reden hin und reden her auf schmerzhaft eiliger Reise und reden sich immer tiefer in die Verwirrung und Betrübniß hinein; und wie eilfertig angestrengt auch ihre Schritte sich entfernen, in ihren Gedanken bleiben sie doch in Jerusalem zurück, und die peinlichsten Gefühle folgen doch ebenso eilfertig ihren Schritten nach. Doch der Herr hört den Zweifel, den rathlosen Schmerz, welcher auf dem Wege zwischen Jerusalem und Emmaus flüstert, und da die Jünger zu den Höhen des Glaubens und Vertrauens sich nicht erschwingen können, läßt er erbarmend zu ihren Tiefen sich herab. Er erscheint wieder als Wanderer auf der Straße, den Wandernden nacheilend. Er erscheint äußerlich fremd, wie er auch innerlich ihnen fremd geworden, wie sein Leben ihnen zum dunkeln Räthsel geworden, sein Leiden und sein Tod von ihnen mißverstanden worden war. Er erscheint ihnen so fremd, daß selbst seine erste Frage nach dem Zwiegespräche, in welches sie sich vertieft, ihnen empfindlich ist und sie

sagen können: „Bist du der einzige Fremdling in Jerusalem und weißt nicht, was daselbst geschehen ist in diesen Tagen?“ [1] Damit hat er in flüchtigem Zuge eines Doppelbildes die Aufgabe und das Los seiner Kirche dargestellt: ihr Wandergeschäft, ihr Fremdlingslos.

I.

Auf einsamer Bergeshöhe stand einst Satan herrisch neben dem demüthigen Erlöser. Er wies nach den verschiedenen Gegenden hin, zeigte selbstgefällig auf die Welt, die gottentfremdete, mit all ihrem blendenden Glanze, all ihrer lockenden Lust und nannte sie triumphirend sein Eigenthum, das willenlos in seiner Hand liege, das er verschenken könne, wie und wem er wolle. Gegen ihn, den mächtigen „Fürsten der Welt“, den riesigen Goliath, zog Christus in den Kampf, besiegte ihn mit seinen eigenen Waffen, mit den Leidenswerkzeugen, mit welchen er Christum peinigte und tödtete. Als Held und Sieger nun erschien Christus auf einer andern Bergeshöhe seinen Aposteln und Gläubigen; ihm gehört nun die Welt an. Sein Reich, die Kirche, soll nun über die ganze Erde sich ausbreiten, und er sendet seine kleine Kirche aus, von seinem unermeßlichen Lande Besitz zu nehmen. Wie Gott in den Schöpfungstagen in reicher Freigebigkeit die ganze Erde dem Menschen gegeben und über das eine Menschenpaar segnend gesprochen: „Wachset und mehret euch“ [2], so spricht jetzt Christus zu seinen Aposteln: „Gehet in alle Welt, prediget das Evangelium allen Creaturen.“ [3] Er steht da wie ein König, welchem ein anderer Thron und Krone genommen und der nun seine kleine, tapfere Heerschar hinausschickt, sein Reich zu erobern, die Burgen seiner Feinde zu brechen, seine Fahne auf den Zinnen der Städte aufzupflanzen. Einen „Adler“ nannten einst die Krieger des Königs Pyrrhus von Epirus ihren kühnen und siegesglücklichen König. „Wohl,“ sprach der König, als er diesen Titel vernahm, „ich bin ein Adler, aber ihr, meine Krieger, die ihr für mich streitet und erobert, ihr seid die Flügel des Adlers, auf denen er seinen Flug durch die Länder macht.“ So sind auch die Boten des Evangeliums, die Missionäre, welche Christus als Eroberer im Reiche Gottes aussendet, die starken und kühnen Schwingen, auf welchen der wandernde Adler Christus, auf welchen das Evangelium über alle Länder der Erde zieht.

Mit den Worten: „Gehet hin in alle Welt, predigt das Evangelium jeglicher Creatur“, hat Christus auch dem Befehle entsprechend die flammende Begierde, das Evangelium durch die Heidenwelt zu tragen, den unwiderstehlichen Trieb, sich über die ganze Erde

---

[1] Luc. 24, 18. [2] 1 Mos. 1, 22. [3] Marc. 16, 15.

auszudehnen und die allgemeine Kirche für alle zu sein, seiner Kirche eingehaucht. Und diese Begierde erstirbt und ermattet nicht; sie läßt sich nicht befriedigt zur Ruhe nieder, solange es noch einen Menschen gibt, dem Christus nicht gepredigt worden. So oft neue Länder entdeckt werden, so oft neue Wege sich öffnen, macht diese Begierde gleich auch fröhlich und todesmuthig sich auf, um mit den Segnungen des Christenthums die fernen Nationen heimzusuchen.

Wenn Gott einen Auftrag gibt, dann gibt er auch denen den Segen, welche ihn vollbringen. „Sehet," sprach Christus, „ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt." [1] Er, den die Liebe den größten Wanderweg machen ließ, dem der Weg vom Himmel auf die Erde nicht zu weit war, der als Wanderer 33 Jahre unter uns gezeltet, dem die Liebe den Wanderstab in die Hand gegeben, — ihn treibt seine Liebe auf alle Wanderwege, zu allen Völkern hin. Die Wanderungen der Kirche müssen durch seinen Segen, welcher den Geist erleuchtet und die Herzen erglühen macht, mit Erfolg gekrönt sein, so daß die Völker der wandernden Kirche die Herberge bereiten und liebevoll sagen: Bleibe bei uns.

Ihr habt also darin wieder ein leuchtendes Kennzeichen der wahren Kirche. Die Begierde und die Thätigkeit der bekehrenden Missionen mit allem, was sie an Muth, Entsagung, Selbstverläugnung, Todesverachtung fordert, muß in der wahren Kirche leben, und in der Bekehrung der Völker muß Christi segnender Beistand offenbar werden.

Daß nun die Sehnsucht, zu allen Völkern durchzudringen, die Begierde, den Namen Jesu und Jesu Wahrheit und Gnade in aller Welt anerkannt und verherrlicht zu sehen, dieses himmlische Feuer, welches Christus in seiner Kirche angezündet, in unserer heiligen katholischen Kirche zu allen Zeiten gelodert, das beweisen uns die Ströme Blutes, welche für die Verbreitung des Glaubens von den Söhnen unserer Kirche sind vergossen worden. In diesen Strömen Blutes sollte die heilige Flamme ausgelöscht werden, aber sie dienten nur dazu, sie zu nähren und zu kräftigen. Sie bezeichnen mit glänzenden Streifen über Bergeshöhen und durch Urwälder hindurch, über Meere und Inseln hinüber die Pfade, auf welchen die Glaubensboten der Kirche gezogen. Wir bewundern die heidnischen Weisen, wenn sie in schöner Rede sagen: „Der Mensch ist nicht für einen Winkel geboren; er ist nicht nur für sich, auch für das Vaterland, für die Freunde, für die Seinigen auf der Welt", und wir sollten einer Kirche nicht unsere hohe Bewunderung und Verehrung zollen, welcher der Kreis der Freunde viel zu eng, welcher das Vaterland einer ganzen Nation nur eine Ecke, ein Winkel ist, deren Herz vor Mitleid für wildfremde Menschen, für

---

[1] Matth. 28, 20.

Gegenfüßler, für ihre Feinde entzündet ist, die für das Heil derselben alle Mühe aufwendet und so viel edles Blut verspritzt?

Ob aber auch der Segen Gottes auf den katholischen Missionen zu allen Zeiten geruht, der Segen, welchen auf der Höhe des Berges der Auferstandene seiner Kirche verheißen, der die Anerkennung und Belobung Gottes ausspricht? Von der Höhe des Berges herab sah man in eine unbekehrte Welt; von der Höhe des 19. Jahrhunderts herab sehen wir lange Jahrhunderte des Wirkens der katholischen Kirche. Wir sind weitum von Nationen in großer Zahl umlagert, die Christo huldigen. Da das Wort der Sendung auf dem Berge aus Christi Mund ausging, war es ein bescheidenes und armes Wort, der Reichthum aber, welchen es barg, liegt in den christlichen Nationen vor unsern Augen entfaltet. Erhebet nun eure Augen und haltet Umschau, durchwandert diese Nationen und haltet Nachfrage, wer ihnen das Licht des Evangeliums gebracht, und die Antwort weist euch stets auf die katholische Kirche zurück. Wer war jener Augustinus, der die Botschaft des Heiles nach England getragen? Er war ein Priester aus dem Orden des hl. Benedictus; der Papst Gregor der Große hat ihn aus Rom mit seinen besten Segenswünschen entlassen. Wer war jener Bonifatius, der die heilige Eiche in Deutschland umgehauen und kühn an den alten Götzencult die Axt gelegt, der dem einen wahren Gott und dem, den er gesandt, die Altäre errichtet? Ach! auch er war nichts Größeres und Aufgeklärteres als ein katholischer Mönch. So männlich kühn er alle Götzen befehdete, ebenso kindlich fromm kniete er vor dem segnenden Papste nieder. Der Papst zu Rom hat ihn mit dem Ehrennamen des Wohlthäters und mit der erzbischöflichen Mitra von Mainz umkränzt. Und wer hat die liebliche Botschaft in dem hohen Norden, in Dänemark und Schweden, verbreitet? Jene Länder, die so kleinlich von der katholischen Kirche sich absperren; auch sie haben nirgends anders woher als aus der katholischen Kirche das Evangelium erhalten. Auch damals schon sperrten sie lange sich ab. Vor der engelgleichen Geduld und der über alle Leiden erhabenen Standhaftigkeit des hl. Ansgarius zerschmolz aber doch endlich das Eis des frostigen Nordens. Und in Amerika, — wer hat nach seiner Entdeckung zuerst nicht nach Gold und Schätzen der Welt, sondern nach den Schätzen der unsterblichen Seelen gesucht? Es waren die Missionäre der katholischen Kirche in Spanien, es waren insbesondere die Orden des hl. Franciscus und des hl. Dominicus, welche den ersten Eroberern auf dem Fuße nachfolgten. Leib und Seele mit den Armen ihrer Liebe umfassend, streuten sie den Samen des göttlichen Wortes in die Herzen und schützten die Freiheit und das Leben der Eingebornen gegen die Tyrannei ihrer blutigen, habsüchtigen Dränger. Noch jetzt steht, was diese Missionäre gethan, bei den Völkern des spanischen Amerikas in dankbarem Andenken. Als Spanien

vor einigen Jahren seine Klöster zertrümmerte und die Bewohner derselben als Bettler auf die Straße setzte, lebte die Erinnerung bei diesen Völkern doppelt stark auf, und sie luden diejenigen, welche im eigenen Vaterlande heimat- und obdachlos geworden, ein, zu ihnen übers Meer zu kommen und die Spuren ihrer Ordensgenossen früherer Jahrhunderte aufzusuchen, welche ihnen den Glauben gebracht und ihre Freiheit geschirmt. Welcher Kirche Sohn war jener außerordentliche Franciscus Xaverius, dessen Wort in den Landschaften des östlichen Indiens mit außerordentlich segensreichem Erfolge geklungen, der, ein mächtiger Eroberer für Gottes Reich, allein der Kirche mehr Seelen gewonnen als die Spaltungen jener Zeit ihr entrissen? Er ist einer der ersten Gefährten des hl. Ignatius von Loyola. Er gehört dem Jesuitenorden an, jenem Orden, für den sein Stifter gebetet, daß Gott ihm immer recht viele Hasser und Feinde schenken wolle, und der wirklich das Aushängeschild für alle Verfolgungen der katholischen Kirche geworden.

Der katholischen Kirche gehören diese großen Männer an, ihr gehören an die unsäglichen Mühen, das reichlich vergossene Blut. Sie hat die Länder zum Christenthum bekehrt. Ihr auch gehören die Wunder an, mit welchen Gott die Verkündigung des Evangeliums durch seine Missionäre bekräftigte und verherrlichte, die Schranken durchbrach, welche dem Siegeslaufe des Evangeliums im Wege standen, die Irrthümer der Völker widerlegte und zerstörte und die Herzen zur Aufnahme des Wortes Gottes empfänglich machte. Christus hat seiner Kirche, den Boten des Evangeliums, als Siegel und Bestätigungsbrief göttlicher Sendung die Wundergabe verliehen. Daß die großen Arbeiter im Werke der Missionen Wunder gewirkt, wird uns von Zeugen, welche allen Glauben verdienen, aufs bestimmteste bezeugt. Und wie sollte die Bekehrung der Völker oft auch anders vor sich gegangen sein? Es ist gewiß etwas Hohes, Schönes und Herrliches um die Macht der Rede, gewiß etwas Großes und mächtig Ansprechendes um die Ueberzeugung, welche in feurigem Redestrom sich über die Lippen ergießt, die aus dem Auge blitzt und im ganzen Menschen sich abspiegelt. Glaubt ihr aber wohl, sie sei mächtig, ich möchte sagen, zauberhaft genug, Völker alten, eingewurzelten Irrthümern zu entreißen und den ganzen Reiz des von den Voreltern Ererbten, des Angewöhnten, Bequemen, der sie befangen hält, zu zerreißen? Oder wollten wir ein- für allemal uns erkühnen, Gottes Wunderkraft eine bestimmte Zeit zuzumessen, über welche hinaus sie nicht wirken könnte, ihr zuzurufen: Bis hieher und nicht weiter! Gottes Arm für verkürzt zu erklären?

Man hat von finstern Jahrhunderten gesprochen, in welchen die Kirche das Evangelium vergessen habe; aber in diesen finstern Jahrhunderten ist es rege und lebendig in der Kirche. Eine große Zahl von Männern

steht da, die Leuchte des Glaubens in der Hand und bereit, heidnische Nationen mit ihr aufzusuchen. Der überaus beschwerliche und mühsame Auftrag im Evangelium: „Gehet hin in alle Welt", ist nicht vergessen, ist der Kirche so gegenwärtig, als ob er im Augenblicke erst aus dem Munde Christi gekommen wäre. Man hat viel von weltlicher Herrschsucht der Kirche gesprochen, welche den Völkern ihre Freiheit gekostet. Aber wir sehen die Missionäre überall so sorgfältig und zart das Himmlische vom Irdischen scheiden. Sie lassen so gerne, so weit es unbeschadet der ewigen Seligkeit geschehen kann, den Völkern ihr Eigenthümliches, ihr Nationales, achten ihre Gewohnheiten und Lebensverhältnisse bis zu ihren unschuldigen Festen, Spielen und Ergötzungen hinab.

Auch heute noch krönt der Segen Gottes die Arbeit der katholischen Missionen. Wir können für alle Länder Zeugnisse seitens protestantischer Missionäre aufbringen, daß die katholischen Missionen Fortgang haben, für alle Länder, mit Ausnahme derer, wo die Verfolgung wüthet, wo unter Blutvergießen für den Glauben muß gestritten werden; denn in diesen verhängnißvollen Ländern gibt es keine andern als katholische Missionäre.

Vergleichen wir nun mit den katholischen Missionen die nichtkatholischen. Länger, denn zwei Jahrhunderte dauern, hatten die protestantischen Bekenntnisse der armen Heiden nicht gedacht. Da trieben endlich die Siege der katholischen Kirche sie auf die Bahn der Missionen. Die englischen Missionen allein stellen drei- bis viermal mehr Missionäre auf als die katholische Kirche, und sie sind im stande, frei von den Sorgen fürs irdische Leben an den Missionsplätzen eine imponirende Stellung einzunehmen, und Frau und Kinder sind immer mitbedacht. Der Missionär zieht nicht in barbarisches Land wie ein Lamm unter Wölfe, sondern auf alle mögliche Weise geschützt. In England sind alle Mittel zu Missionen vereinigt, wie sonst nirgendwo in Menschenhänden. Und nun die Früchte! Sobald man sich nicht täuschen läßt, nach der Zahl der ausgetheilten Bibeln die Zahl der Neuchristen zu bestimmen, bleibt in den Berichten nichts übrig als Jammer über den schlechten Fortgang der Mission, gutgemeinte Rathschläge, andere Wege und Methoden einzuschlagen, und prunkende Hoffnungen, auf diese neuen Methoden für die Zukunft gebaut. Ach die neuen Wege und Methoden! Am Ende würde es sich doch darum handeln, Wege und Methoden zu finden, auf denen der Irrglaube, ein anderer Prometheus, den Himmel erklimmen und den Segen, welchen Gott für seine wahre Kirche hinterlegt, für sich verwenden könnte. Mit einer höchst einfachen Methode aber haben die katholischen Missionäre die Länder bekehrt. Nicht in Tabellen, sondern im Glauben und Leben der Völker stellten sie die Resultate vor die Augen der erstaunten Welt. Geschriebene Berichte aber gibt die Kirche nicht. Nur die Anstalt zu Lyon gibt

gedruckte Nachrichten, aber auch diese nur in der Form vertraulicher, ganz einfach und unbefangen geschriebener Briefe. Es ist das Bewußtsein der Pflicht, welches die Kirche bei der Heidenbekehrung belebt. Sie thut kein Werk der Uebergebühr. „Wir gehen gar nicht darauf aus, die Dinge zur Schau zu stellen, es ist uns genug, daß das Gute geschieht", antwortete man in Rom auf die Gesuche zur Veröffentlichung. Es ist der Lauf der Sterne, welche am Himmel ihre Bahn ziehen, deren Dasein nicht ihr Lärm, sondern das stille, milde Licht ankündigt, welches sie zur Erde niedergießen, die unser Lob nicht lockt, die unser Tadel nicht betrübt.

Und wenn wir nun die katholischen Missionen und ihre Eroberungen betrachten, so erscheint uns das Wort, welches den Heiland selbst als wandernd darstellt, ganz in seiner Größe. Es ist, als ob die Mission des Heilandes in seinem Erdenleben in Riesengestalten sich wiederhole. Die Reisen Jesu Christi sind auf Palästina beschränkt. „Ich bin nicht gesandt als nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel." [1] Seine Reisen sind also nicht sonderlich groß, erscheinen klein gegen die gewaltigen Reisen, auf welchen andere vieler Menschen Städte gesehen und ihre Sinnesart kennen gelernt. Aber Palästina ist eine Welt im kleinen. Der Herr zieht aus dem Hause zu Nazareth zu seiner Mission aus, und aller Orten zieht er in seinen Missionären aus der Heimat, aus dem Vaterlande, von den Freunden, von der Lebensweise, welche lange Gewohnheit schon süß gemacht, von den Orten, wo selbst die Gräber theuer sind. Ueber die Wege und Stege Palästinas zog Jesus: die Glaubensboten der Kirche aber überall auf Wegen und Pfaden, die gleich einem Netze das Erdenrund umspinnen. Auf dem See Genesareth fährt Jesus, auf ihn beschränken sich seine Meerfahrten: seine Missionäre aber ziehen auf allen Meeren, welche mit ihrer Erhabenheit und mit ihren Schrecknissen die Erde umgürten. Auf schwankendem Fischernachen fährt der Heiland, ein Werkzeug benützend, das der ersten Erfindung des Unbekannten, der mit dem bekannten „erzbepanzerten Herzen" zum erstenmal das Meer befuhr, noch ziemlich nahe steht: alle Reisemittel späterer Erfindung befördern die Boten des Evangeliums. Die reichen Kauffahrteischiffe führen auch jene Kaufleute, welche die Perlen der Seelen kaufen; die kühnen Kriegsschiffe führen auch die Eroberer mit den Waffen Christi, die niemand verletzen wollen. Auch ihnen dient der Kompaß, auch für sie zeigt die Magnetnadel die Straße auf der pfadlosen Meeresflur, auch ihnen weisen die Sterne am Himmel wie mit silbernem Fingerzeige die Weltgegend. Die Eisenbahnen und Dampfschiffe führen auch die Kirche Christi zu ihren Triumphen. Es erfüllt sich heut-

---

[1] Matth. 15, 24.

zutage in eigener Weise: „Sterne, preiset den Herrn; Feuer und Hitze, preiset den Herrn!“ [1]

Zu den verrufensten Sündern lenkt Jesus in erbarmungsreicher Herablassung seine Schritte auf seiner Wanderschaft. „Er nimmt sich der Sünder an, und er ißt mit ihnen“ [2], sprechen hämisch seine Feinde. Zu den versunkensten Völkern zieht es die katholischen Missionäre hin mit aller Kraft des Mitleids und der Liebe, mit aller Freude einer Hoffnung, welche niemals sich aufgibt, an keinem Volke verzweifelt. Die Engländer haben Verbrecherkolonien gegründet, in welchen aller Abschaum und Auswurf der menschlichen Gesellschaft zur häßlichsten Mischung zusammenfließt, mit denen schöne Punkte auf Gottes Erde durch der Menschen Thun, was sich schwerlich rechtfertigen läßt, in einen Höllenpfuhl verwandelt werden. Wie Christus zu den einzelnen Sündern, so haben die katholischen Missionäre sich zu diesen Verbrechervölkern begeben, die grausigsten Kloaken des Lasters nicht gescheut.

Ihr seht einzelne Menschen, verschieden an Bildung, Gesittung und Stellung in der Welt, in den lauten Städten, am einsamen Wellenschlag des galiläischen Sees, auf Bergeshöhen, einzelne Familienhäupter, ihr seht auch Familien, wie sie Christo zufallen als Lohn seiner heiligen Wanderungen. Die einen zieht der Inhalt, die Wahrheit und Tröstung seiner Lehre an, die andern sein leuchtender Wandel, wieder andere die erhabene Macht seiner Wunder, andere sein zartes Mitleid, sein stilles Erbarmen. Sie laden ihn freundlich zu sich; wie unsere Jünger, welche nach Emmaus ziehen, sagen sie ihm: „Tritt in unser Haus, bleibe bei uns.“ Seinen todten Leichnam noch nimmt Joseph von Arimathäa in sein Haus des Todes, in sein Grab auf. Ach, damals sprach sein verwundetes Herz: „Herr bleibe bei uns, denn die volle Nacht des Todes hat sich über dir gelagert, und der Tag ist erloschen.“

Wie einzelne Menschen, einzelne Familienhäupter, einzelne Familien im Judenlande Christo zufielen, so fallen die Nationen, die Völkerfamilien, Christo zu: die einfachen Fischer am Meere, die Jägervölker auf den Bergen, die Bewohner der lauten, beweglichen Handelsdistricte. Wie die Häupter der Familien, der Hauptmann, dem andere zu Diensten stehen, so beugen sich die Fürsten und Häupter der Völker vor Christo. „Beuge dein Haupt, du stolzer Sigambrer“, sprach der heilige Bischof Remigius von Rheims zu Chlodwig, dem ersten christlichen Könige der Franken, und lange Jahrhunderte galt den Königen Frankreichs ihr Titel „Sohn der Kirche“ als der schönste. Der deutsche Kaiser hielt es für seine höchste Ehre, der Kirche Schirm zu sein. Und wenn der Priester im Amte der heiligen Messe bei mildem Kerzenschein das Evangelium sang,

---

[1] Ps. 148, 8. [2] Marc. 2, 16.

entblößten die geharnischten Ritter zur Hälfte ihre Schwerter, zum Zeichen, daß auch sie dem Evangelium huldigten und bereit seien, die wehrlose Kirche zu schirmen. Seine Königskrone setzte Kanut der Große von Dänemark dem Bilde des gekreuzigten Jesus auf zum Zeichen seiner Huldigung. „Das Kreuz ist mein Scepter", sprach Rudolf von Habsburg in demselben Sinne.

II.

„Fremd bin ich geworden meinen Brüdern und ein Fremdling den Kindern meiner Mutter."[1] Wer ist es, der diese Klage im Munde führt? Es ist Christus in den Tagen seiner Erniedrigung und seines Leidens; der Psalmist hat sie ihm in den Mund gelegt. Fremd war Jesus vielen mitten im Vaterlande. Seine Sendung wurde nicht begriffen, seine Lehre nicht verstanden, sein Wandel ungerecht verdächtigt, seine Wunder dem Satan zugeschrieben. Ja selbst seinen Gläubigen wurde er fremd und unverständlich in seinem Leiden und Sterben, wie dies die Emmausjünger bezeugen. Daß doch die Kirche Jesu Christi nur dieses Los trüge, wenn sie in ihren Glaubensboten in die Länder der Ungläubigen, der Götzendiener einwandert, daß sie es nicht tragen müßte dort, wo schon seit langen Jahrhunderten die Völker ihr einen Platz eingeräumt, ihre Wohnungen aufgethan, die Pforten der Herzen geöffnet, wo sie sich in dem Lande und in den Seelen seiner Bewohner angesiedelt! Wenn sie in klarer und vernehmlicher Rede ihre Lehren verkündigt, ist es, als ob sie die unverständlichste Sprache der Welt redete. Spricht sie von der Verehrung der Heiligen und der Reliquien, zeigt sie im kirchlichen Leben Tausende, welche den heiligen Rock verehren und doch keine Götzendiener sind, dann schallt es, wie wenn ihr Reden und Thun etwas ganz und gar Vernunftwidriges sei. „Götzendiener", „Rockanbeter", ruft es von den verschiedensten Seiten, und an diesem Rufen sind auch Stimmen von Männern betheiligt, welche auf der Bank der Gelehrten sitzen in einem Lande, wo katholisches Erkennen und Leben auf jedem Schritt und Tritt ihnen begegnet, welche die griechische, hebräische und die morgenländischen Sprachen allesamt getrieben, denen nur die Sprache und das Leben der Kirche vollends unverständlich ist. Gibt ein Mitglied der Kirche auf die maßlosesten und ungerechtesten Schmähungen eine ruhige und würdevolle Vertheidigung, so ists, als ob die Worte ihre Bedeutung verloren. Was einfach nur den Thatbestand erzählt, das heißt „aufregend"; was den Angriff ruhig abweist, das heißt „verletzend" und wird als Angriff bezeichnet.

Die katholische Kirche will trotz aller Anstrengung der Gegner nicht erschöpft zusammensinken. Geschmückt mit der doppelten Krone des

[1] Ps. 68, 9.

Alters und des Martyrthums ist sie dennoch jung und kräftig genug, die Völker anzuziehen; denn sie birgt in ihrem Schoße das Geheimniß einer göttlichen Kraft.

Fremd stehen die erstaunten Beschauer da und wissen das katholische Leben und den katholischen Aufschwung sich nicht zu deuten. Es ist eine römische Propaganda im Lande, die gespensterartig über alle Straßen huscht, die aber niemand einfangen kann. Es sind Jesuiten, die unter der Erde ziehen, die man überall hämmern hört und die nirgends herauskommen. Es wird der Schlauheit der Priester gedacht von Leuten, die höchlich zürnten, wollte man im Ernste daran zweifeln, daß sie die Allerschlauesten auf Erden seien. Es hat eine Verschwörung der Bischöfe stattgefunden. Ach, der Popanz der katholischen Verschwörungen — was spielt er schon so lange seine Rolle auf dem Theater der deutschen Welt. Seit vor dreihundert Jahren Philipp von Hessen zuerst mit der Lüge einer katholischen Verschwörung Deutschland erschreckt und geäfft, wird von Zeit zu Zeit das alte Schreckbild einer von katholischen Bischöfen, Fürsten u. dgl. angezettelten Verschwörung aus seinem Scheintode aufgeweckt, die Lärmtrommel wird ihm umgehängt, und so wird es durch Deutschland geschickt. Der eine deutet leise an, der zweite spricht es offen aus, der dritte droht schon den Katholiken mit Blutvergießen, mit einem neuen Gustav Adolph und einem neuen Schwedenkriege.

Und wenn nun die Kirche, unbekümmert um alles Pfeifen und Summen der Eintagsfliegen, ruhig ihre Bahn, auf welcher die Meilen nach Jahrhunderten gemessen werden, fortzieht, dann befremdet ihre Ruhe oft selbst die Kinder der Kirche, und sie möchten sie anfahren: „Bist du denn allein Fremdling in Jerusalem und weißt nicht, was um dich her vorgegangen ist in diesen Tagen?“ Und was denn? „Ei, weißt du denn nichts von der Jauche des Hohnes, mit welcher deine heiligsten Institutionen und deine Bischöfe übergossen werden? Weißt du nicht, daß der Heilige Vater vogelfrei ist und daß jeder Bube in Zeitungen und Flugschriften über das ehrwürdige Oberhaupt der Kirche spricht, wie man sonst nur über Gauner und Banditen spricht, über Missethäter, die das Leben verwirkt?“ Und die Kirche erwidert: „O ihr Unverständigen von langsamer Fassungskraft, muß nicht die Kirche dieses leiden und durch Leiden in ihre Herrlichkeit eingehen?“ Amen.

Jesus mit seinen Wunden.

„Sie werden schauen auf mich, den sie durchbohrt haben“, so spricht der Erlöser durch den Propheten Zacharias [1].

Alte Schriften erzählen uns von einem verständigen und liebevollen Vorsteher einer klösterlichen Congregation, auf welch eigenthümliche und sinnige Weise er diejenigen, welche zum Klosterleben sich anmeldeten, die Last des Berufes erkennen und erwägen ließ. Er führte dieselben nämlich einen hohen Thurm hinauf und ließ sie von schwindelnder Höhe die Landschaft überschauen: die Ebene, welche am Fuße des Thurmes hingestreckt lag, weiterhin die Hügel und Berge, bis wo in entlegener Ferne der Gesichtskreis sich abschloß. Und hier, wo die Natur in voller Schönheit den Menschen anlachte, wo sie zum Lebensgenusse ihm winkte, sprach er mit feierlichem Ernste: „Sehet, meine Söhne, die Lebensfülle der Welt, sehet die fröhlichen Wohnungen der Menschen, die schönen Auen, die Hügel, von den Weinbergen lustig umrankt, das schattige Grün der Wälder. Wenn aber, so weit euer Auge reicht, Kreuze, groß und klein, aneinander gereiht ständen, — es wären kaum so viele, als auf eurem Lebenswege stehen, wenn ihr in unsern Orden tretet. Schmerz und Entsagung wird euer Theil sein mitten in der Schönheit der Natur und dem üppigen Leben. Tadel, Hohn und Verfolgung wird in reichlichem Maße euch überschütten, wo ihr glaubt, Anerkennung zu finden, auf Ehre rechnen zu dürfen. All euer Recht besteht nur in der Geduld.“ Wahrlich, sagt zu solcher Rede kopfschüttelnd die Welt, wahrlich eine harte Rede, und wer kann sie hören? Eine unerquickliche Weissagung, und wen könnte sie anlocken? Wahrlich, in der schönen Gegend eine trübe und verdrießliche Aussicht.

Christus, den wir alle unsern Vorsteher und Meister nennen, wir alle, die wir zum Orden der Christen gehören, hat es mit seiner Kirche nicht anders gehalten. Er, der mit allsehendem Auge alle Zeiten überschaut, dem nichts unbekannt ist, was in der Tiefe der Zukunft sich birgt, hat oft genug über die herben Schicksale seiner Kirche hienieden geweissagt. Er hat seine Jünger in diesen Weissagungen allmählich aufsteigend wie auf Thürme und Warten gestellt, von wo ihr Auge weithin die Zeiten überblickte, den Jubel und die Lust der Welt und mitten zwischen ihnen sich durchwindend den Kreuzweg der Kirche klar erschaute, wo sie das Weheklagen und Trauern der Jünger Christi zum voraus vernahmen, während die Welt sich freute. Aber so klar und hell, so nachdrücklich und eindringlich konnte kein Wort des Mundes die Leiden der Kirche dar-

---

[1] Zach. 12, 10.

stellen, wie es jene Stunden thaten, da der Herr und Meister, dessen Dienerin und Jüngerin die Kirche ist, die sich bescheiden muß, es nicht besser zu haben als ihr Meister und Herr, selbst sich den Händen seiner Feinde übergab, an seinem eigenen heiligen Leibe allen Haß, alle Bosheit der Hölle sich austoben ließ. Da hat er seine Hände dargeboten, jene freien, regierenden Hände, jene Hände, in welche, nach des Evangelisten Ausdruck, der Vater alle Macht gelegt: sie wurden von den Nägeln durchbohrt. Da hat er seine Füße, auf welchen die Wahrheit, die Botschaft des Evangeliums gewandert war, mit denen der gute Hirte die verlorenen Schafe in dem Dornenfelde dieses Lebens aufgesucht, den Dienern der Lüge und der Sünde dargeboten: sie haben sie ergriffen und an dem Block des Kreuzes zu Stillstand und Gefangenschaft in die Bande der Nägel gelegt. Da ließ er den Speer in die Seite dringen, welcher nach dem Zeugnisse der Kirchenväter und der Annahme der Kirche zum Herzen vordrang, ließ sein Herz zerreißen, jenes Herz, welches Tag und Nacht zu Gott gewacht, welches die unerschöpflichen Schätze der Weisheit und Gnade beherbergt und alle Menschen in überströmender Liebe zu sich geladen hatte. Die Wundmale der Hände und Füße, die Seitenwunde so groß und klaffend, daß Thomas seine Hände hineinlegen konnte, — sie sind die Hauptwunden Christi. In ihnen stellt sich das ganze Leiden des Erlösers dar wie in einer jedermann leserlichen Schrift, sie predigen den ganzen Todesschmerz Christi, diese fünf Wunden, wie mit fünffachem Munde.

Es pflegten die Ritter der mittelalterlichen Zeit die zerrissenen und durchbohrten Schilde, die mit ihnen in den Schlachten gewesen, die wohlthätig die Hiebe abgehalten, die schwirrenden Pfeile aufgefangen und das Leben geschirmt, zu beständigem Gedächtniß in den Rittersälen aufzuhängen. Diejenigen aber, die kühn und entschieden genug sind, in der Welt und trotz der Welt zur Ritterschaft Jesu Christi zu gehören, stellen oder hängen in ihren Sälen und Stuben das Bild des Gekreuzigten mit seinen durchbohrten Wunden auf; denn Jesus Christus ist der mächtige Schild, der erbarmend vor die ganze Menschheit sich gestellt und die ganze Strafe auf sich genommen und die Todeswunden aufgefangen, die uns treffen sollten. Diese Wunden, schmerzlos freilich und glorreich, hat Jesus auch nach seiner Auferstehung an seinem Leibe beibehalten. Auf diese Wunden hat er die Apostel hingewiesen. Die Wunden sind die Wahrzeichen des Auferstandenen. Da die Jünger in überfreudigem Staunen es nicht fassen können, daß er selbst es sei, Christus, wie er früher geleibt und gelebt, weist er sie auf die Kennzeichen hin, welche seine Feinde selbst ihm eingebohrt; da spricht er: „Sehet meine Hände und Füße, daß ich selbst es bin.“[1] „Er zeigte ihnen seine Hände und seine

[1] Luc. 24, 39.

Seite."[1] In den Wundmalen stellt er ferner seine Kampfeswaffen und Siegeszeichen dar. Sie zeigen der Kirche den Weg zum Triumphe. Denn nicht mit Wehr und Waffenmacht war Christus, der demüthige Hirte, dem riesigen Goliath, dem Fürsten dieser Welt, entgegengetreten, sondern mit der unsichtbaren Stärke des Gehorsams, mit der geheimnißvollen Macht der Geduld. Wie bei Christus, so auch bei seiner Kirche: Die Wunden sind ihre Wahrzeichen, ihre Kampfeswaffen, ihre Siegeszeichen.

I.

„Die Kirche", sagt der heilige Bischof Hilarius, „ist in der Pflege von Verbannung und Kerker aufgewachsen; aus den Händen ihrer Feinde hat sie ihre Würde empfangen." Freilich, aus den Händen ihrer Feinde hat sie zunächst nur den Schlag der Schwerter, die Ketten und Bande, welche man ihrem Siegeslaufe in den Weg gelegt, Qual und Leiden maßlos empfangen. Aus dem Munde der Feinde haben die empörendsten und schandbarsten Verleumdungen, die tückischen, schleichenden Verdächtigungen, der feine und der plumpe Witz mit ihren Stacheln sie befehdet. Aber der Schlag der Schwerter ist machtlos an ihr abgeglitten; die Bande hat sie wie ein Spinngewebe zerrissen; die schamlosen Verleumdungen und Verdächtigungen mußten erröthen und verstummen. Und die Kirche, welche heutigentages diese Wunden der ersten Jahrhunderte in den Heiligen uns aufzeigen kann, d. h. die Kirche, welche die Lehren und Grundsätze vorträgt und die Lebensordnungen hegt und pflegt, gegen welche die Feinde gestritten, für welche die Bekenner gelitten, die Martyrer geblutet haben, trägt darin ein Wahrzeichen, daß sie die Kirche Christi ist. „Sehet meine Wunden," kann sie sprechen, „daß ich selbst es bin." Aber wer wollte nun hinaufgehen und alle einzelnen Lehren nennen, die von dieser oder jener Seite Gegenstände des Angriffes und der Verfolgung geworden? Wer wollte aufzählen alle einzelne Punkte, gegen welche die Angriffe sich gerichtet, auf welche die Werkzeuge des Leidens dröhnend gefallen, alle christlichen Einrichtungen, gegen welche als gegen unbezwingliche Burgen die Pfeile und der Anlauf der Feinde gewüthet? Wer wollte erst aufzählen alle Glieder dieses Leibes Christi, alle Gläubigen der Kirche und nach jedes einzelnen Wunden fragen, und warum er sie erhalten? Nicht also, geliebte Brüder! nicht auf alle Wunden, die er empfangen, weist Jesus hin zur Bestätigung, daß er selber es ist, er, der am Leidenstage krank und verwundet war von der Fußsohle bis zum Scheitel, er zeigt nur die durchbohrten Hände und Füße und die klaffende Wunde der Seite, die ihm ins Herz gedrungen. Damit ist laut und entschieden

[1] Joh. 20, 20.

bezeugt, daß wahrhaft Jesus Christus es sei, der vor den Aposteln stand. Mit diesem Zeugnisse ist selbst Thomas bezwungen, und die bewegten Worte, welche bebend über seine Lippen fliegen: „Mein Herr und mein Gott“ [1], zeigen genugsam, daß aller Zweifel in der Gewißheit verschlungen ist.

Welche christliche Genossenschaft trägt nun solche Wunden, die mit den Wunden der Hände, der Füße und der Seite Christi sich vergleichen ließen? Angegriffen und verwundet wurde in den ersten Jahrhunderten der Bekehrungseifer, durch welchen das Evangelium immer weiter wanderte und sich verbreitete: es sind die verwundeten Füße der Kirche. Alle Wahrheit und Gnade, welche die Kirche von Christus empfangen, bilden die Schätze, welche sie in ihrem Herzen bewahrt. Geschlagen und gemartert wurde von den Irrlehrern das Festhalten der Kirche an dem überlieferten Schatze ihrer Wahrheit und Gnade, welchen sie von Christus erhalten, den sie unvergeßlich und unverlierbar im Herzen trug: es ist das verwundete Herz der Kirche. Mit den Waffen wurde die Freiheit der Kirche in ihrer von Gott bestellten Regierung befehdet, welche die Hände am Leibe der Kirche sind: sie sind die verwundeten Hände der Kirche.

Es war der liebevolle Bekehrungseifer der Kirche, gegen welchen die Wuth des Judenthums und Heidenthums entbrannte. Den Aposteln Petrus und Johannes drohte schon der hohe Rath der Juden. Er suchte durch Drohungen sie einzuschüchtern, auf daß sie ihre heiligen Ueberzeugungen in ihren Herzen verschlössen und nicht ins Volk hinaus trügen. Unbekümmert um das, was in ihrem Innern als theure Wahrheit galt, verboten sie ihnen, von Jesus zu reden und in seinem Namen zu lehren. Der glühende Bekehrungseifer aber sprach schon damals aus den Aposteln heraus: „Wir müssen das verkünden, was wir gesehen und gehört.“ [2] Und die heidnische Roma, die Weltbeherrscherin, schlang ihre Arme um Völker, welche den verschiedensten heidnischen Irrthümern huldigten. Sie ließ jeden Irrthum ruhig in seinem Gebiete gewähren und dachte nicht daran, gegen irgend einen, wie verzerrt und abenteuerlich er auch sein mochte, mit Schwert und Ketten auszuziehen. Keiner wurde als Staatsverbrechen behandelt, und keinem öffneten sich die Kerkerpforten. Ruhig und friedlich hausten die verschiedenen Irrthümer und Götzendienste, welche man Religionen nannte, nebeneinander, nicht in der Eintracht und dem Frieden, welchen die anerkannte Wahrheit gibt, sondern mit der des Menschen unwürdigen Ruhe und Schweigsamkeit, welche das Zeichen der Abgestorbenheit, des geistigen Todes und der geistigen Fäulniß ist, und hätte der neue Ankömmling aus dem Judenthum,

---

[1] Js. 52, 7. [2] Apg. 4, 20.

ohnehin verachtet wie das Land, aus welchem er gekommen, weiter nichts verlangt als eine Spanne Landes, um neben den andern Religionen zu wohnen, es wären die Leidenswerkzeuge nicht in Bewegung gesetzt worden. Aber eigene Ueberzeugung und die von Gott eingehauchte Liebe zu den verirrten Brüdern trieb die Christen zu einem heiligen Eroberungsgeschäfte. Die Füße ihrer Apostel und Glaubensboten durcheilten die heidnische Welt, und von ihnen gilt im vollsten und schönsten Sinne das Wort des Propheten: „Wie schön sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen, verkündigen das Heil.“[1] Der christliche Freund drang ein auf seinen Freund, der durch die Kluft des Heidenthums von ihm geschieden war; der christliche Ehegatte bekehrte den heidnischen Theil, daß ein Band sie binde. Selbst Sklaven, welche Gott zum Lichte des Christenthums geführt, wurden Lehrer im Familienkreise. In den Gefängnissen waren die Bekehrungen thätig. Der letzte Gang der Martyrer zum Tode, ja selbst ihr Tod, das Herzblut, welches sie ausgossen, waren bekehrungseifrig. So hatte der Bekehrungseifer tausend Füße gefunden, welche in seinem Dienste unermüdlich gingen, welche die Irrthümer bestritten und die Wahrheit verkündigten. Es drang das Christenthum immer weiter fort in den Kreisen der Familien, in der Bürgerschaft der Städte. Wie von einer hellen und flammenden Fackel nach allen Seiten Funken sprühen, so fielen von der Flamme heiligen Bekehrungseifers Funken in tausend Herzen, und auch sie loderten in derselben heiligen Flamme auf, die wieder weiterhin leuchtete und sprühte. So zog das Christenthum von Stadt zu Stadt, von Provinz zu Provinz, und in seinem Wachsthum wuchs des Heidenthums Grimm und Verfolgungssucht.

Wo ist nun unter all den Gemeinden, die für Kirchen Jesu Christi sich ausgeben, die Kirche, welche diesen verfolgten, gehetzten Bekehrungseifer in ihrem Schoße birgt, der kein Opfer scheut, der in Gott sein Urbild findet, welcher auch will, daß alle Menschen zur Erkenntniß der Wahrheit kommen? Wo lebt dieser Bekehrungseifer? Wo ist die Kirche mit den verwundeten Füßen? Wir sehen Kirchengemeinden vor uns, deren Glieder durch keine einzige Wahrheit mehr verbunden sind, wo neben den Gläubigen und frommen Christen, die ich hoch verehre, ach! oft noch gar als kirchliche Lehrer und Vorsteher über ihnen die Ungläubigen, die neuen Heiden, stehen, die hinter einigen altchristlichen Ausdrücken einen sehr unchristlichen Inhalt lehren, denen die Glaubensartikel nur das sind, was den Falschmünzern die Bilder und Titel der Fürsten sind, auf welche sie ihre Münzen prägen. Kein einziger Glaubensartikel verbindet alle Glieder zur Einheit. Früher hat noch der Satz: „Wir glauben alle an

---

[1] Is. 52, 7.

einen Gott" — dieser Ausspruch der geistigen Ohnmacht und Erbärmlichkeit — alle unter seinen weiten Flügeln gesammelt. Jetzt aber ist auch er zu kurz, da viele an einen persönlichen Gott nicht mehr glauben. Nichts auf der weiten Welt hält sie noch zusammen als die Bekämpfung der katholischen Kirche. Wo nicht die Wahrheit mehr in der ganzen Genossenschaft der Kirche lebt, wo jeder auf sich gestellt ist, und es nichts gibt als Ansicht, als rathen und meinen, — wie kann da Rede sein von Bekehrungseifer der Kirche?

Die katholische Kirche aber erhält selbst aus dem Munde ihrer Gegner das Lob, daß der alte Bekehrungseifer in ihr lebe. Darum nennt man sie ja gerade die Proselytenmacherin; darum wird sie auf allen Schritten und Tritten umsponnen und umlauert. Sie nennt Irrthum, was sie als Irrthum erkennt, und verdammt den Irrthum. Sie mengt nicht durcheinander, was ewig auseinander bleiben muß. Sie trägt nicht Ja und Nein, nicht Billigung und Mißbilligung auf derselben Zunge. Sie liebt die Irrenden und sendet ihre Boten zu ihnen mit den Waffen der Belehrung und des Gebetes. Sie ruft alle, namentlich die unter Irrenden leben, auf, ihren Glauben kennen zu lernen, um von ihm Rechenschaft geben zu können. Es ist der alte, verfolgte Bekehrungseifer mit seinen Wunden, welcher in ihr lebt. Noch immer fliegen gegen ihn die Pfeile der Schmähung, der Verdächtigung, der Verleumdung, und in dem Sturme der Verfolgung, der über ihre Missionäre einherzieht, bluten noch immer die Füße der Kirche in diesem Bekehrungseifer. Wollt ihr diesen ruhigen und besonnenen Bekehrungseifer, der Milde und Zartheit mit Muth und Stärke paart, der wohl zwischen hassenswerthem Irrthum und dem heißgeliebten irrenden Bruder unterscheidet, Intoleranz nennen? Auch diesen Namen verschmähe ich nicht. Dann aber ist es die Intoleranz, welche den Arzt zur Zeit der Krankheit in die Gefahr der Ansteckung treibt, mit der er warnt und absperrt, von der beseelt er sich mitten in die Ansteckung kühn hineinwirft, durch alle Straßen eilt, alle Hütten aufsucht und mit dem Feinde des Lebens ringt. Es ist die Intoleranz, welche den Schlaf von den Augen treibt, um die Irrthümer der Wissenschaft zu berichtigen; die Intoleranz, die sich müht und ereifert, um Geschmacklosigkeit aus dem Gebiete der Kunst zu vertreiben. Und sie ist höher und edler; denn höher als die Kunst, die das irdische Leben verschönert, steht Christi Wahrheit und Gnade, welche das Leben über sich selbst erhebt und die Kunst selbst verklärt, denn höher als die weltliche Wissenschaft steht Christi Wahrheit und Gnade, welche auf Fragen antwortet und Bedürfnisse stillt, für welche die Wissenschaft und jede Entdeckung keine Aushilfe weiß.

Die Kirche zeigt weiter uns ihre Herzenswunde. „In meinem Herzen habe ich deine Aussprüche geborgen"[1], heißt es im

[1] Ps. 118, 11.

Psalm 118. Diese Worte bezeichnen die katholische Kirche in ihrem treuen Festhalten an Christi Lehren. Sie hat die Wahrheit ganz und unversehrt in ihren ersten Gliedern vom Munde Christi empfangen, unter der Hilfe des Heiligen Geistes in ihrem Herzen niedergelegt und besiegelt, von wo sie in den Brunnen lebendiger Lehre für alle wahrheitsbedürftigen Seelen zu Tage fließt. Das Gebot der Heiligen Schrift: „Schreibe die Wahrheit auf die Tafel deines Herzens“ [1], und die Worte des Apostels: „Ihr seid ein offen daliegender Brief Christi, gefertigt von uns, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geiste des lebendigen Gottes, nicht auf steinerne Tafeln, sondern in die fleischernen Tafeln des Herzens“ [2], bezeichnen treffend, wie Christus es mit seiner Kirche gehalten, der er sein Wort eingeprägt. An dieser Ueberlieferung hing die Kirche. Diese führte sie sicher in den Irrgängen der falschen Weisheit. Alle Irrlehrer aber setzten, was sie selbst erdacht, der Ueberlieferung entgegen. Keiner hat je die Kirche auf einer Neuerung betroffen und ihr gegenüber die alte Wahrheit vertheidigt. Und wenn die Kirche in alter Zeit die Lehre von der Gottheit Christi gegen die Arianer, die Lehre von der Gottheit des Heiligen Geistes gegen die Macedonianer, die Spendung der Sacramente gegen die Donatisten, wenn sie irgend eine Lehre gegenüber einer Irrlehre ausspricht, so ist es die apostolische Ueberlieferung, welche sie ausspricht, auf welche sie sich beruft gegenüber den verschlungenen Irrgängen der Sophistik, welche gegen sie streitet. Gegen diese Ueberlieferung, gegen das Herz der Kirche, in welchem Christi Lehre niedergelegt, in dessen Tafeln sie aufgezeichnet ist, wütheten die Irrgläubigen der alten Zeit mit den feineren Waffen des Spottes und Hohnes, der die Kirche als altgläubige, als zu ewigem Stillschweigen verdammte, verlachte. Gegen dieses Festhalten wütheten die durch sie irregeleiteten Fürsten mit den groben Waffen der rohen Gewalt, mit denen sie die Kirche zerfleischten.

Dieses Festhalten an dem überlieferten Schatze der Wahrheit, für welchen die Kirche in alter Zeit das Martyrium bestand, gegen den die Verfolgung gewüthet, das Herz, welches sich nicht abreißt und nicht lossagt, — wo findet es sich? „Sehet,“ spricht die katholische Kirche, „daß ich selbst es bin.“ Sie hält heute noch fest an der überlieferten Lehre. Einer ihrer Martyrer der neuern Zeit, Petrus von Verona, hat noch die Finger in sein rinnendes Blut getaucht und mit blutigen Zügen die ersten Worte des überlieferten kirchlichen Glaubensbekenntnisses sterbend auf die Erde niedergeschrieben. Und noch heute richten sich die Pfeile des Witzes und Hohnes nach diesem Festhalten der Kirche.

---

[1] Spr. 3, 3. [2] 2 Kor. 3, 3.

Es war endlich die Freiheit der Kirche, die sich durch die von Gott gesetzten Hirten selbst regiert, die Unabhängigkeit der Kirche von der Herrschsucht und den Launen weltlicher Gebieter, für welche die Kirche alter Zeit kühn und todesmuthig in die Schranken getreten. Der strenge Gehorsam, welchen die Gläubigen in allen weltlichen und bürgerlichen Dingen den Königen und Fürsten als Gottes Stellvertretern leisteten, ist genugsam bekannt, oft gepriesen und angestaunt worden, und nicht die eiserne Härte, nicht die launenhafte Schwäche vermochte diesen Gehorsam zum Wanken zu bringen. Er spricht sich in den schönen Worten des hl. Augustinus aus: „Die Macht des Befehlens und Regierens kommt von Gott allein. Im Himmel regieren glückselig die Gerechten, die irdischen Reiche aber gibt er Gerechten und Ungerechten, wie es ihm gefällt.“ Durch den Augustus regierte, durch den regierte auch Nero; der dem Vespasian und seinem Sohne Titus, diesen milden Regenten, den Scepter gegeben, von ihm hat ihn auch der blutdürstige Caligula empfangen; von dem Konstantin der Christ Krone und Würde, von dem hat auch Julian der Abtrünnige sie erhalten. Dagegen sprach aber auch schon Konstantin, der erste christliche Kaiser, es gegenüber den Bischöfen auf dem Concil zu Nicäa aus: „Er sei nur Bischof außerhalb, sie aber Bischöfe innerhalb der Kirche.“

Ihr inneres Leben aber ordnete die freie Kirche durch die eigenen Hirten, die Nachfolger der Apostel, deren kirchliche Regierungsgewalt unmittelbar vom Herrn stammte, deren Regierungsgewalt keines Menschen Lehre war. Diese Freiheit wies alle Uebergriffe schwachköpfiger und herrschsüchtiger Regenten, welche ihre Hände über ihre Sphäre hinaus ins Gebiet der Kirche streckten, muthig zurück. Für diese Freiheit ließen die Hirten der Kirche sich mit Gewalt von ihren Sitzen vertreiben. Für diese Freiheit gaben sie sich den Banden und dem Schwerte hin. In ihren Banden erschienen sie vor den prunkenden Königen, und in ihren Banden waren sie noch Könige, Fürsten der Kirche. „Wie,“ spricht Pilatus, umgeben von Lictoren, von den Adlern und Kriegszeichen der römischen Weltherrschaft, in hochmüthig gebietender Weise zu demjenigen, vor welchem aller irdische Glanz in Schatten sinkt, der aber arm und gebunden vor seinem Richterstuhle erschienen war, „so bist du denn ein König“, du, so arm und verlassen, so schwach und wehrlos? Wie, in ihren Banden waren die wehrlosen Hirten der Kirche noch Fürsten? Das waren sie, denn keines Königs Macht konnte die Regierungsgewalt ihnen nehmen. Und zu den gebundenen und eingekerkerten Bischöfen sahen die katholischen Christen gehorsam und mit um so größerer Ehrfurcht auf. Auch in den gebundenen, verwundeten und durchbohrten Händen des kirchlichen Leibes erkannten sie noch die mächtig regierenden Hände.

Diese freien Hände, welche die Kirche regieren, diese mit den Malen der alten Verfolgung bezeichneten Hände, die angefochtene, verleumdete, verfolgte Freiheit der Kirche, — wo findet sie sich? Sehet die Verfassung der katholischen Kirche an. Da lebt noch rüstig und jugendlich diese Freiheit. Nie hat diese Kirche, die Tochter des Himmels, zur Magd der Menschen sich erniedrigt. Diese Freiheit hat in den Jahrhunderten des Mittelalters mit der Herrschsucht der weltlichen Macht gerungen und ist unversehrt und glorreich aus den Ungewittern jener Zeit hervorgegangen. Für diese Freiheit, für die Rechte der freien Kirche hat Gregor VII. den Heldenkampf gestritten, jener große Papst, dem allein Europa es verdankt, daß nicht alle Blüthen des religiösen und des ganzen geistigen Lebens von den eisernen Armen des Despotismus zerschlagen und Europa in die Nacht der Barbarei zurückgeworfen worden ist, bei dem selbst seine Schmäher dafür zum wenigsten sich bedanken müssen, daß sie auch nur noch schmähen können. Um dieser Freiheit willen mußte er fliehen, mußte er auf dem Sterbebette klagen: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt und das Unrecht gehaßt; darum sterbe ich in der Verbannung.“ Für diese Freiheit wurde der hl. Anselmus, Erzbischof von Canterbury in England, vom Könige des Landes verjagt; ihm haben die jetzigen protestantischen englischen Bischöfe noch den letzten Rest kirchlicher Freiheit zu verdanken, deren sie sich erfreuen. Für die Rechte der freien Kirche Gottes ließ der Erzbischof Thomas Becket sich an den Stufen des Altars erschlagen. Diese Kirchenfreiheit zu verhöhnen, hat man bei der gewaltsamen und blutigen Einführung des Protestantismus in Schweden und Norwegen in rohestem Spotte das Haupt der Bischöfe mit einer Strohkrone umwunden, einen gebrochenen Säbel ihnen in die Hand gegeben, ungefähr wie auch Christi Herrscherwürde durch den Spott der Dornenkrone und durch das Schilfrohr verhöhnt worden.

Weil unser Papst Gregor, den Gott noch lange uns erhalten wolle, mit kräftiger Hand die Freiheit und Selbständigkeit der Kirche aller Orten schirmt, darum wird die Kirche gleichmäßig von den Anhängern des Despotismus und der Revolution geschmäht. Darum ruft in der kläglichen Sprachverwirrung dieser unserer Tage der eine, der absolutistisch alle Gewalt in den Händen des Königs gesammelt sehen möchte, über die Kirche, daß sie mit den Völkern gegen die Fürsten, und die andern, die den Fürsten das Scepter entwinden und das Volk, oder besser gesagt, sich selbst souverän erklären möchten, daß sie mit den Fürsten gegen die Völker halte. Und doch hat die Kirche ihre Ehrfurcht vor dem legitimen Fürsten mit der Liebe zum Volk so verbunden, daß die eine der andern keinen Abbruch gethan. Aber wie Julius Cäsar einst den Senatoren Roms seine Wunden zeigte und in dieser Vorzeigung der Wunden seiner Liebe zum Vaterlande die beredteste Rechtfertigung lieferte, so kann die

Kirche die klaffenden Wunden zeigen, welche die Revolutionen der Völker ihr geschlagen, und die Wunden, welche sie in liebevoller Sorgfalt für die Völker aufgefangen.

II.

Mit seinen Wunden hat der leidende Erlöser den Fürsten der Welt besiegt. Mit ihren Wunden siegt auch die Kirche. Und fragt man nach ihren Waffen, dann zeigt sie auf die Schwerter, welche ihre Apostel getödtet, auf die Foltern, welche die Leiber ihrer heiligen Jungfrauen zerrissen, auf die Wege der Verbannung, auf welchen ihre Bekenner von dannen gezogen, auf die Kerker und Festungen, in welche man ihre standhaften Bekenner gesperrt. Wird es uns aber nicht oft genug gesagt, daß die Kirche die Rolle der Leidenden aufgegeben, daß sie gegen die Irrgläubigen zum Schwerte gegriffen und im Feuer der Scheiterhaufen ihre Gegner zum Schweigen gebracht? Ist nicht insbesondere die Inquisition oft genug in ihrer ganzen Schrecklichkeit in Prosa und in Versen geschildert worden? Sind nicht die Großinquisitoren als der Schrecken und Abscheu des Publikums schon oft genug über die Bretter der deutschen Theater gegangen, und hat nicht manche weichfühlende Seele, wenn auch der Anblick menschlichen Elendes sie noch nie zu thätiger Barmherzigkeit erweicht, dabei die Taschentücher naß geweint? Wie werde ich gegenüber dieser grausigen Beleuchtung, welche aus dieser feuersprühenden Schilderung auf die katholische Kirche fällt, von der leidenden Kirche reden können?

Ich brauche aber nur die kirchliche Inquisition von der Inquisition in Spanien zu trennen, die keine kirchliche gewesen, um sogleich die Kirche auch hier unbefleckt erscheinen zu lassen. Die kirchliche Inquisition ist nie hart und lieblos gewesen. Daß aber die spanische Inquisition keine kirchliche Anstalt, sondern eine königliche gewesen, diese Behauptung kann nur diejenigen überraschen, welche ihre Geschichtskenntnisse aus antikatholischen Schriften genommen, ohne zu bedenken, daß die antikatholische Geschichtschreiberei seit 300 Jahren nichts als — um es gerade herauszusagen — eine 300 Jahre lange Riesenlüge ist. Die spanische Inquisition ist von den spanischen Königen nach vollständiger Besiegung der mohammedanischen Mauren in Spanien gegründet worden, um ihren Thron, der, von heimlichen Mauren und Juden gefährdet, schwankte, zu befestigen. Diese Inquisition, gegen Mauren und Juden geschaffen, wurde von späteren Königen auch gegen andere Irrlehrer angewandt, von deren Eindringen und Umsichgreifen in Spanien sie für ihre Krone fürchteten. Daß aber die Kirche den Gewaltsamkeiten dieser Inquisition ferne stand, erhellt wohl am besten daraus, daß die Kirche selbst sich gegen dieselbe erklärte, ohne gehört zu werden, und die Feinde der Kirche in Spanien es uns bezeugen müssen, daß die Kirche die Inquisition nicht gegründet.

Wohlan, beides bleiben wir nicht schuldig. Der Gerichtshof der Inquisition schloß vor nun fast 300 Jahren, zur Zeit als das Concil von Trient versammelt war, den ersten Erzbischof Spaniens selbst, Bartholomäus Caranza, ins Gefängniß ein. Die ganze Kirche staunte. Vergebens verwandte sich für den Gefangenen Papst Pius IV., vergebens verlangten die zum Concil von Trient versammelten Bischöfe seine Freilassung vom spanischen Könige. Was aber die Feinde der Kirche betrifft, so haben die spanischen Freimaurer, die Väter derer, welche in unsern Tagen die Kirche verwüsten und gegen die katholische Kirche ebenso giftig, feindselig sind wie diese, im Jahre 1812 mit der Geschichte der Inquisition sich beschäftigt, als die sogen. Cortes auf der Insel Leon bei Spanien sich versammelt hatten. Sie konnten nicht umhin, öffentlich und feierlich zu erklären, daß Philipp II., König von Spanien, der Stifter der Inquisition gewesen.

Die Männer aber, welche in der Kirche in höchstem Ansehen stehen, deren Schriften von ihr gepriesen werden, die sie als Heilige verehrt und auf ihre Altäre stellt, werden es uns besser sagen können, was die Kirche von Folter und Scheiterhaufen hält.

Uebrigens, liebe Brüder, wozu dienen die ewigen Declamationen unserer Feinde gegen Institutionen, welche unter uns ganz fremden Verhältnissen ins Dasein traten, die schon lange zu Grabe gegangen und nie wieder erweckt werden? Wozu anders, als um über den Lärm wegen der Vergangenheit den Blick von den heutigen Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten hinwegzuwenden. Halten wir uns gerade die Frage vor: Wer übt denn heutzutage die Inquisition aus? Wer verfolgt denn heutzutage, und wer wird verfolgt?

In Spanien und Portugal wüthet die Rotte der Freimaurer und Liberalen gegen alle katholisch Gesinnten. Sie hat die Kirchen ausgeplündert, die Bischöfe zu Haufen verbannt, ganze Priesterhäuser mit ihren Bewohnern niedergebrannt. Ist das keine Inquisition? In Frankreich soll die katholische Kirche allein vom Genusse der Freiheit ausgeschlossen sein, und während die zweideutigsten Verbrüderungen erlaubt sind, ist es in den Augen der Freiheitsmänner ein Verbrechen, ein Ordenskleid zu tragen und dem Dienste der Menschheit in katholischen Verbrüderungen sich zu widmen. Wo nur die Andacht seufzt, wo nur in Gebet und Betrachtung französische Herzen aneinander schlagen, da lauscht auch schon fast wahnsinnig die Jesuitenfurcht hin. In Irland gehen die Katholiken bleich und abgezehrt von dem Kummer, den die moderne Toleranz ihnen bereitet hat. Sie sollen an schleichenden Fiebern sich abzehren, so will es die Gewissensfreiheit. In Schweden wird ein harmloser Maler vor die Gerichte geschleppt und verurtheilt, in Schaffhausen umzieht unter drohendem Geschrei der vornehme und geringe Pöbel das Haus des berühmtesten Mannes der Stadt, weil er einen Schritt gethan,

den er nur vor Gott und seinem Gewissen zu verantworten hat, — weil er katholisch geworden. Polenland hat zur russischen Kaiserin Katharina die denkwürdigen Worte gesprochen: „Die Polen lieben die Freiheit über alles, aber ihre Religion noch mehr als die Freiheit.“ Und über sein theuerstes Gut, über seinen Glauben sieht es nun eine Verfolgung brausen, eiskalt, wie es am Nordpol ist, eine Verfolgung, welche keine einzige Blüthe katholischen Glaubens und Lebens im unglücklichen Lande verschonen will.

Habe ich euch aber etwa betrüben wollen mit dieser flüchtigen und noch sehr mangelhaften Darstellung der Leiden unserer Kirche? Das sei fern von mir. Ein einziger Blick auf die Wunden Christi, diese leidenslosen, glorreichen Wunden, ein einziger Blick auf die achtzehnhundertjährigen Wunden der achtzehnhundertjährigen Kirche ist im stande, unsern Herzen unversiegliche Geduld in allen Leiden mitzutheilen. Das Vertrauen auf den Sieg unserer Kirche in der Zukunft kann uns nicht schwer werden, wenn wir die glorreiche Vergangenheit dieser Kirche betrachten. Amen.

Jesus als Käufer.

„Sie gingen hinaus und stiegen in das Schiff. Aber diese Nacht fingen sie nichts. Als es aber Morgen geworden, stand Jesus am Ufer.“ Joh. 21, 3—4.

Den auf dem Meere Schiffenden kommt es vor, als ob in weiter Ferne, an der äußersten Stelle, wohin ihr Auge über die Wasserfläche reicht, das Firmament mit dem Meere zusammenfließe. Es ist, als ob der Himmel mit seiner hehren Ruhe sich auf die sturmbewegten Wasser herniederneige, als ob er die salzigen Fluthen einsauge und ihre Fährlichkeiten und Schrecknisse in seine Sicherheit, seinen stillen Frieden aufnehme. Aber ach! es ist nichts als Täuschung, welche aus weiter Ferne mit Ruhe und Frieden winkt, dem kindlichen Auge die schönen Bilder vorspiegelt und die Trübsal der langen Meeresfahrt und ihre Gefahren verbirgt. Ganz anders aber war es mit dem, was die Apostel des Herrn sahen. Das war keine Täuschung des Gesichtes, kein Träumen, keine unbestimmte Sehnsucht, als sie nach Christi Auferstehung auf dem See Tiberias fischten und bei der Morgenfrühe denjenigen auf dem Ufergrunde stehen sahen, in welchem Gottes Menschenfreundlichkeit hienieden erschienen und wirklich und wahrhaft der Himmel erbarmend und versöhnend sich zur Erde herabneigt.

Es sind in schwankendem Kahne, in schöner Eintracht beisammen Petrus, Johannes, Jacobus, diese drei hochausgezeichneten Männer, welche

Paulus die „Säulen" nennt, dann noch Thomas, Nathanael und zwei andere Jünger. Sie haben sich den nächtlichen Schlaf von den Augen gebannt, haben die ganze Nacht das Netz in die nassen Tiefen ausgeworfen, aber die Fluthen haben sich diesmal so spröde, so karg gezeigt. Vergeblich ist das Nachtwachen, die Arbeit, das Rudern, das Netzauswerfen, bald rechts, bald links. Als aber der Morgen dämmerte, nahte mit dem Morgenlichte auch ihnen wunderbare Hilfe. „Als es aber Morgen geworden," erzählt der heilige Evangelist Johannes, „stand Jesus am Ufer; jedoch erkannten die Jünger nicht, daß es Jesus sei."[1] Jesus, als ob er Fische von ihnen kaufen wollte, als „Käufer", wie ihn geradezu und sehr treffend der Heilige Vater Chrysostomus nennt, ruft vom Ufer her ihnen zu: „Kinder, habt ihr etwas zu essen?"[2] Betrübt genug müssen sie es verneinen. Es ist hart. Da spricht Jesus das große Wort: „Werfet das Netz aus zur Rechten des Schiffes."[3] Und der als Käufer am Ufer steht, dem ist alles eigen, was in den Fluthen lebt. Es haben auf sein Wort nur die Wellen gelauscht, und sein Wort zieht mit blinder Nothwendigkeit die Fische in wunderbar großer Anzahl ins Netz der Apostel hinein. Und wie auf dem Meere nach ganz kurzer Morgenröthe, nachdem wenige Strahlen über die Wasserfläche geflogen, gleich auch die Sonne in voller Pracht dasteht, als ob sie aus den Fluthen aufgetaucht wäre, so steht nach diesen Strahlen die volle Wahrheit vor den Aposteln da. Sie erkennen jetzt den Unbekannten am Ufer; im vollen Glanze seiner Macht und seines Erbarmens steht er vor ihnen. Da erkannte der Jünger der Liebe sogleich, von wem der Segen komme; das konnte ihm nicht verborgen bleiben. „Es ist der Herr." Und die Apostel ziehen ruhig die Netze zu Christus ans Ufer.

Es sind aber in diesem Fischzuge die geistlichen Gewalten in ihrer Stellung in der Menschheit und in der Kirche, in ihrer Wichtigkeit und Nothwendigkeit, es ist, um es kurz zu sagen, die Hierarchie der katholischen Kirche hier dargestellt.

I.

Was in der Menschenwelt sich begibt, was das Menschenherz bewegt, was die Menschen thun und leiden, findet oft in der leblosen und belebten Natur sein treues Abbild. Die Natur um uns her in ihren mannigfaltigen Erscheinungen, in ihren schönen, ihren ernsten und heitern, ihren erhebenden und erschreckenden Vorgängen erinnert uns durch überraschende, wundersame Aehnlichkeit an die höhern Schicksale des menschlichen Lebens, stellt uns den Beruf und die Geschichte unseres Lebens wie in einem

---

[1] Joh. 21, 4. [2] Joh. 21, 5. [3] Joh. 21, 6.

Spiegel vor Augen. Wer kennt nicht die Gleichnißreden Christi, welche auf dieser Wahrheit ruhen und das menschliche Leben, die Schicksale der Völker, den Gang und die Zukunft der Kirche auf Erden und das welterlösende Leben Christi uns in den allbekannten Vorgängen der Natur zeigen? So hat denn auch Christus das Meer als das Bild des menschlichen Lebens, die Fische als Bild der einzelnen Menschenseelen, den Fischfang als Bild des apostolischen Amtes schon in den Tagen seines erniedrigten Lebens dargestellt, da er zu Petrus sprach: „Von nun an wirst du Menschen fischen.“ [1] Und in Wahrheit ist das Meer nicht ein sprechendes Bild dieser Welt? Das Meer mit seinen gefahrvollen Klippen, seinen gewaltigen Stürmen, das Meer, wie es oft unter gleisnerischer Spiegelfläche Untergang und Verderben birgt: ist es nicht so mit den Gefahren und Versuchungen dieses Lebens? Die Meereswellen, bald hoch aufgewirbelt, bald tief in den Abgrund niederfahrend: ist nicht auch wie sie die launenhafte Menschenwelt heute hoch aufgeschwollen von Ehrfurcht, Dünkel, Eitelkeit und prahlenden Hoffnungen, morgen daniederliegend in Kleinmuth, Furcht und Verzagtheit? Es eilen die Fische hin und her in dem klaren Wassersaal, vielgeschäftig und doch so oft ohne Zweck und Ziel: herrscht nicht oft auch eine solche Bewegung in den Prunksälen der Menschenwelt? Die großen Fische schnappen und jagen gewaltthätig nach den kleinen: herrscht nicht auch die Roheit der Faust und der Stärke so vielfach auf Erden? Das Meer mit salzigen, bittern Fluthen, in denen nur selten Quellen süßen Wassers aufsteigen: ist nicht auch bitter und salzig unser Leben, sind nicht oft genug seine Freuden mit Wermuth getränkt? Das Meer, das in dem einen Hafen auf seinem Rücken die Schiffenden empfängt und sie in den andern hinüberträgt: Geburt und Tod, Wiege und Sarg, — sind sie nicht die Häfen, zwischen denen für jeden das bewegte Meer des Lebens sich ausdehnt? Und viele Netze der Schlauheit und Verführung sind in die Tiefe gesenkt, und viele Angeln der Lust und Lockung sind nach den Seelen ausgeworfen, die von der schwankenden Lebenswelle getragen hienieden schwimmen. Schon der Prophet klagt über den eroberungssüchtigen König Nabuchodonosor und ruft zu Gott: „Warum machst du die Menschen gleich den Fischen des Meeres und gleich dem Gewürm, das keinen Fürsten (Schutzherrn) hat? Alles fängt er mit der Angel, zieht es in sein Netz und sammelt es in sein Garn; darüber freut er sich und frohlockt. Darum opfert er sein Garn und räuchert sein Netz, denn dadurch ward fett sein Los und üppig sein Mahl. Darum bereitet er aus sein Netz und würgt stets Völker ohne Schonung.“ [2]

---

[1] Luc. 5, 1—11. [2] Hab. 1, 14—16.

Dieses Meer, auf welchem wir mit all unserem Besitzthum schwimmen, über das hinaus wir auf das sichere Ufer in den Hafen der Unsterblichkeit und des ewigen Heiles hinstreben, hat Christus, der ewige, zeitlose Sohn des ewigen Vaters, befahren als „Fischer", wie ihn schon in uralter Vorzeit seine Gläubigen mit heiligem Titel nannten. Er hat das Netz der heiligen Lehre ausgeworfen, mit den Angeln seiner Gnade die Seelen angezogen, mit seinem Blicke den gefallenen Petrus hinaufgezogen, mit seinem leuchtenden Beispiele, mit seiner Sanftmuth und Milde, seiner unbefleckten himmlischen Heiligkeit, seiner stillen Erbarmung und seinen großartig glänzenden Wunderthaten gefesselt. Endlich hat er mit seinem theuern Blute als dem Lösegeld alle Seelen sich erkauft im Ocean dieser Welt. Er selbst aber ging in den Fluthen des Todes unter, wie er im prophetischen Psalme klagt: „Ich bin gekommen in die Tiefe des Meeres, und der Sturm hat mich versenkt."[1] In der Barke der Begräbnißgruft landete er am Ufer des unsterblichen, verklärten Lebens, und während die Wächter in der Nacht und der Morgenfrühe vor dem Grabe dasaßen, war er an dem Gestade der Ewigkeit angelangt, im unsterblichen, verklärten Leben. In seinem verklärten Leben, das der auf- und abfluthenden Veränderlichkeit, dem kreisenden Wirbel und Wechsel dieser Zeitlichkeit entronnen, zeigt er sich auch im heutigen Evangelium. Er steht jetzt auf festem Ufer, er, der alle Seelen erkauft, welche in den Wellen des Lebens schwimmen. Seine Apostel aber werfen auf seinen Befehl die Netze aus und bringen die Seelen zu Jesus hin ans Land des Heiles und der Unsterblichkeit.

Es tritt uns hier in dieser Scene des wunderbaren Fischfanges das apostolische Amt in seiner vollen Würde und Hoheit, in seiner ganzen Wichtigkeit für die Menschen, welche nur durch das apostolische Amt zum Heile gelangen können, entgegen. Christus, der an den Ufern des unsterblichen Lebens steht, hat seine Stellvertreter, sterbliche Menschen, an seiner Stelle bestimmt, die von ihm erkauften Seelen in sein Reich zu bringen durch sein Lehrwort der Wahrheit, durch seine Gnade der Sacramente, durch die Regierung der Gläubigen. Er selbst hat ihnen den Befehl gegeben und mit der großen Sendung sie betraut. Er hat in seinem Erdenleben sie berufen, jeden Einzelnen aus seinen Lebensverhältnissen, vom Fischernetze, vom Zolltische und von andern Beschäftigungen hinweg in seine heilige, erleuchtende, erwärmende Nähe. Wie die Sterne des Himmels in den Banden des Naturgesetzes gehalten um ihre Sonnen kreisen, so umstellen und umwandeln die Apostel, von den Banden des Befehles Christi gehalten und vom freien Liebeszuge gefesselt, Jesum Christum, die Sonne der Gerechtigkeit. Er befiehlt ihnen zu folgen, während er andere

[1] Ps. 68, 3.

abweist. Sie erscheinen beständig in Christi Gefolge wie Säulen in der auf- und abfluthenden Menge. Sie stehen als Hauptpersonen auf dem Schauplatze des Lebens Christi, demjenigen zunächst, der überall, wo er erschienen, die Hauptperson ist, um welche die ganze Menschengeschichte sich wendet. Sie werden von Christus selbst in die Tiefen seiner Lehre eingeführt; durch ihre Hände wird das Wunder des großen Fischfanges vollzogen, und durch ihre Hände theilt Jesus die Brode aus, welche in seiner Schöpfermacht zur Nahrung für Tausende ausreichen.

So sehen wir denn auch, wie die Jünger in die Nähe Christi und in sein Wirken hineingezogen sind, und allmählich, Stufe für Stufe, mit den Gewalten und dem Amte betraut werden, die Christus selbst geübt. Er sendet sie in die Welt, zu lehren und zu taufen. Nachdem er am heiligen Abendmahle seinen heiligen Leib verschleiert dem Vater als Opfer dargeboten und den Jüngern als Speise gereicht, gibt er auch ihnen die Gewalt, das heilige Abendmahl zu wiederholen, da er zu ihnen spricht: „Dieses thut zu meinem Gedächtnisse.“ Ihnen auch gibt er die Verwaltung des Sacramentes der Buße, da er nach seiner Auferstehung sie anhauchend, ihnen von seiner Macht mittheilend spricht: „Nehmet hin den Heiligen Geist; welchen ihr die Sünden erlasset, denen sind sie erlassen, und welchen ihr sie behaltet, denen sind sie behalten.“[1] Wie er Regierer und König der Kirche gewesen, so hat er auch dem Petrus die Schlüssel gegeben und allen Aposteln in Verbindung mit Petrus. Wie er gelehrt, so schickt er sie aus zu allen Creaturen im Feuerregen des Heiligen Geistes.

Es hat also Christus nicht bloß eine Menge von Christen, alle gleich an Macht und Ansehen, in seiner Kirche um sich gesammelt. Er hat nicht wie der Irrglaube meint, den Christen freigestellt, aus ihrer Mitte sich einen Vorsteher zu wählen, der das thut, was sie alle vollziehen können; nein, von ihm selbst her ist der Ruf ergangen. Er hat die Apostel ausgezeichnet und über die andern Gläubigen emporgehoben, sie aus bloßen Hörern der Wahrheit und Empfängern der Gnade für ihr Heil zu Predigern der Wahrheit und Spendern der Gnade für das Heil der Welt gesetzt, aus Geleiteten und Regierten zu Leitern und Regierern seiner Kirche erhoben, sie hingestellt als Vermittler zwischen Gott und den Menschen. Sie sind Gottes Mund, durch welchen er spricht. Sie sind Christi Hand, welche die Herzen reinigt und neu schafft. Und wenn Christus in fremder Gestalt sich als Wanderer darstellt, der mit dem Lehrworte erleuchtet und die Schrift auslegt, in der Herberge das Brod bricht, als Gärtner ausreutend und pflanzend, so wissen wir nun, welche diejenigen sind, in deren Gestalt er auf Erden lebt, geheimnißvoll und mächtig wirkt.

---

[1] Joh. 20, 22.

Also es sind Menschen, welche Gott ausgewählt zu so Großem, Außerordentlichem, welche Vermittler zwischen Gott und ihren Brüdern sind? Allerdings, es sind Menschen in all jener leiblichen Schwäche und Gebrechlichkeit, wie andere Menschen sie zu tragen und zu beklagen haben. Wie Christus, der König seiner Kirche, die peinigende Dornenkrone trug, mit durchbohrten Händen vom Holze herab regierte, das Kreuz zum königlichen Schmerzensthron hatte, so sollten auch die Fürsten seiner Kirche am meisten die Insignien seines Leidens tragen. Ihnen mehr als allen andern hat der Herr das Los der Schmähung und Verfolgung vorhergesagt, und je höher sie hinaufgestellt sind im Reiche seiner Kirche, desto mehr sollen sie auch Christo ähnlich sein in seinem Leiden. „Ich trage die Wundmale Jesu Christi an meinem Leibe“[1], sagt jener Apostel, den noch vom Himmel her der Herr in seine Apostelschar gerufen, und dessen Herz selbst wie ein sturmbewegtes, tobendes Meer war. Wohl trug er Christi Wundmale! Seine Füße waren verwundet von den Mühen der apostolischen Wanderung, seine Hände waren wund von den Fesseln, sein Herz war verwundet von dem Andrange hundertfacher Sorgen, von dem herben Schmerze um sein verlorenes Volk, um den Unglauben der Welt, um den Untergang so vieler Seelen. Er selbst klagt uns seine Herzenswunde: „Wer ist schwach, wer wird geärgert, um den ich nicht brennenden Schmerz erleide?“[2] Klarer noch als er trugen die gekreuzigten Apostel Petrus und Andreas Christi Wundmale.

Und sie sind menschlichen Gebrechlichkeiten, den Sitten, den Versuchungen des Lebens keineswegs entzogen. Wohl hat Christus solche sich auserwählt, deren Charakter seinem Auftrage entsprach, wohl hat er auch nicht ohne Vorbereitung sie in die Welt hinaus entsandt und mit den Gaben seines Geistes zu ihrem Amte sie ausgerüstet; er selbst hat sie an seinem Herzen erzogen und sie ihrer Sendung und dem Kommen des Heiligen Geistes entgegen herangebildet. Christus selbst ist der erste Vorsteher der Zöglinge des Priesterstandes. Vom Himmel her mit göttlicher Macht hat er den Saulus zu Boden und seinen Geist auf andere Bahnen geworfen, in dreitägiger Blindheit ihn aus der Außenwelt wohlthätig in sich selbst zurückgeführt, sein Herz in allen Irrgängen durchleuchten, vom Reueschmerz durchbrennen lassen. Aber der Mensch hat seine irdische Natur nicht abgestreift. Die Höhe des Berufes, auf welche Gott ihn gestellt, kann ihm einen um so schrecklichern Fall bringen. So war Judas ein Apostel wie die andern. Da er aber freiwillig sich verhärtete und verstockte in Christi heiliger Nähe, ist er wie ein vom Himmel gefallener Stern in den Abgrund gesunken; da war er wie ein erloschener, fallender

---

[1] Gal. 6, 17. [2] 2 Kor. 11, 29.

Stern, der aus dem glänzenden Himmelssaale hinunterfährt in die Nacht des Abgrundes. Und Paulus, der Mund Christi weithin in zwei Welttheilen, der vorzugsweise mit dem Ehrennamen des Apostels glänzt, spricht von sich: „Ich züchtige meinen Leib und halte ihn in Unterwürfigkeit, damit ich nicht, während ich andern predige, selbst verworfen werde.“[1] Der Leib, dessen Kraft im apostolischen Dienste sich aufwendet, der im Herzeleid und in den Qualen der Verfolgung die Wundmale Jesu Christi trägt, der durch diese Wundmale geweiht und geheiligt ist, — ihn hält der Apostel in strenger Zucht, freiwillige Entsagung zu dem Leide der Verfolgung fügend und sich selbst im hohen Ernste des christlichen Bußgeistes kreuzigend. Wenn er auch seinen Leib nicht im Zügel der ernsten Selbstverläugnung hielte, so würde das Wort seiner Lehre dadurch in seinem Munde nicht gefälscht werden; er würde Gottes Wort verkündigend andere zum Ziele führen, das Wort der Wahrheit in seinem Munde aber würde zur herben Anklage gegen den Prediger sich gestalten; aus seinem eigenen Munde würde er als Christi Botschafter sich das Urtheil sprechen und selbst verloren gehen.

So unterschied Christus selbst bei denen, welche zu seiner Zeit auf dem Stuhle Mosis saßen. Solange der Alte Bund noch währte, waren sie rechtmäßige Priester, und obgleich Christus den frevelnden Hochmuth, den aberwitzigsten Neid gegen seine Größe und Herrlichkeit sah, obgleich er die Rathschläge kannte, mit denen sie sein Leben bedrohten, befestigte er dennoch ihre Autorität. „Auf dem Stuhle Mosis sitzen die Schriftgelehrten und Pharisäer, darum haltet und thuet alles, was sie euch sagen, nach ihren Werken aber sollet ihr nicht thun.“[2] Und da Jesus vor dem Richterstuhle des Kaiphas erschien und von ihm bei dem lebendigen Gotte beschworen wurde, zu sagen, ob er Christus, der Sohn Gottes sei, da beugte er, der sonst stillschwieg, demüthig sich vor der Hoheit des Priesters, nahm den angebotenen feierlichen Eid an und antwortete. So zeigte er selbst in leuchtendem Beispiele, was er wenige Tage zuvor vom ehrerbietigen Gehorsam gelehrt. Mit seiner Lehre und seinem Beispiel warnte er vor den falschen Gesetzeslehrern, sich um der Mißbräuche willen einen Mißbrauch, größer als alle andern, zu schulden kommen zu lassen, sich von der Kirche zu trennen. In seinem eigenen heiligen Beispiel ist das Heilmittel gegen alle Trennung um der Aergernisse willen gegeben. Wo die tiefste, schwärzeste Verworfenheit sich zeigt, vor dem Priester, der mit Judas den Verrath gegen ihn abgeredet und erhandelt, glänzt wie auf schwarzen, nächtlichen Schatten um so heller und lehrreicher der Gehorsam Christi.

---

[1] 1 Kor. 9, 27. [2] Matth. 23, 2—3.

II.

Es nennt der hl. Augustinus die Scene des Fischfanges „geheimnißvoll groß im großen Johannes-Evangelium“. Denn auf kleinem Raume, wie in einem engen Rahmen eingefaßt, stellt uns die Geschichte des Fischzuges die Zeiten bis zu ihrem Schlusse dar, von jenem uns allen wohlbekannten hochfeierlichen Tage der Pfingsten an, da die Apostel das geistige Netz ausgeworfen, bis zu jenem noch feierlichern, uns allen aber unbekannten Tage, da die Zeit von der Ewigkeit aufgenommen wird. Durch den Strom der Zeiten fährt das Schifflein der Kirche, anscheinend schwach und schwankend, wie der Fischerkahn auf dem Meere. Es beugt sich das Schifflein der Kirche unter dem Sturme. Die Woge schlägt hoch über dasselbe, die Nacht umhüllt es mit ihrem Dunkel, schon jauchzt der Ungläubige seinem nahen Untergange freudig entgegen; der Gläubige wird verlegen und bestürzt. Da legt sich der Sturm, der Himmel klärt sich auf und wird heiter, die Barke des Fischers der heiligen Kirche, welche man verloren glaubte, schwebt über den Wellen und fährt immer zart, aber immer siegreich die Zeiten hinab. Unterdessen sind die prunkenden Schiffe, welche die falschen Netze ausgeworfen, verschwunden. In der Geschichte liest man in größter Ruhe von den zertrümmerten Secten, wie auch auf dem Meere bei großer Ruhe und Stille die Trümmer und Bruchstücke längst gestrandeter Schiffe sich zeigen. Und das apostolische Amt wird in der Kirche fortleben, bis diese bei Christo an dem Gestade der Ewigkeit landet. Die Worte: „Werfet das Netz aus“ tönen immerdar fort und gelten für alle Zeiten. Das ist uns im Bilde unserer heutigen Geschichte dargestellt. Denn — um von diesem bildlichen Ausdrucke auf diejenigen überzugehen, welche es geradezu aussprechen, was der Apostel Amt ist — Christus sagt: „Gehet hin, lehret alle Völker bis ans Ende der Welt.“ Wenn sie die Gewalt haben, das zu thun, was der Herr am heiligen Abendmahle gethan, so soll sie ausgeübt werden, bis der Herr wiederkommt. Und der Heilige Geist, welcher am Pfingstfeste auf die Apostel herniedergestiegen, soll nach Christi ausdrücklicher Verheißung bei ihnen bleiben in Ewigkeit.

Also das Amt der Apostel kann nicht erlöschen, und wenn die Personen hinsterben, denen Christus oft genug ihren Tod vorausgesagt, treten andere an ihre Stelle, auf welche die Vollmachten und Gewalten sich überleiten. Was früher am französischen Königshofe Brauch gewesen, daß, wenn der König soeben verschieden, und sein Tod mit den Worten angekündigt wurde: „Der König ist todt“, sogleich auch mit Bezugnahme auf den Thronerben entgegengerufen wurde: „Der König stirbt nicht, es lebe der König!“ das gilt im vollsten Sinne vom apostolischen Amte: die Apostel sterben nicht, sie leben ewig.

So haben denn auch die Apostel, Christi heiliger Anordnung auf dem ganzen Raume und durch alle Zeiten nachkommend, Gehilfen in ihrem Amte bestellt, auf welche sie einen Theil ihrer Macht und Gaben übertrugen. Sie haben die sieben Diakonen aufgestellt, welche das Wort Gottes verkündigten, tauften und im heiligen Dienste des Opfers ihnen zur Seite standen, jene Diakonen, aus deren Mitte der Erste hervorgegangen, welcher den Tod des Zeugnisses für Christo gestorben, an den der weihende Bischof jedesmal bei der Weihe die Diakonen als ihren Helden erinnert. „Denket an Stephanus.“ Es haben die Apostel Bischöfe aufgestellt, denen sie alle Vollmachten des Amtes übertrugen, und in dem Briefe Pauli glänzen für alle Zeiten die Namen der heiligen Bischöfe Titus und Timotheus. Sie wieder haben Priester aufgestellt, welche für gewisse Verrichtungen gleichsam die Vervielfältigung des Bischofs sind, der Mund, durch welchen er die Lehre der Wahrheit verkündigt, die Hand, mit welcher er ausgreift, Gottes Gnade zu spenden und die Gläubigen zu regieren, wie auch Christus schon die 72 Jünger den Aposteln in untergeordneter Stellung beigegeben. „Ich habe dich darum in Kreta zurückgelassen, damit du, was mangelt, ersetzest und von Stadt zu Stadt Priester aufstellest, wie ich dir auch (mündlich) aufgetragen habe.“ [1] Durch die Auflegung der Hände aber setzten die Apostel in die heiligen Aemter ein und leiteten so die ihnen gewordene Gnade und Gabe des Amtes weiter fort.

Das ist die katholische Hierarchie, bestehend aus Bischöfen, Priestern und Diakonen, wie sie schon in der Heiligen Schrift gegeben und die Apostolischen Väter Clemens und Ignatius, die Schüler der Apostel, sie aussprachen, welche über alle Zeiten sich ausdehnt und in ununterbrochener Fortleitung von den Aposteln her durch rechtmäßig geweihte Bischöfe ihre Gewalten in neuer Weihe erhält.

Ihr werdet nicht irre werden können durch die Declamationen, wie dem Menschen, dem schwachen, gebrechlichen Menschen wohl so Großes soll anvertraut worden sein können? Wie Christus selbst als Mensch in unserer Mitte erschien und in menschlich vernehmbarer Weise, in menschlichen Worten Gottes Gedanken, die ewigen Wahrheiten ausgesprochen und Gottes Gnade gespendet, so hat er auch gleich von Beginn seines öffentlichen Auftretens an für menschliche Stellvertreter gesorgt, durch welche der Heilige Geist, der sein göttlicher Stellvertreter ist, sich ausspricht und die Gnade spendet. Zuerst hat er die lehrende Kirche hingestellt, die Fischer mit den Netzen in den Fluthen der Welt; dann hat sich um sie her, wie von dem Wellenschlag herbeigetragen, die hörende Kirche gesammelt.

---

[1] Tit. 1, 5.

Und wenn man euch hinweisen sollte auf die schlechten Sitten vieler Priester, wie sie in so vielen Büchern des breiten geschildert sind, so haben einmal schon die Erfahrungen der letzten Jahre euch gewiß vorsichtig gemacht, euch genug gewarnt. Groß ist die Macht der Lüge, sie hat die ehrwürdigsten, unbeflecktesten Männer nicht verschont. Ihr selbst habt an euch alle Bosheit und Beschränktheit der Lügner erfahren. Jeder, der nicht mit einem ganz schlechten Gedächtnisse geschlagen, weiß, mit welchen Lobsprüchen vor wenigen Jahren noch die Geistlichkeit der Rheinlande beschenkt wurde. Sie hieß die toleranteste, gebildetste in allen Landen weitum: in ganz Deutschland, in Europa, und sie brauchte es nur zu wünschen, auch auf dem ganzen Erdenrunde. Als aber die katholische Priesterschaft am Köder solcher wohlfeilen Lobsprüche unbeirrt vorüberzog und an ihrer Kirche und dem Papste hielt, der in unsern Tagen mit weiser Mäßigkeit und unerschütterlicher Standhaftigkeit den Stuhl Petri ziert, auf den wir stolz sind, und der in der Tiefe unserer Herzen lebt, da wandelte das Lob sich zornig in schmähende Verleumdung und Verdächtigung um. Was in diesen Monaten an Lüge und Verleumdung ersonnen, aufgeboten und vor euren Ohren ausgespieen worden ist, von dem giftigen Hohne, der über eure Andachtsübungen sich ergossen, bis zu den Nachrichten über Pest und Cholera, die über Trier brüteten und sich auf eure Leiber, durch das viele Beten herbeigelockt, angesetzt — das kann euch zum Beispiele und zum Maßstabe dienen, wie man mit der Geschichte früherer Zeiten, mit ihren Priestern und Anstalten umgegangen. Gott hat die ganze Schändlichkeit der Verleumdungen offengelegt, jeden Katholiken unseres Landes in die Lügenschmiede schauen lassen, aus der schon so viele Verleumdungen hervorgegangen.

Uebrigens, geliebte Brüder, können alle Gebrechen, welche am Priesterstande wirklich kleben oder ihm angedichtet werden, uns am Lehrworte der Kirche nicht irre machen, welches der Priester als Diener der Kirche ausspricht, mit welchem er sich selbst, wenn er entgegenhandelt, das Urtheil spricht. Jene Gebrechen können uns nicht irre machen an der Gnade Gottes, welche der Priester, wenn er die Sacramente spendet, nur überleitet, an der Regierungsgewalt, welche der Priester im Namen und Auftrage der Kirche ausübt. Die Gegner der Kirche mögen alles aufstöbern, — wir beneiden niemand um das Talent, — sie mögen die ehrwürdigsten und unbeflecktesten Männer vor ihren Richterstuhl ziehen, nach den Traditionen des Hasses ihr parteiisches Urtheil sprechen, sie an den Pranger stellen, ihre Ehre zerreißen und sich um die Fetzen nach Herzenslust zanken. Alles dies wird uns nicht irre machen an der Kirche. Schon der hl. Augustinus gibt in betreff menschlicher Sündhaftigkeit der kirchlichen Lehrer die echt katholische Vorschrift: „Pflückt die gute Lehre wie eine Rose mitten aus den Dornen heraus und hütet euch, daß

ihr, diese Rose pflückend, die Hand euch nicht beschädigen lasset durch das böse Beispiel."

Wer euch sodann auf die ungeheure Kluft hinweisen wollte, welche die katholische Priesterschaft zwischen Geistlichen und Laien zieht, durch welche sie die Geistlichen von den Laien scheide, sich als Herrscherin hochmüthig darstelle, die Laien aber tief unter sich auf die Kinderbank der Hörer setze, — der würde nur offenbaren, daß er nicht weiß, daß jeder Priester, welcher in der Kirche lehrt, zugleich selbst auch Hörer ist. Der Heilige Geist ist nicht dem einzelnen Lehrer der Kirche, nicht jedem Bischof für sich gegeben, sondern nur allen in ihrer Gesamtheit. Es ist also jeder Lehrer der Kirche selbst ein Hörer, er selbst hat als lernbegieriger Schüler vom Heiligen Geiste in der ganzen Kirche die Wahrheit empfangen, die nun lehrend sein Mund verkündigt, sowie auch Christi heilige Menschheit vom Sohne Gottes lernend die Wahrheit empfing. Jeder hat demüthig sich an die Kirche zu wenden und von ihr die Gnade zu empfangen, jeder den Geboten und der Leitung der Kirche willfährig sich zu unterwerfen.

Warum aber zeigen die Feinde der Kirche sich vor allem als Feinde der Hierarchie und verstecken hinter dem Hasse der geistlichen Gewalten ihren Haß gegen allen katholischen Glauben und alles katholische Leben samt und sonders? Mit den Katholiken, so äußern sie sich, ließe es sich noch so ziemlich auskommen, die duldet man, man kann sie vielleicht sogar lieben, wenn nur erst jene fanatische Hierarchie verschwunden wäre, wenn nur die Zeloten, die eifernden Sionswächter, die der Mündigkeit der Völker im Wege stehen, alle Bischöfe und Priester über den Polarzirkel hinaus wären. Warum das? Ihr könnt euch das schon aus der Geschichte des Fischzuges beantworten. Christus hat zwar nicht die schuldlos Irrenden, wohl aber die leidenschaftlichen Feinde seiner Kirche als „Wölfe", seine Gläubigen aber als „Schafe" bezeichnet, welche in seinem Namen, im Auftrage und in der Macht des ewigen Hirten, seine Stellvertreter auf Erden weiden. Schon diese bildlichen Benennungen zeigen uns klar, warum die Feinde der Kirche die Priester verfolgen. Einstmals, so erzählt die Weisheit in der Kinderschule sehr lehrreich, das Bild Christi ausführend, einstmals traten die Wölfe zu den Schafen hinan und boten den harmlosen Thieren ewigen Frieden an, versicherten sie, daß sie nichts anderes als ungeheuchelte Zärtlichkeit gegen die Schafe in ihren Wolfsherzen trügen und einen ewigen Friedensbund mit ihnen schließen wollten, wenn nur erst die lärmenden Wächter der Herden entfernt wären. Die Gutmüthigkeit der Schafe ging auf den Antrag ein — und was geschah? — — Amen.

Der Primat.

„Simon Petrus stieg hinein und zog das Netz, welches mit hundertdreiundfünfzig großen Fischen angefüllt war, ans Land; und obwohl ihrer so viele waren, zerriß das Netz doch nicht.“ Joh. 21, 11.

In der Lebensgeschichte des heiligen Papstes Gregor des Großen ist uns eine ganz kleine und stille Scene aufbewahrt, die nichtsdestoweniger reichen Inhalt in sich trägt. Es war nämlich ein berühmter Zeitgenosse des großen Papstes, der hl. Gregor von Tours, ausgezeichnet durch Verdienste um Wissenschaft und Reich, auf einer seiner Reisen in Rom angekommen. Er wurde mit hoher Auszeichnung empfangen. Papst Gregor der Große begleitete ihn selbst durch die Straßen Roms, dem geehrten Gaste die Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt zu zeigen. Was diesem seinem freundlichen Begleiter aber sehr auffiel, war der Umstand, daß Gregor von Tours von sehr kleiner Statur und höchst unansehnlichem, dürftigem Aeußern war. Gregor von Tours sah, daß sein Begleiter ihn verwundert und befremdend mit den Augen maß, und errieth bald den Grund der Verwunderung, daß der Römer an ihm eine andere Gestalt, ein anderes Auftreten, ein imponirenderes Erscheinen erwartet hatte. Lächelnd wandte er sich zum Papste und sprach: „Der Herr ist es, der uns hervorgebracht hat und nicht wir uns selbst; der Herr ist derselbe in den Großen wie in den Kleinen.“

Daß der Herr in dem Kleinen und Unscheinbaren oft noch größere Kraft und Gabe, Geist und Gedankentiefe und Gedankenreichthum niedergelegt hat als in dem, was groß und glänzend in die Augen fällt, das muß man vor allem festhalten, wenn man Christi demüthiges Erscheinen und Wirken, die ganze Größe und den ganzen Umfang seiner Worte und Thaten erfassen will. Wir haben vor acht Tagen nichts Größeres als eine schwächliche Fischerbarke ins Auge gefaßt, die auf den Wassern des Binnensees von Galiläa schwebte, auf ihren schwanken Brettern einige Fischer trug, mit ihrem armen, bescheidenen Gewerbe beschäftigt. Der Herr, der Auferstandene, das Licht der Menschen, war, als das irdische Morgenlicht aufgedämmert, am Ufer ungekannt erschienen. Auf sein Wort hatte eine wunderbar große Zahl von Fischen in den bisheran leer gebliebenen Netzen sich eingefunden. Fröhlich zieht nun der arme Kahn mit dem überreichen Fange aus den unstäten Wellen auf das feste, ruhige Land, und die wohlbeschenkten Fischer sind auf einige Zeit wieder sorgenfrei. Schließt nun dieses Wunder sich im Kreise dieser armen Fischer ab? Hat es damit genug gethan, daß es an diesen Dürftigen sein stilles Erbarmen geübt? Und ist es, klein in seinem äußern Auftreten, ohne

höhere Bedeutung? Nein, antwortet der heilige Papst Gregor der Große, dem hier der hohe Inhalt in der kleinen Gestalt nicht entgeht; nein, antwortet der große hl. Augustinus, und wir mit ihnen. Es birgt sich viel Größeres in den unscheinbaren Gestalten. Es hat sich die lieblich-ernste Geschichte dargestellt als ein Gleichniß, als ein kleines, gedrängtes Bild einer außerordentlich großen Geschichte, in welche wir alle verflochten sind, in die wir schon damals verflochten waren, als wir durch Gottes Gnade in die rettenden Netze seiner heiligen Kirche auf den Wassern der Taufe geführt wurden. Sie hat sich dargestellt als eine Geschichte, welche durch lange Jahrhunderte hinläuft vom ersten christlichen Pfingsttage, an welchem Petrus zuerst nach Christi Himmelfahrt sein heiliges, apostolisches Netz mit so großem Segen in die Menschenscharen ausgeworfen, bis zum ernstesten aller Tage, da die Zeit in die Ewigkeit aufgenommen wird. Das Evangelium des hl. Johannes, welches im ersten Kapitel sogleich mit dem Adlerfluge zur dreieinigen Gottheit und ihren Geheimnissen sich erhoben, schließt in seinem letzten Kapitel tiefernst mit dieser viel umfassenden Scene würdig ab. Die Kirche ist uns im Bilde des Schiffes erschienen, ein Bild, das die Vorstellung und die Sprache aller christlichen Völker festgehalten hat, so daß sogar seit uralter Zeit die innern Räume des Kirchengebäudes, wo das Lehrwort erschallt, die Gnade gespendet wird, mit dem Namen „Schiff der Kirche" bezeichnet werden. In den Fischern aber trat im Bilde das apostolische Amt, der geistliche Stand mit seiner dreifachen Gewalt des Lehrens, der Gnadenspendung und der Regierung vor unsere Augen hin. Ein Zug in dem bedeutungsreichen Gemälde dieser Geschichte ist noch zurück. Wir haben bei der Darstellung des apostolischen Amtes keinen Apostel als vor seinem Mitapostel ausgezeichnet betrachtet. Es tritt aber wirklich in der Scene des Fischzuges ein Apostel vor allen andern ausgezeichnet auf dem Schauplatze der Geschichte auf. Petrus ist die Hauptperson beim Fischzuge. Simon Petrus sprach, wie der heilige Evangelist Johannes erzählt, zu ihnen: „Ich gehe fischen. Sie sprachen zu ihm: Auch wir wollen mit dir gehen. Sie gingen also hinaus und stiegen in das Schiff."[1] Petrus ist es auch, der, nachdem er durch die Fluthen zu Jesus geeilt, wieder auf Christi Befehl das Schiff besteigt. Petrus ist es, der das Netz aus den Fluthen an das Land zu Jesus hinzieht. Und wie er hier in dieser an bildlichen Beziehungen so reichen Geschichte im Vordergrunde der Apostel steht, so überträgt Jesus ihm auch hier an den Fluthen das Oberhirtenamt über seine ganze Kirche. Es ist das Amt und die Würde des Papstes, welche wir heute in Petrus sowohl als in seinen Nachfolgern ins Auge fassen.

[1] Joh. 21, 3.

I.

Nachdem Andreas Christum hatte kennen lernen, ruft er, sobald er seines Bruders Simon ansichtig wurde, in seliger Freude ihm gleich die frohe Botschaft zu: „Wir haben den Messias gefunden", und es war ihm Herzensangelegenheit, auch seinen Bruder in die Nähe der Menschenfreundlichkeit Gottes, die in Jesu Christo erschienen war, die ihn schon erwärmt und gewonnen hatte, zu bringen. „Und er führte ihn zu Jesus hin."[1] Nichts anderes wollte Andreas als einen ganz einfachen, schlichten Gläubigen dem Herrn in seinem Bruder zuführen. Jesus aber, wie Johannes erzählt, schaute ihn an, den neuen Ankömmling. Vor seinem allsehenden Auge ist die ganze Zukunft des Fischers aufgeschlagen, und er spricht in feierlichem, prophetischem Tone zum armen Fischer: „Du bist Simon, des Jonas Sohn; du wirst Cephas genannt werden, welches verdolmetscht wird: Petrus."[2] Du bist Simon; den armen Fischer bezeichnet dein wenig geachteter Name; du wirst einen neuen Namen erhalten. Jesus verleiht ihm noch nicht den neuen Namen, er verspricht ihm die Verleihung desselben. Aber dieses Versprechen ist schon wie ein Lichtstrahl, welcher aus der Zukunft auf den demüthigen Jünger fällt und ihn vor den Aposteln auszeichnet. Eine Auszeichnung liegt bei den Morgenländern in solcher Verleihung eines neuen Namens. Wohl ist es nun schon eine hohe Würde, zu welcher Christus die Zwölfe erhoben, da er sie zu seinen Aposteln, zu Sendboten seiner Wahrheit und Spendern seiner Gnade, zu Regierern seiner Kirche erhebt. Aber es muß die Würde des Petrus die aller andern Apostel überragen, da ihm allein und keinem Apostel außer ihm eine wahre Namensveränderung von Christus vorausgesagt wird. Und wie viele Ahnungen, wie große Hoffnungen und Erwartungen mußten die Jünger des Herrn an denjenigen knüpfen, welchem in der neuen Ordnung der Dinge der vielsagende, bedeutungsreiche Name des Felsen sollte gegeben werden! Noch ließ der Herr aber auf dem Namen Dunkel ruhen, noch ist seine Verheißung von Räthseln umschwebt, welche erst später sich lösen sollten.

Inzwischen folgt Simon, des Jonas Sohn, seine Zukunft Christo anheimgebend, mit den andern Aposteln seinem Herrn und Meister auf allen Wegen mit feuriger Liebe und Treue. Er hört aus seinem Munde Gottes Wahrheit und legt sie in seinem Herzen nieder. Er hat vor seinen Augen das leuchtende Beispiel seines Lebens; er erkennt bewundernd des Meisters Macht und Größe in seinen Wunderthaten. Da endlich fordert Christus in der Gegend von Cäsarea Philippi in feierlichem

[1] Joh. 1, 41—42. [2] Joh. 1, 42.

Momente Rechenschaft von den Aposteln, was nun das Weilen in seiner heiligen Nähe, mit allem, was sie Großes hatte, ihnen für ihren Glauben gefruchtet. „Wofür halten die Leute den Menschensohn?“ hatte er seine Apostel gefragt. Sie sind um die Antwort nicht verlegen. Sie geben ihm genau an, wohin das schwankende und unsichere, das irrige und verkehrte Rathen und Meinen der Leute über Christus sich geäußert. Und es erhebt sich von neuem die Frage Christi, diesmal aber auf den eigenen Glauben der Apostel hingewendet. „Ihr aber, für wen haltet ihr mich denn?“ Ihr, die ihr schon so lange in meiner Nähe euch gesonnt, die ihr vom Lichte meiner Lehre mehr als alle andern erleuchtet worden, ihr, die ihr den Glanz meiner Wunder gesehen, — für wen haltet ihr mich? Gegenüber der hehren und entscheidenden Frage zeigt sich nun auch die Größe dessen, über dessen Haupt Christi Verheißung schwebt. Den sein Bruder Andreas zu Christus hingeführt, er ist schon allen Aposteln vorausgeeilt in klarer Erkenntniß und feurigem Bekenntniß. „Du bist Christus,“ spricht er, „der Sohn des lebendigen Gottes.“ [1]

Das ist der Augenblick, den Jesu Versprechen vorausgesagt, auf den es gewartet. Nun wird der Apostel, der mit seinem Glauben Christo gehuldigt, mit der Auszeichnung des neuen Namens belohnt. „Selig bist du, Simon, des Jonas Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist. Und ich sage dir: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle werden sie nicht überwältigen.“ [2] Es geziemt sich, daß der Herr des Namens Sinn und Bedeutung aufschließe; pflegen ja auch die Künstler, wenn das Bild vollendet, die Decke wegzunehmen und es allen bloßzustellen. Petrus erscheint also hier von Christus erwählt als starkes und unerschütterliches Fundament, auf welchem der Bau seiner Kirche gefestet ruht. Zwei Eigenschaften sind es, welche durch Petrus der Kirche zukommen, welche unter dem Bilde der Gründung auf den Felsen dargestellt sind: die geschlossene Einheit und die unverwüstliche Dauerhaftigkeit. Ohne gemeinsames Fundament wäre keine Einheit des Baues da; es gäbe wohl einzelne Steinmassen, aber nicht einen Bau. Wäre es aber Sand, worauf der Heiland gebaut, so würde sein Bau nur zu sehr dem Baue des thörichten Mannes gleichen, den der Herr selbst geschildert, jenem Baue, der, wenn der Sturmwind darüber herbraust, der Regen ihn peitscht, in großem Falle niederstürzt. Auf diesen Felsen aber soll der Bau seiner Kirche unerschütterlich gegründet sein. Es ist der Fels auf die Macht der Hölle gelegt, und selbst wenn

---

[1] Matth. 16, 13—16. [2] Matth. 16, 17—19.

die Hölle all ihre Macht aufbietet, sich windet und tobt, „die Pforten der Hölle", sagt der Heiland, „werden sie nicht überwältigen".

In einem andern Bilde noch stellt Christus darauf die Hoheit des Petrus dar. Die Schlüssel sind als das Zeichen der Regierungsgewalt, der höchsten Vollmacht im Alterthum angesehen worden. Wer sie trägt, regiert; wem sie angeboten werden, der wird als Herr und Regierer anerkannt. Noch bis auf diese Stunde ist es in einigen Reichen Brauch, daß bei der Ankunft der Könige diesen als den Herrschern die Schlüssel der Stadt entgegengetragen werden. Christus, selbst Herr und König seiner Kirche, die nicht von dieser Welt, wohl aber in dieser Welt ist, spricht verheißend zu Petrus: „Dir will ich die Schlüssel des Himmelreiches, d. i. der Kirche, geben; was immer du binden wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gebunden sein, und was immer du lösen wirst auf Erden, das soll auch im Himmel gelöset sein."[1] Wunderbare Macht, welche dem Petrus versprochen wird! Seine Hand, regierend, bindend und lösend, reicht mit ihrer Kraft bis in den Himmel hinein. Seine Anordnungen finden im Himmel ihre Bestätigung; was er auf Erden gebietend spricht, das tönt in den Räumen des Himmels nach. So hat der Herr Petri Glauben mit dieser Verheißung reichlich belohnt. Ihm allein vor allen Aposteln und über sie emporgehoben und ausgezeichnet ist die Verheißung geworden. Und wenn der Herr später allen Aposteln insgesamt die Löse- und Bindegewalt verheißen, so spricht schon der Umstand, daß dem Petrus vor allen andern Aposteln offenbar eine Belohnung vom Herrn zugesagt worden, dafür, daß nicht die andern Apostel nun die gleiche Macht wie Petrus empfangen sollen. Es ist seine Binde- und Lösegewalt eine ausgezeichnete, gerade wie wenn Johannes genannt wird „der Jünger, den Jesus lieb hatte", die ausgezeichnete Liebe zu verstehen ist. Den andern Aposteln wird auch nur in Verbindung mit dem früher schon ausgezeichneten Petrus die Binde- und Lösegewalt verheißen. Ihm allein aber sagt der Herr voraus, daß er die Schlüssel seines Reiches empfangen werde.

Die wirkliche Einsetzung des Petrus in die Regierung aber kann erst stattfinden nach der Auferstehung, da Jesus, dem Leben dieser Zeitlichkeit entronnen und so der Sichtbarkeit entrückt, in sein unsterbliches, verklärtes Leben eingegangen ist. Außerhalb der Fluthen auf dem festen Ufer aber steht Christus, der nicht mehr leiblich sichtbar unter uns bleiben wollte, von seinen Aposteln umgeben. Hier überträgt er dem galiläischen Fischer die Obergewalt über seine Kirche. Er fordert von ihm zuerst die Huldigung seiner Liebe. Wie auf das Bekenntniß seines Glaubens an Jesum als den Sohn des lebendigen Gottes der Name ihm gegeben worden, so wird

[1] Matth. 16, 19.

jetzt auf das Bekenntniß seiner Liebe die Verheißung, die in dem Namen ruht, erfüllt. „Liebst du mich mehr als diese?" spricht Jesus, auf die andern Apostel hinweisend. Größere Liebe fordert er, weil größere Auszeichnung er ihm zuwendet. Dreimal kommt die Frage aus des Herrn Mund, denn dreimal hatte der Felsenjünger in der Verläugnung gezittert und gewankt. Und der Herr spricht: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe."[1] Lämmer und Schafe hat er selbst aufgesucht und heimgeholt in den kurzen Tagen seines Erdenlebens; Lämmer und Schafe aber ohne Zahl, so weit die Erde reicht, sah er vor sich und sprach: „Ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstalle sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören, und es wird **ein** Schafstall und **ein** Hirt werden."[2] Ueber alle Schafe, welche er besitzt, setzt er den Petrus im Beisein der andern Apostel und ihn allein zum Hirten ein, er, der sich schlechthin den guten Hirten, den Petrus den „Erzhirten" nennt[3]; er stellt den Petrus hin als seinen sichtbaren Vertreter, der als Hirte vorsorgend lenkt und leitet, der zur Heilsnahrung auf die ewig grünen Auen der Lehre führt, aus dem Brunnen der Gnade tränkt, von den Giftgewächsen des Irrthums abhält, gegen den Einbruch feindseliger, wilder Gestalten schützt und schirmt.

Nun, da zu so Großem Petrus vom Heilande ausersehen, da er der Fürst der Apostel ist und die Kirche zur Einheit verbindet, nun verstehen wir auch die Sprache, welche Christi Benehmen und Wunder reden, da auch sie mit beredsamer Zunge eine Auszeichnung des Petrus verkündigen. Da Jesus zwei Schiffe am Ufer des Sees von Genesareth stehen sieht, steigt er in dasjenige, welches dem Simon Petrus gehört. Dieses Schifflein ist Christi Kanzel; dieses Schifflein und Petri Netz werden mit dem großen Fischzuge gesegnet. Wiederum ist es Petri Schifflein, welches nach der Auferstehung Christi auf dem See Genesareth schwimmend Christo für seine Offenbarung dient. Zu diesem Schiffe ruft Jesus als Käufer hinüber, und Petrus zieht das gefüllte Netz mit dem ganzen Inhalte ans Ufer zu Jesus hin. Dem Petrus erscheint Christus früher als den andern Aposteln, ihm allein zuerst und dann ihm mit den andern Aposteln; „ihm zuerst", sagt der hl. Chrysostomus, „als dem Fürsten der Apostel". Nun dehnt sich die Rede Christi aus über das für die Kirche so hochwichtige Leben des Petrus. Er verkündigt ihm den Martertod, der in seinem Greisenalter zur hehren Krone des Amtes und schönen Krone des Alters noch die dritte Krone, die Martyrkrone, ihm bringen sollte. Nachdem er ihm sein Todeslos verkündigt, schließt er Petri Leben und Petri Sterben in die denkwürdigen Worte zusammen: „Folge mir nach." Folge mir

[1] Joh. 21, 15—17. [2] Joh. 10, 16. [3] 1 Petr. 5, 4.

nach in der sichtbaren Regierung meiner Kirche, folge mir nach im Tode. Der Größe des Amtes entspricht auch der Tod.

So vom Heiland vor allen Aposteln ausgezeichnet, erscheint Petrus auch nach der Himmelfahrt an der Spitze der Apostel. Er veranlaßt die Wahl des Matthias an des Judas trauriglere Stelle; er hält am Pfingstfeste die erste Predigt mit glühender Feuerzunge; er wirkt das erste Wunder an dem Lahmgebornen an der Pforte des alttestamentlichen Tempels; er nimmt die ersten Heiden auf; er spricht zuerst auf der Versammlung zu Jerusalem; er besucht die christlichen Gemeinden auf einer Rundreise [1]. Ihn zu besuchen, kommt Paulus nach Jerusalem [2]. Auch die Evangelisten gestehen ihm, wenn sie die Apostel aufzählen, den ersten Rang zu. Sein Name prangt an der Spitze der aufgeführten Apostel, einmal sogar mit der ausdrücklichen Bezeichnung „Petrus der Erste" [3]. Und doch war Petrus nicht der zuerst berufene Apostel; wurde er ja erst von seinem Bruder Andreas zu Jesus geführt, von jenem Andreas, der später weit hinter ihn zurücktritt. Und doch war nicht Petrus, sondern Johannes derjenige Jünger, den der Herr vor allen andern liebt, dessen süßester Ehrentitel von dieser Liebe des Herrn genommen ist, und Jacobus der Aeltere war der erste aus der Schar der Apostel, welcher des Martertodes starb. Groß ist gewiß der Vorzug der Liebe, den Johannes genoß, groß der Ruhm des Jacobus, aus der Heldenschar der Apostel der erste Martyrer zu sein. Und doch kann diese Größe die Evangelisten nicht bestimmen, in der Aufzählung der Apostel den Johannes und Jacobus regelmäßig vor die andern zu stellen. So tief aber ist ihnen die Größe Petri ins Herz geschrieben, daß er immer zuerst genannt wird. Und wenn die Schar der Apostel überschaut wird, dann leuchtet oft Petrus noch hervor; es heißt: „Petrus und die übrigen", „Petrus mit den Elfen" [4], und der Engel sagt zu den Frauen: „Sagt es seinen Jüngern und dem Petrus." [5] So leuchtet auch später in den Schriften der heiligen Väter, der unmittelbaren Schüler der Apostel, Petrus hervor. Wo der hl. Ignatius, Schüler des Apostels Johannes, die Erscheinung Christi, des Auferstandenen, vor den elf Aposteln erzählt, sagt er: „Christus sei denen erschienen, die um den Petrus gesammelt waren."

So mit den Namen benannt, welche ihn hoch über alle andern Apostel hinauserheben, zieht Petrus von Gottes Fügung geleitet, hin nach Italien, nach jenem Lande, das, am Herzen Europas angelagert, wie ein langes Vorgebirge ins Mittelländische Meer hineinragt, allen Ländern offen steht, das nach Asien und Afrika gleichsam seine Arme ausbreitet, leicht gibt und leicht empfängt, wie von der Natur zu einem Mittel-

---

[1] Apg. 9. [2] Gal. 1, 18. [3] Matth. 10, 2. [4] Apg. 2, 14.
[5] Marc. 16, 17.

punkte der Welt bestimmt, zur Weltstadt Rom. Als armer, demüthiger Fremdling läßt er mit seinem unsichtbaren, überirdischen Reichthum und Glanz am Fuße der Paläste sich nieder, welche die stolzen Kaiser bewohnen, und während die Geschicke der alten heidnischen Weltstadt zur Neige gehen, trägt er die neuen Geschicke der Hauptstadt der Christenwelt bei sich. Er stirbt am Kreuze, wie sein Meister gestorben. „Folge mir nach", hatte der Heiland gesagt. Nur das eine hat seine Demuth zu erflehen, daß man ihn umgekehrt kreuzige. Vor der Qual des Kreuzestodes erschrak sein Heldenmuth nicht, wohl aber erschrak seine Demuth. Hier sterbend hat er mit seinem römischen Bischofssitze zugleich das Erbtheil der Worte Christi: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe," seinen Nachfolgern zurückgelassen. Mit seinem Blute, mit seinem Opfertode aber hat er Rom auf ewige Zeiten zum Sitze des Oberhauptes der Kirche geweiht, jene Stadt, über welche ein ganzes Weltalter hingeschritten ist, wo es hineilend die Denkmäler seines Glanzes zurückgelassen, wo jeder Schritt und Tritt Anziehendes und Lehrreiches zeigt, wohin die heiße Sehnsucht den Freund des Alterthums und der Kunst zieht, wo unter dem azurnen Himmel Leute aller Völkerstämme leben können, wohin der Arzt den Kranken sendet, seine Gesundheit zu suchen, da ist auch die geistige Mutterstadt der Gläubigen.

II.

Das war ein kurzes Wort, welches der Herr am abgeschiedenen Ufer des Galiläischen Sees, von den Jüngern, den Zeugen seines Ausspruches, umstanden, zu dem demüthigen Jünger gesprochen, mit dem er ihn an seiner Stelle zum Oberhirten seiner gesamten Kirche bestellt. Dieses Wort aber ist auf alle Zeiten hin für die Verfassung der Kirche bestimmt. Sehet alle Bilder an, unter denen Christus den Petrus als Haupt der ganzen Kirche und als Apostelfürsten bezeichnet; fraget bei diesen Bildern an, ob sie eine Fortdauer der Würde aussprechen, und ihr empfangt sogleich den rechten Aufschluß. Vergleicht Christus seine Kirche einem Gebäude, so heißt Petrus das unerschütterliche Felsenfundament, auf welchem die Kirche ruht. Petrus ist also dargestellt als derjenige, ohne welchen das Gebäude der Kirche nur den wehmüthigen Anblick eines wüsten Trümmerhaufens darbieten könnte. Stellt Christus in derselben Rede seine Kirche als sein Reich dar, so wird Petrus als der Herr, der Schlüsselträger des Reiches dargestellt. Es muß aber, so lange ein Reich besteht, auch ein Oberhaupt des Reiches da sein, und ohne Oberhaupt würden die in Ordnung geeinigten Kräfte in Aufruhr auseinanderfahren. Zieht man das Bild der Herde vor, um die Kirche Christi zu bezeichnen, so nennt er Petrus den Hirten, welcher seine Lämmer und Schafe weidet, gibt ihm also jenes Amt, welches immerwährend da sein muß, soll anders

die Herde in Wohlsein und Ordnung auf Gottes Auen gehalten werden. Wenn der Tod den Hirten nimmt, ohne daß sein hinsinkender Hirtenstab von anderer Hand ergriffen wird, so zerstreut sich die Herde, und das Wort des Propheten: „Ich will den Hirten schlagen, und die Herde wird sich zerstreuen"[1], war an den Aposteln selbst bei Christi Leiden und Sterben genugsam erfüllt worden. Wenn aber schon der kleine Bau der Kirche, wie er sich bei Lebzeiten des hl. Petrus erhob, des einigenden, festtragenden und zusammenhaltenden Fundamentes bedurfte, so darf sicher, wenn im Laufe der Jahrhunderte Steine zu Steinen sich fügen und weithin über die Länder die Kirche Christi sich ausbaut, das Fundament nicht fehlen. Wenn das kleine Reich Christi in den ersten Zeiten des Ansehens und der Macht des Schlüsselträgers und die kleine Herde Christi zu Petri Zeiten des zusammenhaltenden und führenden Hirtenstabes bedurfte, so wird Petrus die Schlüssel und den Hirtenstab nicht mit sich ins Grab genommen haben, während immer weiter und weiter die Grenzen des Reiches über die Erde hinaus und aus den Verirrungen des Heidenthums die verirrten Schafe in die Herde Jesu Christi getragen wurden.

So begegnet überall in der Geschichte der ersten Jahrhunderte der Fels Petri unserem Blicke, bei jedem Schritt und Tritt treffen wir auf ihn. Darum sprechen denn auch die heiligen Väter der ersten Jahrhunderte so, als ob Petrus sich nicht zur Ruhe des Grabes gelegt, als ob er unsterblich in der Kirche sei. „Petrus kann nicht sterben; Petrus lebt und regiert auf seinem Sitze; Petrus spricht durch seine Nachfolger", — so klingt es uns von allen im Alterthum entgegen. Der gemeinsame Glaube der alten Zeit von den Tagen der Himmelfahrt Christi an wird uns auf der heiligen Kirchenversammlung zu Ephesus durch den Priester Philippus mit den Worten ausgesprochen: „Daran zweifelt keiner, das ist vielmehr allen Jahrhunderten bekannt, daß der hl. Petrus, der Fürst und das Haupt der Apostel, das Fundament der katholischen Kirche, in seinem Nachfolger noch immer lebt und Entscheidungen gibt, und in Zukunft immer leben wird."

Nach Rom, dem ehrwürdigen Sitze des hl. Petrus, sind die Blicke und Herzen der Christen in den ersten Jahrhunderten hingewendet. Schon Ignatius, der Schüler nicht des hl. Petrus, sondern des hl. Johannes, ganz auch nach dem hl. Johannes gebildet, begrüßt in seinem Briefe an die Römer die römische Kirche mit der einfach großen Bezeichnung der „Vorsteherin des Liebesbundes", d. h. der christlichen Kirche. Polycarpus, ein anderer Schüler des Apostels Johannes, unternimmt die mühevolle Reise nach Rom, um über kirchliche Angelegenheiten mit dem

[1] Zach. 13, 7.

Papste Anicetus sich zu besprechen. Als Streitigkeiten die Christengemeinde zu Korinth betrübten und zerrissen, wandte man sich um Abhilfe an Papst Clemens auf dem Stuhle des hl. Petrus. Es geschah dies in einer sehr frühen Zeit, da noch Johannes der Apostel, der geliebte Jünger, dem Orte der Streitigkeiten näher, zu Ephesus in Kleinasien lebte.

Nun reden die Feinde und Verleumder unserer Kirche von dem Ehrgeize der römischen Bischöfe, welcher sie zum obersten Range in der Kirche hinaufgetrieben. Sie meinen, die Menschen früherer Zeit hätten blindlings geglaubt, und einige Ehrgeizige hätten die ganze Welt wie an einem Drahtfaden regiert. Allein diese Anerkennung des Ranges der römischen Bischöfe, die schon bei den Schülern der Apostel sich zeigt, reicht in der Zeit über alle möglichen Anstrengungen des Ehrgeizes hinauf. Wenn aber der Ehrgeiz die römischen Bischöfe getrieben hätte, sich über die andern Bischöfe hinaufzuschwingen, so würde doch sicher der Ehrgeiz in den andern nicht geschlafen haben, daß sie ruhig und schweigend unter alle ehrgeizigen Pläne sich gefügt. Und die Männer auf dem Apostolischen Stuhle, die als Greise wankend die Stufen zum hohen Sitze hinanstiegen und bereit waren, sich ins Grab zu legen, — sollen sie noch auf die Rathschläge menschlichen Ehrgeizes gehört und ihr Leben, das im Dienste Gottes und in der Liebe des Nächsten verflossen, nun noch an die thörichten, eitlen und kindischen Mühen des Ehrgeizes verwenden? Oder erinnert vielleicht die Kirche den Papst nicht an die Vergänglichkeit seines Glanzes? Hält sie ihm vielleicht fern die schreckenden und demüthigen Todesgedanken? Darauf mögen die Ceremonien antworten, welche den Wahlakt des Papstes begleiten. Am Tage der Erwählung schon, ehe der Gewählte noch die Kirche verlassen, zündet der Ceremonienmeister dreimal den Werg im Lichte an; wenn dann der leicht endzündliche Werg dreimal rasch hinflackert und in Asche zusammensinkt, spricht der Ceremoniarius, auf den Knieen die Vergänglichkeit des Irdischen beklagend, die ernsten Worte: „Heiliger Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt!“ Der so Gemahnte wird dann durch das Schiff, wo die Gräber der römischen Päpste sind, hindurchgeführt, damit er am Tage seiner Erhebung der Hinfälligkeit gedenke, wie auch Christus am Tage seiner Verklärung über seinen Tod gesprochen und beim Triumpheinzuge in Jerusalem Thränen vergossen ob der baldigen Zerstörung. Und sollten die Päpste nicht die Last der Anstrengung, den Anlauf der Sorgen, die Kämpfe und Mühen gescheut haben? Als vor ungefähr 300 Jahren der deutsche Kaiser Karl V., der von seinem Reiche rühmen konnte, daß in ihm die Sonne nicht untergehe, in Brüssel die Krone der flandrischen und spanischen Provinzen an seinen Sohn Philipp II. übergab, beklagte er unter Thränen die Mühen des gekrönten Lebens und sprach: „Unter dieser meiner Krone, so lange ich sie trage, habe ich noch nicht eine Viertelstunde reine Freude

genossen, noch nicht eine Viertelstunde ohne Angst und Kummer verbracht." Und es sollte die päpstliche Regierung der Kirche nicht sorgenvoll sein in so vielen Gefahren, die zu allen Zeiten die Kirche bedrängten? O wohl gesellt sich zur dreifachen Krone des Papstes das dreifache Kreuz, das ihm vorgetragen wird! „Jede Krone folgt ihrem Kreuze", wie schon die alten Verse sagen. Wie oft erschraken die Päpste vor ihrer Würde und Bürde! Da man dem heiligen Papst Pius V. seine Erwählung kund that, erblaßte er und sprach: „Als ich noch einfacher Ordensgeistlicher des hl. Dominicus war, hoffte ich vertrauensvoll mein Heil zu gewinnen; zum Bischof gewählt, wurde ich schon von großen Sorgen geängstigt; als Papst aber muß ich fast daran verzweifeln, das Heil zu gewinnen, denn wie will ich Gott Rechenschaft geben können von so vielen Seelen, da ich kaum mit meiner eigenen Seele fertig werden kann?" Und mit mächtigem Ernste wieder blickte die päpstliche Krone aus dem Grabe sie an. „O", rief Leo XI. auf dem Sterbebette aus, „viel besser wäre es für mich, Pförtner eines Klosters gewesen zu sein, als die Schlüssel des Himmelreiches getragen zu haben."

Vom römischen Sitze ging mächtig und siegreich das Werk der Glaubensverbreitung über die unbekehrte Welt aus. Die ganze Geschichte, alle Schicksale der christlichen Kirche sind von dem Namen, dem Thun und Leiden der Päpste durchwirkt. Von ihren hohen Tugenden beschienen, wachen die Blüthen der Gottseligkeit in den Ländern auf. Von ihnen sind die Länder zum Christenthum bekehrt worden, in denen später der Name „Papist" zum Schimpfe zurückgeschleudert wurde, die indessen mit dem Schimpfen über das Papstthum sich selbst, ihren christlichen Ursprung, ihre christliche Wiege beschimpfen. Von ihnen haben jene Länder Bildung und Gesittung erhalten, die später mit Flüchen, mit einem grausamen Strafcodex sich vor Roms Einflüssen sicher stellten, in denen zwar jeder geheime Bund mit seinen auswärtigen Meistern, nicht aber die Katholiken mit ihrem Oberhaupte in freiem Verkehre bleiben durften. Von diesem Stuhle hatten jahrhundertelang die Seelenhirten der europäischen Länder ihre Ernennungen, ihre Befehle, ihre Lenkung empfangen. Die Ueberlieferung der Römischen Kirche verkündigten jahrhundertelang die Prediger; mit diesem Stuhle hingen die Gläubigen zusammen. Könnt ihr nun glauben, daß dieser Sitz, von welchem die großen Bekehrungen ausgegangen, mit dem jahrhundertelang alle Priester und Prediger des Evangeliums, einige Irrlehrer da und dort ausgenommen, zusammengehangen, von dem sie die Lehre und gottesdienstliche Uebung genommen, nichts anderes als der Sitz des Antichristes, ein Hügel voll Anmaßung ist, der im Maulwurfsstreben menschlichen Ehrgeizes aufgewühlt und zu solcher Höhe gethürmt worden? Ihr müßtet dem großen Baume des Glaubens, unter welchem die Völker ruhen, seine Krone abbrechen, müßtet

die schönsten Wunder des Christenthums zerbrechen, müßtet unsere ganze geschichtliche Entfaltung auf Lug und Trug gestellt sein lassen, wenn ihr jenes nur annehmen wolltet.

Sehet die Reiche der Welt seit jenem Tage, da Christus auf dem Ufergrunde des Galiläischen Sees den Petrus als Oberhirten aufgestellt. Glänzenden Sternen gleich sind sie aufgezogen; nachdem sie eine Zeitlang auf ihrer Höhe gestanden, ist ihr Licht erbleicht, und sie haben sich zum Untergange geneigt; ihre Bahnen sind unwiderruflich geschlossen. Nur die Geschichte erzählt uns oft Erstaunliches von ihrem ehemaligen Glanze, und ihr Fingerzeig weist uns die Stelle, wo sie einst gestanden. Das Wort aber, welches der Herr, der Unsterbliche, auf dem Ufergrunde an den Fluthen zu Petrus gesprochen, — es steht auch außer den Fluthen der Zeiten gefestigt. „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe“ — anscheinend geringe Worte des Hirten; man sollte meinen, der Lärm der Welt habe diese bescheidenen Worte aufgefressen, wie das Rauschen des Meeres den Gesang des Hirten an seinen Ufern und die Töne, die er seiner Flöte entlockt, verschlingt. Aber in diesen geringen Worten birgt sich eine unversiegliche Gotteskraft. Die Einrichtung, welche Christus in diesem Worte in seine Kirche eingesenkt, hat sich entfaltet, und hoch steht über allem auf- und abfluthenden Wechsel der Zeitlichkeit der Fels, welcher die heilige Kirche trägt, und hat den Staub der Sterblichkeit von sich abgeschüttelt.

Und doch sind so viele Verheerungen über Rom hingegangen. Als die Völkerfluthen sich in der Völkerwanderung über die europäischen Länder ergossen, als diese Fluthen alle Bildung der alten Welt begruben, da schlugen sie auch an Petri Stuhl. In langen Kämpfen für die Freiheit der Kirche hat der Römische Stuhl gerungen. Die Bischöfe von Rom hat man aus ihrer bischöflichen Hauptstadt davon geführt. Jener Kaiser, der, aus den Wogen der Revolution aufsteigend, ihre Gewalt unter seine Füße beugte, ist mit eisernem, schallendem Tritte durch die Länder geschritten. Ihm haben die Völker gehuldigt, und uralte Fürstenkronen sind vor dem zornigen Hauche seines Mundes zersprungen. Von den Pyramiden, von denen 2000 Jahre verwundert auf ihn niederschauten, bis zum Kreml von Moskau sind seine Adler über die Länder gezogen, auf ihren Fittichen seine Siege tragend. Es sollte der Papst bei ihm werden, zu was andere Fürsten gerne die Bischöfe gemacht; zu seinem Hofschranzen sollte er erniedrigt werden. Er war ihm gut genug, bei feierlichen Gelegenheiten in seinem schimmernden Ornate zu erscheinen, mit künstlich gesetzten Stelzenreden die Hoffeste zu feiern, die neugebornen Prinzen feierlich zu taufen und die verstorbenen Prinzen mit großem Pompe zu beerdigen. Da aber der Papst sich nicht in die Reihe der Hofschranzen herabdrücken ließ, da er die Schlüssel festhielt, welche von Christus dem Petrus übergeben und

in rechtmäßiger Abfolge an ihn gelangt waren, da ertönte gegen den Papst sein gewohntes Wort: „Er habe aufgehört, zu regieren.“ Nun raunten die Kirchenfeinde den Jubel einander sich in die Ohren, daß für den römischen Bischofssitz das Ende gekommen, welches sie ihm so lange schon gewünscht. Aber es dauerte nicht lange, da war der Mächtige vom Throne geweht und auf einem Eilande niedergesetzt, der Papst aber kehrte zurück in seine alte Hauptstadt und konnte der Familie seines Drängers in seinem Lande eine Zufluchtsstätte eröffnen.

In neuverjüngtem, frischem Glanze steht nach Unfällen ohne Zahl das Pontificat unseres jetzigen Papstes da. Daß der Papst weiter nichts sei als ein altersschwacher Mann, das haben freilich noch vor sieben bis acht Jahren einige zu glauben sich angeschickt; es hat aber die Zeit auch die blindesten Gegner der Kirche darüber eines bessern belehrt. Mit Ehrfurcht und Staunen hat Europa die Allocutionen des Papstes angehört; und wenn er der Stadt und dem Erdkreis den Segen ertheilt, so trifft der Segen, welcher über die Länder hineilt und über die Meere fliegt, in allen Ländern Tausende, die nach ihm seufzen.

Wer hat den römischen Bischofssitz über die Fluth der Vergänglichkeit emporgehalten, wenn nicht der, welcher den ersten seiner Inhaber, den hl. Petrus selbst, mit allmächtiger Hand im Sturmesbrausen hoch über den Wellen hielt? Wenn ich aber das Wunder dieser Festigkeit in seiner ganzen Größe mir vorhalten will, dann muß ich der unwürdigen Päpste gedenken, welche die Schlüssel der Kirche zu ihrem Verderben getragen. Ja, es hat auch schlechte Päpste gegeben, namentlich dann, wenn die Kirche nicht freie Wahl hatte. Die Katholiken scheuen dieses Bekenntniß nicht; sie haben es nie gescheut und brauchen es nie zu scheuen. Diese Päpste wurden schon zu Lebzeiten von ernsten, sittenstrengen Männern getadelt; die Geschichte hat es nicht versäumt, ihre Fehler zu beklagen. Es kann nichts thörichter sein, als wenn man die Männer, welche gegen die Vergehen der Päpste geeifert, als nicht zur katholischen Kirche gehörige, als Vorläufer der sogen. Reformation ausgibt. Wir halten den Papst nicht für sündenfrei; wir glauben mit dem Papst, daß seine Stellung eine Stellung voll Versuchungen und Gefahren, daß seine Verantwortlichkeit vor Gott die größte und schwerste ist. Und wenn wir den Papst mit einem uralten Titel „Heiliger Vater“ benennen, so wollen wir ihn damit ebensowenig frei von allen Sünden nennen, als der Apostel Paulus es in Bezug auf die Christen will, die er insgesamt „Heilige“ nennt. Das Leben des Papstes soll vor allem Gott und dem Dienste der Kirche geweiht sein. Sprechen wir mit dem Worte „Heiliger Vater“ unsere tiefe Ehrfurcht vor solch erhabenem Amte aus, so muß derjenige, welcher mit diesem Titel genannt wird, aus diesem Titel nur Demuth schöpfen, da ihm in dem Titel das Ideal vorgehalten wird, dem er nachzuringen hat und das er nie erreichen wird.

Es treten in den Meeresfluthen, mitten in der wogenden Unruhe des immer bewegten Elementes manche Inseln zu Tage, auf starken, unerschütterlichen Felsen ruhend; es schauen die menschlichen Wohnungen über die Fluthen hoch hinaus. Wie das Meer auch immer tobt in hohem Wellenschlage, sicher schauen die Menschen von der Höhe hinab mit Bedauern auf die, welche in den pfadlosen Wogen schiffen. Ruhig ziehen sie die Furchen in ihrem Ackerlande, ruhig säen, ruhig ernten sie. Eine solch sichere, fruchtbare, glückliche Insel ist die katholische Kirche. Sie hat Gott auf den Felsengrund hingestellt, mitten in den stürmischen Unbestand der Welt; sie hat eine Zukunft und bleibenden Bestand bei allen Wechselfällen. Wer sich retten will aus der stürmischen Lebenswelle, wer dem pfadlosen Meere der Ungewißheit und des Zweifels, welche die edelsten Geister lähmen und entkräften, entrinnen will, dem bietet die freundliche Felseninsel die gastfreundliche Herberge an. Wer wünscht, daß sein Thun und Wirken nicht eitel und ins Leere hinaus gethan sei, wer wünscht, daß sein Leben und Wirken wahrhaft eine Zukunft habe, der ziehe nicht die Furchen im unfruchtbaren Meere und säe nicht in die Meeresfluthen seinen Samen aus, wo die Furchen hinter ihm spurlos zerfließen und der Same fruchtlos von dem Wellenzuge fortgetragen wird, der wirke und strebe auf jenem weitausgedehnten Acker, auf welchem die Blüthen und Früchte der Tugend und Gottseligkeit reifen, der sei in seinem Kreise selbst ein Gärtner, in seinem Gebiete ein Missionär der Kirche, trage mit der Kirche das Fremdlingslos und bebe vor ihren Wunden nicht zurück. Und wen das Andenken seiner Sünden drückt und niederbeugt, der erhebe seinen Blick zur Felsenkirche. Petrus war tief gefallen, seinen Herrn und Erlöser hat er verläugnet. Da schüttelt der Hahn sein Gefieder, und sein gellender Schrei fährt durch die Nacht hindurch. Er bezeichnet für die Seele des Petrus den Uebergang von der Nacht der Sünde zum Morgenlichte der Erkenntniß, aus der Verhärtung des Herzens zum Thränenregen der Reue. Petrus geht hinaus, Petrus weint bitterlich. Es erzählt uns das Alterthum, daß, so oft er den Hahn krähen hörte, auch dessen Schrei von neuem den Sprungquell seiner Thränen löste, daß die Fluth reichlich über seine Wangen floß. Die Thränenbäche haben dem Apostel, wie das Alterthum versichert, die Wangen durchfurcht. Diesem gefallenen, diesem tief gedemüthigten Apostel gibt Christus die Schlüssel, auf daß er wisse, Mitleid zu haben. Diesen weinenden, thränenreichen Apostel stellt Christus zum Felsen seiner Kirche hin; es fließen die Bäche der Thränen den Felsen hinab, auf welchem die heilige Kirche ruht. „Darum,“ spricht der hl. Augustinus, „wenn es irgendwo Mitleid und Erbarmen mit den Sündern gibt, dann muß es in der katholischen Kirche leben.“ Amen.

Die erste Christengemeinde zu Jerusalem.

(Vorträge, gehalten während der Fastenzeit 1851.)

Die heiligen Apostel.

„Sie verharrten in der Lehre der Apostel."
Apg. 2, 42.

Im fernen Morgenlande, ungefähr im Mittelpunkte der Alten Welt, liegt auf einigen sanft aufsteigenden Hügeln eine uralte Stadt. Ihr Name ist in der ganzen Welt bekannt; wenn er genannt wird, ruft er in allen Herzen große Gedanken, heilige Erinnerungen wach. Die Stadt gilt uns Christen als eine gottgeweihte, heilige Stadt, und nicht nur uns Christen, auch den Juden gilt sie als heilig, ja selbst die Türken und die Mohammedaner insgesamt umgeben sie mit den Bezeigungen religiöser Ehrfurcht. Es ist Jerusalem, die alte Stadt des Friedens, die Stadt, wo David und Salomon thronten, die Stadt, welche schon in grauer Vorzeit, in den Tagen Abrahams, die Residenz des königlichen Priesters Melchisedech war, die Wunderstadt, über welche die Offenbarungen und Erbarmungen Gottes wie in reichen Strömen sich ergossen.

Nicht die Stadt, wie sie heutzutage dasteht, ist der Gegenstand unseres Andenkens und unserer Verehrung; nicht die neue Stadt, auf deren Zinnen der türkische Halbmond aufgepflanzt ist und die türkische Fahne flattert, nicht die neuerbauten, ärmlichen Häuser, nicht die neuen Straßen, die man gebrochen, sind der Gegenstand der Weltverehrung. Das ist nicht mehr Jerusalem. Ach! die Stadt Jerusalem, wie sie in unserer Geschichte und in unserem Herzen lebt, ist nicht mehr auf Erden zu finden; die ist mit Gottes Strafgerichten in Schutt und Staub gesunken. Nur der stumme, schweigende Boden ist mehr übrig, den einst die höchsten Thaten der göttlichen Liebe schmückten, und auf dem Boden nur die Trümmer, von klagenden Erinnerungen umweht.

In der äußern Welt existirt dies Jerusalem nicht mehr! Vor unserem Geiste aber, in der Vorstellung, im Bilde können wir die alte Stadt wieder vor uns erstehen lassen. Lasset sie nun vor eurem Geiste dastehen, wie sie war, da Jesus Christus eben die Erde verlassen und verklärt gen Himmel auf den Flügeln seiner Macht hinaufgefahren war, da er eben den Heiligen Geist herniedergesandt hatte, also in den allerletzten Zeiten, da die Gewitter des Unterganges sich über ihr zusammengezogen. Ich

will euch den reichsten Schatz zeigen, das höchste Kleinod, das damals in dieser Stadt zu finden war. Vor eurer Betrachtung liegt die Stadt, die Königin der Städte des Morgenlandes, umgeben mit dreifacher Mauer, mit ragenden Thürmen geschmückt, wie mit den Zacken einer dreifachen Krone; in dem Innern staunenerregende Paläste, die Burg Davids, vor allem der erhabene Tempel mit seinen unermeßlichen Schätzen und goldenen Weihegeschenken ohne Zahl. Aber, daß der Schein dich nicht täusche! Das sind alles metallene, steinerne, seelenlose Schätze und Reichthümer, die der Vergänglichkeit zum Raube geworden sind; sie sollen uns jetzt nicht weiter fesseln. Ihr wißt, Geliebte im Herrn, wie die Jünger den Heiland hinwiesen auf diese Zierden und Schätze, auf die Pracht des Tempels und seine reichen Schätze und auf die Schönheit sämtlicher Gebäude am großen Tempelplatze. Er aber bat und mahnte sie: „Beschauet das alles nicht zu sehr. Wahrlich sage ich euch, es wird kein Stein auf dem andern gelassen werden, der nicht zerstört wird.“ [1] Der höchste Schatz, das reichste Kleinod fällt nicht so in das Auge; das ist viel verborgener.

Ich führe euch im Geiste durch die Straßen der Stadt und zeige euch in einem schlichten Hause den wahren, echten Schatz, den unaussprechlich großen, unvergänglichen Schatz, den das glänzende und doch so arme Jerusalem in seinen Mauern birgt. Und was ist das für ein Schatz? Jesus Christus ist nicht mehr dort; der ist gen Himmel aufgefahren. Was hat er für einen Schatz zurückgelassen in der Stadt, die ihn verschmäht und von sich gestoßen hat? Hat er nicht selbst sein Reich, seine Kirche auf Erden einen Schatz genannt, der verborgen ist im Acker? Hat er sie nicht genannt eine Perle, die köstlichste aller Perlen, für welche der kluge Kaufmann alle seine Habe, all sein Kleinod hingibt? Diese kostbarste Perle der Welt ist in dem sündigen Jerusalem verborgen: es ist seine Kirche, die Gemeinschaft, die Versammlung gottgetreuer Menschen, die sich in Glaube und Liebe geschart haben um seine Apostel. Alle seine Apostel und Gläubigen, die hl. Maria, noch auf Erden lebend inmitten ihrer geistigen Kinder, sind noch in dieser Stadt; seine ganze katholische Kirche, die später von Landesgrenzen und von den breitesten Meeren sich nicht hemmen ließ in ihrer Ausbreitung über die Erde, — sie ist noch ganz in Jerusalem. Diese Kirche ist die neue Stadt Gottes auf Erden, das neue Jerusalem im geistigen Sinne und Verstande. Das alte Jerusalem als gottgeweihte Stadt, als Mittelpunkt und Hauptstadt des Alten Bundes war nur ein Bild der Kirche in all ihrer Pracht und Schönheit, ein kleines Bild, ein matter und schwacher Abriß. Jerusalem, das neue, freie, das himmlische Jerusalem, — so wurde die Kirche schon geschildert

[1] Matth. 24, 2.

in den Gesichten seiner Seher, in den Psalmen seiner Sänger. Als der Tempeldienst des Alten Bundes sich überlebt hatte und abstarb, da blühte im stillen, gleichsam am Fuße des Tempels, wie eine stille Pflanze dieses neue Gottesreich, die Kirche, auf. In den Abendschein des Alten Bundes mischt sich das Morgenroth des Neuen Bundes, das Morgenroth der Kirche. Als die zerstörende Flamme das alte Jerusalem ergriff, als Israels ganze Welt in Trümmer sank, da erhob sich das neue Jerusalem, die Kirche Jesu Christi, unversehrt aus den Flammen und breitete sich mit desto größerer Kraft und reißendem Fortschritte aus über die Erde und ward nun erst recht eine Stadt, weit gesehen auf der ganzen Erde. Das Feuer zerstörte das Haus, wo die Christen sich versammelt, die Wände, diese verschwiegenen Zeugen der Andacht der ersten Christen, die hölzerne oder steinerne Kirche; aber die lebendige Kirche Jesu Christi, die Gemeinde seiner Gläubigen entging der Zerstörung, in der sonst alles unterging.

So führe ich euch also im Geiste nach Jerusalem, nicht so, daß ich euch seine flüchtige, vergängliche Schönheit und Zierde zeige, sondern so, daß ich euch in schlichter, ärmlicher Verhüllung das höchste Kleinod, die Perle des Gottesreiches zeige: nicht Trümmer will ich euch zeigen, sondern das bleibende Reich, die heilige Stadt Gottes auf Erden, die Kirche in ihren Anfängen. Um die junge Kirche zu Jerusalem, um die ersten Bekehrten und Bekenner Christi, die Erstlinge der Gläubigen, will ich mit Gottes Hilfe eure Betrachtung versammeln. Wir wollen in einigen Feierstunden erwägen, was die Apostelgeschichte in rührend schöner Einfachheit von dieser Christengemeinde sagt. Ich will euch zeigen die unendlichen Güter und seligen Reichthümer, die Gott den ersten Christen zu Jerusalem gegeben, und wiederum den Glauben, die Treue und die Liebe, die Gewissenhaftigkeit und die Gottinnigkeit der ersten Christen in Jerusalem. Ueberall nämlich finden wir beides innig verknüpft in dieser lieben Christengemeinde: Gottes Geschenke und ihre eigene Treue.

Aber warum wähle ich gerade diesen Gegenstand? Ich habe bedacht, wie es für jeden katholischen Christen in dieser Zeit der Irrthümer und Finsternisse von höchster Wichtigkeit ist, daß er seine Kirche durchaus kennen lerne, ihr Wesen, ihre Eigenschaften, ihre Einrichtung, ihre Vorzüge, und was er für sich und sein Leben und die Seinigen an ihr hat und von ihr empfängt; daß er kennen lerne diese Säule und Grundfeste der Wahrheit, daß er festhalte an dieser Säule und sein Leben auf dieselbe gründe. Vieles können wir lernen an der ersten kleinen Christengemeinde zu Jerusalem. Denn wenn auch die Kirche jetzt über alle Welttheile ausgebreitet ist, so ist ihr Geist und ihre Kraft, so sind doch ihre Eigenschaften und wesentlichen Einrichtungen dieselben geblieben. Die Christen zu Jerusalem, diese Bewohner des alten Jerusalem, zugleich die ersten

Bewohner des himmlischen Jerusalem auf Erden, das sind nur unsere Vorgänger in der Stadt Gottes auf Erden, in der heiligen Kirche. Der heilige Apostel Paulus ruft allen Christen zu: „Ihr seid hinzugetreten zum Berge Sion, zur Stadt des lebendigen Gottes, zum himmlischen Jerusalem, zu der Menge vieler tausend Engel, zur Gemeinschaft der Erstlinge, welche in den Himmeln aufgezeichnet sind, zu Gott, dem Richter aller, zu den Geistern der vollendeten Gerechten.“ [1]

Der Geist der Kirche bleibt derselbe; aber leider ermattet leicht der Geist ihrer Kinder. Da ist es erhebend, den jungen Glauben, die erste Liebe zu betrachten. Wenn wir den Glauben, die Liebe, die Treue der ersten Christen sehen, sehen wir auch zugleich unsere Pflichten, schauen wir in den Spiegel unseres eigenen Berufes. Für heute laßt uns erwägen die Worte der Apostelgeschichte über die ersten Christen: „Sie verharrten in der Lehre der Apostel.“ Sehr einfache Worte! Aber näher angesehen ist jedes Wort von hoher Bedeutung; in jedem Worte funkelt ein Diamant aus der Krone der ersten Christenheit. Sie haben die Apostel in ihrer Mitte. Welch eine Gottesgabe in diesen Boten des Heiles! Aber diese Apostel hat die Kirche immer. Darum heißt unsere heilige Kirche die apostolische Kirche. Sie haben mit diesen Aposteln die Lehre der Wahrheit. Welch ein Schatz auf Erden! Aber auch dieses Kleinod bleibt zu allen Zeiten in der Kirche, weil die Apostel bleiben. Sie, die ersten Christen, verharren in der Lehre der Apostel. Welch ein Ruhm für ihren Glauben! Das ist aber auch unsere Pflicht und Aufgabe. Haltet diese Gedanken fest; sie bilden den Faden für unsere Betrachtung!

I.

Alle Worte, welche unser Herr und Heiland in seinem irdischen Lebenslaufe, in seiner armen Tagfahrt hienieden gesprochen hat, auch die kleinsten und geringsten, haben einen schwerwiegenden, unermeßlich großen Inhalt. Aber in vielen ist die göttliche Majestät, die unendliche Erhabenheit außerordentlich verhüllt, so daß wir leicht mit geringer Aufmerksamkeit und mit Sorglosigkeit an ihnen vorübergleiten. Andere Aussprüche wieder klingen so geheimnißvoll, daß der gewöhnliche Christ ihre große Bedeutung nur dunkel ahnt und fühlt, daß sie ihm erscheinen wie Sterne, die aus weiter Ferne flimmern. Es gibt aber auch Aussprüche Christi, aus denen die ganze Majestät des Erlösers, seine göttliche Natur und Wesenheit mit aller Macht und Klarheit hervorbricht, so daß jeder erkennt: so kann nur ein Gottmensch sprechen. Das sind Reden und Sprüche Christi, die wie flammende Sonnen leuchten.

[1] Hebr. 12, 22—23.

Solch einen Ausspruch hat der Herr gethan, als er einstmals des namenlosen Elendes auf Erden gedachte. Da trat er hin vor all das unübersehbare Elend, vor den namenlosen Schmerz und Kummer, welche die Erde verdüstern, und rief aus, als ob er über die ganze Erde rufen wollte: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken.“[1] Wer unter allen Menschen, welche jemals über die Erde gegangen sind, war kühn genug, solches von sich zu sagen und so den ganzen, unermeßlichen Nothstand der Erde herauszufordern? Wer die ganze Welt laben und erquicken will, der muß entweder vom wahnsinnigsten Hochmuthe geblendet sein — verzeihet mir, daß ich es ausspreche — oder er muß mehr in sich tragen als menschliche Kraft, mehr als die Kraft der Geschöpfe. Dieses unermeßlich große und schwere Wort hat der Heiland gesprochen, da er hinaustrat vor die Welt. Betrachten wir ihn nun auf einen Augenblick in einer ganz andern Lebenslage. Es sind seine letzten Stunden gekommen. Die Welt hat ihn zurückgewiesen und verstoßen; noch kurze Stunden, und sie werden ihn nackt hinaustreiben ans Kreuz und ihn am Pfahle in die Höhe aufrichten als einen von der Menschheit Ausgestoßenen. Da tritt er, der Verstoßene, in stillem abendlichem Gebete vor seinen himmlischen Vater hin; er hält sein hohepriesterliches Gebet; sein Gebet geht aus dem Herzen wie ein Liebesstrom. Johannes, der Jünger der Liebe, hat es uns aufgezeichnet und läßt es uns im stillen belauschen. Und was hören wir da? Ich weiß nicht, ob Christus in seinem ganzen Leben ein Wort gesprochen hat, aus welchem der Eindruck seiner übermenschlichen Würde und seine Stellung als Erlöser der ganzen Menschheit uns mehr entgegenkommt. Er spricht zu seinem Vater: „Du hast deinem Sohne Macht gegeben über alles Fleisch, damit alles, was du ihm gegeben hast, er ihnen auch gebe, das ewige Leben.“[2] Alle Menschen stehen vor seinem Auge: alle, die vor ihm gelebt haben, die mit ihm leben, die nach ihm werden geboren werden. Alle sind Fleisch; das Fleisch regiert und führt das Scepter, die armen Seelen stehen unter seiner Botmäßigkeit. Ihm aber, seinem Sohne Jesus Christus, hat der Vater Macht gegeben über alles Fleisch, über die todte Masse, daß er sie durchdringe und belebe mit dem heiligen Geiste, ihnen gebe das ewige Leben.

Welche Aussprüche, Geliebte im Herrn, welch himmelhohe Worte! Wir wissen, im Munde Jesu Christi sind das nicht bloße Worte. Diese Worte sind bestätigt durch die Wunder, das Zeugniß Gottes vom Himmel. So, wie Christus gesprochen, ist es; das ist so gewiß, als es einen Gott und eine Wahrheit gibt. —

---

[1] Matth. 11, 28. [2] Joh. 17, 2.

Wir wissen aber auch, daß Jesus Christus, dieser Friedebringer und Erlöser für alle Menschen, einen hinfälligen, sterblichen Leib hatte. Er wollte ja eintreten als Glied in die kranke Menschheit, ihre Wunden heilen und ihre Strafen auf sich nehmen. Darum konnte er keinen andern Leib haben, und so unterlag auch er dem Tode. Bei dem grenzenlosen Hasse, der ihn verfolgte, ging schnell der heilige Lauf seines Lebens durch Trübsal ohne Zahl seinem Ende entgegen. So verschwand also von der Erde derjenige, der alle Menschen erleuchten, erlösen, trösten, beseligen sollte. Er erstand zwar wieder aus dem Grabe; aber nun ist sein Leib verklärt. Wer verklärt ist, gehört nicht mehr dieser armen Erde an, sondern dem Himmel, der gehört einem andern seligen Reiche an. In diese Himmelsglorie schwang er sich bald nach seiner Auferstehung auf. 40 Tage noch hielt ihn seine Liebe zurück, da wurde er hinauffahrend den Blicken seiner Jünger entzogen. Die Kirche zu Jerusalem, die jugendliche Kirche, hatte ihn nicht mehr sichtbar in ihrer Mitte. Aber sie hatte Männer in ihrer Mitte, die er ausgestattet hatte mit der Kraft und Vollmacht, seine Stelle zu vertreten, durch die er wirkte im Heiligen Geiste vom Himmel her.

In dem Herzen Gottes war der ewige Rathschluß gefaßt, in Jesu Christo die Welt zu erlösen. Und in diesem Herzen Gottes war auch von Ewigkeit der Rathschluß, ein Amt zu gründen, welches die Erlösung fortpflanzt. Das ist das Amt der heiligen Apostel. Ihnen, den heiligen Aposteln, sagt der Heiland: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch.“[1] Und der Weltapostel spricht: „Für Christus verwalten wir das Gesandtschaftsamt, gleich als ermahnte Gott durch uns.“[2] Ist es also nicht eine unermeßliche Gnade, ein Geschenk Gottes sondergleichen, welches die erste Kirche in diesen heiligen Aposteln besitzt? In ihnen ist Christus vertreten; sie können die göttliche Wahrheit lehren, die Wege des Himmels bahnen wie er, binden und lösen; in ihren Händen ruht das Opfer des Neuen Bundes, sie können die Welt mit Gott versöhnen, die Erde mit dem Himmel verknüpfen. Nehmet in euren Gedanken sie hinweg. Ohne sie wäre Christus uns mit seiner Himmelfahrt entschwunden, und die Kirche, die ganze Erde getrennt von Christus; ohne sie keine rechte, sichere Lehre, kein rechter Glaube, keine Sündenvergebung, kein Opfer, keine Sacramente, — all das nicht, was die Kirche zur Kirche macht; ohne sie wäre alles erschüttert und zerstört. Die Kirche Jesu Christi ist ein herrlicher Tempel Gottes, der mit seinen Zinnen und Spitzen in die blaue, selige Ferne des Himmels reicht. Aber er schwebt nicht in der Luft; er hat als solides Gebäude auf Erden sein Fundament und seine Säulen. Sein Fundament ist ein

[1] Joh. 20, 11. [2] 2 Kor. 5, 20.

Apostel, der erste derselben, Petrus, der Felsenmann; die andern Apostel sind die tragenden Säulen.

Ist es also nicht eine kostbare Stiftung, ein unvergleichliches Geschenk, nie hoch genug zu preisen, diese heiligen Apostel, diese Säulen in der ersten Kirche? Und wohin ihr immer eure Blicke wendet, ins Leben Jesu Christi, auf sein Thun und Handeln, — überall tritt euch diese außerordentliche, diese wesentliche Bedeutung des Apostelamtes entgegen.

Einstmals, wie der hl. Lucas erzählt, brach der Abend herein und endigte das ermüdende Tagewerk Jesu Christi. Sonst bedarf auch der Herr in der Schwäche der Menschennatur der Ruhe, des Schlafes. Diesmal aber läßt eine eigenthümliche Sorge ihn die Augen nicht schließen. Er zieht sich auf die einsame Höhe eines Berges zurück und wacht in Sorge die ganze Nacht. Die ganze Nacht fließt ihm hin im Gebete, im Gespräche mit seinem Vater. Und warum diese Sorge? Auf bewegter See, zur Zeit des Sturmes schlief er sorglos; auf festem Berge, in stiller Nacht läßt heilige Sorge ihn nicht ruhen. Was ist das für eine Sorge? Es muß eine große und schwere sein: es ist die Sorge um die Wahl seiner Apostel. Diese Nacht ist von höchster Bedeutung für alle Zukunft; in dieser stillen Nacht sollen die Boten seines Heiles auserwählt werden. Schüler, Jünger, Freunde, die ihn hören, die ihn lieben, die ihn begleiten, hat er um sich, — eine große Schar. Alle diese Menschen sind gut als Bausteine seiner Kirche, aber nun will er Grundsteine und Säulen wählen. Alle sind gut, seine Herde bilden zu helfen, aber nun will er die Hirten wählen. Alle nimmt er, der König des Gottesreiches, an als Unterthanen seines Reiches, aber nun will er die Würdenträger wählen. Das ist für ihn, den Bauherrn der Kirche, den König des Reiches, ein schweres Geschäft; denn auf ihnen ruht die Wohlfahrt des Ganzen. Darum strebt er gleichsam höher hinauf; darum nimmt er die Nacht, die lautlos stille, welche die Erde mit Dunkel deckt und die Glorie des Firmamentes, des sichtbaren Himmels enthüllt. Darum geht er auf den Berg, hinweg von allen Menschen, in die Einsamkeit, auf die Höhe, gleichsam dem Himmel näher. Mit Gott dem Vater erwägt er den Rathschluß, seine Kirche zu gründen, die Zwecke dieser Kirche, die Mittel zu deren Beruf, die Gaben der Menschen. Die ganze Nacht verwendet er auf die Wahl, zwölf Stunden auf die Wahl von zwölf Aposteln.

Als der Morgen aufleuchtete, da war die Wahl oben auf dem Berge beschlossen; da stieg der Heiland hernieder. Nun ruft er seine Schüler, seine Begleiter alle zu sich, wie der hl. Lucas erzählt. Unter diesen sind so viele Vorherbestimmte zur Seligkeit, so viele, die ihm folgen mit reinem Herzen, mit glühender Begeisterung. Unter diesen Berufenen wählt er seine Zwölfe. Der große Gottesmann Samuel war einst von Gott hinausgesandt, um einen der Söhne des Jesse zum Könige über Israel zu

salben. Da ließ er die Söhne alle feierlich zusammenkommen; er ging vorüber an sieben Brüdern, bis er auf den Auserwählten Gottes, auf David traf, auf denjenigen, den der Geist ihm bezeichnete. So ließ unser Heiland feierlich die Schar seiner Getreuen zusammenkommen, und während aller Herzen in spannender Erwartung sich hoben, rief er die Namen derer, welche er während der Nacht mit seinem Vater zu Aposteln in seinem Reiche bestimmt hatte. Diese Apostel machte er zu den innigsten Vertrauten seines Lebens; er ließ sie in sein Inneres schauen; er enthüllte ihnen die Verborgenheit der Gleichnisse; er offenbarte ihnen alles, was er von seinem Vater empfangen, es der Welt zu verkündigen. Er trug seine Macht auf sie über; er spendete am heiligen Pfingstfeste ihnen seinen Heiligen Geist. So wurden sie entzündet im Umgange mit Jesu Christo; so wurden sie, ihre Herzen, ihre Seelen, leuchtend und strahlend im Lichte Christi und seines Heiligen Geistes, daß sie selbst nun wieder ihr Licht hinauswerfen konnten in die dunkle Welt, diese zu erleuchten. Christus ist die Sonne, von welcher alles Licht und alle Wärme in die Welt der Geister ausstrahlt. So hat er selbst es von sich gesagt: „Ich bin das Licht der Welt.“[1] Diese Sonne in ihrer eigensten vollen Pracht ist nie der Erde erschienen. Denn als der Heiland sichtbar auf Erden wandelte, war seine Glorie doch umschleiert und verhüllt von der Armut und Niedrigkeit seines irdischen Lebens wie von einer Wolke. Die Apostel sind die Wandelsterne, welche zunächst diese Sonne umkreisen, von ihr das Licht empfangen und es in mächtigen Strahlen hinausgießen in die dunkle Welt. Nachdem er aber gen Himmel aufgefahren, da leuchtete diese Sonne in den heiligen Aposteln. Diese Apostel waren gleichsam zwölf wandelnde Planeten, welche in ruhigem, heilig ernstem Leuchten ihr Licht ausgossen. Daher nennt Jesus Christus auch seine Apostel das Licht der Welt. „Ihr seid das Licht der Welt“[2], sprach er zu ihnen, wie er auch von sich gesprochen hat: „Ich bin das Licht der Welt.“ Er ist das Licht der Welt, weil er in sich selbst den Urquell und die Fülle aller Wahrheit und Gnade hat und Wahrheit und Gnade aus eigener Fülle ergießet. Seine Apostel sind das Licht der Welt, weil sie von ihm das Licht empfangen und damit die Welt erleuchten. Daß der Herr nun diese zwölf Lichter angezündet über der Christenwelt, am Firmamente der ersten Kirche, während ringsumher alles in Finsterniß lag und immer tiefer versank in Nacht und Todesschatten, — mußte nicht dafür die Kirche ihn mit dem gerührtesten Danke der Seele preisen? Mußte sie nicht in dankbarster Freude aufblicken zu diesen Lichtern, wie der Schiffer auf dem Meere zu den Sternen, die am dunkeln Firmamente hervorbrechen, ihm den Weg zeigen und seine Pfade erhellen?

---

[1] Joh. 8, 12. [2] Matth. 5, 14.

Die Apostelgeschichte stellt uns in den Worten, die wir heute unserer Betrachtung zu Grunde gelegt haben, die Apostel besonders als Lehrer der Christenheit vor. Die Christen heißt es, beharrten in der Lehre der Apostel. Die Apostel also, das liegt dem Worte zu Grunde, lehrten, und sie lehrten immerfort und unermüdlich, zerstreuten alle Irrthümer, führten in alle Wahrheiten ein und erschlossen deren Tiefen. Versetzen wir uns lebhaft in jene einfache Zeit, in die heilige Versammlung der Erstlinge unserer Kirche. Wir haben jetzt Bücher in unübersehbarer Menge, welche über die heilige Wahrheit des Glaubens handeln, für Große und Kleine, für Gelehrte und Ungelehrte. Das Volk hat seine Katechismen, seine Handpostillen, seine heiligen Geschichten. Wir haben vor allem die Heilige Schrift des Neuen Testamentes, welche die heiligen Männer Gottes geschrieben haben, nicht wie sonst die Schriftsteller schreiben, sondern angeweht vom Heiligen Geiste, in höherer Eingebung, unter göttlicher Lenkung und Leitung. Alles das war damals noch nicht vorhanden als die ersten Christen sich zu Jerusalem in einfachen Wohnhäusern versammelten. Von der Heiligen Schrift des Neuen Testamentes insbesondere war noch kein Buchstabe aufgezeichnet.

Aber die Kirche war doch auf Erden; sie stand da in ganzer Kraft, in vollem Leben. Dieselbe heilige katholische Kirche, wie sie jetzt verbreitet über der Erde lebt, die war schon da, zwar noch klein an Zahl der Bekenner, aber mit dem Heiligen Geiste, mit derselben Wahrheit, mit derselben Gnade, mit den erschlossenen Himmelswegen, mit allen Mitteln, selig zu machen, reich an allen Schätzen des höhern Lebens, geschmückt mit allen schönen Tugenden, reich an reinen, heiligen Seelen. Die Kirche war da und nicht verborgen; in Jerusalem wußte man bald von ihr, ihre Feinde kannten sie schon. Es ist jetzt noch Stille; aber diese Stille währt nicht lange; es ist nur die Ruhe vor dem Sturme. Die Verfolgung beginnt schon. Stephanus fällt, Jacobus und Petrus sind im Gefängniß; andere Martyrer fallen. Die Kirche wird verwüstet; die Versammlung wird auseinandergejagt; die Christen flüchten von Jerusalem, bleiben aber doch verbunden mit Petrus und den Aposteln im Glauben und in der Liebe.

So ist die Kirche auf Erden, lebt, steht Verfolgung aus, wird bekämpft, hält Stand, ist unüberwindlich, ehe die Heilige Schrift geschrieben ist. In ihrer Mitte stehen ihre Lehrer, die heiligen Apostel. Das sind lebendige Bücher, lebendige Bibliotheken, die von Jesus Christus, seinem Leben, seinem Leiden erzählen. Sie tragen alle Wahrheit in ihrem Innern durch den Heiligen Geist, und aus diesem Innern strömt die Wahrheit in lebendiger Rede über ihre Lippen. Was sie damals verkündigt, die großen Herolde Jesu Christi, das schrieben sie erst auf, nachdem sie auseinandergegangen, theilweise, so wie es besondere Umstände forderten. Aber, was

sie geschrieben, das trugen sie auch in ihrem Innern. Wenn ein Mensch seine Erlebnisse aufschreibt und andern zu lesen gibt, so verliert er sie nicht aus seinem Innern; sie stehen dann auf dem Papiere und leben zugleich fort in seinem Geiste. Eher müßte man sagen, daß sie desto tiefer sich ihm einprägen. Und wenn jemand das nicht versteht, was der andere geschrieben hat, oder es falsch und irrig versteht oder es böswillig mißdeutet, wer wird es ihm erklären können? Ganz gewiß derjenige, der es geschrieben. Der trägt ja lebendig in seiner Seele den Sinn und das Verständniß der todten Worte. So war es auch bei den heiligen Aposteln. Sie lehrten mündlich; nur wenige schrieben später nieder. Sie fuhren aber fort, mündlich zu lehren, was sie geschrieben; und wenn ihre Schriften dunkel waren, konnten sie das richtige Verständniß mündlich vermitteln. So blieben sie die Lichter der Welt.

Indes erscheint es doch immer bedenklich, daß Christus zwölf schwache Menschen hingestellt hat als Lichter am Himmel der Menschheit. Durch seinen Geist, durch den unfehlbaren Geist Gottes hat er sie zwar geschirmt und geschützt vor allem Irrthum und aller Fehle, sie zu reinen, hellstrahlenden Lichtern gemacht. Das Los des Irrthums hat er von ihnen abgewendet. Aber es herrscht noch ein anderes Los über der Menschheit, ein herbes, bitteres Los, das Los des Todes. Und dem hat der Herr seine Apostel nicht entzogen; er hat ihnen vielmehr einen Tod voll Schrecken in Aussicht gestellt. Nun denn, mit ihrem Tode, — waren damit nicht die Lichter der Welt erloschen? Und war es nicht bedenklich, den Heiligen Geist, den Geist der Wahrheit nur auf zwölf Häupter niederzusenken, die mit einem Schlage fallen konnten? — Wir haben ein altes Glaubensbekenntniß; es zählt bereits 1500 Jahre. Das spricht einen großen Glaubensartikel aus; es sagt: daß in der Kirche die Apostel nicht sterben; daß in ununterbrochener Reihenfolge, von den heiligen Aposteln an, sich Männer folgen, welche das Amt der Apostel fortsetzen und den Geist der Apostel besitzen. Das alles liegt in den Worten: „Ich glaube an eine apostolische Kirche.“

II.

Als der heilige Evangelist Johannes, der Jünger der Liebe, auf dem Eilande Patmos in der Verbannung lebte, da wurden ihm zum Troste in seinen Leiden, der Christenheit zur Belehrung, in wunderbaren Gesichten und Bildern die Siege der Kirche, die großen Geschicke des Reiches Gottes auf Erden gezeigt. Da sah er denn gleich schon den König dieses Reiches, Jesum Christum, den Verklärten, angethan mit dem weithin wallenden Königsgewande, um seine Lenden einen goldenen Gürtel geschlungen. Seine Stimme aber schallte weithin über alle Lande, wie das Brausen vieler Wasser, wie ein mächtiges, gewaltiges Meeresrauschen.

Wie ist das auszulegen? Was ist das für eine weithin schallende Stimme Jesu Christi? Das ist nicht die Stimme Jesu Christi auf seiner irdischen Wanderschaft. Ach! die war vielmehr ein demüthig mildes Rufen, Lehren und Mahnen. Von dieser hat der Prophet des Alten Bundes geweissagt: daß man seine Stimme nicht höre auf der Gasse. Das ist nicht die Stimme des sanften, milden Menschensohnes gewesen, an dessen Brust der kindliche Johannes sich anschmiegte und sein Haupt niederlegte. Das ist die Stimme Jesu Christi in seiner Kirche, das sind die Stimmen der Stellvertreter Jesu Christi, die apostolischen Stimmen auf der weiten Erde, der laute Nachhall und Wiederhall der Stimme Jesu Christi. Seine Stimme wurde immer lauter. Nach seinem Hingange waren es schon zwölf Apostel, durch deren Mund er redete und rief. Diese Apostel griffen zu den Wanderstäben und zertheilten sich in die verschiedenen Gegenden der Erde. Der Herr begleitete sie mit nachfolgenden Zeichen, und der Heilige Geist, der in ihren Herzen glühte, sprach aus ihrem Munde und weckte überall viele Zuhörer zum Glauben. So sproßten und blühten neue Kirchen und immer wieder neue auf, wohin die heiligen Apostel ihren Wanderstab setzten. Ihre Wege, ihre Kreuz- und Querzüge über die Erde sind mit jugendlichen, aufsprossenden Christengemeinden bezeichnet. In allen diesen Kirchen aber fanden sie einzelne, die sich von Gott innerlich berufen und getrieben fanden, das Evangelium, das sie beseligte, wieder andern zu verkünden. Sie legten diesen nach Christi Anordnung die Hände in der heiligen Weihe auf und theilten ihnen so den Heiligen Geist mit. In dieser Handauflegung ging unsichtbar der Heilige Geist auf die Geweihten über. So standen die Bischöfe da in den einzelnen Kirchen. Diese nun predigten weiterhin die Lehre der Apostel, die Lehre Jesu Christi und weihten sich Gehilfen in den Priestern und Diakonen. So wurden der Stellvertreter Jesu Christi, der Verkünder und Boten seines Heiles immer mehrere, der Apostel wurden immer mehrere; in alle Lande ging ihr Schall aus. Es wuchs die Stimme Jesu Christi im Munde seiner Stellvertreter und wurde immer lauter, wie das Rauschen vieler Wasser.

Das ist die heilige apostolische Kirche. Die Apostel lebten fort in den Bischöfen. Alle Bischöfe unserer katholischen Kirche, wie weit sie über die Erde reicht, alle ohne Ausnahme können mit ihrer Weihe ohne Unterbrechung hinaufsteigen bis zu Schülern der Apostel und bis zu den Aposteln selbst. Es ist eine ununterbrochene Kette von Handauflegungen und heiligen Weihen, welche sich hindurchwindet durch die Zeiten und sie mit den Aposteln verbindet. An dieser Kette sind die übernatürlichen Gaben des Heiligen Geistes fortgeleitet worden, und sie werden weiterhin so fortgeleitet werden bis zum Ende der Zeiten.

Die vielen Bischofssitze, welche die zwölf Apostel in eigener Person mit ihren Mühen und Leiden, mit ihrem eigenen Schweiß und Blut in

den verschiedenen Erdtheilen und Landschaften gegründet hatten, — die sind untergegangen. Es gewährt einen traurigen Anblick, die Verödung dort zu sehen, wo die Apostel einst blühende Kirchen geschaffen hatten. Aber ein bischöflicher Sitz ist noch vorhanden und ragt besonders hervor, der, gegründet vom heiligen Apostel Petrus, niemals untergeht. Das ist der heilige Sitz des Bischofs von Rom, das ist der Stuhl, welcher vorzugsweise der Apostolische genannt wird. Dieser Stuhl ruht auf dem Grabe des hl. Petrus, und ununterbrochen von Petrus an zieht sich die Reihe der Päpste durch die Zeiten bis auf Pius IX. Alle Bischöfe der katholischen Kirche, wie sie selbst von Aposteln ihre Weihen überkommen, stehen auch wieder mit diesem Apostolischen Stuhle in inniger Gemeinschaft, und es erhalten die Kirchen wieder durch diese Gemeinschaft apostolischen Charakter. Schon vor 1500 Jahren wiesen die Väter und erleuchteten Lehrer unserer Kirche auf diese Abfolge der Bischöfe von Rom hin. So thut es der hl. Irenäus, der hl. Epiphanius, Hieronymus, Augustinus, obgleich zur Zeit des hl. Augustinus nicht über 40 Päpste dem hl. Petrus gefolgt waren. Wie würden erst jetzt diese alten Lehrer der Kirche triumphiren ob dieser langen Reihe von Päpsten auf Petri Sitz! Wie würden sie frohlocken über die ununterbrochene Reihe der Päpste durch achtzehn Jahrhunderte hindurch! Damit allein schlagen die Lehrer der Kirche im Alterthum die Irrlehrer, daß sie ihnen sagen können: unsere Kirche ist die älteste, und unsere Bischöfe stammen von den Aposteln. Sie fordern die Irrlehrer auf, sie möchten ihre Bücher aufrollen und die Reihenfolge ihrer Bischöfe von den Aposteln an nachweisen. „In derjenigen Kirche muß man bleiben," ruft St. Hieronymus dem Luciferian zu, „welche von den Aposteln gegründet ist und bis auf diesen Tag währt." „Wie kann der für ein wahrer Hirt gehalten werden, der keinem nachfolgt, der mit sich selbst die Reihe anfängt?" erklärt St. Cyprian. Und ganz richtig ist das. Unsere Bischöfe sind Nachfolger der Apostel, sie haben also eine rechtmäßige Sendung. Wer aber ohne solche rechtmäßige Abfolge auftritt, der muß eine ganz eigene Sendung haben. Mit dem würde erst wieder eine neue Ordnung beginnen. Wer in gewöhnlicher Ordnung zum Episkopate gelangt, der ist durch die Ordnung selbst beglaubigt. Wer aber außergewöhnlich berufen zu sein vorgibt, der wird seine Sendung beweisen müssen durch Wunder. So hat im Anfang Christus Wunder gewirkt, und seinen Aposteln hat er die Gabe der Wunder verliehen.

Und wie in ununterbrochener Abfolge die Hirten unserer Kirche von den Aposteln herkommen, so auch die Lehre dieser Hirten. Von jeder Lehre, welche der katholischen Lehre widerspricht, kann man die Zeit angeben, wann sie aufgekommen ist. Man kann den Mann nennen, der sie aufgebracht hat, den Urheber derselben; man kann nachweisen, welches

Aufsehen die neue Lehre damals machte, welche Verwirrung dadurch entstand, welche Folgen dies hatte. Von unserer katholischen Lehre aber kann kein Anfang in späterer Zeit nachgewiesen werden; sie reicht selbst bis zu den Aposteln. Wenn wir die alten Geschichtsbücher aufrollen, die alten Chroniken der Christengemeinden, die Lebensgeschichten der alten Heiligen und Lehrer, wenn wir die alten Denkmale näher beschauen, wenn wir hinabsteigen mit der leuchtenden Fackel in die unterirdischen Tempel, in die dunkeln Gänge und Gewölbe, Klüfte und Grüfte, wo die Christen in der Zeit der Verfolgung ihren Gottesdienst hielten und die Todten bestatteten, allüberall finden wir unsere jetzige katholische Lehre eingegraben, eingemeißelt, in Bildern dargestellt. Diese Christen des Alterthums verehren im Bischof von Rom den Nachfolger des hl. Petrus, den Oberhirten der Kirche; sie haben das heilige Meßopfer; sie haben den Glauben, daß im heiligen Abendmahle Jesus Christus zugegen sei; sie glauben an einen Reinigungsort im Jenseits und beten für die armen Seelen; sie beten zu den Heiligen und verehren ihre Reliquien auf Erden, kurz die ganze katholische Lehre der Jetztzeit kommt uns aus allen Büchern entgegen und steigt aus den alten Grüften empor.

Auf Erden wechseln die Meinungen der Menschen ohne Unterlaß auf und nieder wie ein unstätes Meer. Wie getrost können wir aber, sei es früher, sei es später, vor Gottes Richterstuhl erscheinen, wenn wir halten an dieser ältesten Kirche, an diesen Hirten der Kirche, die in ununterbrochener Folge zu den Aposteln hinaufreichen, die von den Aposteln zwar getrennt sind durch viele Jahrhunderte, die aber mit ihnen lebendig verbunden sind durch ihre Vorgänger, die sich einander die Hand reichen bis zu den Aposteln hinauf, die wie eine diamantene, unzerbrechliche Kette von den Händen der Apostel die heilige Wahrheit des Christenglaubens empfangen haben und sie vererben von Hand zu Hand durch alle Zeiten; deren ersten die Gabe des Heiligen Geistes empfangen haben durch die Apostel und sie weitergaben durch neue Handauflegung und so immer weiter, so daß die erleuchtende und erwärmende Flamme des Heiligen Geistes unsichtbar weiter geht an dieser Kette! Wie ruhig, wie getrost können wir vor Jesus erscheinen! Wir können ihm sagen, was die Apostelgeschichte zum Preise von den ersten Christen sagt: wir sind verharrt in der Lehre deiner Apostel. Obgleich durch den langen Zeitraum von 1800 Jahren von deinen Aposteln getrennt, haben wir dennoch sie unter uns in ihren Nachfolgern wandeln gesehen. Wir haben ihre Lehre vernommen, wir haben sie geglaubt und sind darin verharrt. Wir kommen aus einer bewegten, stürmischen Zeit, die Segel und Kompaß verloren hat, aus einem zweifelsüchtigen, ungläubigen Jahrhundert. Andere Apostel waren aufgestanden mit andern Lehren; widerstreitende Meinungen schlugen von allen Seiten an unser Ohr. Aber die das verkündigten,

deren waren zu wenig, und sie waren zu neu. Wir haben den Neuerungen den Glauben der großen Gesamtkirche und die alte apostolische Lehre vorgezogen, welche mit Wundern in der Zeit der Apostel und mit dem Bestand von 1800 Jahren sich beglaubigt hat. Kamen über uns Zweifel und Versuchungen, Stunden, da unsere Seele wie mit einem Flor überzogen war, begann alles unter uns zu wanken, — dann erinnerten wir uns des Heiligen Geistes, der in Flammen über den Häuptern der Apostel geleuchtet und die Kirche nicht verlassen hat. Und wenn Dein Heiliger Geist weichen könnte von dieser Kirche, wenn Du verlassen könntest diese apostolische Gesamtheit der Gläubigen, Herr Jesus, wo soll dann noch Dein Wort, Dein Wille, Deine Gnade, Dein Reich gefunden werden auf Erden! Das liefe ja geraden Weges gegen Deine Zusage, gegen den Zweck Deiner Menschwerdung, Deines Lebens und Sterbens hienieden.

Das ist die Ruhe des Beharrens. Das ist die erhabene, die feierliche, die heilige Ruhe des Gläubigen in der katholischen Kirche. In dieser Ruhe schwebt vor uns die erste Christengemeinde zu Jerusalem, wie dort die kindlich Gläubigen in den Aposteln ihre Lehrer und Väter verehren und das Wort der Wahrheit aus ihrem Munde auflesen, wie sie männlich fest beharren in dieser Lehre, da schon die Ungewitter der Verfolgung toben, wie sie ein Herz und eine Seele sind. Und bald erheben sich Christengemeinden aller Orten, hunderte, tausende von Kirchen in derselben erhabenen Ruhe und Festigkeit; Gottesburgen waren alle Herzen. Dreihundert Jahre der Verfolgung und des Martyrthums konnten sie nicht trennen von der Lehre der Apostel.

Gehören wir nicht selbst einer solchen Kirche an? Unsere Kirche von Trier, — hat sie nicht, seit sie gegründet worden, fortbestanden, ist sie nicht ausgeharrt in der Lehre der Apostel, in der Verbindung mit dem Apostolischen Sitze von Rom, in der apostolischen Reihenfolge ihrer Bischöfe?

Die Gläubigen beharrten in allen Wechselfällen des Lebens in der Lehre der Apostel, der unwandelbaren, und durch sie in Jesus Christus, der gestern und heute und in Ewigkeit derselbe ist. Sie richteten sich nicht nach den wandelbaren Meinungen der Menschen, sondern nach den Lichtern der Wahrheit, die Gott an den Himmel der Kirche gesetzt, nach demjenigen, der gesprochen: „Ich bin das Licht der Welt." Als einstmals die christlichen Ritter des Johanniterordens auf der Insel Rhodus von den Ungläubigen hart bedrängt wurden, da zeigte ihr tapferer Ordensmeister in einem Bilde ihren Muth und Trost. In dieser verzweifelten Lage nahm er zu seinem Wappenbilde eine strahlende Sonne und setzte darunter die Inschrift: „Immer sich selbst gleich." Unsere Sonne ist Jesus Christus, das Licht der Geister, das Licht der Christenwelt. Diese Sonne scheint uns in den Aposteln und ihren Nachfolgern, denen er

gesagt: „Ihr seid das Licht der Welt", immer sich selbst gleich in der alten Wahrheit und Gnade. Und wenn diese Sonne uns nicht bloß bescheint als Scheinchristen, wenn sie uns innerlich erleuchtet und erwärmt, dann führt sie uns aus dem verworrenen Erdenleben auf den rechten Fußsteig zu den seligen Himmelshöhen. Amen.

Das heiligste Sacrament des Altars.

„Sie waren beharrlich in der Gemeinschaft der Brodbrechung und in den Gebeten." Apg. 2, 42.

Die Sonne an unserem Firmamente ist immer thätig und wirksam. Wenn sie am Abend hinter unsern Bergen untersinkt, dann geht sie für andere Weltgegenden auf; aber wir sind auch während der Nacht nicht ganz von ihrem Lichte verlassen. Es flimmern dann an dem finstern Nachthimmel Sterne hervor, welche selbst ihr Licht von der abwesenden Sonne empfangen und nun mit dem Lichte, welches die Sonne ihnen gegeben, unsere dunkle Erde erhellen. Die Sonne wirkt also für uns und stellt sich uns dar in diesem Sternenglanze; wir erkennen sie darin mit unsern Gedanken, obgleich wir sie selbst mit unserem Auge nicht sehen. Die Sonne ist gleichsam zertheilt, unzähligemal vervielfältigt in diesem Heere der Sterne, welche über den weiten Himmel hin, von Osten nach Westen und von Norden nach Süden ringsumher gesäet sind. Wie es sich nun am sichtbaren Himmel verhält mit der eigentlichen Sonne, welche in der Nacht abwesend ist und doch auch wieder anwesend in den Sternen, ähnlich verhält es sich auch in der geistigen Welt, ähnlich verhält es sich mit demjenigen, welcher die Sonne ist für die höhere Welt unserer Seele, mit Jesus Christus, unserem Heiland. Er hat sich selbst die Sonne der Seelen genannt, da er die hohen, die unermeßlich hohen Worte sprach: „Ich bin das Licht der Welt."[1] An 33 Jahre war er den Augen der Menschen sichtbar auf Erden und bestrahlte mit dem Lichte der Wahrheit und Gnade die dunkle Erde. In Worten und Thaten zeigte sich seine Glorie, so daß Johannes noch in seinem Alter unter dem lebendigen Eindruck dieser Herrlichkeit in seinem Evangelium ausruft: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit als des Eingeborenen des Vaters, voll Gnade und Wahrheit."[2] Diese Sonne der Menschenwelt, Jesus Christus, hat ihren Tageslauf auf Erden vollbracht und ist darauf verschwunden. Sie stieg zuerst in die Vorhölle hinab, um dort die hoffenden und harrenden Seelen zu erleuchten

---

[1] Joh. 8, 12. [2] Joh. 1, 14.

und zu trösten; sie stieg sodann aus dem Grabe zum Himmel hinauf, um dort die Heiligen zu erfreuen gleich dieser irdischen Sonne, welche auch in andern Welttheilen leuchtet, wenn sie unsern Landen am Abende entschwunden ist.

Jesus Christus ist nicht mehr sichtbar auf Erden; aber nun gehen am geistigen Himmel andere Sterne auf, die von Jesus Christus, der Sonne, ihr Licht erhalten und mit diesem Lichte hineinscheinen in dieses Thal der Erde. Das sind die heiligen Apostel und ihre Nachfolger im apostolischen Lehramte, in der heiligen Kirche zu allen Zeiten. Jesus Christus selbst hat sie die Weltlichter genannt: „Ihr seid das Licht der Welt."[1] So ist also Jesus Christus, der früher nur auf einem Punkte der Erde weilte, gleichsam vervielfältigt in eine unermeßliche Zahl von Stellvertretern in der immer dauernden apostolischen Gesamtkirche. So ist das eine Licht der Welt, Jesus Christus, vorhanden in einem Heere von Lichtern, die im Norden und Süden, im Osten und Westen, in allen Weltgegenden leuchten. Das haben wir bereits des nähern heute vor acht Tagen betrachtet, da wir mit den Worten: „Sie verharrten in der Lehre der Apostel", von der apostolischen Kirche redeten. Wir haben die Erstlinge unseres Glaubens betrachtet, da wir die jugendliche Kirche zu Jerusalem, die Urkirche betrachteten; wir haben das Lob erwogen, welches die Heilige Schrift den ersten Christen spendet mit den Worten: „Sie verharrten in der Lehre der Apostel."

Aber auch noch in einer andern Weise, in einer noch geheimnißvollern und wunderbarern Weise ist Jesus Christus, der früher sichtbar, damals nur auf einem Punkte, an einem Standorte der Erde weilte, seit er aus der Sichtbarkeit getreten, trotz seiner Abwesenheit aller Orten auf Erden gegenwärtig geworden. Er selbst ist gegenwärtig, nicht etwa nur seine heilige Lehre, — seine Sündenvergebung, seine Seelenleitung, sein Heil; nein, er selbst mit seinem ganzen Wesen, mit Leib und Seele, mit Gottheit und Menschheit. Das ist er in sehr geheimnißvoller Weise; das ist er durch die Stiftung des allerheiligsten Sacramentes. Für seine eine Gegenwart, die er dem leiblichen Auge entzogen, hat er eine vielfache Gegenwart und Anwesenheit dem Auge des Glaubens gegeben im allerheiligsten Sacrament. Er ist darin aller Orten, vom „Aufgange bis zum Niedergange", wie schon in der alten Zeit der Prophet Malachias vom heiligsten Sacrament geweissagt hat; der Sonne vergleichbar, welche ihre sichtbare Gegenwart uns entzieht, aber in vielen kleinen Sternen über den ganzen Himmel hin vom Aufgange bis zum Niedergange sie uns wiedergibt in den stillen, geheimnißvollen Nächten, bis der Tag anbricht und die Sonne sich wieder sichtbar zeigt, wo dann die Sterne

[1] Matth. 5, 14.

erbleichen. So wird auch diese vielfache Gegenwart Jesu Christi wieder schwinden, so werden Sacramente und Opfer und auch das apostolische Lehramt aufhören, wenn Jesus Christus einst wieder erscheint auf den Wolken des Himmels und die hehre, ernste Zeit anbricht, welche die Heilige Schrift den Tag Jesu Christi nennt.

Bis das geschieht, wandeln wir, ohne den Herrn selbst zu sehen, im Glauben, im Halbdunkel der Geheimnisse, im Schimmer seines Lichtes, wie in einer sternenhellen Nacht. Unsere heutige Betrachtung führt uns ganz besonders in eine solche Nacht, in das Reich, wo die Geheimnisse wie ferne Lichter leuchten. Wir haben die Urkirche, die ersten Christen zu Jerusalem, zum Gegenstand unserer Betrachtung auserlesen. Nachdem wir die Worte der Apostelgeschichte bereits betrachtet haben: „Sie verharrten in der Lehre der Apostel", haben wir nun die folgenden Worte zu betrachten: „Sie verharrten in der Gemeinschaft des Brodbrechens und im Gebete." Gemeinschaft des Brodbrechens, sie verharrten im Brodbrechen: das sind kleine, stille Worte, aber sie sind unendlich tief und geheimnißvoll, zu vergleichen mit den stillen Wassern, deren Tiefe kein Senkblei ergründet. Was ist das für ein Brod, welches die ersten Christen genossen, von welchem hier die Apostelgeschichte redet? Was für eine Nährkraft liegt in demselben für den Menschen, und was ist das für eine Gemeinschaft, die es stiftet? Und das Brodbrechen, — was bedeutet das Brechen?

I.

Der hl. Lucas, der Verfasser der Apostelgeschichte, läßt uns heute wieder hineintreten in die heilige Versammlung unserer Ahnen im Glauben, der ersten Bewohner des geistigen Jerusalem, der heiligen Kirche. Wir sehen, wie dort im Kreise der Gläubigen unter der Lehre der heiligen Wahrheit und mit Gebeten ein Brod erhoben und gebrochen wird. Was ist das für ein Brod?

Das irdische Brod als die besondere, eigenthümliche Nahrung des Menschenleibes, welcher auch der Stärkste nicht, kein Held, kein König sich entziehen kann, erinnert uns an die Schwäche und Hinfälligkeit unseres irdischen Lebens, an das Gewimmel der Nahrungssorgen, der Kümmernisse für die irdische Existenz, welche den Menschen über die Erde verfolgen. Das Brod stellt unsern Gedanken so sprechend alle Nothdurft des Leibes und des irdischen Lebens dar, daß man in den Sprachen der verschiedensten Völker dieses Wort gebraucht, um überhaupt allen Lebensunterhalt, alle Nahrung und dazu Dach und Fach und Kleidung, alle Mittel der Existenz zu bezeichnen. „Der hat sein Brod", das ist der Ausdruck für einen Zustand der irdischen Genügsamkeit; „der kann sein

Brod verdienen", das ist der Ausdruck für die ganze Tüchtigkeit im bürgerlichen Leben, und wenn man sagt: „Ich habe von jenem mein Brod", so liegt das tiefe Gefühl der Abhängigkeit in diesen Worten ausgesprochen. Aber das Brod, welches uns der hl. Lucas in den Händen der heiligen Kirche zeigt, muß eine unendlich höhere Bedeutung haben. Denn das Brod erscheint hier nicht unter den Mitteln des irdischen Lebens, sondern mitten unter den geistigen Schätzen und Kleinodien, den seligen Reichthümern der heiligen Gottesstadt Jerusalem, der heiligen Kirche; es wird genannt mitten unter den Schätzen der Gnade und des ewigen Lebens. Denn zuerst spricht die Apostelgeschichte von der Lehre der Apostel, in welcher die jugendliche Christenheit verharrte. Die Lehre der Apostel aber, das ist ja die Wahrheit Gottes in ihrer reichen Fülle, die Wahrheit, für welche unsere Seele geschaffen ist, nach der sie hungert, die rechte, gesunde Lebensluft und das Licht der Seele, ohne das sie kränkelt und hinsiecht. Diese Wahrheit wurde unablässig von den Aposteln verkündigt. Die Christen lebten und webten in ihr mit der vollen, aufrichtigen Liebe und Begeisterung ihres Herzens. Die jugendlich aufsprossende Kirche wandelte in ihrem Lichte. So sagen es die Worte: „Sie verharrten in der Lehre der Apostel." Bald darauf wird uns die erste Christengemeinde dargestellt in ihren Gebeten. Die heilige Lehre, die Wahrheit, welche Gott vom Himmel gereicht in Jesu Christo und seinen Aposteln, hat auch das Bedürfniß zu beten, welches niemals ganz der Menschheit entschwunden war, aufs neue angefacht, und seine Apostel und Jünger haben Jesus mit Staunen beten gesehen. Als sie zu ihm hintraten und ihn baten: „Herr lehre uns beten", da hat er, der große Meister des Gebetes, auch sie beten gelehrt. Auch das Gebet wie die Lehre ist ein Kleinod der ersten Kirche. „Sie verharrten im Gebete", sagt die Apostelgeschichte von den ersten Christen.

So führt der heilige Schriftsteller uns also ganz aus dem irdischen Leben in einen höhern Bereich, ins geistige Leben der ersten Christen. Hier nun, wo wir nicht in der Betrachtung des irdischen Lebens weilen, spricht der hl. Lucas vom Brode. Zwischen die apostolische Lehre und das Gebet mittenin stellt er das Brod; sie verharrten im Brodbrechen. Evangelium und Gebet stehen wie zwei Leuchten zu seinen Seiten, und von diesen fällt ein Glorienglanz auf das anscheinend so geringe Brod, das in der Versammlung gebrochen wird. In diesem Brode muß ein eigenthümliches Geheimniß, eine erhabene Würde und Kraft ruhen; das liegt in diesen Worten.

Was ist das für ein Geheimniß? Darüber beobachtet die Apostelgeschichte Stillschweigen, wo immer sie vom Brodbrechen spricht; so hier, so an andern Stellen. Das einfache Wort genügt für die Christen; sie verstehen, was es will, sie kennen das selige Geheimniß. Sie wissen, was

es ist; wie sollten sie nicht wissen, — sie, welche die Apostel in ihrer Mitte haben, — das, was stehende Uebung ist in ihrem Christenleben? Ahnungsvoll muß es uns schon stimmen, wenn wir die Wunder betrachten, welche Gott früher mit dem Brode gethan hat und welche das göttliche Vorspiel zu diesem größern Wunder sind.

Durch die arabische Wüste in langen Kreuz- und Querfahrten pilgerte 40 Jahre lang das israelitische Volk, eine Wanderung von drei Millionen Menschen. Das Land Kanaan, das fernliegende, ist das Ziel, nach dem ihre Herzen gerichtet sind. Hier, wo der sandig glühende Boden keine Saaten aufnimmt, wo keine fruchtbaren Halme sprossen, wird Gott durch ein Wunder der Brodherr, der Ernährer des Volkes. Während die Erde nur öde Sandsteppen zeigt, wird der Himmel zur fruchtbaren Flur. Viele Menschen sind in Einöden und Wüsten vor Hunger verschmachtet, und der Flugsand wurde ihre Leichendecke; aber das Volk, auf dem die Verheißung Gottes ruht, aus dem als seine Wunderblüthe der Erlöser, der Segen aller Völker hervorsprossen soll, das läßt Gott nicht verschmachten und im Hungertode vergehen. Gott erhält und fristet wunderbar sein Leben. Er läßt das Manna vom Himmel fallen, und diese himmlische Speise nährt es, bis es die Grenzen des Gelobten Landes erreicht. Zum immerwährenden Gedächtnisse wurde im innersten Heiligthum Manna aufbewahrt.

Ihr wisset aber, Geliebte im Herrn, das Volk Israel in grauer Vorzeit ist das Vorbild der Kirche. Die Wunder, mit denen Gott sein Leben tröstete, labte und seine Geschichte schmückte, — sie deuten hin auf höhere Wunder und Gnaden im neuen Gottesreiche, in der heiligen Kirche. Alles, was Wunder, was Gottesgabe und Gnade heißt im Alten Testamente, — das kommt wieder, das lebt wieder auf im Neuen Bunde. Es kommt aber nicht wieder, wie es früher gewesen, in todter Wiederholung, sondern in gesteigerter Würde und Schönheit, in geistiger Verklärung. So ist es auch mit dem Wunder des Manna. Die Kirche pilgert durch die Welt, wie Israels Volk durch die Wüste, nach dem himmlischen Kanaan. Die arme Erde kann ihr für diese Pilgerung keine Nahrung geben. Wir schauen nun umher; wo ist ihr Manna, ihr Himmelbrod in der großen Wüste? Wir schauen in die erste Christengemeinde: ein Brod hebt sie empor; „sie verharrten im Brodbrechen“./

Schauet in das Leben unseres Herrn Jesu Christi. Zweimal hat er in hehrem Wunder die Brode vermehrt; zweimal gleichsam schimmert in Christi Händen das Brod im Wunderglanze. Zweimal seht Ihr, wie er auf wenige Brode sein Gebet und seinen unsichtbaren Segen niederlegt. Und das Brod vervielfältigt sich unter seinem Segen; es wird gebrochen, und im Brechen vervielfältigt es sich. Es ist, als ob mit dem Brechen es immer reicher hervorquelle aus geheimen Wunderquellen. Das eine

Mal sind es 4000 Männer, Weiber und Kinder nicht eingerechnet; sieben Brode in des Herrn Hand. So reichlich quillt die Nahrung aus des Herrn Wunderhand, daß sieben Körbe voll Stücke übrig blieben. Das andere Mal sind die Scharen noch größer, der Brode noch weniger. Alle essen und werden satt, und es bleiben noch größere Reste; nun werden zwölf Körbe mit Stücken gefüllt. Je mehr Menschen, je mehr zertheilt, desto weniger Brode hat Jesus, desto weiter fluthet der Ueberfluß hin. So führt uns der Herr, mit Ahnung die Herzen erfüllend, hinaus in eine Wunderwelt, wo über das Brod nicht mehr die gewöhnlichen Gesetze herrschen, wo man nicht mit gewöhnlicher Berechnung die Thaten Gottes bestimmen kann. Das ist die Vorschule zum Wunder des allerheiligsten Sacramentes.

Nachdem der Herr zu solch unbegreiflichem Wunder die Geister vorbereitet, enthüllt er ihnen das höchste Geheimniß des Brodes. Nun hält er seine hohe Verheißungsrede. Er selbst wird das Brod, das seine Gläubigen nährt, er selbst wird das Manna sein, das Wunderbrod in seiner Kirche, sein Fleisch wird die Speise, sein Blut der Trank für die Gläubigen sein. So spricht der Heiland es aus mit klaren, bestimmten Worten. Und da ungläubiger Widerspruch sich erhebt, hält er aufrecht, was er gesagt, bis auf die einzelnen Worte. Ja, er macht diese Worte gleichsam zur Fahne, um welche seine Getreuen, die nicht von ihm weichen wollen, sich sammeln müssen.

Es ist ein unergründliches Geheimniß — die Menschwerdung des Sohnes Gottes im Schoße der Jungfrau; und wiederum, es ist ein unergründliches Geheimniß — der Sohn Gottes das Brod der Christen: die zwei höchsten Geheimnisse der Christenwelt. Der Heiland verknüpft beide in einem Satze, indem er spricht: „Dieses ist das Brod, welches vom Himmel herabgestiegen ist.“[1] Wann ist dies Brod, das Wunderbrod der Christenheit, vom Himmel gestiegen? Nicht erst mit der Stiftung des heiligen Sacramentes beim letzten Abendmahle, sondern da der Sohn Gottes Fleisch annahm aus der allerseligsten Jungfrau. Wann ist derjenige, der vom Himmel gestiegen, unser Brod geworden? Nicht damals schon, als er Fleisch annahm aus der Jungfrau, sondern da er das allerheiligste Sacrament stiftete. Beide Tage, beide Wunder verbindet der Heiland bedeutungsvoll. Zwei Tage sind Tage des heiligen Leibes Christi, des heiligen Frohnleichnams: der Tag der Menschwerdung und der Tag der Einsetzung des heiligsten Sacramentes. Die zwei Geheimnisse knüpft Jesus Christus zusammen. Denn wer an die Menschwerdung glaubt, steht damit wie in einer neuen Welt, im Lande der Wunder, und darf nicht mehr erstaunen vor neuen Wundern,

[1] Joh. 6, 51.

vor Schöpfungen der Liebe und der Gnade, welche der Gottmensch zu unserem Heile gründet.

Vom Himmel stieg der Heiland, da er sein irdisch-menschliches Dasein begann; unser Lebensbrod wurde er, da er sein irdisch-menschliches Dasein beschloß. In der letzten Nacht, in der Nacht, da er verrathen wurde, wie der hl. Paulus hervorhebt, stiftete er sein heiliges Sacrament. In der Nacht, wo die Sonne unterging und wieder erschien in den Sternen, wollte auch er die heilige Stiftung feiern, in welcher er, der Abwesende, zugegen ist vom Aufgange bis zum Niedergange; die heilige Stiftung, aus welcher die ganze Kirche sich mit der Gegenwart ihres Herrn so oftmals schmückt, so viele Altäre, so viele Consecrationen, so viele heilige Messen sie hat. In der Nacht, da er verrathen ward, schuf er die höchste Stiftung seiner Liebe und gab sie seinen Aposteln, der apostolischen Kirche als sein ewiges Testament. Seinen Leib, sein Blut, sein verrathenes Leben, das gibt er der Kirche zum Testament.

Wie er früher in seiner Verheißungsrede sich selbst das Brod, sein Fleisch, sein Blut die Speise, den Trank genannt hat, — so thut er es nun auch in der heiligen Stiftungsstunde. Als er früher seine Verheißungsrede hielt, da hatten seine Apostel und alles Volk seine Worte so verstanden, daß er wirklich seinen Leib, sein Blut zur Nahrung reiche. Das machte Aufsehen; das erregte Widerspruch. Er aber blieb bei seinen Worten stehen und bestätigte diese Auffassung. Und nun in seiner letzten Stunde? Jetzt wird er sich doch klar und unzweideutig aussprechen. Er hat um sich her seine Apostel, die er seine Freunde genannt, mit denen er vertraulich redet, nicht in Gleichnissen spricht, die seine Worte aufnehmen gerade so, wie er sie spricht, ohne zu kriteln. Und hat er bloß seine Apostel vor sich? Vor seinem Auge liegen alle Zeiten aufgeschlagen. Er sieht Tausende, er sieht Millionen, die sich an ihn drängen, die ihm alles glauben, was er spricht, und wie er es spricht, mit vollkommener Unterwerfung des Verstandes. Will man ihnen die Worte Jesu Christi so auslegen, daß das Wunder verschwindet, so berufen sie sich auf den Wortlaut. Wird man ihnen einwenden: „Das ist ja nicht denkbar, nicht möglich, daß Jesus Christus im Sacramente gegenwärtig sei", so berufen sie sich mit kindlicher Gläubigkeit auf Gottes Allmacht und erwidern, daß, wenn Gott gesprochen, die Einwendung der Unmöglichkeit seine Majestätsrechte sündhaft angreife. Alle diese Menschen hat Jesus Christus zum voraus mit seinen vorschauenden Augen gesehen, seine gläubigsten, treuesten Anhänger. Und doch soll er so dunkle, unverständliche Worte gewählt haben? Und ohne alle Erklärung? Sonst erklärt er sich, wenn er mißverstanden wird, auch selbst in kleinern Dingen, die ohne namhaften Schaden für das Seelenheil sind. An seine Gleichnisse fügt er die Auslegung; seine Apostel wenigstens läßt er nicht im Dunkeln. Hier

aber soll er auf einmal alles in Nacht und undurchdringliches Dunkel hüllen, hier, wo doch das Licht und die aufhellende Auslegung so nothwendig gewesen wäre?

Oder seine Apostel — sollen die es gewußt, aber diese Erkenntniß nicht fortgepflanzt haben? Sie setzen sonst die Erklärungen bei, die Jesus Christus ihnen gegeben; sie erklären selbst mit einer gewissen Aengstlichkeit Geheimnißreden Christi. So erzählt der hl. Johannes, daß der Heiland gesagt: „Zerstöret diesen Tempel, und ich werde ihn in drei Tagen wieder aufbauen,“ und fügt dann sogleich bei: „Er aber sprach von dem Tempel seines Leibes.“[1] Wenn nun auch jemand meinte, Christus sage, wenn man den jüdischen Tempel niederreiße, könne er ihn in drei Tagen in seiner Gottesmacht aufrichten, — das wäre gewiß ohne Belang für sein Seelenheil. Aber Jesu Worte haben einmal diesen Sinn nicht. Darum setzt Johannes sorglich hinzu: „Das sagte er aber von dem Tempel seines Leibes.“ Nun vergleichet diese Handlungsweise mit der Stiftung des allerheiligsten Sacramentes. Jesus hebt das Brod empor und den Kelch in seiner Rechten und spricht: „Das ist mein Leib, das ist mein Blut“; kein Wort, keine Silbe, die es anders verstehen ließe. Ja, was er beifügt, das bekräftigt und erhärtet noch, daß es sein wahrer Leib, sein wahres Blut sei. Denn er sagt: „Das ist mein Leib, jener Leib, der für euch hingegeben wird; das ist mein Blut, jenes Blut, das für viele vergossen wird.“ Und die heiligen Schriftsteller des Neuen Bundes erzählen das und schreiben die Worte auf, und keiner gibt auch nur eine Andeutung, daß sie bildlich zu nehmen seien. Sie stehen nicht bloß einmal, nein viermal, von verschiedener Hand in den heiligen Schriften des Neuen Testamentes aufgezeichnet, und jedesmal ohne solche Erklärung. Der hl. Paulus insbesondere will mit diesen Worten zeigen, was eine unwürdige Communion zu bedeuten hat. Da schreibt er diese Worte im ersten Briefe an die Korinther und zieht dann die Schlußfolge voll niederschmetternden Schreckens: „Demnach, wer immer ißt dies Brod oder trinkt den Kelch des Herrn unwürdig, wird schuldig sein des Leibes und des Blutes des Herrn. Verurtheilung ißt und trinkt er sich, weil er nicht unterscheidet den Leib des Herrn.“[2]

Wir haben aber nicht bloß die Schriften der Apostel und Evangelisten zu unserer Belehrung; wir kennen ja auch die Christengemeinden, welche die Apostel in der Begleitung und unter Mitwirkung ihrer geliebten Evangelisten gegründet haben. Diese Christengemeinden blühten, ehe das Neue Testament geschrieben war. Diese haben vom Munde der Apostel die rechte Lehre gehört, sie treulich bewahrt, sie weiter gegeben; diese haben

---

[1] Joh. 2, 19. [2] 1 Kor. 11, 27. 29.

die Abfolge der apostolischen Hirten, über welche wir heute vor acht Tagen gesprochen haben. Ihr habt gehört, wie die Apostelgeschichte es preiset von den Christen zu Jerusalem: „Sie verharrten in der Lehre der Apostel.“ Um diese Kirche her entstanden bald andere Kirchen, blühende Töchter um ihre Mutterkirche. Von der Kirche zu Rom insbesondere rühmt das ganze Alterthum, daß sie immer aufs äußerste an der Ueberlieferung gehalten habe. Wir wissen jetzt noch, was diese Kirchen alle geglaubt haben von dem heiligsten Sacramente, von dem Brode, das sie brachen. Wir haben jetzt noch die Schriften ihrer großen Bischöfe und Lehrer, und ganze Bände können mit ihren Zeugnissen für die wahre und wirkliche Gegenwart Jesu Christi im heiligsten Sacramente gefüllt werden.

Jetzt wissen wir also, was das für ein geheimnißvolles, heiliges Brod ist, um welches in Glauben und Gebet die erste Christengemeinde sich versammelte. Es ist der wahre Leib und das wahre Blut Jesu Christi; es ist der neue Lebensbaum der Menschheit. Im Paradiese des Anfangs hatte Gott den Baum des Lebens gepflanzt; im Paradiese der Kirche hat Jesus Christus, der himmlische Gärtner, ihn gepflanzt. Um diesen Lebensbaum finden wir heute die ersten Christen versammelt. Sie nehmen die Speisen mit Danksagung und in Einfalt des Herzens und loben Gott. Sie erheben keine Streitfragen, ob und wie Jesus Christus Nahrung sei. Sie brechen die Frucht des Lebensbaumes und genießen sie in Unschuld, in harmloser Gläubigkeit, so wie harmlose Kinder essen und erstarken, ohne sich zu kümmern um die Fragen, wie es möglich ist, daß Jesus unter den kleinen Brodsgestalten gegenwärtig sei, und wie das zugeht, daß die Substanz des Brodes und des Weines in den Leib und das Blut Jesu verwandelt werde; das überlassen sie dem Schöpfer, sie genießen „mit Danksagung“.

Indes auch die Frage, wie es möglich ist und wie es zugeht, brauchen wir nicht zu scheuen. Wir können wenigstens alle gegen die Möglichkeit der wirklichen Gegenwart von einseitig rationellem Standpunkt geltend gemachten Bedenken hinlänglich aufklären.

Wie ist es möglich, so fragt man, daß der Leib Jesu Christi sich unsern Blicken entziehe, daß er gegenwärtig sei unter so kleinen Gestalten, in so engem Raume, und, ob die Hostie groß oder klein ist, derselbe Leib Jesu gegenwärtig ist? Wir antworten: Unser Leib freilich steht mit seiner Sichtbarkeit, mit seiner Ausdehnung unter den Gesetzen der Nothwendigkeit; er kann sich nicht unsichtbar machen, nicht in so engem Raum sich einschließen. Aber der Leib Jesu Christi im heiligsten Sacramente ist der Leib, der aus dem Grabe auferstanden und verklärt ist. Ist denn, so wird nun der Christ fragen, ein so großer Unterschied zwischen unserem jetzigen, grobsinnlichen Leibe und einem verklärten Leibe? Das allerdings. Es ist zwar für uns noch geheimnißvoll dunkel, aber ausdrücklich gelehrt

in Gottes heiliger Offenbarung. Der Leib nach der Verklärung ist der Seele ganz hingegeben in ihren Willen. Es ist eine innere unsichtbare Kraft, die den sichtbaren Leib ganz beherrscht. Diese Kraft ist immer bei der Seele und ihr anheimgegeben; der Leib ist sichtbar oder unsichtbar, in kleinerem oder in größerem Raume, wie die Seele es haben will. Der Leib Jesu Christi nun ist ein verklärter Leib. Wenn Jesus will, tritt er mit ihm durch verschlossene Thüren und steht sichtbar in der Mitte der Menschen. Wenn er will, entzieht er sich der Sichtbarkeit und verschwindet aus ihren Augen.

Aber was hat das für einen Zweck, daß Jesus Christus im heiligsten Sacramente gegenwärtig bleibt? Fraget das menschliche Herz. Das menschliche Herz hat das Bedürfniß, an bestimmten Orten und in bestimmter Weise seinen Gott gleichsam näher zu haben mit seiner Liebe und Huld und gewisse Zeichen, Unterpfänder dieser Nähe zu besitzen. Zwar ist Gott an allen Orten gegenwärtig. Aber dieser Glaube an die Allgegenwart Gottes befriedigt nicht die tiefsten Herzensbedürfnisse der Menschheit. Der Mensch will gerade seine lebendigsten und tiefsten Anliegen, Wünsche und Nöthen einem persönlich besonders nahen Gott in sinnlich vermitteltem, vertraulichem Zwiegespräche vortragen. Im steten Glauben an solche Nähe erwachen die religiösen Gefühle mit besonderer Stärke und werden zur hellen Flamme. Im Glauben an solche Nähe betet der Mensch inniger, heißer, wird wie mit unsichtbaren Armen über die Erde emporgetragen. Daß dem wirklich also sei, dafür könnte ich euch Beweise und Beispiele anführen aus allen Religionen. Auch die Heiden fühlten sehr das Bedürfniß, an bestimmten Orten und unter bestimmten Gestalten die Gottheit näher zu haben. Und erst, wo der wahrhaftige Gott sich der Menschen annimmt, da könnt ihr es überall sehen von Anfang der Menschengeschichte an, wie er in seiner die Menschen erziehenden Weisheit sich in besondere Nähe, in heilige Vertraulichkeit zu den Menschen versetzt und die heilige Sehnsucht nach seiner Nähe stillt, die er selbst der Brust des Menschen eingepflanzt hat. Im Paradiese unterhält Gott einen ununterbrochenen, persönlichen Umgang mit den Menschen. Im Zeitalter der Patriarchen zeigt Gott seine wirksame Gegenwart in verschiedenen wundervollen Erscheinungen, in wundervollen Gesichten und Ansprachen. Im Zeitalter des Moses zieht Gott dem Volke voran in der Feuer- und Wolkensäule. Dann offenbarte Gott seine Nähe im heiligen Zelte. Darauf wählte er sich den Tempel zu Jerusalem zum Orte seiner besonders gnadenreichen Wirksamkeit, seiner segensvollen Nähe. Darum zog das jüdische Volk alljährlich hinauf zum Tempel, um in nächster Nähe zu seinem Gott zu beten.

So wechselten in der alten Zeit die Orte und Zeichen der Nähe Gottes. Endlich erschien Christus-Gott in Menschengestalt. Wie die Seele

des Menschen, die im Körper verborgen ist, hervorblitzt und leuchtet in dem Angesichte, in der Rede, in den Handlungen eines Menschen, so leuchtete auch die verborgene Gottheit aus den Worten und Handlungen Christi hervor, daß man ausrufen konnte: „Wir haben seine Herrlichkeit gesehen, eine Herrlichkeit als des Eingebornen vom Vater.“ [1] Die menschliche Natur Jesu Christi war die Hülle der verborgenen Gottheit. Diese Gegenwart Gottes, diese wahre Vereinigung Gottes mit der Menschheit, dieses Wohnen unter uns kann nicht wieder aufhören. Sonst ständen wir zurück vor den Menschen, die mit dem Erlöser über diese Erde wandelten. Gott bleibt bei uns in der Umhüllung des Sacramentes; Gott wohnt und wandelt stetig unter uns. Darum ruft unsere Kirche aus: „Es gibt kein anderes Volk, so groß, daß ihm seine Gottheit so nahe wäre, wie uns nahe ist unser Gott.“ [2] Das bedarf die Menschheit. Und weil Gott im Sacramente gegenwärtig bleibt, darum wird das heiligste Sacrament der heilige Herd, an dem Glaube, Hoffnung und Liebe sich entzünden und erwärmen, an dem die Flamme des Gebetes, der Andacht sich zündet und hoch gen Himmel schlägt. „Das Feuer auf dem Altare soll nie erlöschen“ [3], sprach Gott im Alten Bunde. Auf unsern Altären erst hat Gott ein Feuer angezündet, das nie erlischt.

Jetzt wisset ihr, warum die ersten Christen sich sammelten zum gemeinschaftlichen Brodbrechen. Aber ihr wisset noch nicht alles. Christus will nicht bloß gegenwärtig sein: er will unsere Nahrung werden. Darum hat er die Gestalt des Brodes gewählt, seinen heiligen Leib zu umhüllen, um sich als Nahrung zu bieten. Prediger und Sündenvergeber ist er durch seine Apostel und ihre Nachfolger; aber unsere Nahrung ist er selbst im heiligen Sacramente.

II.

Der hl. Vincenz von Paul, der gefeierte Meister der christlichen Nächstenliebe, pflegte, wenn er in unbeschäftigten Augenblicken das gewöhnliche, irdische Brod anschaute, sich in ernsten Gedanken zu verlieren. Er pflegte dann zu gedenken der Liebe Gottes, die unsern Leib der Sünde nährt und uns Sünder gütig erhält. Er pflegte aber auch zu gedenken der Mühe, welche es den Landmann kostet, aus dem harten Boden, aus den Dornen der Erde das Brod zu gewinnen, das andere in Frieden essen; es wurde ihm als sehe er mit Augen die Schweißtropfen des Landmannes am Boden kleben. Entsprechende Gedanken, aber unendlich höherer Art, müssen uns ergreifen, wenn wir das Brod des Lebens schauen im heiligen Sacramente. Wir schauen in ihm die unendliche Erbarmung

---

[1] Joh. 1, 14. [2] 5 Mos. 4, 7. [3] 3 Mos. 6. 12.

Gottes, die uns nährt und trägt; wir schauen in ihm die Schweißtropfen dessen, der im geistigen Sinne ein Bebauer und Gärtner in der Menschheit war und als Gärtner nach seiner Auferstehung erschienen ist. Von den himmlischen Höhen herab ist Jesus Christus zu uns gekommen. Er allein hat inmitten der sündigen Menschheit als der Sündelose, Heilige dagestanden, eine Zierde der Erde, und er hat sein Kreuz aufgepflanzt als seinen Altar. Wenn wir mit ihm verbunden sind, werden wir selig. Ihm ähnlich zu werden, gesinnt zu sein, wie er gesinnt war, das ist die Aufgabe unseres Lebens. Darum wenn ihr acht habet, was die heilige Schrift preist, was die heiligen Apostel rühmen als das Höchste, Schönste, als das Beseligendste im Leben, — es ist das Einssein, die innige Verbindung mit unserem Herrn Jesu Christo. Das soll das Los von allen sein. Der heilige Apostel Paulus hat vielleicht Christum niemals auf Erden gesehen; gewiß ist, im Umgang, im Verkehr mit Christo hat er nicht gestanden. Und dennoch, mit welch erhabenen und begeisterten Ausdrücken spricht er davon, daß er, daß alle wahren Christen eins seien mit Christo. „Wir sind Glieder seines Leibes," spricht er, „wir sind von seinem Fleisch und von seinen Gebeinen." Kann es bestimmter, kann es deutlicher ausgesprochen werden, das wir ganz in Christum sollen hineingezogen, gänzlich mit ihm sollen vereinigt sein! Ihr kennt auch Freundschaft und Liebe unter Menschen; aber wer wird in solchen Ausdrücken von ihr sprechen, wie der hl. Paulus von der Verbindung mit Christus redet. Wir ehren und lieben viele Menschen, die vor uns gelebt; wir bleiben mit ihnen vereinigt in der Erinnerung; aber wer wollte mit solchen Worten davon sprechen? Man würde ihn ja als einen Schwärmer verlachen. Es muß also eine Vereinigung, eine Vermählung der Gläubigen mit ihrem unsichtbaren, verklärten Haupte Jesus Christus geben, welche über alles Begreifen hinausgeht, so daß wir wirklich eingepflanzt werden in sein Leben, genährt mit seinem Fleische und Blute, verbunden mit ihm wie die Reben mit dem Weinstocke.

Wir können nicht selbst hinaufgreifen zum verklärten Christus und uns so mit ihm verbinden, uns hineinleben in sein Leben, ihn herabziehen zu uns. Das kann nur seine Gnade. Die Gnadenmittel dazu hat er uns erworben in seinem Opfertode; es sind die heiligen Sacramente. Alle Sacramente verbinden in gewissem Grade mit Jesu Christo, aber vollständig gemacht, vollendet und gekrönt wird diese Verbindung im heiligen Abendmahle; denn da wird Jesus Christus unsere Nahrung. Darum heißt es schon in der Apostelgeschichte, daß sie durch das Brodbrechen in der Gemeinschaft verharrten. Bei der irdischen Ernährung verzehren wir die Nahrungsstoffe und nehmen sie auf in unser Fleisch und Blut. Nicht so ist es mit der sacramentalen Nahrung im heiligsten Sacramente. Der uns hier nährt, ist stärker, höher als wir. Da werden wir von dieser

Speise ergriffen und mächtig hineingezogen in das Leben Christi. Unsere Seele wird gleichsam berührt von der sündelosen, heiligen Seele Jesu Christi und verbindet sich mit ihr in Einheit des Lebens, so wahr wir seinen Leib mit unsern Lippen berühren, auf unsere Zunge legen. Und nicht nur unsere Seele wird von Christo ergriffen; — die andern Sacramente ergreifen nur die Seele — die heilige Communion aber wendet sich mit ihrem Segen auch an den Leib. Es ist ja der wahre Leib Jesu Christi, den wir empfangen, leiblich empfangen mit dem Munde, mit unsern Lippen empfangen. Welche Wirkung wird das haben? Der Leib Jesu Christi ist ein heiliger Leib. Denn er war immer unterthänig seiner heiligen Seele; nie hat die Flamme unreiner Triebe diesen Leib entweiht. Ruhig und hehr stand er immer da, ein Tempel des Heiligen Geistes. Anders die Leiber, in denen die sündigen Menschenseelen wohnen. Diese Leiber tragen in sich den Zunder der Versuchung, der Sinnlichkeit, die oft zur hohen Flamme aufschlägt und sie verwüstet. Selbst wenn in der Seele schon die Schuld der Sünde in aufrichtiger Buße getilgt ist, so regt sich die sündige Bewegung oft noch im Leibe in gefährlichen sündhaften Vorstellungen, Bildern, im Wallen des Blutes, in heftiger Sinnlichkeit, ähnlich wie die Wasser in der Tiefe des Meeres noch rauschen, wenn oben in der Höhe der Sturm schon schweigt. In diese Leiber der Sünde senkt sich nun der Leib Jesu Christ ein, der heilige Leib mit seiner hehren Ruhe; er will mit seiner Kraft die Versuchung bändigen, die Sinnenlust besänftigen und lindern und aus der irdischen Unruhe hinaufziehen in seine heilige Ruhe.

Der Leib Jesu Christ ist ein unsterblicher Leib. „Christus", lehrt der Apostel, „einmal gestorben, stirbt nicht wieder."[1] Unsere Leiber sind hinfällig, sie sterben. Nicht von außen kommt der Tod; der liegt in ihnen und bricht aus ihnen hervor. In diese Leiber des Todes senkt sich nun Jesu Christi Leib, daß die Kraft seiner Unsterblichkeit sich tief verwebe mit unserer hinfälligen Leiblichkeit, daß der Keim, das Samenkorn unserer dereinstigen Auferstehung und Verklärung sich berge und selbst im Tode, im Grabe nicht ersterbe. „Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage."[2]

So wird mit jenem geheimnißvollen Brode der Mensch genährt in seiner doppelten Beziehung, nach seiner Seele und nach seinem Leibe. Jetzt werdet ihr es verstehen, warum die ersten Christen ihren Gottesdienst seine Krone finden ließen in dem Brodbrechen.

Wenn wir dieses Brod anschauen und erwägen, wie reich wir in demselben sind, müssen wir dann nicht danken mit dem tiefsten Danke

---

[1] Röm. 6, 9. [2] Joh. 6, 55.

unserer Seele, mit dem Danke unserer Thränen, mit dem Danke unseres Lebens, das wir ganz Gott widmen. Aber um so mehr muß dieses heilige Brod unsern Dank erwecken, da an ihm der Schweiß, die Leiden Jesu Christi im höchsten Grade hangen. Alle Sacramente zwar schöpfen ihre Kraft aus dem Tode Christi, alle erblühen gleichsam am Fuße des Kreuzes, dieses Sacrament aber in ganz vorzüglicher Weise. Der Heiland hat es gestiftet in der Wehmuth und in den Schauern des Todes, in der Nacht, da er verrathen wurde. Der Heiland hat es gestiftet als das bleibende Andenken seines Todes, als die Wiederholung seines Opfertodes am Kreuze. Darum trennt er in den heiligen Worten der Verwandlung seinen Leib und sein Blut, indem er über das Brod spricht: „Dieses ist mein Leib", und über den Kelch: „Dies ist mein Blut." Er thut es, um seinen Tod darzustellen. Zwar kann Christus nicht wieder sterben. Darum ist, wo sein Leib ist oder wo sein Blut ist, der lebendige, ungebrochene Christus. Aber Gottes Auge, das über dem Altare schwebt, schaut in die Tiefe, in den Ursprung dieses Opfers. Ist es also nicht der Schweiß, das Leiden, der Tod Jesu Christi, der, mehr als an andern Sacramenten an diesem Brode klebt?

Bald nach der Entdeckung Amerikas fanden die europäischen Ankömmlinge, welche die weiten Flächen und Wälder des neuen Erdtheiles durchstreiften, eine Blume, welche ihre Aufmerksamkeit besonders fesselte. Sie war gleichsam das Vergißmeinnicht unseres Erlösers; sie trug nämlich in einem schönen Spiele der Natur einige Leidenswerkzeuge Jesu Christi abgeformt und abgemalt. Die Seefahrer brachten diese Blume auf ihren Schiffen über den langen Seeweg in die Stadt Rom und verehrten sie dem Oberhaupte der Kirche zum Geschenke.

Welches ist, geistig gesprochen, die schöne Blume, die in den Wäldern dieser Erde das Leiden Christi darstellt, das Auge Gottes erfreut, das wahre Vergißmeinnicht des Erlösers, von dem er sagt: „Dies thut zu meinem Gedächtnisse?"[1] Diese Blume blüht still und verborgen in der Apostelgeschichte; sie heißt da mit stillem, bescheidenem Namen „das Brodbrechen" der ersten Christen. Sie blüht aller Orten, wo jenes reine Speiseopfer dargebracht wird, von dem Malachias spricht, in allen Weltgegenden, unter jedem Klima vom Aufgange bis zum Niedergange. Amen.

[1] Luc. 22, 19.

Das christliche Liebesgebot.

„Daran sollen alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe zu einander habet.“ Joh. 13, 35.

Wo der hl. Lucas in der Apostelgeschichte mit schmucklosen Worten uns in Jerusalem die ersten Christen zeigt, die heilige Kirche in den ersten Regungen, in der Morgenröthe ihres Daseins auf Erden, da steigt er mit uns von dem Höhern zum Niedern, von dem Geistigen zum Leiblichen, von den himmlischen Schätzen und Reichthümern des Glaubens und der Gnade zu der irdischen Habe und dem alltäglichen Leben der Christen herab. So hat er uns bereits in den vergangenen Feierstunden die höhern Güter der Kirche gezeigt und die Gemeinschaft der Christen mit Gott und ihrem Heilande, er hat uns gezeigt die heiligen Apostel, über deren Häuptern die Flammen des Heiligen Geistes geleuchtet, den kostbaren Schatz der göttlichen Wahrheit, des herrlichen Evangeliums Jesu Christi, das Licht des rechten Glaubens, welches diese Kirche erleuchtet; er hat uns im innersten Heiligthum die Hostie gezeigt, jenes wunderbare Brod, das als Opfer gebrochen wurde zum Andenken an den heiligen Leib Jesu Christi, der von unzähligen Wunden zerrissen und gebrochen worden, zum Andenken an den schmerzlichen und zugleich segenvollsten Augenblick in der ganzen Menschengeschichte, da im Tode der Leib und die Seele Jesu Christi in namenlosem Wehe auseinanderbrach. Er hat uns die Christenheit der ersten Tage gepriesen, daß sie diese Himmelsgüter der Wahrheit und der Sacramente wohl zu schätzen und zu würdigen gewußt; er spricht ihr das schönste Lob, was Menschen gesprochen werden kann in diesem bestandlosen Leben, daß sie nicht gewankt; er spricht ihnen das Lob des Ausharrens, der Standhaftigkeit. „Sie verharrten in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft des Brodbrechens und im Gebete.“

So haben wir die unsichtbaren Kleinodien, die Seelenschätze in der jugendlichen Kirche betrachtet. Und wie heimisch waren wir unter diesen Himmelsgütern! Das sind ja nicht verlorene Schätze einer glücklichern Zeit, das sind ja die ewigen Güter unseres Hauses, unserer heiligen katholischen Kirche; diese Schätze sind auch unser geistiger Reichthum. Achtzehn Jahrhunderte liegen zwischen uns und jenen Christen wie ein breites Meer; und doch sind wir mit ihnen verbunden, mit ihnen eins durch die Fortdauer des Apostelamtes, durch dieselbe Lehre, durch dasselbe heilige Opfer, durch dieselben Sacramente, in derselben heiligen Kirche.

Aus diesem Kreise der geistigen Güter des Glaubens, der Geheimnisse führt uns heute der heilige Geschichtschreiber hinab in das irdische Leben der ersten Christen. Er führt uns, wie aus Höhen, die sich in den

Wolken des Himmels verlieren, hinab in ein tiefes Thal. Was wir bisher betrachtet haben, das war die Verbindung der Christen mit ihrem Gott und ihrem Erlöser, ihr höheres, geistiges Leben; heute verlegt sich der Schauplatz ins gewöhnliche Leben. Heute betrachten wir ihr Verhältniß zu einander und zu den Dingen dieser Welt; die Christen in der irdischen Gesellschaft. Der Mensch ist ein wundersames Wesen. Seine Seele kann mit Gott im Himmel verkehren und leben, während sein Leib ihn im Zusammenhang mit der Erde hält. Aber wenn die Seele in Gott lebt, wird auch sein irdisches Leben sich heiligen und verklären, das alltägliche Leben wird nicht mehr alltäglich sein, sondern den Stempel, den Adel des Himmels tragen. So ist es mit dem Leben der ersten Christen im höchsten Grade der Fall. Ihr alltägliches Leben, wie ist das so außerordentlich, so beispiellos erhaben und herrlich! Der heilige Geschichtschreiber spricht: „Es waren alle Gläubigen vereinigt beisammen und hatten alles gemeinschaftlich. Habe und Güter verkauften sie und vertheilten sie unter alle, je nachdem ein jeder bedürftig war.“ [1] Das war der Liebesverkehr der ersten 3000 Christen. Später, als Petrus den Lahmgeborenen an der Tempelpforte wunderbar heilte und darauf an das staunende Volk seine Predigt hielt, da wurden wieder „viele“ gläubig, so daß die Zahl der christlichen Männer, die Frauen und Kinder nicht mitgerechnet, sich auf 5000 belief [2]. Derselbe Geist ergriff auch diese Neubekehrten, dieselbe Kraft, dieselbe Wärme, dieselbe heilige Liebe weht und wallt auch jetzt durch alle Adern der Christenheit. Der heilige Geschichtschreiber sagt auch jetzt wieder: „Die Menge der Gläubigen aber war ein Herz und eine Seele; auch sagte nicht einer, daß etwas von dem, was er besaß, sein eigen sei, sondern sie hatten alles miteinander gemein.“ [3]

Welch eine Scene der edelsten, heiligsten Liebe und Eintracht, auf welche die Engel des Himmels in seliger Freude niederschauen! Menschen, die sich bisher nicht kannten, die kalt und gleichgiltig aneinander vorübergingen, die weit voneinander geschieden waren durch Herkunft, durch Stand, durch Vermögen, durch die mannigfaltigen Lose des Lebens, die sich vielleicht abgeneigt und widerwärtig waren, — die haben auf einmal im Lichte Gottes entdeckt, daß sie Brüder seien, sie haben gegenseitig an ihren Seelen eine besondere Schönheit gefunden; es ist das Wiedersehen, das Wiederfinden verlorener Brüder nach langen Tagen des Harrens. Sie haben sich die Hände gereicht, haben mit der Hand der Liebe die Kluft ausgefüllt, sind so von dem Gedanken der Bruderschaft ergriffen und hingerissen, daß der Unterschied der Glücksgüter ihnen widerwärtig

[1] Apg. 2, 44. 45. [2] Apg. 4, 4. [3] Apg. 4, 32.

ist; sie theilen ihr Brod und ihre Habe, sind so einig in Liebe, so verschmolzen, daß sie ein Herz, eine Seele sind.

Welch ein neuer, unerwarteter Anblick auf dieser Erde! Die Erde ist die alte Heimat der Selbstsucht, der Zwietracht, des Kaltseins. Inmitten des Zornes, der Zwietracht, der Feindschaft, des Hasses, der Kriege, inmitten dieser Leidenschaften, welche die Erde verwüsten, liegt da auf einmal die neue Schöpfung des Friedens und der Eintracht. In dem stürmischen Ocean des Hasses und der Zwietracht taucht auf einmal diese Genossenschaft auf wie eine stille, glückliche Insel. Welch ein Unterschied! Und wäre das nur so eine einmalige, flüchtige Erscheinung, — man könnte es für plötzliche Aufwallung, für Ueberschwänglichkeit des Augenblickes halten. Aber nun beginnt ein neues Zeitalter, in welchem christliche Vereinigung, Liebe und Wohlthätigkeit ununterbrochen in demselben Geiste fortdauern, wenn auch die äußern Gestalten wechseln. Der Geist dieser Liebe verschwindet nicht wieder. Ein Gedanke, eine Stiftung, eine Anstalt der Liebe und Wohlthätigkeit reicht der andern die Hand.

Auf großen Wanderungen durch Alpen- und andere Gebirgsgegenden trifft es sich, daß der Reisende lange hinzieht durch wüste Strecken. Oede, furchtbar zerrissene und zerklüftete steile Felsklippen starren zum Himmel hinauf; Abgründe gähnen rechts und links an seinem Wege. Mit gellendem Schall stürzen wilde, verheerende Bergwasser aus der Höhe herab. Da auf einmal sieht er, während ringsum die wilden Kräfte der Zerstörung walten, ein friedliches, mildes Thal mit stillen Hütten, mit Gärten und Rebengeländen, mit grasenden Herden und fröhlichen Menschen. Wie gefesselt steht er da bei dem unerwarteten Anblick. Aber er wird die Frage nicht unterdrücken können: wie kommt es, daß hier auf einmal inmitten der Verödung ein kleines Paradies sich aufthut? Was gibt diesem Thale Fruchtbarkeit und Liebreiz? Was hält hier die kalten Stürme ab? Wie kommt es, daß die warmen Sonnenstrahlen in solcher Fülle hier sich sammeln?

Solche Wanderer wollen wir heute sein, Geliebte im Herrn, — nur nicht im Gebiete der Natur, sondern im Gebiete des Menschenlebens. Und das ist ja weit, namenlos weit über jenem erhaben. Eine einzige Menschenseele in ihrem innern Werthe würde, könnte sie auf eine Wagschale gelegt werden, den Erdball auf der andern in die Höhe schnellen.

Wir wollen in Bezug auf diese Liebe vergleichen die Erscheinung der Welt vor Christus und ohne Christus. Wir wollen fragen nach den Gründen, woher auf einmal diese wunderbare Umgestaltung der Beziehungen der Menschen zu einander gekommen ist.

I.

Der Mensch, der ein großes und segensvolles Werk sein Leben hindurch auf seinem Herzen getragen, der die Kraft seines Lebens an dasselbe verwendet und verzehrt hat, dem wird am Ziele seines Lebens sein Werk noch einmal mit aller Macht vor die Seele treten. Er wird noch einmal lebhaft sich vergegenwärtigen die Sorgen und Mühen, das Gelingen und Mißlingen, die Anstrengungen und Thaten; er wird für die Zukunft sein Werk im Gebete Gott, dem verborgenen Urgrund aller Dinge, empfehlen und seinen Freunden und Getreuen in warmer Rede es ans Herz legen. Und Gott im Himmel und seine überlebenden Freunde auf Erden werden sorgsam sich zu ihm beugen und auf die erlöschende Stimme hören, und die letzten Worte werden ihnen von doppelter Wichtigkeit sein.

Wollt ihr die schönste, feierlichste Scene dieser Art schauen, die je auf Erden sich zugetragen, dann leset die Abschiedsrede unseres Herrn Jesu Christi, sein hohepriesterliches Gebet, diese kostbaren Worte des Herrn vor seinem schweren Leidens- und Todesgange. Vor dem Auge des Erlösers liegt sein Erdenleben ausgebreitet mit all seinen Mühen und Arbeiten. Es liegt vor ihm da wie ein einziger großer Gedanke, wie ein einziges heiliges Werk in seiner göttlichen Schönheit und Heiligkeit, ein heiliger Gottesdienst, ein ununterbrochener Opferdienst. In erhabenem, feierlichem Frieden spricht er die Worte zu seinem Vater: „Ich habe dich verherrlicht auf Erden. Ich habe das Werk vollbracht, das du mir gegeben hast, damit ich es thun soll. Ich habe deinen Namen den Menschen geoffenbart, die du mir gegeben hast aus der Welt.“ [1] Nun hebt er aus all seinem Unterricht und seinen Ermahnungen die Hauptsache für die Fortführung seines Werkes auf Erden hervor und legt sie den Jüngern ans Herz mit dem Nachdruck des Scheidenden, und die ernste Stunde gibt seinen Worten eine eigenthümliche Weihe, den eigenthümlichen Reiz der Wehmuth und des Schmerzes. Was ist das für ein Gebot, in welchem seine Rede sich erschöpft? Es ist das Gebot gegenseitiger Liebe. Wie ein Strom, der kein Ende finden kann, fließt seine Rede hin, aber immer und immer wieder kommt er auf die Liebe zurück. Sie hebt er hervor, sie empfiehlt er so warm, als ob er sie mit seiner Rede aus seinem Herzen ins Herz der Jünger hineinhauchen wolle. „Bleibet in meiner Liebe.“ [2] „Das gebiete ich euch, daß ihr einander liebet.“ [3] Er nennt diese Liebe ein neues Gebot. „Ich gebe euch ein neues Gebot, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe, daß auch ihr euch so untereinander liebt.“ [4] Was er ihnen aufträgt, wozu er ihnen

---

[1] Joh. 17, 4. 6. [2] Joh. 15, 9. [3] Joh. 15, 17. [4] Joh. 13, 34.

die Kraft und Gnade gibt, das findet sich nicht so überall auf der Welt; das ist neu, ein Kennzeichen, das für alle Menschen sichtbar und verständlich ist. So wenig findet sich das in der Welt, daß es das hervorstechende, das leuchtende Kennzeichen seiner Jünger ist. „Daran sollen alle erkennen, daß ihr meine Jünger seid, wenn ihr Liebe zu einander habet.“[1] Sehet, Geliebte, diese Liebe ist etwas Fremdes auf Erden, eine Schönheit aus einem bessern Lande, etwas Außerordentliches.

So spricht der Herr auch in seinem Gebete zu seinem Vater. Nicht aus natürlichen, menschlichen Kräften stammt diese Liebe; vom Himmel her soll er seine Jünger einig machen und einig erhalten mit seiner hehren Gotteskraft. Die Einigkeit der Christen soll selbst für die Menschen ein Beweis sein, daß Christus vom Vater gesandt ist. So bittet er für die Kirche aller Zeiten um die hohe Kraft der Liebe. „Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für diejenigen, welche durch ihr Wort an mich glauben werden: daß alle Eins seien wie du, Vater, in mir und ich in dir, daß sie so in uns Eins seien, damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast.“[2] Sehet da: Liebe, Einigkeit unter den Menschen kann nur vom Himmel kommen, und wenn sie sichtbar hervortritt, so ist sie ein Zeichen besonderer göttlicher Gnade.

Fühlt ihr es, was für ein Urtheil der Heiland mit diesen Worten der Menschheit spricht. Es ist gewiß kein schmeichelhaftes. Auf dieser Erde ist der Friede, die Eintracht, die Liebe nicht heimisch. Diese Menschen, die so viel sich nach Liebe sehnen, nach jener reinen und heiligen Liebe, welche die Schönheit der Seele liebt, welche lieber andern dient und für andere sich opfert, die von ihr so viel reden, dichten und singen, sind doch von ihr verlassen. Selbstsucht, Zwiespalt, dieses Dorngesträuch, das ist das heimische Gewächs der Erde. Nur vom Himmel her und nur in Christo kommt Eintracht, Friede, Liebe, Brüderlichkeit, so daß an der Einigkeit und Nächstenliebe, die Jesus Christus gestiftet hat, man erkennen kann, daß er selbst nicht von der Erde stammt, sondern vom Himmel gekommen ist. Das ist ein schweres Urtheil über die Welt. Aber der es so oft und klar in seinen letzten Reden gesprochen hat, der hat die Welt gekannt, der hat den Menschen ins Herz geschaut! Und wenn wir nichts kännten, gar nichts von Welt und Menschen kännten wie ganz unmündige Kinder, — sein Wort allein würde uns lehren, daß die Welt in Selbstsucht und Zwietracht befangen ist und selbst sich nicht daraus erlösen kann.

Ihr werdet aber auch überall, wohin ihr blicket, das Urtheil Christi bestätigt finden. Ueberall wird es euch entgegentreten: kalte Selbstsucht

---

[1] Joh. 13, 35. [2] Joh. 17, 20—21.

und die ungebändigten Leidenschaften, Haß, Zwietracht, das ist das Alte auf Erden; die große Liebesthat und bleibende Liebesstiftung in der Menschheit datirt von Jesus Christus, und das ist das Neue. Schlagt ihr die ersten Blätter der Heiligen Schrift auf, so seht ihr, wie schon in der ersten kleinen Familie auf Erden nicht ein Herz und eine Seele bleibt, wie da die Brüderlichkeit zerrissen wird, die Furien des Neides und Hasses ihren verwüstenden Einzug halten. Da geht Kain schon umher mit gesenktem, eingefallenem, abgehärmtem Angesichte; Mordpläne reifen in seiner Seele; sein Bruder fällt unter seinen Streichen; die erste Familie ist durch Brudermord zerrissen. Ihr dürft nicht viele Blätter weiter schlagen; betrachtet die Menschheit vor dem Hereinbrechen der Sündfluth. Ihr seht wieder eine Menschheit ohne Aufopferung, ohne Liebe, voll Selbstsucht. Ihr seht die Schwelger, diejenigen, welche die Güter der Erde und die Menschen um sich her gebrauchen als Mittel ihrer Lust. Die Stimme Noes, des Predigers der Gerechtigkeit, verhallte in dem Taumel der Selbstsucht. Kaum habt ihr diese widerliche Erscheinung gesehen, da findet ihr wieder eine schwere Entzweiung am babylonischen Thurmbau. In Streit und Hader und in Verwirrung der Sprachen scheiden die Völker auseinander. Sie schließen sich für die Folgezeit in tiefwurzelndem Hasse voneinander ab. Schlaget weiter, da kommt ihr von diesem großen Völkerzwiste wieder zu kleinen Familienstreitigkeiten. Es ziehen Abraham und Lot mit ihren Familien und Herden. Sie sind eng verbunden durch die Bande des Blutes; sie sind beide gesegnet mit Gütern der Erde. Aber ihre Hirten streiten um die bessern Triften, und der Streit, der sie trennt, ist mächtiger als die Bande der Blutsverwandtschaft. Die ganze Güte und Weisheit des Patriarchen kann nur durch Trennung voneinander den Zwiespalt beschwichtigen. Weiterhin tritt in Ismael der Stammvater des großen arabischen Volkes auf. Was trägt er für ein Kennzeichen? „Er wird sein wie ein menschenscheues Thier; seine Hand wird sein gegen alle und aller Hand gegen ihn; feindlich allen seinen Brüdern gegenüber wird er seine Zelte aufschlagen.“[1] Sehet das Zelt der Feindschaft unter Brüdern.

Ich verfolge die Geschichte nicht weiter. Es reihen sich die Bilder der Zwietracht in buntem Wechsel aneinander. Und das israelitische Volk, wie wenig lebt in seiner Masse, im ganzen und großen, der Geist der die Menschen umfassenden, hingebenden Liebe! Moses freilich will für sein Volk sich opfern; er bietet Gott an, seinen Namen zu tilgen aus dem Buche des Lebens für das Volk; David wird fröhlich, wenn er gedenkt, wie das Heil der Erlösung und Gottes Huld Antheil aller Völker

[1] 1 Mos. 16, 12.

werden soll, und seine Harfe singt darob Preisgesänge. Freilich das waren Männer, auf denen vorzugsweise der Geist Gottes ruhte. Aber die ungeheiligten Volksmassen, — wie hassen sie die armen Heidenvölker! Sie nennen dieselben „Hunde". Wie sind sie stolz auf die unverdiente Gnade Gottes, blicken in Hochmuth nieder auf die Heiden, ohne Mitleid mit ihrem geistigen Elend, ohne den Trieb, ihre Schätze von Wahrheit mitzutheilen! Wie gaukeln sie sich die Bilder vor von blutiger Eroberung der Welt, von feindseliger Behandlung der andern Völker! Im Innern des Volkes selbst — wie viele Spaltungen und Parteiungen. Welche Hartherzigkeit, welche Lust der Rache! Das war ja ihr Losungswort: „Du sollst deinen Freund lieben, und deinen Feind sollst du hassen."[1]

Würde ich euch nun das Leben und die Geschichte der heidnischen Völker aufrollen, so würdet ihr vielfach noch düsterere Bilder, noch schwärzere Schatten sehen. Da saßen die Völker; wer über den Grenzen wohnte, war ein Feind. Der unbekannte Wanderer, der friedlich seine Straße zog, der fremde Schiffer, den der Sturm an die Küste schlug, war ein Feind, weil ein Fremder. Sie lernten sich nur kennen, die Waffen in der Hand, in blutigen, grausamen Kriegen. Sie vereinigten sich nur so, daß das eine Volk, muthiger, stärker, glücklicher, das andere unterjochte, ihm den Fuß auf den Nacken setzte und die Kette der Unterwerfung um den Hals schlang.

Das ist die traurige Einheit der Welt ohne Christus. Ich habe eben das Wort „Krieg" genannt. Gott! welche Erinnerung der Thränen, des Blutes und der Zerstörung weckt dieser Name! Wie hat der Krieg die Menschheit zerfleischt, blühende Landschaften in Blutlachen und Leichenäcker verwandelt, mit Ruinen bedeckt, diesen Zeugen menschlicher Zwietracht! Wie haben sich durch ihn Jahrzehnte, Jahrhunderte lang Feindschaft, Haß, Rachedurst vererbt! „Wehe den Besiegten", das war das Losungswort der alten heidnischen Krieger. Der Ort, wo Jesus Christus, der König des Friedens und der Liebe, seine stille Kindheit und Jugend verlebte, liegt selbst auf einem Boden, den viele Schlachtfelder aus alter und späterer Zeit umringen. Auf zehn Meilen um Nazareth liegen die Schlachtfelder von Josue, von Gedeon; Schlachtfelder der Aegypter, der Perser, der Römer, der Araber; Schlachtfelder der Kreuzfahrer, Schlachtfelder der Franzosen liegen im Kreise um das geheiligte Nazareth, um die Friedensstätte des Erlösers.

Ich will noch das eine hinzufügen. Die ganze Welt hatte, ehe Jesus Christus sie erleuchtete und tröstete, keine Anstalten allgemeiner Wohlthätigkeit, der Barmherzigkeit. Sie hatte keine Anstalten der Wohlthätigkeit

[1] Matth. 5, 43.

für den Geist, keine für den Leib, weil für beide die aufopfernde Liebe fehlte, die solche Anstalten ersann und führte. Bedarf die Seele der Wohlthätigkeit, der Barmherzigkeit? Wer könnte daran zweifeln, wenn er sieht, wie die arme Menschenseele für die Wahrheit erschaffen ist und in der Wahrheit allein gedeiht und sie doch aus sich nicht findet; wenn er sieht, wie sie von Irrthümern, wie von Nebeln umhüllt, von schrecklichem Wahn umdüstert wird! Wer kann daran zweifeln, wenn er sieht die Millionen Menschen, die ihr Leben hinbringen Tag für Tag in schwerer, körperlicher Arbeit, in den Staub der Erde gebückt, die angewiesen sind auf andere, die Zeit und Mitleid mit ihnen haben, ihnen die Wahrheit zu verkündigen! Wer könnte daran zweifeln, wenn er sieht die vielfachen Kümmernisse, die Leidenschaften, die Verführung, die Trostlosigkeit, wenn er anschaut die Weinenden an den Gräbern, die ungerecht Verfolgten, die Kranken, die Sterbenden, wenn er an sich vorüberziehen läßt das Heer der Seelenleiden mannigfacher Art! Bedürfen die Seelen in solchen Nothständen nicht des belehrenden, berathenden, tröstenden Wortes, nicht der Barmherzigkeit? Nehmet einen Katechismus zur Hand oder einnert euch aus dem Gedächtnisse der sieben Werke geistlicher Barmherzigkeit. Sind diese Werke nicht alle nothwendig auf Erden? Jesus Christus hat eine solche Stiftung geistiger Wohlthätigkeit für alle Zeiten gemacht. Er hat ein apostolisches, ein priesterliches Amt eingesetzt für alle Zeiten, dessen Pflicht es ist, das Licht der Wahrheit, Erhebung und Trost nicht nur zu bewahren, sondern auch von freien Stücken hinzutragen und jeder Menschenseele anzubieten. Aber die ganze Welt vor ihm hatte einen solchen Gedanken nicht ausgesonnen. Und hätte sie ihn ausgesonnen, die Kraft der Liebe hätte gefehlt, ihn auszuführen.

Die ganze Welt vor Christus hatte aber auch keine Anstalten leiblicher Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit. Wenn auch befangene Menschengeschlechter der Seele nicht gedachten, die leibliche Noth begegnete ihnen doch auf jedem Schritt und Tritt und drängte sich ihnen auf. Bedarf der Leib unseres Mitleides, unserer Barmherzigkeit? Betrachtet die hilflosen, die verlassenen, die verkrüppelten Kinder. Betrachtet den Menschen, welchen unerwartet mitten in seiner rüstigen Arbeit die Krankheit ergreift und ans Lager fesselt. Denket an die fürchterlichen Seuchen, welche von Zeit zu Zeit in der Menschheit unerklärlich erscheinen, in neuen Gestalten die alten Verheerungen anrichten, welche oft noch zusammentreffen mit andern welterschütternden Ereignissen, um doppelt schrecklich zu sein. Denket an die Armuth, die niemals fehlt, die zur Gottesordnung auf dieser Erde gehört. Denket an den Greis, den das Zittern seiner Hände und das Erlöschen seines Augenlichtes hindert, das Brod zu verdienen, welches den Rest seiner Tage fristet. O! das menschliche Elend tritt in so mannigfachen und so herzzerreißenden Gestalten uns überall gleichsam in den

Weg, daß man sagen sollte, die Menschen hätten auf Mittel sinnen müssen, demselben zu steuern. Allerdings ersannen sie auch solche Mittel; aber was sind das für Mittel, wie weit sind sie von Liebe und Wohlthätigkeit entfernt! Sie hatten zwei Mittel; sie heißen: Mord und Sklaverei. Die Kinder, deren Ernährung schwer fiel, die den Eltern zur Last waren, die mißgestalteten, verkrüppelten Kinder wurden ohne Mitleid und Schonung ausgesetzt. Ihre Thränen machten selten Eindruck auf die Vorübergehenden. Das Recht, zu leben, das Gott ihnen mit ihrem Dasein gegeben, wurde ihnen schon an der Schwelle des Lebens grausam versagt. Und die Greise? Das Greisenalter kehrt gewissermaßen zurück zum Kindesalter. So wurde es denn auch oft von demselben Lose empfangen. Auch hilflose Greise wurden vielfältig getödtet und ließen sich in starrer Ergebung in ein unvermeidliches Schicksal oft ruhig tödten. So hatte das Heidenthum den Mord erwählt statt der Barmherzigkeit. Der Tod, den Gott nicht erschaffen, der durch den Neid des Teufels in die Welt gekommen, das war der barmherzige Bruder des Heidenthums. Und neben ihm geht die Sklaverei.

Was muß das für eine Scene gewesen sein, als zuerst ein Mensch den andern zu seinem Sklaven machte, ihn ausstieß aus dem Reiche der mit Vernunft begabten Wesen und zu einer Sache erniedrigte! Was muß das für ein Blick gewesen sein, mit welchem sie sich einander betrachteten! Die Geschichte hat uns darüber nichts aufbewahrt. Soweit die Geschichte zurückgeht, findet sich schon diese gräßliche Einrichtung. Kriegsgefangene, Schwache, Arme, Unterdrückte fielen der Sklaverei anheim. Sie waren anheimgegeben der Willkür, der Laune eines andern. Er ließ sie arbeiten für seine Habsucht, sein Vergnügen; er schlug sie unbarmherzig wegen des geringsten Vergehens; er tödtete sie, wenn sie seinen Zorn reizten, und spurlos endete ihr Leben; er warf sie den Fischen seines Sees zur Nahrung vor; er ließ sie zu Hunderten mit wilden Bestien kämpfen und weidete seine Augen am gräßlichen Schauspiele ihrer Anstrengung, ihrer Verzweiflung und Todesangst. Und kein Mensch nahm Anstoß an dieser Einrichtung; die bestdenkenden Männer in den Heidenvölkern vertheidigten sie. Die Staatswesen, die man als die vollkommensten aus der alten Zeit preist, schämten sich der Sklaverei nicht. Athen in Griechenland — alle Bildung und Weisheit der Welt klingt in diesem Namen — hatte in seinen schönsten Zeiten auf 21 000 freie Bürger 400 000 Sklaven. Noch kurze Zeit zuvor, ehe Christus erschien, hatten sich die Sklaven Italiens in der Verzweiflung gegen ihre Herren zu blutigem Kriege und Widerstand erhoben, racheglühend bereit, die Schmach und die Ungerechtigkeit, die Jahrhunderte zusammenhäuften, zurückzugeben und die furchtbar angeschwollene Schale ihres Zornes über ihre Herren auszugießen.

Das ist das Bild der Welt, voll Selbstsucht, voll Zerrissenheit, voll Streit, Krieg und Grausamkeit, in welche Christus die heilige Liebe pflanzte. Klaget nicht die einzelnen Menschen der frühern Zeiten an ob der Lieblosigkeit. Sie liegt begründet in dem großen Sündenfalle, in dem Gesamtzustande der Menschheit. Christus allein konnte die Liebe zurückbringen auf die Erde, und vieles und großes mußte dafür geschehen. Wir wollen betrachten, was dem Menschen dazu fehlte.

II.

Um zur Liebe des Christenthums sich zu erheben, dazu fehlte vor allem den heidnischen Völkern der Leitstern der Wahrheit, die Offenbarung Gottes. Wir alle, welche die Erde bewohnen, stammen ab von einem Urvater. Adam ist der Patriarch des Menschengeschlechtes. Wir bilden *eine* Familie. Sollen also die Menschen sich nicht lieben? Ganz wahr! Aber die heidnischen Völker kannten diese große Wahrheit nicht mehr. Die Menschen trennten und zerstreuten sich über die Erde. Sie verloren sich einander aus den Augen und aus dem Herzen bis auf die Erinnerung, daß sie alle vereinigt in *einem* Haupte, *eines* Stammvaters Kinder seien. Erst durch die Apostel, welche Jesus Christus aussandte, erst durch seine heilige Kirche ist diese große Wahrheit wieder verkündigt worden unter vielem Widerspruche. Erst durch diese Verkündigung erkannten die Menschen sich wieder als Brüder und Schwestern in Adam.

Nun, wenn man aber auch nicht wußte, daß alle Menschen in Adam ihr Haupt, ihren Urpatriarchen haben, dann mochte man doch vielleicht sein Auge emporheben zu Gott, dem Urgrunde aller Dinge, von dem alles herkommt, was Vaterschaft heißt auf Erden, und denken: haben wir nicht alle an ihm *einen* Herrn, haben wir nicht wenigstens *einen* unsichtbaren Vater, und müssen wir uns nicht in ihm als seine Kinder erkennen? Aber auch diese Wahrheit war den heidnischen Völkern entschwunden. Sie hatten ja nicht den Gott, den Herrn des Weltalls, der alle Menschen mit gleicher Liebe umfaßt. Jedes Volk kniete ja vor andern Götzen.

Steigen wir wieder zur Erde. Da könnte man nun denken: Die Bedürfnisse, die Noth des Lebens trieb doch die Menschen zur Vereinigung, zur Hilfeleistung. Die Noth, könnte sie nicht die Mutter der Liebe werden? Aber, was ist das für eine Liebe, die nur die eigene Noth stillen will durch andere? Die wahre Liebe will andern dienen. Die Vereinigungen, welche die Noth schafft, hegen gerade die Eigenliebe, die Selbstsucht. Diese Vereinigungen werden benutzt, andere auszubeuten zu eigenen Zwecken. Hier ist kein Boden für uneigennützige Liebe.

Man könnte weiter denken: Es gibt in der Menschheit so viele schöne sittliche Züge, so herrliche Anlagen, so anziehende Seiten, die uns versöhnen; das mußte doch Liebe gewinnen. Ja freilich, das mochte wohl

dahin bringen, einzelnen eine kleine, schwächliche Liebe zu zollen; aber wo bleibt die allgemeine Menschenliebe? Der Mensch ist durch die Sünde entstellt. Wie nun, wenn ihm so viele häßliche Charaktere, so viele Rohheiten entgegentreten? Wie, wenn er an jedem eigenthümliche Mängel gewahrt? Denn das ist ja das Los aller. Mancher ist mit vollem Herzen in die Welt hinausgegangen und nach vielen Erfahrungen als Menschenfeind zurückgekommen. Und gewahren wir nicht alle leichter die Unvollkommenheiten, die Mängel, die Fehler des Nächsten? Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß unsere natürliche Zuneigung zu geliebten Menschen zu wachsen pflegt, wenn wir sie eine Zeitlang nicht sehen. Als wir sie täglich sahen, täglich mit ihnen verkehrten, da berührten sich die Eigenheiten und Schwächen wechselseitig oft unangenehm; wir glaubten uns bald auf diese, bald auf jene Weise verletzt; die Zuneigung wurde zurückgedrängt von dem Gefühl gereizter Eigenliebe, lebendiger Mißbilligung. Die Entfernung erst deckt die Schwächen und macht die Unebenheiten vergessen. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß der Tod eine eigenthümliche Macht in dieser Beziehung hat; er zeigt uns den Menschen meist von seiner guten Seite und weckt die Sehnsucht; er streift die Flecken ab und verklärt das Bild des Verstorbenen. Aber wir reden hier von der Liebe zu den Lebenden, und nicht nur zu den lebenden Freunden, sondern zu allen Menschen. Da ist nun seit dem Sündenfalle das Auge ebenso geschärft, die Fehler anderer zu sehen, als blöde und trübe, ihre guten Eigenschaften zu gewahren. Das hindert die Achtung, die Liebe. Wer die Menschen liebt, die seiner natürlichen Neigung abstoßend, widerwärtig sind, der muß noch eine übernatürliche Neigung in sich tragen und eine eigene, übernatürliche Schönheit an der von der Sünde verzerrten Menschenseele schauen.

Gesellet nun in euren Gedanken hinzu, wie tiefe Armuth, Hunger, Krankheit und Noth auch an dem Leibe oft in den widerwärtigsten und ekelhaftesten Erscheinungen sich darstellen, wie die Hilflosigkeit des armen Kindes, des armen Greises, der Schmutz, die vergiftete Ausdünstung, die Atmosphäre der Ansteckung, die eiternden Beulen so widriger Natur sind, daß der Mensch es nicht lange in ihrer Nähe aushält, wenn nicht eine höhere Kraft ihn hält. Hier wird eine gewisse natürliche Gutmüthigkeit, ein sinnliches Mitgefühl nicht aushelfen; hier kann nur die wahre Tugend der Liebe, die in der Gesinnung der Seele, im gottverbundenen Willen fest gegründet ist, aushelfen. Hier ist es nicht gethan mit einem theilnehmenden Worte, mit einem augenblicklichen Almosen; hier kann nur helfen eine dauernde Hingabe, eine Aufopferung, die es nicht scheut, das ganze Leben zu einer ununterbrochenen That der Liebe zu machen. Eine solche Aufopferung kann nur aus dem Glauben kommen, der die Menschenseelen in einer Schönheit zeigt, vor welcher alles Abstoßende verschwindet,

und der den Lohn der Ewigkeit uns bietet für das Opfer in dieser Zeit. Dieser Glaube ist eine Gnade Gottes.

Eine solche Aufopferung kann aber nur dann aus dem Glauben kommen, wenn der Geist Gottes, der den Glauben gewirkt, vom Himmel her noch thätig ist. Das erkannte jener große Mann, der zu Anfang dieses Jahrhunderts die Geschicke der französischen Nation zu leiten hatte. Er fand Elend und Verlassenheit aller Orten. Der Unglaube, der Haß gegen die Kirche und ihre Einrichtungen hatte aus den Spitälern und Krankenhäusern diejenigen entfernt, welche aus übernatürlichen Beweggründen sich in denselben befanden, dem Elende zu steuern, und hatte an ihre Stelle bezahlte Wärter gesetzt; er hatte an die Stelle der übernatürlichen Liebeskraft des Christenthums die natürliche Kraft sterblicher Menschen und an die Stelle der Begeisterung, die aus dem Glauben geschöpft wird, die Aussicht auf Besoldung gesetzt. Der große Krieger erkannte sogleich, daß die natürliche Kraft hier nicht ausreiche, das schreckliche, den natürlichen Menschen abstoßende Elend zu heben; er rief die Schwestern der Barmherzigkeit zurück. Und das Decret, welches die Rückkehr anordnete, erklärte gleich im Anfange: „In Erwägung, daß es eine Unmöglichkeit ist, den armen Kranken durch bezahlte Wärter die nöthige Hilfe zu bringen."

Wir haben gesehen, was der Menschheit mangelt, um sich zu erheben zur Liebe des Christenthums. Es wird uns nun ein Leichtes sein, zu sagen, was Christus gethan hat, diese Liebe zu pflanzen.

Er hat einmal der Welt die großen Wahrheiten wiedergegeben, auf denen die opferfähige Liebe beruht, die aber seit dem Sündenfalle sich verloren hatten. Er predigte, und durch seine Apostel und sein Lehramt ließ er die große Wahrheit predigen, daß alle Menschen von einem Menschen abstammen; daß das Blut einer Familie in den Adern der gesamten Menschheit fließe. Damit schlang er das erste Band der Liebe um die Menschen, das natürliche Band, das aus Fleisch und Blut sich webt. Aber Jesus Christus hat uns die Menschheit nicht bloß in ihrer übernatürlichen Schönheit im Lichte Gottes gezeigt, er hat auch die unendliche Schönheit Gottes vor der Welt entschleiert und Gott uns als die Liebe gezeigt. Alle seine Vollkommenheiten, seine Allmacht, Allwissenheit, seine Weisheit dienen seiner Liebe und sind in seine Liebe getaucht. So weckt Jesus Liebe gegen Gott in unserem Herzen, der uns zuerst geliebt hat. Die Liebe zu Gott geht aber von selber über auf diejenigen, an denen sein Ebenbild strahlt. Die Liebe, die Gott zum Gegenstand hat, hat zugleich die Welt zu ihrem Schauplatz, zum Felde ihrer Wirksamkeit. Die Liebe zu Gott wird so von selber zur Menschenliebe. Derselbe Liebesstrom, der aus der Menschenbrust zum Himmel steigt, zu Gott hinauf, fließt auch als Segensstrom über die Erde hin. Darum sagt

der Heiland, die Liebe zu Gott sei das erste, das höchste Gebot, und sagt doch wieder, das zweite Gebot sei ihm gleich, den Nächsten zu lieben wie sich selber. Darum sagt der hl. Johannes, der Jünger der Liebe: „Daran erkennen wir, daß wir Gottes Kinder lieben, wenn wir Gott lieben.“[1] Er steigt also vom Unsichtbaren zum Sichtbaren. Die christliche Menschenliebe ist ein Ausfluß der Gottesliebe.

Das Ebenbild Gottes strahlt auch aus unsern Feinden uns entgegen. Der Heiland gebietet: „Ich aber sage euch, liebet eure Feinde.“[2] Es ist nöthig, daß der Heiland das gebietet, daß er sagt: du sollst. Was Gott befiehlt, das kann mit Gottes Gnade der Mensch vollbringen. In seinem Gebote liegt der Trost: du kannst deine Feinde lieben, wenngleich die eigene Natur sagt: du kannst es nicht.

Das christliche Liebesgebot ist von dem Heilande veranschaulicht, verklärt, anziehend gemacht durch sein Beispiel. Er ist das Vorbild der Liebe geworden, welche er gelehrt hat. Da er Armuth, Schmerzen und Leiden getragen hat, hat er die Vorstellung vernichtet, als ob der davon Betroffene unserer Liebe nicht werth sei; er hat sie geheiligt, indem er sie trug. Die göttliche Allmacht, welche in ihm wohnte, ließ er nicht in hohen Zeichen am Himmel schauen, sondern ließ sie in Wundern der Barmherzigkeit wie in sanften, milden Lichtern schimmern. Er ist selber der Diener aller geworden und hat endlich sein Leben gegeben für alle, für Freunde und Feinde. Im Anschauen solcher Liebe brach die Eisrinde der Menschenherzen.

Und doch läge die Liebe noch zu hoch für die natürliche Kraft des Menschen, für seinen gebrochenen Willen. Diese allgemeine Menschenliebe, diese Vereinigung in der Liebe einer Kirche, diese Aufopferung für andere, diese Liebe der Feinde, würden wir bewundern im Leben Jesu Christi, ohne sie zu erreichen, es wären schöne, heilige Dinge, welche vor uns ständen in unermeßlicher Ferne, gleich den Sternen, zu denen niemand hinaufgreift. Der Heiland aber hat seinen Vater gebeten um die Gnade der Liebe für seine Gläubigen; er hat sich hingegeben, nicht nur das Beispiel der Liebe zu sein, sondern diese Liebe uns zu erwerben; er hat den Heiligen Geist, den Geist der Liebe in die Herzen der Menschen ausgegossen; er hat sein heiliges Abendmahl den Menschen gegeben, welches ist das Sacrament der Liebe, um alle, welche daran theilnehmen, zu heiliger, werkthätiger Liebe zu begeistern.

Nun ist die arme Menschenseele aller Liebe fähig. Sehet nach Jerusalem. Diejenigen, welche verharrten im Brodbrechen, werden ein Herz und eine Seele; sie haben alles gemeinsam. Das ist nicht für alle nothwendig, so zu handeln; das war auch zu Jerusalem nicht geboten. In

[1] 1 Joh. 5, 2. [2] Matth. 5, 44.

andern Christengemeinden, welche die Apostel gründeten, fand das auch nicht statt. Aber in jener Stadt, wo der Heilige Geist in seiner ganzen Fülle ausgegossen worden war, wo die Apostel, die Liebe des Herrn darstellend, die Sprache aller Völker redeten, in der allerersten Christengemeinde, da zeigte Gott der Selbstsucht der Welt gegenüber die heilige Liebe seiner Getreuen in der strahlendsten Weise. Ihnen aber sind gefolgt durch achtzehn Jahrhunderte die Ordensgenossenschaften der Kirche, in denen ebenfalls keiner etwas sein eigen nannte.

Uebrigens darf unser Blick nicht an der äußern Form haften, die geistigen Schätze der Kirche bleiben dieselben durch alle Zeiten. So bleibt auch der Geist, die Gnade der Liebe. Auf die Christen der ersten Jahrhunderte wiesen die Heiden hin und sprachen: „Sehet, wie sie sich lieben!" Im Mittelalter, in den damals so häufigen und furchtbaren Pestepidemien, wurden nach und nach, wie ein Arzt unserer Zeit in einer Geschichte der Ansteckungen berechnet hat, Hunderttausende das Opfer ihrer helfenden Liebe.

Der Heiland lehrt uns, daß diese Liebe eine höhere Kraft Gottes, eine G n a d e ist. Das ist ihre endliche Erklärung; weiter läßt sich nichts erklären. Darum läßt sich auch, was diese Liebe thut, nicht so nachthun. Es ist aber im großen ein Geschenk Gottes für seine Kirche, ihre Auszeichnung, ihr Diadem. Wo der Mensch sich löst von den heiligen Banden, die ihn mit Christo verknüpfen, da schwindet diese heilige, werkthätige Liebe, da fahren die Geister der Selbstsucht, der Zwietracht, des Hasses wieder empor. Und in unserer Zeit begegnet euch überall die Klage, daß die Herzen erkalten, daß die Selbstsucht überall sich geltend macht trotz allen Geredes von Liebe und Verbrüderung. Sollen wir den Herrn anklagen, daß seine Retterhand zu schwach sei; daß der heilige Herd der Liebe und Brüderlichkeit erkaltet sei, den Jesus Christus angezündet hat mit dem Feuer, das er vom Himmel brachte, an dem die Herzen der ersten Christen in eins zusammenschmolzen, an dem so viele Tausende erglühten in allen Zeiten? Nicht die heilige Flamme hat abgenommen, aber wir haben uns von ihr entfernt; darum sind wir so kalt. Wir müssen ihr näher treten, unsere Zeitgenossen, die ganze Welt muß ihr näher treten. Und streben wir auch nicht nach dem höchsten Ziele der Liebe, die Liebe muß uns alle entzünden, die Christus geboten: Liebe zu den Feinden, uneigennützige Liebe zu allen Menschen, so viel Liebe, daß jeder in uns die Züge der Aehnlichkeit mit unserem hohen Meister erkennt, das jeder erkennt, daß wir Christi Jünger sind. Amen.

Der Aufenthalt des Apostels Paulus zu Athen.

(Vorträge, gehalten während der Fastenzeit 1849, nebst einer Karfreitagspredigt.)

Ankunft des Apostels Paulus zu Athen.

„Als Paulus zu Athen seine Gefährten erwartete, ereiferte sich sein Geist in ihm, da er die Stadt dem Götzendienste ergeben sah." Apg. 17, 16.

Es geht durch die Menschenseele eine geheime Sehnsucht nach der Ferne, ein Zug nach weit entlegenen Orten, nach längst entschwundenen Zeiten. Wenn auf einer Wanderung in weiter Ferne ein Bergesgipfel hoch in der bläulichen Luft emporsteigt, oder wenn in der Windung eines Thales ein stilles Dorf auftaucht und sein Glockengeläute leise verklingende Töne zu uns herübersendet, oder wenn die Zinnen der Thürme einer großen Stadt dämmernd im Hintergrunde hervortreten, dann ist es uns, als ob ein wundersamer Friede aus diesen Fernen uns winke; es drängt uns eine geheime Sehnsucht, als ob es mit unsichtbaren Armen uns hinüberziehen wollte nach diesen Fernen, als ob wir hinüber sollten zu diesen unbekannten Stätten. Trifft hinwieder unser Auge auf die Denkmale des Alterthums, auf die Trümmerhaufen und Scherben der Vorzeit, dann muthet es uns an, als ob unser Geist ernst und wehmuthsvoll zurückgehen müsse in jene fremden Zeiten; wir fragen nach den Männern, nach den Zuständen, nach der Geschichte der Vergangenheit und frischen gerne ihr Gedächtniß auf; wir träumen uns gerne zurück in das versunkene Zeitalter, und die Ruinen schmücken sich wieder mit dem Zauber des Lebens. Der lebhafte Knabe lauscht schon, alles andere vergessend, den Erzählungen von dem, was ehedem groß und herrlich gewesen, oder was in fernen Landen Anmuthiges und abenteuerlich Schreckliches sich zuträgt, und die lebhaften Bilder des Gehörten folgen ihm nach in seine Einsamkeit, in seine Spiele und seine nächtlichen Träume. Der Jüngling greift gern zum Wanderstab und zieht hinaus in unwiderstehlicher Reiselust über Berg und Thal, durch Stadt und Dorf, und ebenso gern greift er nach den Büchern der Geschichte und den Beschreibungen der Reisen in fremden Ländern. Die kleine Welt des Dorfes sammelt sich an dunkeln Winterabenden um die Erzählungen eines weit Gereisten oder um die Geschichten eines Buches, das von den Thaten und Schicksalen

in ehevoriger Zeit spricht. Denn wenn unser Leib festgebannt ist auf den engen Raum der Heimat und in die enge kleine Gegenwart, dann möchte der Geist wenigstens den Pilgerhut aufsetzen und am Wanderstabe über die ganze Erde und über alle Zeiten streifen.

Und wahrlich ist Gottes Weisheit und Liebe zu preisen, welche diesen Zug in die Tiefe des Menschenherzens gepflanzt. Denn weit entfernt, daß es etwa bloß eine flüchtige Unterhaltung, ein angenehmer Zeitvertreib sein soll, andere Menschen zu sehen, die Schilderungen fremder Zustände, ferner Länder zu hören, das Gedächtniß alter vergangener Zeiten an uns vorüberziehen zu lassen: nein, es ist uns hier eine große Schule der Erfahrung und Lebensweisheit aufgeschlossen, und in diese ernste Schule will uns Gott sanft und liebevoll hineinziehen. Wir Menschen alle auf unserer schmalen Lebensbahn, in unserem engbegrenzten Gesichtskreise, auf der kurzen Spanne unseres ach! so bestandlosen Daseins, — wir selbst können nur weniges mit eigenen Augen sehen und im eigenen Leben lernen, üben und erfahren. Und doch gehört kein geringer Schatz von Erfahrung dazu, ein Menschenleben würdig und nützlich zu verleben; und doch können viele wichtigen Lebensfragen zuverlässig und sicher nur aus der Erfahrung beantwortet werden; und doch leitet in vielen Fällen die Erfahrungsweisheit sicherer als jede Theorie, wie es auch schon das alte Sprichwort sagen will: „Probiren geht über studiren."

Darum ist es von großer Wichtigkeit und überaus heilsam, zu wissen, wie in wichtigen Dingen andere es gethan und gehalten haben, wie ihnen ihr Thun und Lassen zum Glück oder Verderben ausgeschlagen ist, und die reiche Erfahrung der Menschheit zum Stab und zur Stütze zu haben auf der jähen Lebensbahn. Ja, von dem, was einst gewesen und wie ein Traum verwelkt und zerronnen ist, von dem Starken, was gebrochen ist, von dem Schönen und Blühenden, was gealtert und abgestorben ist, von der Pracht und dem Schimmer, die wie eine großartige Lüge zerflossen und zerronnen sind, ist der Menschheit eine reiche, kostbare Erbschaft geblieben, eine große Erbschaft von Erfahrung und Weisheit. Der Strom der Zeit, der von dem Berge der Vorzeit und der Vergangenheit zu uns herabgeflossen kommt, führt viele kostbare Goldkörner mit sich. Darum rühmten die Heiden in uralter Vorzeit mit Recht es an ihrem Helden Ulysses, der über die Meere verschlagen, daß er einen großen Ertrag von seinen Fahrten mitbrachte, indem er vieler Menschen Städte gesehen und ihre Sitten kennen gelernt. Und der weise Mann in der Heiligen Schrift beruft sich auf seine weiten Wanderungen und auf alles das, was er bei fremden Menschen gesehen, und spricht: „Vielerlei habe ich gesehen, während ich umherwanderte, vielerlei Weisen und Sitten."[1] Was die Vergangenheit betrifft, gibt die

---

[1] Sir. 34, 12.

Heilige Schrift es als ein Zeichen der echten Weisheit an, daß sie auch das kenne, was ehedem gewesen, daß sie das Vergangene wisse[1]. „Die Geschichte", so mahnt der hl. Gregor von Nazianz, „ist eine zusammengehäufte und hoch aufgestapelte Weisheit. Angenehm ist es und sicher, aus fremden Erfahrungen, seien sie nun fröhlicher oder trauriger Art, zu lernen, was in ähnlichem Falle zu thun uns heilsam ist." Gewiß that der griechische Kaiser Basilius weise daran, daß er seinem Sohne Leo die Vorschrift gab: „Mein Sohn, verschmähe es nicht, durch alte Geschichten zu wandern; denn dort kannst du ohne Mühsal finden, was andere mit Mühsal eingesammelt haben."

So trete ich denn auch, dessen getrost, daß es durch Gottes Hilfe nicht ohne Segen sein werde, vor euch hin, Geliebte im Herrn, und bitte euch um der Liebe Jesu Christi willen, ihr möget meine Hand nicht verschmähen, weil ich euch im Geiste der Betrachtung hinausführen möchte aus unserer aufgeregten Zeit, aus diesen stürmischen Wellen der Gegenwart in eine ferne, stille Vorzeit, in die ersten Tage der Christenheit, die so viel Schönes und Herrliches haben, die wie ein schöner, mild verglimmender Abendhimmel aus der Ferne in alle spätern Zeiten hineinleuchten und das christliche Herz unwiderstehlich zu sich hinziehen. Aus den Thoren dieser unserer Stadt führe ich euch weit hinaus zu einer Stadt, deren Herrlichkeit lange im Strome der Zeit versunken ist, nach Griechenland führe ich euch, zur Stadt Athen. Wir wollen uns in der Betrachtung beigesellen einem hochgefeierten Wanderer, der vor 1800 Jahren nach dieser Stadt Athen gekommen und einige Tage in ihr zugebracht hat. Seine Gesellschaft wird uns von großem Nutzen sein, weil er mit erleuchtetem Auge seine Beobachtungen anstellt, den Dingen auf den Grund sieht.

Der Pilger, den ich meine, hat ohne Rast, von heiliger Unruhe getrieben, von der Liebe Jesu Christi gedrängt, in merkwürdigen Kreuz- und Querzügen fast die ganze damals civilisirte Erde durchzogen, von wenigen in seinem Thun verstanden, den meisten seiner Zeitgenossen ein unlösbares Räthsel, ein lebendiges, wanderndes Geheimniß. Bald erscheint er mitten im Lärm volkreicher und berühmter Städte und mischt sich ungezwungen in die Gespräche auf den belebtesten Straßen, bald wieder verlieren sich seine Pfade in ruhmlosen Einöden oder in dunkeln Gefängnissen. Jetzt taucht er durchnäßt und vor Kälte zitternd aus den Meeresfluthen auf, auf denen er, ein christlicher Ulysses, fahrend und irrefahrend, glücklich und unter Schiffbruch umherzieht. Dann wieder kommt er kaum sichtbar aus der Höhe eilfertig herabgestiegen, von den jähen Gipfeln der Berge, welche zwar Volk von Volk, Land von Land scheiden können, aber

---

[1] Weish. 8, 8.

kein Volk und kein Land zu scheiden vermögen von seinem Herzen, seiner Liebe, seinem Seeleneifer. Keine irdischen Reize vermögen ihn zu fesseln; Ruhe und Behaglichkeit des Lebens haben für ihn nichts Verlockendes; Geld und Gut sind von ihm wie Auskehricht geachtet. In seinem mitleidigen Herzen gelten nur die armen, sündhaften und irregeleiteten Völker; vor seinem Auge schweben die Länder und Nationen, als ob sie flehentlich ihm zuriefen: Komm und hilf uns. Und wohl ist er vor Tausenden befähigt, den Völkern ein lebendiger Quell des Segens zu sein. Er spricht die Sprachen der Völker, er kennt ihre Ansichten, ihre Schriften, ihre Bräuche und Lebensweise, er versteht es, beweglich und gewandt mit ihnen anzuknüpfen und sich gefällig ihren Sitten anzuschmiegen; mit den Juden wird er ein Jude, mit den Heiden ein Heide — soweit das Gewissen es erlaubt, wird er allen alles. Bezeichnet man heute in moderner Weise denjenigen als einen Proletarier, der keinen festen irdischen Besitz hat und kein gesichertes Auskommen von heute auf morgen, dann dürfte er unbedenklich auch so genannt werden. Wenn man aber unter jenem Namen solche versteht, die auch innerlich an Glauben und Hoffen nichts besitzen, die nichts im Herzen haben als Neid, Zorn und Verzweiflung über das Los ihrer Armut, dann kann kein Name ihm ferner liegen und auf ihn weniger passen. Denn mitten in seiner Armut und bei allem Anschein von Traurigkeit war er innerlich so reich und so fröhlich, daß er mit den Schätzen seines innern Menschen den ganzen großen Proletarier des Menschengeschlechtes, — denn am Ende hat doch das ganze Menschengeschlecht kein gesichertes Auskommen von heute auf morgen und dabei noch eine sehr ungesicherte Zukunft nach morgen und übermorgen und all den Tagen dieses irdischen Lebens in der Ewigkeit, daß er die ganze verarmte Erde, alle ausgeplünderten Menschenseelen beglücken konnte. Die Klasse, die man heutzutage vorzugsweise die arbeitende nennt, hat die Ehre, ihn unter ihre Mitglieder zu zählen. Er war Zelttuchmacher, sein Handwerk der treffende Ausdruck seines Lebens, das ohne festes Haus auf der Wanderung verlebt wurde, ähnlich wie die Nomaden wandernd unter Zelten leben. In einer ergreifenden Rede, die er gehalten, hält und streckt er uns seine schwieligen Hände entgegen und spricht: „Gold und Silber und Kleidung habe ich von keinem begehrt, wie ihr sebst es wisset, denn für das, was ich mit meinen Begleitern bedurfte, arbeiteten diese Hände.“ [1] Dabei hat er noch Zeit, nicht nur unablässig an seiner eigenen Vervollkommnung und Heiligung zu arbeiten, sondern auch ganze Städte und Völker zu retten, die Zelte im Himmel den Menschen zu bereiten für die Zeit, wenn die Zelte dieses Lebens abgebrochen werden. Seine Wege sind mit Wunder-

[1] Apg. 20, 33. 34.

zeichen geschmückt; christliche Gemeinden blühen unter seinen Händen auf und bezeichnen die Richtungen seiner Pilgerschaft. Er selbst trägt das leuchtendste Ehrenzeichen, die höchste Decoration, mit welcher die himmlische Gnade gottgetreue, auserwählte Menschen schmückt; er trägt die Wundmale Jesu Christi an seinem Leibe. Sie sind der Empfehlungspaß des Reisenden, dem wir uns anschließen.

Bedarf es dessen noch, Geliebte im Herrn, daß ich den Namen dieses Wanderers euch nenne, gewiß eines der merkwürdigsten Menschen, die je über die Erde gegangen sind? Muß ich hinzufügen, daß es der hl. Paulus ist, dessen Leben und Wirken wir angedeutet, ein Leben, das, wie er selbst sagt, zum Schauspiel geworden der Welt, den Engeln und den Menschen? Und welch ein Schauspiel, nicht Dichtung und Schatten, sondern Wahrheit, ein volles, tiefernstes Leben. Ueber drei Erdtheile dehnt sich weithin die Bühne dieses heiligen Schauspiels aus, dessen Vorhang ich heute erheben möchte. Es ist nur eine kleine Scene, nur ein kurzer Aufzug in diesem heiligen Schauspiel. Sammeln wir uns aber im Geiste um diese Scene und blicken wir hinein. Wir werden vieles sehen, was auch jetzt noch auf der Bühne des Lebens gespielt wird, nur mit kleinen Veränderungen der Rollen und unter anderem Namen. Wenn man auf der Landkarte die Reisewege des Apostels, wie er gegangen, gekommen, wieder gegangen, mit Linien bezeichnet, beinahe sinnverwirrend ziehen dann die Linien hin und her. Und die Reise, die wir mit ihm machen, das sind nur ein paar Schritte auf seinen Riesenwegen. Doch auch aus diesen wenigen Schritten wird eine reiche Ernte des Nutzens uns erwachsen. Mögen wir darum nicht ermüden, den Apostel betrachtend zu begleiten. Mögen wir uns erfrischen und aufmuntern im Andenken an die mühevollen Wege, die der heilige Apostel gegangen, nicht bloß in Gedanken, wie wir es thun, sondern mit den Füßen, die müde, krank und blutend wurden wie die Füße anderer Menschen, insbesondere aber im Andenken an jenen heiligsten aller Missionswege, den der Christ nie, am wenigsten in der Fastenzeit, vergessen kann, ich meine den Weg des Kreuzes, den Weg, den Christus ging nach dem Calvarienberge. Es ist dies der Weg, in dem alle Wege der Apostel gründen, der kurz war und doch der bitterste und schmerzlichste Weg, der je auf dieser Erde gegangen wurde, wo es doch so viele harte und sauere Wege gibt, der, geistig geredet, auch der längste Weg war, da er die ganze Erde umwandelte. Das Kreuzesholz wäre noch leicht gewesen, aber die Riesenlast aller Sünden!

Lasset uns im Andenken an diese Wege mit dem Apostel ziehen, daß wir von ihm lernen. Wir werden heute betrachten, wie das Christenthum sogleich in den bedeutenden Städten seinen Platz genommen, und es wird bei dieser Betrachtung sich zeigen, welches der christliche Beruf der Städte ist, und wie das Christenthum die Städte

für diesen Beruf kräftigt und ausrüstet, sodann werden wir noch kurz den Einzug des Apostels in Athen in Betrachtung ziehen. In den nächsten drei Predigten begleiten wir den Apostel bei seinem ersten Auftreten zu Athen, sind anwesend bei seiner feierlichen Predigt vor dem Gerichtshofe und erwägen endlich des Apostels und seiner Sache Ausgang. Möge unsere Betrachtung hinziehen auf dem Wege des Segens!

I.

Aus dem Leben des heiligen Apostels Johannes, des Jüngers der Liebe, erzählt uns das christliche Alterthum eine rührende Geschichte. Der Apostel hatte bei seiner Abreise aus der Stadt Ephesus einen hochbegabten Jüngling, den er zum Christenthum bekehrt, dem Bischof übergeben, ihn weiter zu bilden zum vollkommenen Mannesalter in Christo Jesu. Der Apostel hing mit besonderer Liebe an dem Jüngling, weil dessen große Geistesgaben, wenn sie Christo geweiht wurden, großen Segen für die Menschheit versprachen. Der Jüngling aber gerieth auf Abwege, und immer tiefer sinkend stand er endlich in trostloser Oede als kühner Räuberhauptmann an der Spitze einer plündernden und mordenden Bande. Da Johannes bei seiner Rückkehr dies hörte, brach er in lautes Klagen aus. Er zog hinaus in die Wildniß, als guter Hirte das verlorene Schaf zu suchen und auf seinen Schultern heimzutragen. Er ließ sich von der Bande gefangen nehmen und begehrte, zu ihrem Hauptmanne geführt zu werden. Es geschah. Da aber der Hauptmann in dem Gefangenen seinen alten Lehrer, seinen geistlichen Vater erblickte, floh er wie ein scheues Wild der Wüste vor dem Angesichte des Johannes hinweg. Johannes aber rief ihm nach, eilte ihm nach, des hohen Alters nicht eingedenk, vom Eifer der Liebe beflügelt, ergriff die blutbefleckte Mörderhand, sprach dem Räuber aus seinem tiefbewegten Herzen zu; und was aus dem Herzen kam, ging auch wieder zu Herzen. Seine sanfte Liebe siegte über die Wildheit des Räubers. Der Räuber warf seine Waffenrüstung weg; wie ein gezähmter Löwe folgte er den Schritten des Johannes und trat auf dem Wege der Buße zurück in die Kirche und in Gottes Kindschaft.

Diese heilige Liebe, die vom Himmel auf die lieblose Erde sich niedergesenkt, die in die Oede und Wildniß hinauseilt, die verlorene Menschheit zu suchen, und am liebsten dahin eilt, wo eine große Kraft verloren ist und zum Segen vieler kann gewonnen werden, diese wundervolle Liebe hatte ihre erste Stätte hienieden in dem Herzen Jesu Christi. Von dieser Liebe getrieben, war der Heiland unermüdlich über die Wege und Stege des jüdischen Landes gezogen, besonders eilend, wo Großes auf einmal zu gewinnen war, und hatte mit milder und ernster Stimme die neue, frohe Botschaft des Reiches Gottes ausgerufen. Als er nicht mehr wandern

konnte, weil man seine Füße festgenagelt hatte, weil seine Zunge ermattet am Gaumen klebte und sein Leben dahinrann, siehe, da sproßten aus seinem Blute, als es auf die welke Erde rann, zwölf Apostel auf, in denen sein Herz mit seiner Liebe und seinem Bekehrungseifer neuverjüngt schlug, da war die Zeit nahe, wo die Feuerzungen des Heiligen Geistes niederthauten und so der Mund der Apostel gekräftigt wurde, den Mund Jesu Christi zu ersetzen. Nun sah die Erde das merkwürdige Schauspiel, daß eines Tages zwölf Männer, die nichts besaßen als einen Wanderstab und eine große Verheißung, den Erdball unter sich vertheilten und zuversichtlich jeder auf seine Straße sich begab, seinen Theil zu erobern mit den Waffen des Wortes und der Wunder, mit den Waffen einer unbesieglichen Geduld und Hingebung. Und welche Kriegstaktik hatten sie verabredet, welchen Plan der Eroberung ersonnen? O, sie ersannen für sich gar keinen Plan, sondern als treu gelehrige Schüler Christi thaten sie nur nach, was Christus ihnen vorgethan. Was Christus in kleinem Raum, im Judenland gethan, das thaten sie im großen auf der Bühne der weiten Welt.

Christus hatte die Oeffentlichkeit gewählt, am liebsten die hervorstechenden Orte, die leuchtenden Punkte des Landes ergriffen. Weit entfernt, das Uebel zu umgehen, suchte er es vielmehr auf in dem Brennpunkte und Sammelplatze seiner Macht. Hier suchte er es zu besiegen, um auf einmal alle Kräfte zum Siege der Wahrheit, der Erlösung benutzen zu können. Seine Geburt ist vom Dunkel der Nacht umschleiert und verborgen in der Ruhmlosigkeit und Dunkelheit von Bethlehem und des Stalles daselbst; seine Jugendzeit verfloß in der demüthigen Niedrigkeit der Hütte von Nazareth; seine Vorbereitung auf das öffentliche Lehramt mit ihren Gebeten, Wachen und Bußübungen hatten nur die Steine der Wüste zu ewig schweigenden Zeugen, aber seine Predigten erklangen gern von weitgesehenen Anhöhen über den Häuptern großer Volksscharen, aus denen auf einmal alle ergriffen werden sollten, die guten Willens waren. „Als Jesus die Scharen sah, stieg er auf den Berg, und er öffnete den Mund und lehrte sie.“ [1] „Als sehr viel Volk zusammenkam und aus den Städten zu ihm eilte, da redete er im Gleichnisse.“ [2] Ganz in diesem Geiste krönte Jesus die hervorragenden Städte des Judenlandes mit dem Segen seiner Gegenwart und seines Wirkens. Er nahm seine Wohnung in der Stadt Kapharnaum, welche damals wenigstens 15—20000 Einwohner zählte, in einer paradiesisch-reizenden Landschaft lag, ein Mittelpunkt mehrerer Länder, in welche man auf leichtem Kahne oder über die nahe Brücke des Jordan schnell gelangte, die belebt war von großem Handelsverkehr, und auf

---

[1] Matth. 5, 1. 2. [2] Luc. 8, 4.

deren Märkten Griechen, Juden, Syrer, Araber und die Angehörigen anderer Nationen in buntem Gewirre sich mischten. Darum zog er hinauf nach Jerusalem, der Hauptstadt, wo die Macht und der Glanz des Landes um den Tempel her versammelt war, trat seinen Feinden kühn unter das Auge, lehrte im Tempel in der Halle Salomons, knüpfte religiöse Controversen an, erklärte die Schrift und hielt jene wundervollen Reden, welche Johannes im Schreine seines Evangeliums als heilige Reliquien aus den Predigten des Herrn aufbewahrt hat. Der Herr folgt mit besonderer Liebe seines Herzens der großen Stadt. Jerusalem hat die Propheten getödtet, seine Hand ist mit Blut befleckt wie die Hand jenes Räuberhauptmanns, dem der hl. Johannes nachgezogen, und der Heiland sieht mit seinem allsehenden Auge schon zum voraus diese Hand befleckt mit seinem eigenen Blute. Dennoch eilt er dem sündigen Jerusalem nach, ruft ihm nach, redet ihm zu aus bewegtem Herzen, und da alle Beredsamkeit des Mundes es nicht zu rühren und zu gewinnen vermag, spricht er mit der größern Beredsamkeit des Weinens und überschüttet die blutbefleckte Hand der Prophetenmörderin, der Mörderin seines Lebens, mit der Fluth seiner Thränen. Ja selbst sein blutbethautes Kreuz stellt er in der Oeffentlichkeit auf, nahe den Zinnen der Hauptstadt, ob noch sein Tod Stadt und Volk gewinne. So hat der Heiland es gehalten. Er suchte die großen Städte auf, verfolgte die Sünde in ihren festesten Bollwerken, ging den Irrthümern nach bis auf ihre Lehrstühle, um so recht einzudringen in das Herz des Widerspruches.

Wie von den Bergen die Quellen und Bäche nach allen Seiten hin in die Thäler hinabfließen und die Ebenen durchrinnen, so strömen die Städte ihre Ansichten, ihre Grundsätze, ihre Sitten in vielfältigstem Einflusse auf das Land aus. Darum sollen sie zuerst getauft und Töchter Gottes, Bräute des Herrn werden. Von ihnen soll christlicher Glaube und christliche Gesittung auf das Land sich ausdehnen, und wie an Millionen unsichtbarer Lichtfäden, die von ihnen ausgehen, und die alle nur Gottes Auge kennt, soll das Land geleitet, geführt und im Guten festgehalten werden. Darum hat Paulus das Schiff bestiegen, das mit vollen Segeln auf Athen lossteuert, auf diese altberühmte Stadt, die der Sammelplatz der Kunst und Wissenschaft, der Mittelpunkt griechischer Weltbildung war. Darum verweilte Paulus so lange zu Korinth, welches die glänzendste Handelsstadt jener Zeit war, in deren Bucht tausend Schiffe ankerten, wo mit dem Handel aber auch die Ausschweifungen und das Sittenverderbniß um den Vorrang wetteiferten. Darum schlug der hl. Petrus sein demüthiges Zelt in Antiochien auf, der glänzendsten Stadt des Morgenlandes, und sandte seinen Jünger Marcus in die damals weltberühmte Handelsstadt Alexandrien. Daher trafen sich auf verschiedenen Wegen die beiden größten Apostel, Petrus und Paulus, in Rom, wo nach langen

Fahrten und Wanderungen e i n Grab sie brüderlich empfing. Rom, die alte Weltstadt, war so von Gott selbst ausersehen zum Mittelpunkt des neuen Reiches.

Und wie die Apostel es gehalten, so auch ihre ersten Nachfolger. Sie wollten weiter hinaus, vor allem die Städte ergreifen, sie gewinnen, umwandeln und weithin einen heiligen Städtebund des Christenthums gründen, um dann die Bewohner des Landes aus den Hütten, aus den unwürdigen Schatten der Wälder, der Hecken und Gesträuche unwiderstehlich heranzuziehen, sie mit heiliger Gewalt gleichsam zu nöthigen, einzutreten in den strahlenden Hochzeitssaal der Kirche. So schimmern denn bald, Licht an Licht sich entzündend, christliche Kirchen in den Städten auf aus der dunkeln Nacht des Heidenthums, sowie in unsern Häusern, wenn die Glocke morgens ruft, bald da, bald dort Lichtscheine durch die Fenster dringen. Der Erlöser ist bald in allen Städten, wie der Prophet es sagt, wie eine Lampe angezündet; der Lichtschein dringt immer weiter, und das Heidenthum muß immer tiefer zurückweichen, bis es verschwindet.

Das ist die Eroberung der Erde durch das Christenthum in den ersten Jahrhunderten. Es galt, schnell die Länder zu erobern. Die Sanduhr und die Zeitenuhr laufen schnell, und wenn sie abgelaufen ist, muß auf der ganzen Welt das Evangelium gepredigt sein.

Dieser Liebe, diesem Bekehrungseifer, der in den ersten christlichen Jahrhunderten besonders die Städte sich ausersehen hatte, wie hätte ihm entgehen können der geweihte Boden, auf dem wir stehen, den wir unsere Heimat nennen, auf welchem Trier thronte, in jener Zeit eine Königin der Städte weit umher in vielen Landen, das zweite Rom. Noch stehen Steinwerke vor uns, von Alter zerrissen und wankend wie Zeugen in altersgrauen Gewanden, welche uns die Chronik jener entschwundenen Herrlichkeit erzählen. Aber da kamen auch Pilger in unser Thal gezogen und klopften an unsern Pforten an, echte Ebenbilder der Apostel, und die damals schon alte Stadt ging jung und neu hervor aus dem Gnadenbrunnen der Taufe. Hier auf diesem Boden wurden die Bewohner zuerst in allen Ländern deutscher Zunge Christen genannt und Trier wurde die erstgeborene Tochter Christi in allen Ländern deutscher Sprache. Und diese erstgeborene Tochter empfing die Bluttaufe und setzte sich die Martyrkrone auf. Sie war eine sinnende Maria. Sich gerne zu den Füßen Jesu Christi setzend, baute sie die ehrwürdigen Orte klösterlicher Abgeschiedenheit zur erhabenen Betrachtung göttlicher Wahrheit und zu unaufhörlichem Gebete. Als eine vielgeschäftige, liebethätige Martha fand jeder Schrei der Noth und des Schmerzes ein Echo in ihrem Herzen, und sie baute die Anstalten der Barmherzigkeit für Pilger, für Kranke und Verwundete, für Alte und Gebrechliche, die noch in ihren Ueber-

bleibseln bis zu dieser Stunde eine der hervorstechendsten Zierden der Stadt bilden. Dankbar für die Gabe des christlichen Glaubens, theilnehmend am traurigen Lose der Heidenwelt, pflanzte sie jene Anstalten, deren stille Pforten sich öffneten, um nach fernen Gegenden Männer voll des Heiligen Geistes mit der Leuchte des Glaubens in der Hand weiter hinauszusenden.

So wurde der christliche Glaube immer weiter getragen von Stadt zu Stadt, und nie wurde die Kirche untreu dem leuchtenden Beispiel Christi. Mehr denn 1200 Jahre nach Christi Geburt, als der hl. Dominicus, der berühmte Vater des Predigerordens, mit seinen Genossen das alte apostolische Leben zurückrief, als er Männer zu sich heranrief, welche, äußerlich arm, aber innerlich voll des Heiligen Geistes, der Sittenlosigkeit und den furchtbaren Irrthümern der Zeit entgegentreten sollten, da heftete er seinen Blick auf die Städte hin. Kaum hatte er 16 Genossen im heiligen Dunkel der Abgeschiedenheit gebildet, da zerbrach er schon das süße Band des Zusammenlebens, und in wunderbarem Vertrauen auf des Heilandes Beispiel zerstreute er sie und sandte sie in die drei Städte, welche damals die Herrlichkeit Europas unter sich theilten: Rom mit dem Sitze des Papstes, Paris und Bologna, welche damals die Sammelplätze der Gelehrten und Studirenden waren aus allen Ländern der Christenheit. Als einige Jahrhunderte später aus dem gotterleuchteten Geiste des hl. Ignatius der berühmte Orden der Gesellschaft Jesu hervorging, da zeigte sich sogleich wieder die Liebe zu den Städten; sie wurden von dem jungen, strebsamen Orden aufgesucht. An den Plätzen der Gefahren, wo die Gelehrsamkeit, der Zweifel, die Irrthümer zusammenströmten, schlugen die Jesuiten ihre Gezelte auf, errangen in der Gelehrsamkeit die Palme, während sie zugleich die Zweifel lösten, die Einwände niederschlugen, die Irrthümer besiegten. Sie thaten darin nur, was früher schon geschehen; sie traten nur in die alten leuchtenden Fußstapfen derer, die vor ihnen unserem Glauben Zeugniß gegeben. Was will es also heißen, Geliebte im Herrn, wenn man es als etwas den Jesuiten Eigenthümliches darstellt, daß sie die großen, bedeutenden Städte, die Plätze, die großen Einfluß ausüben, besonders sich ausgesucht, dort theils sich angeschmiegt, theils den Kampf geführt haben? Wenn das den Jesuiten macht, dann gab es schon Jesuiten lange vor der Gründung des Ordens; dann ist der Apostel Paulus schon ein Jesuit gewesen, als er nach Athen, Korinth, Rom und andern berühmten Städten vordrang und kühn seine Kanzel aufschlug dicht neben dem Katheder der Philosophen, als er die heidnischen Dichter citirte und gegen die Philosophen stritt.

Das liegt im innersten Geiste des Christenthums. Der Christ weiß, daß seine Religion nicht etwa bloß ein gutes Erziehungsmittel für die ungebildete Masse, nicht bloß ein Bildungsmittel für das Herz des Kindes

ist: nein, die Religion will das tiefste Sehnen und Bedürfen jeder Menschenseele stillen; sie will mit dem Ansehen einer göttlichen Offenbarung die großen Lebensfragen der Menschheit beantworten, die auch den reifen Mann, auch den Gebildeten und den wahrhaft Gebildeten gerade am allermeisten beschäftigen; sie will in das zerrissene Menschenherz den Balsam des Trostes ausgießen, der wirklich im stande ist, unsere tiefen Wunden zu heilen; sie will von der drückenden Last unserer Sünden uns befreien; sie will uns hinüberheben über die große Kluft zwischen Wissen und Thun, zwischen schönen Wissenschaften, die auch die Heiden hatten, und den schönen Thaten eines vollendeten sittlichen Lebens; sie will vom Himmel her in die enge arme Menschenbrust eine Kraft einsenken, mit der wir uns erkühnen dürfen, darnach zu ringen, vollkommen zu werden, wie Gott im Himmel vollkommen ist, ähnlich zu werden dem makellosen, heiligen Bilde Christi.

Wahrlich, trüge die christliche Religion nicht solche Kräfte, nicht solche Heilmittel in ihrem Schoße, die Apostel und ihre Nachfolger hätten nicht daran denken können, zuerst die Städte in heiligem Kriege zu erobern und diese dann hinzustellen mit der schönen Aufgabe, Botschafterinnen der Wahrheit und des Heiles zu sein. Was soll es helfen, wenn ich mich hinstelle vor das Bett, auf dem ein abgezehrter Kranker liegt, kraftlos, mit matter Stimme und erlöschendem Auge, wenn ich ihm große Aufträge gebe, ihm befehle, sich zu erheben, wie ein Gesunder einherzugehen? Er wird mir muthlos seine entkräfteten Arme zeigen und nur von seiner Schwäche reden und schon beim Gedanken an solche Anstrengungen, die ich ihm zumuthe, erschrecken und erschöpft auf sein Kissen zurücksinken. Sehet, Geliebte, gerade die Städte waren die kränksten Glieder an der kranken Menschheit, sie waren die Lazarus, mit Beulen und Geschwüren beladen. Während außerhalb ihrer Mauern noch eine gewisse Natureinfalt sich bewahrte, entwickelte sich in ihnen die Sünde in allen Gestalten. Sie waren furchtbare Giftschwämme, die alle schädlichen Dünste anzogen und dreifach verderblich wieder ausathmeten. Und das sind noch heutzutage die Städte, in denen Jesus Christus keine Macht mehr ist. Oder glaubt ihr etwa, wahre Gottes- und Menschenliebe habe die erste Stadt gegründet? Aufrichtige Liebe und Treue habe mit heiligen Banden die Menschen in der ersten Stadt auf Erden umschlungen? Es habe mit den Mauern und Gräben auch ein treuer Bund sich um sie geschlungen, sich zu helfen und zu stützen und einander weiterzubringen auf der Bahn der Tugend und Gottesfurcht, wie aus vereinigten Quellen einen ganzen Strom des Segens zu ergießen über das ganze Land? Nichts weniger als das. Schlaget die heilige Urkunde der Bücher Mosis nach, jene Urkunde, welche von Tag zu Tag durch Forschungen und Entdeckungen immer überraschender bestätigt wird und immer größere

Triumphe feiert, fraget bei ihr an, wer die erste Stadt gegründet, und sie nennt euch einen Namen, an welchem ein schauerliches Gedächtniß hängt. Suchet nach der rührigen Hand, welche die erste Stadt gebaut, und es hebt sich eine blutbefleckte Hand empor. Es ist die Hand Kains; dieselbe Hand, welche vor Jahren den Bruder erschlagen, zieht nun die Gräben und legt den Grundstein zur ersten Stadt. Kain, der die Einsamkeit des Feldes zur Zeugin des Brudermordes gemacht, flieht von dem Boden hinweg, welcher stumm das Blut getrunken, das gen Himmel geschrieen, fürchtet in der Heimat und in der Fremde; die offene Wohnung beruhigt ihn nicht, das harmlose Hirtengezelt ist ihm nicht sicher genug. Darum ruft er in spätern Jahren, da schon eine beträchtliche Bevölkerung erwachsen war, eine Schar zusammen, die ihr Leben und ihre Habe hinter Wall und Graben birgt, hinter Thurm und Mauer. Hätte die erste Stadt schon auf ein Wappen gesonnen: eine blutbefleckte Hand und ein ängstlich zitterndes Herz, — das wären die rechten Wappenbilder gewesen. Die Furcht, nicht die Liebe, die Selbstsucht, nicht die Aufopferung hat die erste Stadt gegründet. Ich führe ferner, um euch zu zeigen, wie gerade die Städte die wundesten Flecken der kranken Menschheit und die Asyle der Sünde wurden, flüchtig an euern Augen vorüber Sodoma und Gomorrha, die in reizender Landschaft gebettet dalagen wie Giftschlangen unter Rosen; Ninive, über welchem schon wie eine dunkle Wolke die Prophezeiung des Unterganges hing, das sich aber noch vor dem Sturme eilig in den Hafen der Buße flüchtete; Babylon, welches hochmüthig sich vermaß, zum Himmel aufzusteigen und Gott selbst gleich zu sein; das heidnische Rom, welches in dem bodenlosen Abgrund seiner Greuel wie ein neues Babylon im Abendlande auftauchte, nachdem im Morgenlande das alte Babylon zum Trümmerhaufen geworden, in welchem Eulen ihre melancholischen Melodien sangen, und in dessen ehemaligen Schlössern der Wollust wilde Hunde heulten.

Doch treten wir aus den Städtetrümmern, von dem versunkenen Boden des Alterthums in die Tageshelle unserer Zeit, betrachten wir die großen Städte der Gegenwart. Geliebte, wir wollen nicht übertreiben. Wie hoch man auch die Zügellosigkeit und das Sittenverderbniß in unsern großen Städten anschlagen mag, wie entsetzlich auch die Ausschweifungen und das Laster sein mögen, deren Schauplätze namentlich die Hauptstädte Europas sind, so verdorben sind unsere Städte noch immer nicht, so schamlos wagt in ihnen das Laster noch immer nicht aufzutreten, wie es in den Städten vor der Ankunft unseres Heilandes, selbst in dem gebildeten Griechenland der Fall war. Das sagen wir nicht stolz auf unsere eigenen sittlichen Fortschritte, sondern mit gerührter Dankbarkeit gegen Gottes unverdiente Gnade und gegen die Thätigkeit unserer katholischen Kirche viele Jahrhunderte lang. Immer und immer wieder hat

unsere Kirche die erhabenen und heiligen Gesetze des Christenthums verkündigt, immer und immer wieder von neuem sie ins Leben eingeführt, unermüdlich auf ihre Beobachtung gedrungen, standhaft und heldenmüthig sie gegen alle Mächte der Leidenschaft vertheidigt und geschirmt. Jahrhunderte hindurch that sie dies, bis endlich die bessern Grundsätze der Sittlichkeit, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe, der Keuschheit entschieden und bleibend zum Siege kamen, bis endlich sozusagen der ganze Luftkreis, in welchem unsere Städte und die Völker athmen und leben, gereinigt und mit christlichen Gedanken und Grundsätzen durchzogen war. Und selbst die Ungläubigen und Sittenlosen unter unsern Zeitgenossen kommen nicht sogleich heraus aus dieser reinern Luft des Christenthums. Die Thoren mögen immerhin meinen, ihrem klaren Verstande, ihrem guten und richtigen Gefühle, ihrer Weltbildung die Grundsätze der Sittlichkeit zu verdanken, in Wahrheit haben sie dieselben nur aus dem Christenthum ererbt. Niemand wagt es bei uns, die Sklaverei zu vertheidigen; niemand wagt zu lehren, was die griechischen Philosophen gelehrt, daß gewisse Menschen dazu geboren seien, Sklaven zu sein; selbst der Wüstling hat eine gewisse Scheu vor der Glorie, mit welcher das Christenthum die Frau und Jungfrau umgibt, und vor dem Scepter der Sitte. Selbst die Schamlosigkeit und Verworfenheit müssen doch noch vielfältig einen anständigen Schleier anlegen, sie müssen noch den Schein der Tugend annehmen; sie dürfen noch nicht auftreten in ihrer wahren Gestalt; manche Sünden müssen sich doch wenigstens noch ins Dunkel vergraben. Das war vor der Religion Jesu Christi ganz anders. Die Sünden, welche jetzt im Dunkel sich bergen, traten frank und frei auf am hellen Tageslicht. Satan, der jetzt nach des Apostels Wort oft in einen Engel des Lichtes sich umkleiden muß, fand es damals gar nicht nöthig, in dieser Schauspielerrolle aufzutreten und das Lichtgewand um seine sittliche Häßlichkeit zu werfen. Noch lebt die Herrschaft des Christenthums in unsern Städten, aber in den letzten Resten.

Doch lasset noch einige Zeit so hingehen, wie die vergangenen Jahrzehnte gewesen, lasset noch länger die Vornehmern glauben, daß sie eigentlich zu vornehm seien, um gute Christen und ganze Katholiken zu sein, lasset in den Tiefen der Gesellschaft eine Schar junger Leute heranwachsen, welche vom Christenthum nichts wissen, gänzlich verwildert, und es wird sich in der gräßlichsten Weise bestätigen, was ich sage, daß ohne das Christenthum gerade die Städte die wundesten und kränksten Glieder an der kranken Menschheit sind; es wird sich bestätigen in Verhängnissen, unter denen die tausendjährige Cultur unseres Erdtheils begraben wird. Betrachtet die Zustände der großen Städte, die von den gelähmten und gebrochenen Einflüssen des Christenthums nicht mehr erreicht werden, betrachtet die Zustände von London mit der Gefühllosigkeit seiner Reichen

und der schrecklichen Versunkenheit seiner Armen, wo der Mächtige den Unmächtigen unter die Füße tritt und dieser Pläne der Rache gegen jenen auskocht, wo der Krieg aller gegen alle geführt wird, wo zwei Millionen Menschen auf engem Raum zusammengepfercht sind und tagtäglich auf der Straße aneinander vorbeieilen ohne Liebe, mit brutaler Gleichgiltigkeit, jeder mit den Plänen des Eigennutzes und der Selbstsucht im eigenen Herzen beschäftigt. Betrachtet Paris, wo, es sind nicht so viele Jahre her, einer aus den höchsten Schichten der Gesellschaft, ein Fürst, ein Opfer seiner sündhaften Leidenschaft, seine edle Gattin, die Mutter seiner Kinder, am Herde des eigenen Hauses erschlagen, wo vor kurzer Zeit innerhalb der Umfriedigung der Mauern in brudermörderischem Kampfe Hand gegen Hand sich erhob und die Straße vom Blute der Gefallenen sich röthete.

O! ehemals christliche Städte, löschet eure alten christlichen Sinnbilder aus, nehmet euch das Wappen der blutbefleckten Hand und des ängstlich zitternden Herzens, denn nur Furcht und Sorgen halten euch zusammen, und ein geheimer Krieg, Hand gegen Hand erhoben, wüthet in euren Eingeweiden.

Wohl waren die Städte von jeher nicht unempfindlich gegen die Mängel, gegen die Schmerzen des irdischen Lebens. Sie sannen und arbeiteten unaufhörlich, diesen Schmerz zu lindern, den Kummer zu erheitern, das Leben zu verschönern. Die Städte sind die Sitze neuer Erfindungen, die sich Ring an Ring wie eine leuchtende Kette durch die Geschichte der Menschheit ziehen. Glaubet ja nicht, daß ich sie gering schätze; aber das Paradies wird in all diesen Erfindungen nicht gefunden; vielmehr thaten sich in jeder Erfindung zwei Quellen auf für die Menschheit dicht nebeneinander: eine Quelle der Wohlfahrt und eine Quelle des Unheils. Schon die ersten Städtegründer haben ihre Namen durch Erfindungen verewigt. Jubal wurde der Erfinder des Harfen- und Citherspiels. Harfen- und Cithermusik vermag wohl mit den süßen Tönen ihrer Saiten den Schmerz zu lindern, die Stürme einzuschläfern, welche in die menschliche Seele eingezogen, die Seele ahnungsreich über die Erde emporzutragen, aber sie können auch die schlafende Leidenschaft wecken, die erwachte steigern. Zorn und Rachsucht können auch in ihre Saiten schlagen. Tubalkain erfand das Hämmern und Schmieden in allem Erz- und Eisenwerk. Aus seiner Werkstätte ging der friedliche Pflug hervor, der die Arbeit den Menschen auf der Erde erleichterte; aber aus derselben Werkstätte, die den Pflug schuf, kam auch das kriegerische Schwert, das dem Besitzthum der Menschen grollt, das der Hoffnung auf ewigen Frieden spottet, das nach Menschenblut lechzt, das in der Scheide unruhig ist und hinaus will und das, wenn es einmal Blut getrunken, nicht gern in die Scheide zurückkehrt. Gehet alle Erfindungen durch, überall dieselbe Wahr-

nehmung: sie verschönern, sie bekleiden die Armut des Lebens mit verbergenden Lappen, aber wahre Befriedigung können sie in die arme Menschenbrust nicht senken; dicht neben dem Nutzen steht der Schaden, beide wie Zwillingsbrüder verbunden. Da stehen die sinnreichen Fabriken; ihre Erzeugnisse verschönern das Leben, aber sehet andererseits, wie die Menschen in ihnen zu Maschinen und der Arbeit nicht froh werden, sehet in ihnen die welken Kinder. Jetzt kann man schon hören und in Reiseberichten lesen und auf Reisen auch selbst es empfinden, daß man auf Dampfschiffen und Eisenbahnen auch Langeweile haben, ungeduldig werden kann, wie früher in dem Marktschiffe und der ernstbedächtigen Landkutsche.

O! wie der Himmel, der auf den Gipfeln der Berge zu ruhen scheint, immer weiter zurückweicht, je weiter man hinaufsteigt, und bei allem Fortschritt sich nie ergreifen läßt, so kann auch kein Fortschritt der Zeit, keine menschliche Erfindung den Himmel des Friedens und des Trostes niederziehen in das Menschenherz. Dieser innere Friede kommt nur in dem Evangelium, das die Apostel durch die Welt getragen, in Christo Jesu, der am Kreuze unser Friede geworden und am Kreuze angenagelt auf uns friedlose Flüchtlinge wartet, daß wir Friede suchen in seinen Wunden, in seinem Herzen. Friede und Trost des Herzens ist die Frucht, die nur am Baume des Kreuzes wächst, in jenem Kreuz, dessen Zweige die Apostel über die Städte hinübergezogen haben, daß in ihnen der innere Herzensfriede gedeihe und aus ihm der äußere Friede hervorgehe und das gesamte Leben beglücke.

II.

Von Solon, einem von den sieben berühmten Weisen des heidnischen Griechenlands, dem gefeierten Gesetzgeber Athens, erzählt ein alter Geschichtschreiber, wie er eines Tages, einem niedergebeugten Freunde Trost zusprechend, mit diesem auf einen hochgelegenen Punkt der Stadt hinaufstieg, wo man die wirre Häusermenge, die glänzenden Tempel und öffentlichen Gebäude, die reichen Magazine des Handels, alle die unsterblichen Werke der Kunst, das ganze rührige Leben in den Straßen und öffentlichen Plätzen zu seinen Füßen überschaute. Als er alles dies betrachtete, wurde er von tiefem Ernste ergriffen und von Schmerz übermannt. „O", rief er aus, „in diesen Häusern, unter diesen Dächern, wie viel Unruhe, wie viel Angst, wie viel Unglück, wie viel Gram, wie viele Thränen!" Aehnliche Gedanken noch tiefern Mitleids bewegten gewiß auch das Herz des hl. Paulus, als er, einer der dreizehn Weisen des neuen Sion, in Beröa ein Schiff bestieg mit dem Entschlusse, nach dem weltberühmten Athen zu fahren, als er an der Küste vorbeifahrend die Inseln sah, wie sie in lieblicher Reihe, wie aus dem Schoße des Meeres emporgeblüht, vor ihm schwammen. In der reinen Luft konnte er schon aus weiter

Ferne die Stadt sehen, den Schauplatz seines nächsten Wirkens, mit ihren herrlichen Denkmalen gekrönt. Es hat eine bedeutungsvolle Stunde in der Zeitenuhr geschlagen. Die Wellen tragen in dem Apostel den Segen einer neuen Zeit an die Gestade der Landschaft. Unweit des Meeres liegt die Stadt, Gegenstand der Sehnsucht des Apostels, umgeben von Hügeln, welche in sanften Wellenlinien aufsteigen, welche Oliven- und Lorbeerbäume und Weinstöcke bedecken. Zwei Flüsse schlängeln sich anmuthig, der eine im Norden, der andere im Süden um die Stadt. Der Apostel aber schreitet, mit andern Gedanken beschäftigt, durch diese Schönheiten hin, beurtheilt die Städte nicht nach ihrer Lage. Wohl hat er Sinn für die Schönheiten der Natur, die Gott um die Städte wie eine Glorie ausgegossen, aber mehr als das gelten ihm die Menschen. Und wenn er unter uns erschiene, er würde nicht verweilen bei unserem milden Klima, bei dem Reiz des Thales, bei unserem anmuthigen Moselflusse, — er würde sogleich tiefer dringen.

Der Apostel betritt die Stadt gewiß mit hochschlagendem Herzen. Da er, körperlich klein und unscheinbar, wie die Geschichte meldet, durch eines der zwölf Thore von Athen zieht, ahnt kein Mensch, welches Herz unter dem armen Kleide schlägt, welcher Segen in ihm durch das Stadtthor einzieht. So sollte man es auch nicht erwarten, daß im Senfkorn der große Baum, daß in dem Körnlein Arznei und Kraft ruht, den Leib zu heilen. Paulus sieht vor sich ein Gewühl von Häusern, mehr denn zehntausend an der Zahl, durch welche sich ein verworrenes Netz enger und krummer Straßen zieht. Er sieht die glänzenden öffentlichen Gebäude, die Märkte, die Warenhallen, die Magazine, das Theater, die Säulengänge, er sieht die sogen. Akropolis schimmern, mit reichen Tempeln in glänzendem Marmor, mit Kunstwerken geschmückt, wie keine andere Stätte der Erde sie aufzuweisen hat; er sieht das Gewirr der Kaufleute und Fremden; sieht in den bedeckten Säulengängen die Philosophen lehren und streiten; auf dem Markte eine neugierige schaulustige Menge. In aller Kunst aber sieht er die Sinnlichkeit. Er findet sich mitten im Götzendienste; er findet Altäre, Götzenbilder und Tempel den verschiedensten Göttern geweiht, einen Altar sogar, auf dem er mit Staunen liest: Geweiht einem unbekannten Gott. In jedem dieser Altäre, in jedem Götzenbilde sieht er die Symptome einer großen geistigen Krankheit. Solcher Anblick schneidet dem Manne tief in die Seele, dessen ganzes Leben dem Dienste des wahren Gottes hingegeben und geweiht ist. Eine Stadt, die das Bedürfniß überall an den Tag legt, fromm zu sein, und doch so schmählich gefangen in den Banden des Aberglaubens! Falsche Götter, sündige Götter, ein unbekannter Gott! Welche Gedanken für einen Apostel, für einen Paulus! Er, der fragen kann: „Wer wird schwach, ohne daß ich mit ihm leide? Wer erleidet Aergerniß, ohne daß

ich mit ihm brennenden Schmerz empfinde?“[1] Wie mußte es ihm ums Herz sein, da er unter diesen Altären und Statuen wandelte und aus allen Blüthen der Kunst Schwerter und Dolche für sein Herz sich zeigten! Wir verlassen hiemit für heute den Apostel in seinem heiligen Schmerze.

Geliebte im Herrn! Könnten wir Priester uns Nachfolger der Apostel nennen und nennen lassen, könnten wir es wagen, Sanct Paulus unter unsere geistigen Ahnen zu zählen, wären wir alle miteinander dessen würdig, heute in das Herz des Apostels zu schauen, in dieses vom Götzendienste gekränkte und verwundete Herz, wenn nicht an unserem Herzen der Gram nagte um den unbekannten Gott, um die falschen Altäre, um die Götzenbilder in unsern modernen Städten? Ich meine nicht eben das Heidenthum mit seinen alten Formen, wie es zu Athen gewesen, mit seinen Altären und seinen Götzenbildern, obgleich es in den letzten Jahren vorgekommen, daß in einer Stadt unseres deutschen Vaterlandes, in Glückstadt, wo durchschnittlich 800 Gefangene sich befinden, die innere Verlassenheit und das innere Bedürfniß nach Gott unter den Verbrechern so groß geworden ist, daß zwei von ihnen einen Bund miteinander schlossen, sich eine Hilfe zu schaffen, weil sie sich ganz verloren sahen. Da sie — eine traurige Folge unserer gesellschaftlichen Zustände — Gott nicht kannten und nichts von ihm wußten, machten sie sich, wie sie sich ausdrückten, einen „Engel“ zurecht, ihn anzubeten. Ein anderer Mörder, der in Norddeutschland auf dem Schafott geendet, hat bekannt, daß er im Gefängnisse gelernt habe zum Teufel zu beten. Darauf ist er ausgezogen und hat einen Doppelmord begangen. Doch vor solchen Zuständen will ich eure Augen nicht fesseln. Ich will sie auch nicht festhalten bei der merkwürdigen und seltsamen Vorliebe reicher Leute und ganzer Städte für heidnische Götterbilder, die auf öffentlichen Plätzen und öffentlichen Gebäuden, in Gärten und Salons dareinsehen, wie wenn sie selbst sich wunderten, dort zu sein, die sogar Platz finden auf den Gräbern unserer Abgestorbenen. Sehet die andern Zeichen der Zeit. Ist es nicht so weit gekommen, daß die freche Gottesläugnung kühn über unsere Straßen geht und in unsern Wirtshäusern ihre Beredsamkeit hören läßt, ärger denn zu Athen, ärger denn im ganzen Heidenthum? Gibt es nicht manche unter uns, welche selbst die Endlichkeit des Menschenwesens, an die wir doch jeden Augenblick so empfindlich erinnert werden, vergessen, welche die Menschheit selbst für Gott halten, die gen Himmel fahren und sich zu ihrer eigenen Rechten setzen werde? Gibt es nicht viele, die hochmuthstrunken ein sehr bedeutendes Stück dieses göttlichen Wesens in sich selbst verspüren? Das ist ein aller Welt bekanntes Geheimniß, daß in fast

[1] 2 Kor. 11, 29.

allen großen Städten Europas geheime, gottesläugnerische Gesellschaften bestehen, deren Häupter sich die „persönlichen Feinde Gottes" nennen, die besonders eine Menschenklasse anziehen, die oft aller christlichen Erziehung bar so leicht aller Verführung zugänglich ist, die Klasse der Handwerksgesellen, dieser wandernden Nomaden in unsern civilisirten Ländern, die bei dem veränderten Geiste unserer Städte auch in den Häusern ihrer Meister ach! so selten mehr die Wärme eines christlichen Lebens finden. Und was sollen wir sagen zu dem wahrhaft heidnischen Cultus, womit oft lebende oder erst verstorbene Menschen gefeiert werden? Was sollen wir sagen, wenn selbst in Rom, unserem christlichen Mittelpunkte, ein Dolch, der in tückischem Meuchelmorde rücklings einen hochgestellten Mann durchstieß, förmlich verehrt, zwischen zwei Lichter gestellt und geküßt wird wie eine heilige Reliquie? Was sollen wir davon sagen, wenn unsere Städte statt des Vertrauens auf den lebendigen Gott einzig und allein Vertrauen auf irdische Mittel setzen, seien das nun Bajonette oder sei es eine blutrothe Fahne, die auf riesiger Barricade in den Lüften flattert.

Geliebte im Herrn! Wir haben Trier gesehen als die erstgeborne Tochter Jesu Christi in den Ländern deutscher Zunge, angethan mit dem weißen Taufkleide, auf ihrem Haupte die herrliche Martyrerkrone. Wohl hat diese Tochter Jesu Christi vieles noch bewahrt an Innigkeit, an Aufrichtigkeit und Treuherzigkeit, an christlicher Geduld und christlicher Sitte. Aber manche Zustände bei uns angesehen, möchten wir nicht wiederholen die Klage des Propheten über Jerusalem: „Hinweg ist von der Tochter Sions all ihr Schmuck. Die Wege nach Sion trauern, weil niemand mehr zum Feste kommt. Wie ist verdunkelt das Gold, verändert die schönste Farbe?"[1] Hat nicht auch sie die Lappen des neuen Heidenthums auf ihr Taufkleid gesetzt und die Phrasen des neuen Heidenthums in ihren Mund genommen? Hat nicht auch sie ihre Gottesläugnungen, ihre Gotteslästerungen? Hat nicht auch sie mitunter mehr Muth gezeigt, für die schwankenden Ansichten einzutreten als für den allmächtigen, ewig zuverlässigen Gott? Wahrlich, der altchristlichen Stadt, der alten Matrone steht es schlecht an, wenn sie affectirt, den Gott nicht zu kennen, dem sie fröhlich Treue geschworen in schönern, bessern Tagen, der in Treue immer bewährt durch so viele Jahrhunderte sie geführt.

O Gott unserer Väter! Gott unserer Städte! der Du mit besonderer Gnade auf die Städte niedergeschaut und sie mit der herrlichen Aufgabe gekrönt hast, auch die Segensquellen, die festen Burgen des Evangeliums zu sein, sei Du selbst der feste Thurm dieser Burgen gegen alle Feinde. Erlasse uns das harte Los, erst durch langwieriges Unglück,

[1] Klagel. 1, 4. 6 u. 4, 1.

durch schwere Verhängnisse zurückgeführt zu werden zu Deiner Erkenntniß, zu Deiner Liebe, an Deine geheiligten Altäre! Ueber unsere trüben Wirrnisse, über unsere dunkeln Verhängnisse schlage den milden Regenbogen. Du hast es zu unserem Erzvater Noe gesagt: „Wenn ich den Himmel mit Wolken umziehen werde, soll mein Bogen in den Wolken erscheinen." [1] Siehe, mit düstern Wolken ist der Himmel der Zukunft umzogen, zeige uns zu unserem Trost den leuchtenden Bogen Deines Friedens und Deiner Gnade. Amen.

Erstes Auftreten des hl. Paulus zu Athen.

„Paulus redete zu Athen in der Synagoge zu den Juden und den Gottesverehrern und auf dem Markte alle Tage zu denen, die zugegen waren." Apg. 17, 17.

Wir sind heute vor acht Tagen dem heiligen Apostel Paulus im Geiste der Betrachtung gefolgt, wie er in einer ewig denkwürdigen Stunde, im dürftigen Gewande, klein und unscheinbar, durch eines der zwölf Stadtthore in Athen einzog und ernster Gedanken voll seinen Wanderstab niedersetzte auf dem berühmten, gefeierten Boden dieser Weltstadt, der Stadt der Wissenschaft und Weltweisheit, des feinen Geschmackes und der zierlichen Kunst, der Beredsamkeit und Dichtung, der bunten Lebenslust und Lebensgewandtheit. So steht der Apostel denn jetzt vor den Augen unseres Geistes da, ein einsamer Fremdling aus fernem Lande. Rings um ihn her auf zierlichen Hügeln sind mehr denn zehntausend Häuser in die Landschaft hingesät, deren Bewohner er nicht kennt, deren keines ihm liebreich und gastlich seine Pforte öffnet. Und hoch über seinem Haupte schaut die stolze Burg der Stadt weit hinaus über Land und Meer, und von der Höhe dieser Citadelle schauen die marmornen Tempel und Statuen der Götter in wundersamer Herrlichkeit und Pracht auf ihn nieder, wie wenn sie seine Mission verhöhnen, seiner Angriffe spotten wollten. Die Menschen eilen an ihm theilnahmlos und kalt vorüber, sie hören das Herz des Apostels nicht pochen und wissen nicht, welche Theilnahme, welche Liebe, welch unaussprechliches Mitleid mit ihnen in diesem Herzen, unter dem armen Kleide wohnt. Er kommt vorüber an den öffentlichen Plätzen; da stehen ganze Haufen zusammen, denen nichts wichtiger ist als immer etwas Neues zu hören und zu sehen. Sie haben aber keine Ahnung davon, daß dieser Fremdling ihnen und der ganzen Welt so viele neue Worte zu sagen hat und daß in ihm bereits die Gestalt einer neuen

---

[1] 1 Mos. 9, 14.

Welt vor ihnen steht, welche nun unaufhaltsam die alte verdrängt. Neben den öffentlichen Plätzen sieht er schöne Säulengänge, große bedeckte Hallen, belebt von Schönrednern und heftig disputirenden Philosophen und von Jünglingen, die sich an ihrem Umgange und Unterrichte bilden; aber keiner von ihnen denkt daran, daß in Paulus ein Redner dastehe, der in der Kraft Gottes die Seelen himmelan reiße, ein Weiser, der in der Schule der Offenbarung Gottes gebildet ist. Keiner denkt bei den Disputationen, ihn heranzurufen, daß er die Entscheidung gebe in ihren Streitfragen. Niemand in der ganzen Stadt ahnt es, daß mit seiner Ankunft ein Stern des Heiles über die Stadt heraufgezogen ist; niemand ahnt es, daß in ihm ein Eroberer schon wirklich durch die Thore in die Stadt eingedrungen ist.

Die Stadt hatte wohl schon früher Eroberer gesehen, aber alle hoch zu Roß, mit großer Heeresmacht, vom Glanze der Erde umstrahlt. In dem Manne aber, der da einherging mit einem schlichten, harmlosen Reisestabe, die Spuren des Kummers und der Leiden im ernsten, abgehärmten Angesichte, einen Eroberer zu sehen, und zwar einen größern als alle, welche je ins Land gekommen, einen Eroberer, der die alten Altäre abbrechen, die Götter auf den Straßen und in den Herzen von ihren Piedestalen stürzen, ja selbst hinaufreichen und die Tempel und Statuen ihres Ansehens entkleiden würde, welche in der Burg, der eigentlichen Citadelle der Stadt, wie in einer kriegerischen Festung hoch über seinem Haupte standen, und das alles, ohne daß anderes Blut fließen sollte als sein eigenes, — wie konnte das jemanden in den Sinn kommen? Wenn wir uns recht zu ihm hindenken und mit den Augen des gewöhnlichen Weltverstandes seine Lage betrachten, dann kommt es uns vor, als ob dem Apostel, welcher vom Heidenthum rings umlagert war, gleich von Anfang habe aller Muth entsinken müssen, als ob der unscheinbare Mann sich nothwendig wie ein Tropfen habe verlieren müssen in diesem Meere des heidnischen Lebens und Treibens, als ob seine Worte ohnmächtig haben brechen und zerschellen müssen an den Stufen all dieser Altäre, an diesen Götzenbildern, an diesem alten, festgewurzelten Heidenthum. In derselben Stadt findet er auch noch ein Häuflein Juden und eine Synagoge, und der Apostel weiß wohl aus andern Städten her, welcher Haß in den Synagogen sich gegen ihn zu sammeln, welche Ungewitter aus ihnen gegen ihn aufzusteigen pflegten.

Aber das Herz eines Paulus kennt kein Zittern und Zagen. Er beginnt sogleich auf verschiedenen Punkten seine Thätigkeit, knüpft an und sucht Eingang zu finden. Er steht vor uns in seiner ernsten Geschäftigkeit, einem Bergmanne zu vergleichen. Der Bergmann zündet schon am frühen Morgen sein Grubenlicht an. Nachdem er sich Gott empfohlen, fährt er furchtlos in die dunkeln Schachte hinein. Er schaut sich sorgfältig da

und dort die Felsenwände an, ob er Metallspuren an ihnen finde, und wo er Hoffnung schöpfen kann, da greift er sogleich fröhlichen Muthes mit Schlägel und Eisen an und arbeitet wacker, obgleich er nicht voraussagen kann, was der Abend bringt. So begibt sich der Apostel zu Athen muthig und gewandt hinab in die unbekannten Schichten der Gesellschaft, faßt schon anfangs einzelne, fragt, knüpft an, zündet das Licht an, welches in die innern Finsternisse leuchtet, und das die Finsternisse so oft nicht fassen, läßt dieses Licht hineinfallen in den dunkeln Schacht des unergründlichen Menschenherzens, schaut sorglich zu, wie die Herzen sich offenbaren beim Hineinscheinen dieses Lichtes, ob sich gute Adern, Spuren von Empfänglichkeit für das Heilige und Göttliche zeigen, schwingt das Wort des Evangeliums, das Wort Gottes, welches der Herr beim Propheten Jeremias einen Hammer nennt, der Felsen zerschmettern kann [1].

Zwei Schauplätze der anfänglichen Thätigkeit Pauli zeigt uns die Apostelgeschichte. Wir finden ihn namentlich an zwei Stätten bemüht, sich Bahn zu brechen: in der Synagoge zu Athen, wo die Juden sich zum Gottesdienste versammeln, und auf dem Marktplatze, wo das heidnische Volk in buntem Gewühl, in eitlem Treiben nach Neuigkeiten hascht und jagt. „Denn", sagt die Apostelgeschichte, „es verlegten sich alle Athener und die dort aufgenommenen Fremden auf nichts anderes als etwas Neues zu sagen oder zu hören."

Wir folgen dem Apostel an diese zwei Stätten und lesen unter Gottes Erleuchtung die heilsamen Gedanken auf, welche auf dem Wege des Apostels sprossen.

I.

In den Zeiten, da Christus noch nicht mit dem milden Strahle seiner Liebe die Welt erleuchtete, und zu jeder Zeit spielt die Rache um erlittene Unbilden dort, wohin Christi Macht noch nicht gedrungen ist, eine furchtbare Rolle; es gab selbst Gesetze bei den Völkern, welche die Rächung der Beleidigung vorschrieben und den Rachetrieb, der ohnehin wie ein wildes Thier in der menschlichen Brust tobt, unterstützten. Wer hat noch nichts gehört von der Blutrache unter nichtchristlichen Völkern, wie der Vater oft noch auf dem Sterbebette in den letzten Schlägen seines Herzens eine alte Beleidigung empfindet und dem Sohne die Rächung überträgt, wie die Rache als Erbe übergeht vom Sohn auf den Enkel, wie namentlich dann, wenn ein Familienglied durch Mord ums Leben gekommen, oft nicht gerastet wird, bis die ganze Familie des Mörders dafür dem Tode geweiht wurde. Als Jesus Christus aber erschien, voll

---

[1] Jer. 23, 29.

der Gnade, und, selbst ein Opfer des Hasses, am Kreuze starb, da ging für die Völker ein neues Gesetz, mit seinem Beispiel besiegelt, vom Throne seines Kreuzes aus. Er ist das Haupt, der neue Stammvater der erlösten Menschheit, der Vater der Christenheit, ihr Vater im reichsten Sinne des Wortes. Seine Jünger, seine Gläubigen bilden um ihn her seine theure Familie. So hat er selbst es dargestellt, als er liebevoll und zärtlich wie ein Vater im Kreise der Seinigen seine Arme über seine Jünger ausstreckte und rief: „Diese sind mir Mutter und Brüder.“[1]

Dieses theure, heilige Haupt, diesen ehrwürdigen geistigen Vater, den Ehrenkranz und die Freudenkrone der Christenheit, hatte der Haß der Juden hinausgerissen aus der Mitte der Seinigen. Er hatte ihn mit falschen Anklagen, mit Hohn und Schmach bedeckt und in der furchtbarsten Rache, welche je die Erde befleckt, in der Rache nicht für Unbill, sondern für seine Liebe, worin sie sich beleidigt fanden, ihn dem Tode geweiht. Hingestreckt auf das schmerzenvolle Sterbelager des Kreuzes, da der Herr sein Testament abschloß und seine reichen Güter vertheilte, gedachte er im Testamente auch seiner Feinde. Zu derselben Zeit, da er dem Johannes seine Mutter übergab, den reumüthigen Schächer mit dem Paradies bedachte, hatte er auch für seine Feinde ein Geschenk. Er schenkte ihnen den Segen seiner letzten Gebete und bildete auf seinen ersterbenden Lippen für sie die Entschuldigung, daß sie die Größe ihrer Sünde selbst nicht kännten: „Vater! verzeihe ihnen; sie wissen nicht, was sie thun.“[2] Mit diesen inhaltsschweren Worten, mit seinem heiligen Beispiele, in der unvergeßlichsten Stunde hat er in seiner Kirche die Stiftung einer Liebe gesetzt, die alle Gefühle des Hasses, alle Triebe der Rache weit überwiegt.

Von nun an hat die Liebe ihre Geschichte. Schon der hl. Stephanus zeigte, wie sehr die Kirche das Testament der Liebe begriffen. Und auch der hl. Paulus zeigte es auf seiner Wanderschaft in anderer Weise. Hat der Heiland die Nation, die ihn ausgetilgt aus dem Lande der Lebendigen, noch am Kreuze zur Erbin seines Gebetes gemacht, dann wird der Apostel Jesu Christi nicht an ihrer Rettung verzweifeln und ihrer auf seiner Wanderschaft über die Erde nicht vergessen können. Hat des Heilandes hinsterbende Stimme die Entschuldigung der Unwissenheit noch stellen dürfen zwischen die blutbefleckte Nation und den gerechten Gott, dann wird der Apostel, er, der den Beruf hat, die Finsternisse zu erleuchten, er, der geborene Lehrer der Unwissenden und der gottberufene Träger der Wahrheit und des Lichtes, die Juden nicht übergehen, wird nicht muthlos verzweifeln an ihrer Bekehrung. Paulus ist auch hierin ein echter Jünger und Apostel Jesu Christi, vom Geiste des Erlösers durchweht. In keiner

---

[1] Matth. 12, 49. [2] Luc. 23, 34.

Stadt vergißt er nachzufragen nach den Juden, in keiner Stadt ist's ihm zu mühsam, die Winkel aufzusuchen, wo ihre Synagoge steht. „Sie wissen nicht, was sie thun", hat der Herr gerufen; nun denn, er will sie erleuchten, daß sie sich dessen bewußt werden, wer Christus ist, und was sie gethan haben, da sie Christum von sich gestoßen, da sie den Herrn der Herrlichkeit gekreuzigt, und daß sie erbeben vor dem, was sie gethan, und von besserer Erkenntniß erleuchtet und in Reueschmerz an ihre Brust schlagend sich auf die Wege des Heiles wenden. Und wie sollte Paulus nicht die Hoffnung tragen, daß es nur darauf ankomme, bessere Erkenntniß in Israel zu verbreiten, um es zu gewinnen! Galt doch von ihm insbesondere das Wort in vollem Maße: Er weiß nicht, was er thut. Hat er doch selbst in früherer Zeit Christum in seinen Gliedern, in der Kirche verfolgt, da er ihn nicht kannte, hingerissen von seinem fanatischen, blinden Eifer, und war er doch selbst ein Erzeugniß des Liebestestamentes Christi, durch das Gebet des Stephanus der Kirche geschenkt worden. Ja gerade zuerst, mit besonderer Vorliebe wendete er sich zu den Juden. Sehet ihn zu Athen! Da eilt er zuerst, die blutbefleckte Hand des jüdischen Volkes zu ergreifen. In üppigem Reichthum steht um ihn her das Heidenthum, er ist von Gott auserwählt vor den andern Aposteln, der Apostel der Heiden zu sein. Und die Juden — sie sind hier in Athen nur Eingewanderte, von keiner Bedeutung im Leben des Volkes. Sie besitzen nur eine Spanne Boden in der großen Stadt, auf dem ihre schlichte, schmucklose Synagoge steht, eine fremde Stätte im griechischen Lande. Den Apostel aber muthet es an, als ob diese Stätte, die Zeugin des Gottes und der Geschichte des Alten Bundes, für ihn gerade die traulichste der ganzen Stadt sei. Er geht anfangs noch vorüber an den Götzenbildern, bohrt sich durch das Gedränge der Straßen, und das Auge seiner Liebe weiß die Synagoge herauszufinden. Ihn bindet noch immer eine besondere, vom Christenthum geweihte Liebe an das Volk, dem er entsprossen, in dessen Mitte er die glücklichen, frommen Tage der Kindheit, die excentrisch feurigen Tage seiner Jugend verlebt, dessen Feste er gefeiert, dessen religiöse Hoffnung, ja dessen Irrthümer er getheilt hat. Ihn bindet seine Liebe noch an Sion, an Palästina, das Land der Cedern und der Palmen. Während sein Herz die ganze Welt umfaßt, hat diese Liebe zu seinem Volke noch eine eigene, besondere, geheime Stätte in diesem Herzen.

Das sehnsüchtige Heimweh nach dem Vaterlande und selbst die tiefere Anhänglichkeit an Vaterland und Volk pflegen nach und nach zu schwinden bei den Menschen, die nicht mehr im Vaterlande wohnen, die in der Fremde unter dem Andrange verschiedenartiger Geschäfte ihre Tage verleben, namentlich dann, wenn sie auch in der Ferne in manchem Herzen Anhänglichkeit und Liebe finden. Am meisten aber pflegt das Vaterland demjenigen zu verleiden,

dem es mit unwürdigem Undank lohnt, mit Verfolgungen seine Verdienste entgilt. Ein verbannter, alter römischer Feldherr der Vorzeit befahl vor seinem Tode, auf seine Aschenurne noch die vorwurfsvollen und strafenden Worte zu setzen: Undankbares Vaterland, nicht einmal meine Gebeine sollst du haben. Den Apostel aber fesselt eine wunderbar große und unbesiegbare Liebe an sein Volk. Das Unglück desselben, sein Druck, seine Knechtschaft, seine unselige Verblendung schwebt ihm Tag und Nacht vor der Seele und bereitet ihm ein nie in diesem Leben gestilltes, heiliges Leid, und es ist, als ob diese Liebe wachse mit allen Verfolgungen, Nachstellungen, Verleumdungen, womit die Juden sein ohnehin so leidenvolles Leben heimsuchten. Ja seine Liebe ist so groß, daß es uns schwer wird, sie zu fassen, daß sie uns ist wie das unbegreifliche Geheimniß einer andern Welt. „Ich wünschte, ewig von Christo gebannt zu sein statt meiner Brüder, meiner Verwandten dem Fleische nach, welche die Israeliten sind.“ [1] Welch ein Gedanke, welch ein Wunsch, in welchem die Flammen der Liebe dunkelroth aufschlagen, verdammt sein, ein Verdammter aus Liebe in der Hölle des Hasses, wenn damit die Juden selig würden. Welch ein Freund seines Volkes! Welche Vaterlandsliebe! Da ist nichts mehr zu sehen von jener Eigenliebe, welche den Menschen am letzten verläßt, die sich immer obenan setzt, wenn er auch selbst sich täuschend glaubt, daß sein Herz nur in Liebe für den Nebenmenschen, für das Volk ihm schlage. Eine uralte Erzählung meldet uns von einem Helden, der in aufopferungsreicher Vaterlandsliebe in den Abgrund gesprungen, um sein Volk zu retten. Paulus ist mehr als dieser Held. Das menschliche Herz ist eine Welt und zwar eine Wunderwelt. Niemand hat noch das Senkblei in seine Abgründe hinabgelassen; niemand kann sagen, was das Menschenherz tragen kann an Liebe wie an Haß. Den Haß suchet anderswo: der Apostel zeigt uns eine Liebe zu seinem Volke, eine Liebe, die jedenfalls uns heilsam ist, weil wir schwach sind und starke Beispiele brauchen.

Ich habe euch die Vaterlandsliebe eines Mannes gezeigt, dessen Religion keineswegs in den Grenzen seines Volkes eingeschlossen ist, dessen Blick nach Rom gerichtet ist und der Rom aufsucht, die Vaterlandsliebe eines Ultramontanen. Heutzutage lieben es die Feinde der Kirche, welche den Namen „Katholiken“ einstweilen noch nicht gut zur Verfolgung brauchen können, uns Ultramontane zu nennen, d. h. Leute, die keine Religion haben, welche aufs Vaterland eingeschränkt ist, deren Gedanken und Beziehungen noch über die Berge hinausgehen, die namentlich über die Alpenberge noch hinüberblicken nach Rom zum Papste, also nach einer italienischen Stadt, auf einen italienischen Priester, auf einen

[1] Röm. 9, 3.

auswärtigen Monarchen. Sie sagen: wer in der Religion zusammenhängt mit fremden Völkern, wer einem auswärtigen Priester gehorcht, wie soll der denn Liebe haben können zu seiner Nation, zu seinem Vaterlande? Wir können nun von der Zeit des Apostels an, der mit glühender und wundersamer Liebe an seinem Volke hing, durch alle Jahrhunderte hin aus dem Kreise der Nachfolger der Apostel Männer aufführen, leuchtend in wahrer Liebe zu ihrem Volke, weniger mit dem Titel als mit der Aufopferung von Volksfreunden, bis hin zu den neuen Zeiten, da die Cholera fast durch alle Länder wüthete. Wir finden deren in Schlesien, wo die Seuche durch die armen Hütten zog, in Irland, wo die Menschen, von Hunger und Krankheit decimirt, auf den Straßen niedersanken, in Paris, wo der ehrwürdige Bischof der Stadt, die Friedenspalme in der Hand, seinen eigenen Leib zwischen seine streitenden Kinder warf und auf dem Schlachtfelde der Straßen fiel.

Unsere katholische Kirche erkennt in der Verschiedenheit der Völker etwas, was da sein und bleiben muß, weil es Gottes heiliger Wille ist. Wäre der Mensch ein reiner Geist, dann hätten wir in der Menschheit nicht verschiedene Völker. Reine Geister haben kein verschiedenes Vaterland; im Reiche der Engel gibt es keine verschiedenen Länder und Provinzen. Aber der Mensch hat nicht nur einen Geist, er hat auch einen Leib. Der Leib aber ist von der Erde gebildet, und dieser Leib schmiegt sich an die Erde an und lebt unter ihren Einflüssen. Die Erde aber ist verschieden nach Himmelsstrichen und Ländern, und so erhält auch die Menschheit ihre Verschiedenheit; wer sie vertilgen wollte, beginge einen Frevel an der Menschheit, an Gottes heiliger Ordnung. Aber diese Verschiedenheit der Völker darf die Religion nicht spalten. Denn alle diese verschiedenen Völker, welche in wundersamer Mannigfaltigkeit das Erdenrund umwohnen, haben einen und denselben G o t t. Alle sind berufen, diesen einen Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen, und alle fühlen das Bedürfniß nach diesem Gott. Für alle Völker gibt es e i n e Wahrheit, und alle fühlen den Hunger nach der Wahrheit wie nach dem gemeinsamen leiblichen Brode, und alle fühlen sich gedrückt von der Schuld der Sünde. Verfolgen wir die Völker hinauf in ihren Stammbäumen und bis zum Anfange hinauf, so gelangen wir zu zwei Menschen, Vater und Mutter des ganzen Menschengeschlechtes. So wäre also die ganze Menschheit eine Familie, eine Gesellschaft; aber durch die Sünde hat sich das Familienband der Menschheit gelöst; durch die Sünde sind die Völker feindselig auseinander getreten und haben sich voneinander abgeschlossen. Und wollt ihr recht den elenden Zustand der Menschheit in dieser Beziehung sehen, so schauet hin auf die wilden Völker, wo auf einer kleinen Strecke Landes verschiedene Stämme leben mit fremden Sprachen und immerwährenden blutigen Kämpfen. Jesus Christus aber ist gekommen,

von der Sünde die ganze Menschheit zu erlösen. Damit muß denn auch wieder ein neues Band um die Menschheit sich schlingen. Seine Lehre ist das geistige Lebensbrod für den Hunger aller Menschenseelen, und seine Gnade tilgt aller Sünden, wie denn schon Johannes der Täufer auf Christum hinwies als auf das Lamm Gottes, das hinwegnimmt die Sünden der ganzen Welt. Christi Reich kann somit nicht eingeengt sein durch die Grenzen der Völker; es muß ein wahrhaft ultramontanes Reich sein, d. h. es muß ein Reich sein, das alle Berge überschreitet. So hat schon David die Zeit vorausgeschaut, daß alle Berge niedriger sein werden als der Berg, auf dem Christi Kirche ruht, und daß darum alle Völker dieses Reich sehen, zu ihm hinströmen und sich in die Thore der Kirche drängen. So hat der Prophet Habakuk es gesagt: „Die ewigen Berge zerstieben, und bei seinem ewigen Gange bücken sich die Hügel der Welt.“ [1] Und da Christus eine sichtbare Kirche gegründet, muß er auch irgendwohin auf Erden den sichtbaren Mittel- und Einheitspunkt gestellt haben. Ohne das hätten wir nur den Traum einer Kirche. Als er den heiligen Apostel Petrus durch seine Fügung nach Rom führte, als um Petri Hirtenstab sich die Kirche von Rom sammelte, machte er mit dem Martertode dieses Apostels Rom zum Mittelpunkte der christlichen Erde.

Aber das ist nicht die italienische Stadt in politischer und bürgerlicher Beziehung, an der wir Katholiken hangen, nicht ein italienischer Priester — kann doch der Papst ebenso gut auch aus einer andern Nation genommen werden, und ist er schon oft aus einer andern genommen worden —, sondern es ist die christliche Kirche in Rom, auf welche hier alles ankommt. Diese christliche Gemeinde in Rom ist der Mittelpunkt der Kirche, sie kann so wenig untergehen als die Kirche selbst; sie ist die einzige auf Erden, welche die göttliche Verheißung hat, daß sie nie vergehen werde. Das ist aber auch das Einzige, was wir über ihre Zukunft wissen. Sie kann hart bedrängt werden, sie kann vielleicht zusammenschmelzen auf eine kleine Zahl treuer Bekenner Jesu Christi; man kann ihre Tempel rein ausplündern, man kann ihre Glocken, die, treulich ihre Bestimmung erfüllend, bisher mit metallenem Munde zu Gottes Ehre geklungen, in runde Münzen umschmelzen, die dann klingen zu volksfreundlichen Zwecken, zu Ehr und Nutzen der schlauen Volksfreunde und eilig in ihre Taschen laufen, ähnlich wie es vor längern Jahren in unserer Nähe der Fall war, wie es vor ganz kurzer Zeit, ungefähr vor zehn Jahren, der Fall in Spanien war, wo man fast alle Kirchen geplündert und die Glocken zu Tausenden verkauft hat, wo aber das Volk so wenig dabei erworben hat, daß das spanische Volk jetzt ärmer ist als es je

---

[1] Hab. 3, 6.

gewesen, ärmer als in den unglücklichsten Zeiten seiner Geschichte. Denn das Ende aller Kirchenplünderungen ist uns schon in dem Leiden Jesu Christi vorgezeigt. Zu jeder Zeit, wo Christus verfolgt und geplündert wird, verschenkte er in reichlicher Fülle geistige Güter. Dann erhält ein treuer Johannes seine hochgebenedeite Mutter zur Patronin; ein reumüthiger Sünder das Paradies; jene, welche nicht wissen was sie thun, erhalten sein Gebet. Aber Geld bekommt nur der Judas, und über seine Kleidung werfen nur die Schergen das Los. Vielleicht kommt einmal ein Tag heraufgezogen, an welchem die römische Kirche, aller äußern Ehren entkleidet, eine verfehmte Bekennerin und Blutzeugin Christi, sich wieder in die unterirdischen Gänge von Rom flüchten muß, in die sogen. Katakomben, aus denen sie vor anderthalbtausend Jahren als einfache Braut Christi heraufgestiegen ist, geschmückt mit den alten Narben und frischen Wunden des Martyrthums. Und das wäre vielleicht in den Augen Gottes für diese Kirche lange nicht die schlimmste Zeit. Diese Kirche von Rom hat schon größere Versuchungen und Gefahren gehabt als solche Verfolgungen von außen her. Untergehen wird sie nicht; sie wird immer der Mittelpunkt der wahren Christenheit auf Erden bleiben. So wird auch der Bischofsstuhl nicht untergehen, der in ihrer Mitte steht; der auf ihm sitzt, ist als rechtmäßiger Bischof von Rom das Haupt der Christenheit, mag er in dem Palaste des Vaticans leben und die weltliche Krone tragen, die er nur trägt um seiner kirchlichen Unabhängigkeit willen, oder mag er sich gänzlich arm in die unterirdischen Katakomben zurückgezogen haben. Schon Pius VII. hatte auf die unwürdigen Forderungen eines übermüthigen Eroberers, daß er, der geistige Vater, gegen die Nationen, die jener haßte, feindselig auftreten solle, geantwortet, daß er sich eher, wie der erste Nachfolger Petri in die Katakomben zurückziehen werde. Und wenn der rechtmäßige römische Bischof, als ein armer Flüchtling, zum Zeichen des Widerspruches geworden, von seiner Herde getrennt umherirren muß, dann ist er immer noch der rechtmäßige Bischof von Rom, mit dieser Kirche vermählt, dann zieht er die Augen der Christen auf die Stätte, wo er weilt, in welchem Lande es immer sei, und er findet sich von der Ehrfurcht und der freiwilligen edeln Huldigung aller katholischen Herzen umgeben. Als Papst hat er kein Vaterland, sondern gehört dem ganzen katholischen Erdkreis an. Die katholische Kirche und ihr Oberhaupt stehen über der Verschiedenheit der Völker, sie alle vereinend, und sind überall zu Hause. Sie können nicht in den Zwiespalt hinabgezogen werden. An unsern Altären, an denen alle Völker knieen, an dem reinen Opfer auf ihnen, welches für die Sünden aller Welt sich hingegeben, kann nicht die Fackel der Zwietracht zwischen Stämmen und Nationen entzündet werden. Die Kirche hat nur das Gebot von Gott und das Gebet, daß Gottes heiliger Wille geachtet werde in der Mensch-

heit, in den Völkern, daß kein Volk zertreten werde, daß alle in freudiger Entwicklung gedeihen und in höherem Frieden verbunden werden.

Seltsamer Widerspruch der Zeit! Man sollte sagen, gerade in unserer Zeit müsse diese erhabene Stellung der Kirche begriffen und bewundert werden. Wir hören ja so viel singen und sagen von einer allgemeinen Verbindung der Völker; es wird keine neue Eisenbahn eingeweiht, ohne daß in Gedichten, in Reden und Toasten es laut gepriesen wird, wie die Eisenbahnen die Völker vermählen, wie das Dampfroß, das Wunderkind der Zeit, selbst durch Berge sich nicht mehr abhalten lasse. Lange, bevor diese eisernen Bänder zur Völkerverbindung geschmiedet wurden, hatte Christi Kirche schon liebevoll alle Völker verbunden. Alle Völker sind schon verbunden in dem Kreuze Jesu Christi, an welches er alles heranzieht, verbunden in den Worten Christi: „Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie", verbunden in dem liebewarmen Herzen des hl. Paulus, der in Athen mit seiner Thätigkeit Juden und Griechen, der auf seinen apostolischen Reisen alle Völker umschloß, verbunden in den Päpsten des Mittelalters, die als ehrwürdige Schiedsrichter ihren Spruch thaten und Frieden stifteten zwischen entzweiten Völkern und so ein geistiges europäisches Gleichgewicht bildeten, verbunden in dem Walten und Wirken der Kirche, welches den heidnischen Nationalstolz und die Nationalfeindschaft tilgt, verbunden in demselben Glauben, in derselben Hoffnung und Liebe, um dieselben Altäre.

Das ist die einzige Verbindung, welche Völker vereinigen kann. Eine Weltherrschaft thut's nicht; sie ist unnatürlich, reizt nur den Grimm der unterdrückten Völker und die Sorgen der Nachbarn. Der Welthandel thut's nicht, in ihm lebt und webt Habsucht. Die Eisenbahnen thun's nicht, obgleich ihre Bande von starkem Eisen sind, ja gerade weil sie von Eisen sind; denn Menschenherzen lassen sich nicht mit eisernen Ringen verbinden. Die Gelehrsamkeit und Wissenschaft thut's nicht; sie führt nur endlose Disputationen hinein zwischen Gelehrte, die keinen Widerspruch ertragen können. So haderten in den Säulengängen von Athen die Philosophen schon Jahrhunderte lang, ehe der hl. Paulus ankam, und nach seiner Ankunft disputirten sie noch Jahrhunderte fort. Dann hörten sie auf, nicht weil sie nun einig geworden waren, sondern weil Kaiser Justinian ihre Schulen schließen ließ. Ohne diese gewaltsamen Eingriffe, ohne störende Ereignisse von außen würden sie disputirt haben bis zum Ende der Zeiten.

II.

Könnt ihr euch wohl einen größern Abstand, einen schneidendern Gegensatz denken als den zwischen dem Markte und den Säulenhallen von Athen und dem, den wir heute in der Betrachtung auf diese Stätten

begleiten? Gibt es wohl in der Welt einen größern Unterschied, einen grellern Contrast als den zwischen Paulus, dem Apostel Jesu Christi, und den leicht beweglichen Scharen, die den Markt und die bedeckten Gänge, die an ihn stießen, besetzt hielten? In Paulus seht ihr einen Mann über die Erde schreiten, dessen Auge, unbeirrt vom verlockenden Wechsel der Erscheinung hienieden, unverrückt gerichtet ist auf seinen Beruf, das Kreuz Jesu Christi zu predigen und die Welt der Erlösung theilhaft zu machen. Alle menschliche Neugier ist in ihm ausgelöscht; er schaut auf nichts hin, er begehrt nichts zu wissen, er erfragt nichts, als nur, was dem Kreuze, der Ehre Gottes, dem Heile der Menschen in irgend einer Weise dient. Dem ernsten, tiefen Manne ist es, als ob ihm überall auf der Erde das Kreuz begegne mit seinen himmelanragenden Armen, als ob mit dem Kreuzesnagel durchschlagen und durchbohrt sei alle nichtige Freude, aller schale Tand der Erde. „Im Kreuze Jesu Christi", so kann er ausrufen, „ist mir die Welt gekreuzigt, und bin ich es der Welt." [1]

Kein Menschenleben wird gelebt ohne beständiges Warten, weil eben das Menschenleben in immerwährender Entwicklung begriffen ist und es immer heißt: weiter! weiter! Wartend streut der Landmann den Samen aus, wartend nimmt der Kranke die Arznei, begrüßt der Leidende den neuen Morgen. Die Menschen warten auf Aenderung der Witterung, auf den Abschluß neuer Verbindungen, auf neue Nachrichten von Krieg oder Frieden, auf neue Weltverhältnisse. Der Mensch durchwartet sein Leben, und noch sein letzter Herzschlag pocht in Erwartung der Dinge, die da kommen werden. Das Warten ist ein allgemeiner Zug der Menschheit. Aber fragt ihr, worauf der Apostel Paulus gewartet, dann tritt euch wieder seine eigenthümliche Größe entgegen. Weit entfernt, mit den verschiedensten Gegenständen sein Warten und Hoffen zu zerstreuen, wartet er vielmehr in stiller Ergebung nur auf das Leiden des Martyrtodes; am Ende seines Lebens steht ihm das Leidenskreuz. Das ist seine Sehnsucht. Das Leidenskreuz ist ihm angetraut, um dies wirbt er mit seinem Leben. Und noch über die Grenzscheide dieses Lebens hinaus wartet er auf die glorreiche Enthüllung des Kreuzes in den Lüften bei der Ankunft Jesu Christi. „Unser Wandel ist im Himmel, von wo wir unsern Herrn Jesum erwarten." [2] So ist in all seinen Gedanken und Regungen eine ruhige, geschlossene Einheit, Jesus Christus; das Kreuz mit seinen Schmerzen, mit seinen Ehren, mit der Fülle seiner Segnungen, das ist der Inhalt seiner Gedanken. Er hat die Lebensanschauungen, die Lebensgrundsätze, die man vom Kreuze Christi lernt. Alle Ereignisse des Lebens können ihn nicht erschüttern, weil er ans

[1] Gal. 6, 14. [2] Phil. 3, 20.

Kreuz Christi angeklammert ist, welches über alle Ereignisse hinausragt. Paulus ist ein vielgewandter Mann, ein tiefer Kenner des Herzens, ein reichbegabter Mensch. Bei allem Reichthum seines Geistes aber läßt sich alles auf einen Gedanken zurückführen; bei aller Geistesgröße steht er vor uns in heiliger Einfalt des Wissens, arm im Geiste, ein einfacher, demüthiger Schüler des Kreuzes.

Um diese hehre, stille Einfalt des erhabenen Wissens vom Kreuze drängen sich die bunten Wellen des athenienſischen Marktlebens. Das Leben in den südlichen Ländern, wo das milde Klima und der Sinn der Bewohner mehr aus den Stuben lockt, ist weit weniger als bei uns ein häusliches Stillleben; es ist mehr ein lautes Leben auf öffentlichen Straßen und Plätzen. Dort bespricht man sich über öffentliche Angelegenheiten, und auch kleine Nachrichten fliegen schnell von Mund zu Mund. Besonders aber war das bewegliche, leichtblütige, griechische Volk diesem Marktleben befreundet. Scharenweise fand man sich auf dem Markte ein. Wer zur Zeit des hl. Paulus die lauten Reden vernahm, wie das dem Griechen eigen ist, wer die lebhafte Bewegung der Glieder und Gebärdensprache sah, mußte auf wichtige Verhandlungen schließen, und doch wurde all das Reden und Thun an Nichtigkeiten vergeudet. Der edle Wissenstrieb ist ausgeartet in hohle, unersättliche Neugier, in fade Schaulust, die tändelnd wie ein Schmetterling mit allen Winden spielt, über die bunten Ereignisse des Lebens hinfliegt. Nur Neues und immer wieder Neues und das Neue muß immer pikant, frappant sein. Sind's keine welterschütternden Ereignisse, dann genügen auch schon kleine Stadtgeschichten, Hausgeschichten, Familiengeschichten, Anekdoten aus dem Privatleben, wenn sie nur beißend und ätzend sind, Persönlichkeiten lieblos in den Staub treten und dem Gelächter bloßstellen. Hinter diesem Einfangen von Neuigkeiten aber steht eine entsetzliche Langeweile, die immer und immer wieder über die Menschen kommt. „Denn das Auge wird nicht gesättigt vom Sehen, nicht vom Hören das Ohr.“ [1]

So mochte es denn den vielbeschäftigten, emsig nach Neuigkeiten hin- und herlaufenden Müßiggängern in Athen sehr willkommen sein, als eines Tages in Paulus ein Mann in fremder Tracht erschien und sich als den Boten wichtiger Nachrichten anmeldete. Sie umgaben ihn in Lebendigkeit, mit gespannter Erwartung. Sie betrachten den Paulus wie einen abenteuerlichen Kometen, in dessen seltsamem Scheine man sich einige Zeit belustigen kann. Diese Lebendigkeit, womit sie ihn umgaben, mußte Paulus schmerzlich niederbeugen. Es war nicht die Lebendigkeit edler Begierde nach höherer Wahrheit, es war die kranke, fieberhafte Lebendigkeit der Neugier, die sich hin- und herwirft, die nie auf die Sache ein-

[1] Pred. 1, 8.

geht, sondern immer nur horcht und hört, was es wieder gibt. Was konnte für einen Apostel niederschlagender sein als Gegenstand eines profanen Vorwitzes zu werden in seiner heiligen Sendung mit dem Evangelium, auf welchem das Heil der Menschheit gründete, und welches nicht den eiteln Vorwitz stillen, sondern den wahren Hunger nach Wahrheit und Gerechtigkeit befriedigen, und nicht eine todte Sache für das Gedächtniß, sondern That und Leben werden sollte? Was konnte dem Apostel verwundender in die Seele schneiden als die Worte der schalsten Oberflächlichkeit, welche die Athenienser vor dem Gerichtshofe des Areopages noch zu Paulus sprachen: „Können wir erfahren, was das für eine neue Lehre ist, die von dir verkündigt wird? Denn du bringst einiges Neue vor unsere Ohren, und wir wollen wissen, was das wohl sein mag.“ Was der Apostel gesprochen, hat keinen Eindruck auf ihr Herz gemacht. Es ist kein Lichtstrahl in ihren Geist gefallen, keine Ahnung in ihren Herzen aufgegangen, keine heilige Regung des Willens und Verlangens findet sich in diesen Großstädtern. Sie haben nur die Bemerkung gemacht, daß der Apostel etwas Neues gesagt, daß er einiges Neue vor ihre Ohren gebracht; sie wollen ausführlich hören, was es denn eigentlich Neues bei Paulus gibt, nicht ob es wahr ist, nicht ob es Segen fürs Leben trägt, nicht woher es stammt, nicht wohin es führt.

In der Lebendigkeit der damaligen Athenienser — welch ein Stumpfsinn, welch eine Gleichgiltigkeit! Denkt euch dem gegenüber einen Paulus, der wohl die christliche Wahrheit einst verfolgen, aber nicht gleichgiltig dagegen sein konnte. Wahrlich, der Apostel hätte ein Auffahren ihres Zornes beim ersten Anhören seiner Lehre, eine drohende Verfolgung als Lohn seiner Predigt vielleicht höher angeschlagen als diese schale, geist- und herzlose, beinahe komische Behandlung. In dem Zorne, in dem Hasse, in der Verfolgung liegt noch ein Interesse für die Sache verborgen. Mißverständnisse lassen sich immer noch berichtigen, Zweifel lassen sich lösen, Irrthümer lassen sich aufklären, und wenn das geschehen, kann der anfangs gegen die Wahrheit aufgebrachte Mensch auch mit Geist und Herz gewonnen werden. Aber dieser Leichtsinn, der nur nach Neuigkeiten jagt, wie soll der in Ernst verwandelt werden? Diese Verachtung, die im heiligen Boten des Evangeliums im besten Falle einen pikanten, zungenfertigen Redner findet, wie soll sie umgewandelt werden in die Verehrung, welche seinem Worte gebührt? Dieses nichtige, schmetterlingartige Umherflattern und Sichwiegen auf allen Tagesgeschichten, wie soll es gefesselt werden an das eine, was noth thut zur fruchtbringenden Betrachtung und Erwägung?

Der Markt in Athen hat sich in unserer Gegenwart bedeutend erweitert. Ganz Europa ist zum Markte geworden, auf dem eine ungeregelte Gier nach Neuigkeiten umherjagt. „Wissen Sie was Neues?“ ist die

erste Frage beim Zusammentreffen. „Etwas Neues", so beginnt die Ankündigung, in der Zuversicht, daß dies gleich schon das Nachfolgende empfehle. Wollen Bücher gelesen werden, so müssen sie eben erst in den Buchhandel gekommen sein. Dichtungen und Romane, die vor zehn Jahren noch die feine Lesewelt entzückten, werden nicht mehr gelesen und gehören zum Antiquirten, denn es sind neue nachgefolgt. Wollen Zeitungen in Gunst bleiben, so müssen sie alle Neuigkeiten wenigstens um einige Minuten früher haben als ihre Nebenbuhlerinnen; so sehr ist die Ungeduld nach Neuigkeiten gewachsen. Noch sind keine 250 Jahre verflossen, daß die ersten Tagesblätter dieser Art erschienen, die den Markt von Athen dem modernen Menschen auf der Stube ausbreiten. Wie klein begannen sie damals zu Anfang des 17. Jahrhunderts zu Venedig, zu einer Zeit, da die Kriege mit den Türken die ganze Christenheit interessirten; wie bescheiden traten diese ersten Blätter auf, und wie ehrlich führten sie das Bild der geschwätzigen Elster auf dem Titelblatt! Wie sind sie jetzt vervielfältigt, wie sind sie groß gewachsen ins Riesenformat, welche Schlachtfelder bieten sie dem Parteigehader! Und wirklich haben sie auch der Neuzeit eine eigene Erscheinung geschaffen, die das ganze Alterthum nicht kannte, die Erscheinung von höchst gesammelten, ganz vertieften, wirklich andächtigen Zeitungslesern, wie man sie auf Dampfschiffen, in Gasthäusern und Privatzimmern sehen kann, in einer geistigen Sammlung und Vertiefung, wie kaum die Heiligen der Kirche sie für Gottes ewige Wahrheit aufgeboten haben. Männer und Frauen gibt es, die unruhig und krank würden, hätten sie nicht jeden Tag ihre Zeitung; denen das Wort einer Zeitung die höchste Autorität ist, auf die sie schwören, für die sie leben und sterben, die aus den Zeitungen ihren Glauben, ihren Zweifel an Gotteswort, ihre Vorurtheile, ihre Grundsätze nehmen und sie mit den Redacteuren der Zeitung wechseln, berichtigen und verfälschen. Auf dem Büchermarkt drängen sich die Schriften aller Nationen, und der wißbegierige junge Mann liest bei Tag und Nacht immer anderes, immer Neues; die Bücher ziehen ihm eilig und sinnverwirrend durch die Hände; er sieht es mit einem gewissen Schrecken, daß er der Bücherfluth nicht Herr werden kann.

Unterdessen ist die heilige Lehre, welche der Apostel Paulus zu Athen gepredigt und welche den Atheniensern eine neue war, eine alte geworden. Der Reiz der Neuheit ist von der Lehrkanzel des Evangeliums geschwunden, und die Sucht nach Neuem und immer wieder Neuem bricht über sie in die Klage aus: „Der Prediger sagt mir nichts Neues"; gleich als ob das die Sache des Menschen wäre, immer Neues niederzulegen in das Fachwerk seines Gedächtnisses, und nicht vielmehr die alte Wahrheit zu durchdenken, zu beherzigen, ins Leben einzuführen; gleich als ob das Evangelium so eine fremde, alte Geschichte wäre und nicht neu werden solle mit jedem Tage in jedem Menschenleben.

Ueberschauen wir aber dieses rastlose Jagen und Drängen nach Neuem, forschen wir nach seinen Resultaten, so werden wir uns betrübender Betrachtung nicht entschlagen können.

Wir sehen eine Auflösung aller festen Grundsätze, auf denen das Leben ruht. Die einfache Betrachtung der Dinge, das gesunde Urtheil, die klare Würdigung und Werthschätzung der Lebensverhältnisse werden getrübt und verwirrt unter dem Uebermaße dessen, was bunt durcheinander gelesen und gesprochen wird. Es wechseln die Meinungen mit den Büchern. Alles Feste beginnt vor dem Blicke zu wanken und zu weichen. Es gibt keine Grundsätze, keine sichern Ueberzeugungen mehr, nichts mehr als „Ansicht", „Meinungen", oder wie ein neues, in manchen Zirkeln sehr beliebtes Wort bezeichnend genug sagt, „Meinungsansichten". Insbesondere was Gott und göttliche Dinge betrifft, hat man nur religiöse Meinungsansichten. Wie aber in aller Welt werden diese im heißen Kampfe des Lebens uns zum Siege verhelfen? „Die Gerechten", ruft der Apostel Paulus uns zu, „haben durch den Glauben die Reiche besiegt, Gerechtigkeit gewirkt, die Verheißungen erlangt."[1] „Das ist der Sieg, unser Glaube."[2]

Und es ist doch die Hauptsache, nicht daß der Mensch allerlei wisse, sondern daß er wirke im Leben, daß er sich selbst vervollkommne und heilige, Thaten thue, welche in Gott gethan, ihm und der Menschheit zum Segen sind. Unter allem übermäßigen Haschen nach neuen und oft für unsern Beruf höchst überflüssigen Kenntnissen leidet die Kräftigung des Willens, die Ausbildung eines festen Charakters. Der Mensch hat bei all dem Andrang des Neuen nicht Zeit, auf sein Inneres seinen Blick zu lenken, sein Geistesleben zu regeln, seine Phantasie, seine Schritte zu überwachen. Sehet an die großen Männer vergangener Zeiten, welche Schöpfungen gegründet auf Jahrhunderte hin. Sie wußten lange nicht so viel wie viele unserer Zeitgenossen; aber sie kannten ihren Beruf, sie hatten ihre festen Grundsätze, in denen sie sich nicht beirren ließen, sie hatten einen gesunden und tiefen Blick ins Leben, sie hatten einen starken und festen, grad ausschreitenden Willen, eine entschieden beharrliche Thatkraft. Wir haben eine Welt voll Gelehrsamkeit, wir können Rechenschaft geben über tausenderlei Dinge, wir haben allerlei Kenntnisse und Notizen. Wir haben schöne Worte und klingende Phrasen, ähnlich jenem Feigenbaum an der Straße von Jerusalem, der Blätter hatte in Hülle und Fülle und in Laubwerk strotzte. Als aber die Hand des Heilandes Früchte suchte unter den Blättern, fand sie keine; der Baum hatte mit den Blättern nicht seine Früchte, sondern seine Armut zugedeckt.

---

[1] Hebr. 11, 33. [2] 1 Joh. 5, 4.

Das Haschen und Jagen nach Neuigkeiten, der Mangel an festen Grundsätzen und entschiedenem Willen bereiten dem Geiste der Lüge in unserer Zeit ein großes Feld, auf dem er seine Siege feiert. Von solchen Umständen begünstigt, ist die Lüge zu dem geworden, was sie in unsern Tagen ist, eine europäische Großmacht, die neben dem Dampfe regiert, die Welt tyrannisirt und trotz ihrer Tyrannei ein wahres Bedürfniß und ein Lebenstrost und Herzenslabsal für viele ist; für diejenigen, denen es unerträglich wäre, mit ihrem flachen, leeren Herzen in der gesunden, klaren Luft der Wahrheit zu leben. Die Lüge regiert in den Flugschriften, in den Zeitungen, in den Salons, in den Schenken, bei den verschiedensten Parteien. Sie zieht das Erhabene in den Staub, sie schont keine Ehre, keine Tugend, sie lebt von Skandal, sie beutet alle Aergernisse aus, sie erdichtet neue, sie proclamirt die Verdienste und canonisirt die Tagesheiligen. Hat sie Hoffnung, die wehrlose Wahrheit geradezu zu überwinden, so stellt sie derselben schamlos sich gegenüber; wo sie aber in offenem Kampfe eine Niederlage zu fürchten hat, weiß sie schlau sich in die Wahrheit zu verweben, daß kaum das schärfste Auge sie von ihr trennen kann. Sie geht dann von richtigen Vordersätzen aus, erweckt sich das Ansehen der Unparteilichkeit, verleumdet dann, zieht im folgenden Satze die Verleumdung wieder zurück, modificirt darauf das anfängliche Lob und webt hundertfältig in den Teppich der Erzählung ihre Tücken, ihren Haß, ihren Ingrimm.

Viele ohne feste Grundsätze, ohne entschiedenen Willen, ohne darauf zu denken, daß der Mensch Ruhe findet in Gott, und daß das gute Gewissen sein Ruhm und Trost ist, leben eigentlich nur von der äußern Ehre, von der guten Meinung anderer, vom wirbelnden Beifall ihrer Parteigenossen; sie fühlen sich unglücklich, sollten sie um der Gerechtigkeit willen auf einen Augenblick sinken. Ueber allen diesen schwingt der Lügengeist lachend sein despotisches Scepter. Er kann sie alle einschüchtern, sie alle tief kränken, neutral machen in den heiligsten Fragen; das Glück und Unglück ihres Lebens hält er in seiner Hand. Wenn auch das Gewebe des Lügengeistes nur heute und morgen vorhält und übermorgen schon zerrissen wird, mit Schimpf und Schande wie ein häßliches Spinngewebe in den Lüften flattert, das verschlägt dem Geiste nichts, der es gesponnen. Er thut unschuldig, als ob nichts Arges geschehen. Unterdessen webt er geschäftig fort an seinem Gewebe, webt immer stärker seine Bande, umstrickt und bricht damit wie eine Riesenschlange die kräftigsten und edelsten Glieder der Menschheit. Ja, während die leere Schaulust, der schale Vorwitz nur Neues sucht, an dem Neuen sich belustigt, wirken im stillen ungesehen die Kräfte der Zerstörung und des Verderbens. Ich will das belegen mit einer Geschichte, die wohl zeitgemäß sein dürfte. Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die wilden und finstern Geister

der Zerstörung, welche aus dem Abgrund gefahren waren, ihre bluttriefenden Werke aussannen, da speculirten sie auf die Lust, Neues und Pikantes zu sehen und zu hören. Das Theater war anfangs ihr Wirkungskreis. Indessen auch hier mußte man zuerst noch mit Sammetpfoten auftreten. Das Ansehen der katholischen Kirche und ihrer Diener mußte gebrochen werden. Darum erschienen Schlag auf Schlag die schändlichsten Verhöhnungen der Kirche, ihrer Bischöfe und Priester auf den verhängnißvollen Brettern des französischen Theaters. Alle Zuhörer waren trunken vor Freude ob solcher neuen ergötzlichen Darstellungen. Die Männer riefen mit ihren kräftigen Kehlen Beifall, und schön geputzte Damen in den Logen klatschten schamlos dem Spiel des Aergernisses zu; es war, wie wenn alles sich todtlachen wollte über diese interessanten und amüsanten Scenen. Hinter diesem einfältigen Lachen aber grinste ein anderes Lachen, welches besser wußte, was es wollte. Die Glöckner, welche damals die Schande der Kirche ausläuteten, meinten das gar nicht so, daß nur die Kirche fallen, die Lacher des Theaters aber unbeschädigt von dannen gehen sollten. Nachdem die höchste Autorität der Kirche gebrochen, nachdem die Herzen und Geister zu anderem bereitet waren, da zogen die Glöckner eine andere Glocke, deren Klänge manchen das Blut in den Adern erstarren machten. Die Grundsätze des Raubes und Blutes, aller Entwürdigung und Schändung wurden offen auf dem Theater gepredigt; die Mordinstrumente rollten wie schauerliche Weissagung drohend über die Bühne, und von der Bühne, von den Brettern, welche die Welt bedeuten, kamen sie bald hinüber in die wirkliche Welt und übten ihre langwierige, schauerliche, bluttriefende Mission, tränkten das Land mit Elend und Thränen. Denn Gott läßt seiner nicht spotten. Menschen, die nur Neues sehen und hören wollen und alles mit ihrem Gelde und ihrer Gegenwart unterstützen müssen, was in frappanter Weise Skandal macht, Menschen, die das Leben auch in seiner ernstesten Zeit für ein buntes Kinderspiel halten, die zur höhnenden Untergrabung von Religion und Sittlichkeit ihre Bravos rufen, wenn rings die Gewitterwolken über dem Theater des wirklichen Lebens grollen, die können nur in der Schule schwerer Leiden zur Nüchternheit, zum Ernste, zur wahren Würdigung des Lebens zurückgeführt werden.

Wir, Geliebte im Herrn, wollen in der Betrachtung des hl. Paulus und im Anblick des alten und neuen Marktes von Athen und seines nichtigen Treibens die Worte tief beherzigen, daß das Auge nicht gesättigt wird vom Sehen, nicht vom Hören das Ohr. Wir wollen daran festhalten, daß es nur eine neue Botschaft, nur ein Wissen gibt, welches die Unruhe des Menschengeistes stillt, — die Botschaft des Evangeliums Jesu Christi, die Wissenschaft des Kreuzes! Amen.

Feierliche Predigt des hl. Paulus zu Athen.

„Sie nahmen den Paulus mit sich und führten ihn zum Areopag. Paulus stand in der Mitte des Areopags und redete.“ Apg. 17, 19. 22.

Unsere Betrachtung, Geliebte im Herrn, hat heute wieder den Apostel Paulus aufzusuchen, der zuletzt auf einen Augenblick uns in dem lauten Drängen und Lärmen des wunderlichen Marktlebens von Athen entschwunden war. Sobald die hohen, neuen Worte, welche er der Stadt Athen und der ganzen Welt zu sagen hatte, seine Lippen verließen, fielen sie wie Zündstoff in den Heißhunger der Athenienser nach neuen Dingen und zogen sogleich diese neugierigen Großstädter um die ernste, hehre Gestalt des Apostels heran. Der Apostel wurde von dem Sturme der Volksbewegung ergriffen und durch die engen Straßen Athens hinweggetragen.

Ueber diesem bunten Gewühle aber steht klar und ruhig das lichtstrahlende Auge der göttlichen Vorsehung und verliert den Apostel nicht, welcher mit dem Evangelium wehrlos fortgeweht wird von einer Bewegung, die seiner nicht würdig ist. Die aufgeregten Volkswellen tragen den Apostel auf eine erhabenere Kanzel. Sie führen ihn einer Stunde entgegen, welche zu den bedeutungsreichsten und feierlichsten im ganzen Leben des Apostels zählt. Ganz in der Nähe der eigentlichen Stadt Athen steht ein Hügel, damals nach dem heidnischen Gott des Krieges Areopag, d. i. Hügel des Kriegsgottes, genannt, obgleich er nicht dem ernsten Waffenspiele diente; vielmehr war es eine der ehrwürdigsten Einrichtungen des Friedens, welche die Spitze dieses Hügels krönte. Die höchste, unverletzliche Gerichtsbehörde des athenienſischen Staates hielt auf diesem Hügel in unbeschränkter Oeffentlichkeit unter Gottes freiem Himmel seit vielen Jahrhunderten ihre Sitzungen. Auf diesen Hügel ward Paulus geführt. Dieser Hügel, die ehrwürdige Stätte Athens, von den größten Erinnerungen für jeden Athenienser umweht, die Stätte, wo bisher ernst die menschliche Gerechtigkeit gewaltet, sollte nun die erste Kanzel der neuen, heiligen Gottesbotschaft in Athen, der Botschaft göttlicher Gerechtigkeit und Erbarmung werden.

Es wird von einem mächtigen und kriegerischen Fürsten erzählt, daß er einem Gesandten, den er mit bedenklicher Sendung in schwierige Verhältnisse hineinschickte, anbefohlen habe, seinen Muth zu stärken und zu halten mit dem Gedanken, daß hinter ihm, um ihn zu schirmen und zu stützen, 200 000 Soldaten ständen. Der Gesandte, welcher heute vor dem betrachtenden Auge unseres Geistes dasteht, wie er der Ehre dessen,

der ihn gesendet, und dem Heile der Menschen seine Stimme leiht, wie er auf der Anhöhe in armem Kleide, mit dem die Winde spielen, die Botschaft seines Königs und Herrn weithin verkündigt, darf eines weit stärkern Hinterhaltes sich getrösten. Hinter ihm steht der Gott Himmels und der Erde, die Macht dessen, der gesagt: „Wenn sie euch aber vor die Machthaber und Könige führen, so seid darüber unbesorgt, was ihr reden werdet.“[1] Darum stand der Apostel da, aufrecht und unverzagt, ja fröhlich und mit erweitertem Herzen. Denn bei solchen Gelegenheiten, in solchen Stürmen wird der wahre Apostel nur größer. Und wo sollte Paulus, der vorzugsweise der Apostel der Heiden war, wo sollte er lieber das Evangelium verkündigen, Jesum, den König der Wahrheit, bezeugen, als an dieser feierlichen Stätte zu Athen, dem Mittelpunkte heidnischer Wissenschaft, dem Lichtherde der ganzen heidnischen Weltbildung, dem Sammelplatze der Weltweisen und der Studirenden aus allen Ländern? Paulus, der jedesmal, wenn er den Blick in seine frühern Jahre zurückwarf, seinen eigenen Verirrungen begegnete, der aus eigener schmerzlicher Erfahrung die Täuschungen, die Hartnäckigkeit und Reize des Irrthums kannte, der es also gelernt hatte, Mitleid und Schonung zu haben mit allen Irrenden, — wo sollte er passender stehen als an dieser feierlichen Stätte zu Athen, in dieser Stadt, in welcher so viele edle Geister mühsam gerungen, Gott zu finden und durch die Nebel des Irrthums den Blick hindurch zu tauchen zum klaren Sonnenlichte der Wahrheit. Ja, Paulus ist der geborene Apostel von Athen. Welch ein heißer, heiliger Drang mußte seine Brust durchzittern, hier auf einmal vor ganz Athen seine Stimme zu erheben und allen, die im Strom des Irrthums rangen, seine rettende Hand zu bieten! Es ist eine ausgemachte Sache, daß zuweilen Menschen, welche viele Jahre die Sprache verloren hatten, in besonders aufregenden Zeitpunkten bei großer Freude, bei hohen Ueberraschungen plötzlich wieder zu sprechen begannen; sie waren durch den gewaltigen Eindruck des Augenblickes auf einmal von ihrer Stummheit befreit und hatten die Sprache wieder erlangt. Solche Bewegungen des innern Menschen beleben auch Pauli Lippen und machen ihn beredsam. Nun denkt euch den Apostel, der zwar überall und zu jeder Zeit fähig und freudig war, für Christum zu zeugen, denkt ihn euch erst auf dieser Anhöhe, unter Gottes freiem Himmel, vor der Weltstadt Athen. Die Stadt und das Volk zu seinen Füßen, das mastenreiche Meer weiter in der Ferne, neben sich die Burg mit den Götzenbildern, die er in ihren Grundfesten erschüttern sollte. Es war, als ob die heidnische Welt in kleinem Bilde vor ihm läge. Wie mußte ihm solch ein Anblick ins Herz bohren und die Brust ihm beben machen,

[1] Matth. 10, 19.

wie mußte die gottgeweihte Zunge des Apostels sich beleben, wie mußten seine Lippen glühen, hier an dieser Stelle, er der erste, Christo Zeugniß zu geben!

So strömt denn seine Rede lange Zeit ununterbrochen, einem mächtigen Strome gleich, aus der Tiefe seiner Seele zu Tage, schwingt sich sogleich über dem Altar des unbekannten Gottes hinauf zu dem wahren und lebendigen Gott, ihm die Ehre zu geben. Nachdem sie seinen ewigen Thron umkreist, kommt sie wie aus den Wolken hernieder auf die Erde und durchläuft die langen Zeiten der ganzen Menschengeschichte von seinen ersten Tagen im Paradiese bis zum Ende hin, wo die Zeit wieder übergeht und endlos verklingt in die Ewigkeit. Die Apostelgeschichte gibt nur einen kurzen Auszug der Rede, genug, um zu erkennen, wie reich und umfassend sie war. Und wie in einem klaren Strom die Bäume, die Umrisse der Berge, die Hütten und Schlösser sich abspiegeln, so spiegeln sich die Hauptpunkte unserer ganzen Menschengeschichte in der Predigt des Apostels ab: der Baum des Lebens und der Baum der Versuchung im Paradiese; die Distel- und Dornenwälder der um der Sünde willen unter den Fluch gelegten Erde; die heidnischen Altäre in den Zeiten der Unwissenheit, die Gottes Langmuth ertrug. Sodann erhebt sich ein Hügel mit dem Baume des Kreuzes, und die Prediger der Buße gehen von ihm aus. Endlich schimmert das Kreuz, das auf dem Golgatha gestanden, hoch in den Wolken. Der Thron des Weltenrichters ist aufgerichtet, und derselbe Christus, der mit Schmach am Kreuze seinen Sitz gehabt, sitzt auf diesem Throne mit Glorie gekrönt; die dunkeln Gewitterwolken seines Gerichtes schließen die geheimnißvolle Fahrt; denn wir sind nun am Meere der Ewigkeit, auf dem wir die Pfade verlieren, für das kein Mensch den Kompaß hat. Es ist dem Menschen heilsam, alle Zeiten zu überschauen.

Wir haben heute nichts anderes zu thun als den Kahn unserer Betrachtung einfach dem mächtigen Strom der Predigt des Apostels hinzugeben, auf welchem wie Silberblicke die Strahlen des Heiligen Geistes liegen. Wir werden ihm folgen *von den Bäumen des Paradieses bis hin zu den Bergen einer andern Welt*, nur daß wir bei *einigen* und bei den *Hauptgegenständen*, an denen der Apostel uns vorbeiführt, unsere Betrachtung ein wenig anhalten.

I.

Wenn unser Heiland Jesus Christus vor die weite Welt hintreten und sich ihr ankündigen will als denjenigen, in welchem *alle* Menschen ihre Erlösung, ihren Frieden, ihre Seligkeit finden, wenn er *alle* Menschen zu sich laden will, — wie wird er das thun? Welches Wort wird seine Weisheit wählen, um die Menschen alle vollständig zu umfassen,

alle ohne Ausnahme, alle aus allen Ständen, aus allen Lebensaltern, aus allen Ländern, aus allen Zeitaltern der Menschheit? Für ihn ist das sehr einfach. Er wirft sein Auge, welches die Macht hat, in die Tiefe zu dringen, auf die Menschheit hin; er hält gleichsam sein Herz an das Herz der ganzen Menschheit, um zu erfühlen, was im Innersten dieses Herzens der Menschheit schlägt, und sogleich hat er das beste Wort gefunden, ein Wort, das tief und wahr aus dem Leben gegriffen ist. Er tritt mit diesem Worte auf den Lippen in die Mitte der Menschheit hin, er breitet seine Arme einladend ihr entgegen und ruft aus: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid.“ Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als ob Jesus mit diesen Worten einschränke, als ob er nur einen Theil der Menschheit zu sich heranrufe; aber in Wahrheit sind sie damit alle umfaßt. Jesus weist die Menschheit mit diesen Worten in ihr eigenes Innere. Tief in sich selbst hinein soll sie greifen, in ihre Empfindungen, in ihre Gefühle, in die Eindrücke der Unbefriedigtheit, des Kummers, der Trostbedürftigkeit, des Schmerzes, welche ihr eigenes Leben auf sie macht.

Und der große Lebens- und Herzenskundige hat wirklich ins Herz der Menschheit getroffen, auf den Punkt, in welchem alle Menschen, Juden und Heiden, Jünglinge und Greise, die Menschen aus allen Ständen und Lebensverhältnissen übereinkommen. Die Klage, daß das Leben auf Erden sie nicht befriedige, daß es ihnen nicht genüge, daß sie das nicht in ihm finden, was ihre Seele ringend sucht, daß dieses Leben so oder anders sich in einem System von Mühsal und Schmerz bewege, daß herb sei des Lebens innerster Kern, ist allen gemeinsam. Ich weiß wohl, daß manche, besonders in den Jahren der Jugend, an der reizenden Täuschung der Zukunft hangen, daß manche von einer kommenden Zeit, von neuer Lebensstellung, neuen Verbindungen, neuen Plänen die volle Befriedigung hoffen, welche die Gegenwart ihnen versagt; aber muthet mir nicht zu, den trügerischen Hoffnungen, den Träumen und Einbildungen über eine Zeit, die noch nicht da ist, besondere Beachtung zu schenken. Das ist die Thatsache: jetzt, in dem jedesmaligen Augenblick, worin der Mensch lebt, findet er sich unbefriedigt. Vom Leben gewahrt er mit Schmerz, daß dessen Entfaltung weit zurückbleibt hinter seinen heißesten und edelsten Wünschen; und wenn die Zukunft einmal nicht mehr Zukunft ist, wenn ihre leere Tafel, auf welche jetzt allerdings noch die Einbildungskraft malen kann, was sie will, erfüllt ist mit den wirklichen Gestalten des Lebens, seinen Schmerzen wie seinen Freuden, dann wird sie ebensowenig befriedigen.

Ich weiß wohl, daß in unsern Tagen nicht nur der Einzelne in irrigen Hoffnungen und Täuschungen sehnsüchtig auf die Zukunft blickt, ich weiß wohl, daß ganzen Schichten des Volkes von Phantasten oder

Betrügern als Köder die leichtfertigen Verheißungen hingeworfen werden von einer irdischen Zukunft, in welcher alle Menschen sich ungetrübten Wohlergehens erfreuen werden, in welcher alle Mängel ausgeglichen, alle Bedürfnisse des Geistes und Herzens gestillt, alles Elend verbannt sein soll. Aber darin liegt eben wieder das große Eingeständniß, daß das Leben in der Gegenwart ein sehr unbefriedigtes sei, daß es ein unbefriedigtes gewesen in den langen Jahrhunderten der Vergangenheit. Und wenn man weiter nichts kann als an einem Hintergrunde der Zukunft, der in unbestimmter Ferne verschwimmt, phantastische Bilder des Glückes zu malen, dann ist damit nur eingestanden, daß man sich viel zu ohnmächtig fühlt, in die wirkliche Welt diese Befriedigung, diese neuen glücklichen Zustände einzuführen, die Gegenwart mit allgemeiner Wohlfahrt zu erheitern und zu beglücken. Kurz, ich kann ohne Bedenken und Aufenthalt von euch allen, von den verschiedensten Lebensstufen her die innige Beistimmung sammeln zu dem Ausspruche: wir alle sind nicht befriedigt von unserem Leben, wir fühlen uns mühselig und beladen. Ich habe aber nicht nur eure Zustimmung, ich habe den Beifall der ganzen Welt. Wie durch eure Herzen, so geht über den ganzen Erdball das gleiche Gefühl, dieselbe Klage. In den gesegnetesten Ländern, in den Fluren, über denen ein ewig heiterer Himmel lacht, wo der Bettler schöner wohnt als wir in unserem Norden, wo die Palmen und Cedern stehen, wo die Hirten in Myrtenhainen rasten, wo die Ströme über Goldgeschiebe fließen und Goldkörner mit sich führen, wo in den Minen Diamanten und Rubinen funkeln, wo am Korallenstrande die Perle glänzt, — überall auf Erden, mitten in den reichsten Schätzen, welche die Natur prahlend ausbreitet, überall dieselbe Klage, derselbe unstillbare Schmerz. Wohl zieht die Natur den Menschen an mit ihren Liebreizen und ihrer Schönheit, der Mensch fühlt sich heimisch und vertraulich, aber ach! sie stößt ihn auch wieder von sich ab und behandelt ihn wie ein verstoßenes Kind, mit feindseliger Gewalt. An seinen Weg hängt sie die giftgeschwollene Beere, ihn zu verderben; die Schlange liegt auf friedlicher Flur unter üppigem Blumengesträuch; die Blitze des Himmels fahren auf ihn nieder; sein Besitz, sein Leib und Leben werden von ihnen bedroht; er kann sich nicht traulich an die Natur schmiegen, er steht in ihr als Fremdling da. Und so viele Sorgen und Wünsche, Fragen und Räthsel regen sich in seinem Herzen, welche er nicht stillen und befriedigen, nicht beantworten kann. Ja, es ist dem Menschen in ernster Stunde, als ob über die Natur selbst ein Schleier gelegt wäre, als ob sie selbst viel heller und klarer das Bild Gottes zurückstrahlen könne, als ob sie ringe nach höherer Verklärung, als ob durch sie selbst eine stille Wehmuth gehe, ein geheimes Weinen und Trauern durch alle ihre Adern.

Schlagt ihr die alten Bücher auf, diese treuen Zeugen von den Schmerzen und den Freuden längst hingegangener Menschengeschlechter, —

überall findet ihr wieder dieselbe Klage. Auf dem Boden, auf welchem der hl. Paulus stand, sang schon lange vorher der Dichter, das Leben sei eine Krankheit. Und ein Weiser auf demselben Boden verglich die Welt mit einer Urne, worin die verschiedensten Lose liegen. Die Menschen greifen zu; jeder erhält seinen Stand, seine Lebensverhältnisse, sein Maß von Freuden, aber keiner wird befriedigt.

Wisset ihr aber auch, Geliebte im Herrn, daß in diesen Klagen schon der Glaube an ein verlorenes Paradies gelegen ist, daß die Menschheit mit diesen Klagen oft, ohne es zu wissen, im Geiste vor den verriegelten Pforten des Paradieses steht, in das sie eigentlich hinein gehört? Ganz gewiß, wenn Gott von Anfang an den Menschen für ein solches Leben geschaffen hätte, wenn es seine heilige Ordnung von Anfang wäre, daß der Mensch in diesen Verhältnissen leben solle, die ihm jetzt mangelhaft sind, dann würde auch der Mensch sie ganz für sich in Ordnung finden, dann würden ihn diese Verhältnisse nicht drücken, dann würde nicht die Sehnsucht nach bessern Zuständen in die innerste Tiefe seines Wesens gepflanzt sein, dann würden die heißen Wünsche seines Herzens nicht immerfort sie überfliegen wollen. Dem Vogel ist es wohl in der Luft, dem Fische im Wasser, denn sie sind von Gott geschaffen, in diesen Elementen zu leben. Auch unserem Geiste ist es wohl im Leibe, denn er ist für den Leib geschaffen, aber nicht für diesen gebrechlichen Leib, nicht für diesen mangelhaften Leib. Der Mensch ist unbefriedigt auf Erden.

Bei allen Völkern sind die beiden Punkte verbunden: die Klagen über das Leben und der Glaube an das Paradies. Die Klage über das jetzige Leben entspringt den bittern Erfahrungen, welche sie selbst tagtäglich machen; das Paradies aber ist bei den Völkern eine alte Erinnerung, die sie geerbt haben von Anfang an. Einzelne Menschen und Familien, die früher in hohem Glanze gestanden, nehmen die Erinnerung daran mit in ihre Niedrigkeit, sie tragen die Spuren eines eigenen Kummers; ein Hauch von Trauer liegt über ihrem Leben. Der berühmte Gefangene von St. Helena konnte keine Stunde die verlorene Krone vergessen. So ist es mit der Menschheit im ganzen und großen. Sie hat überall auf Erden einen Schimmer und Widerschein des frühern Glückes im Paradiese wehmuthsvoll in ihre Erinnerung niedergelegt. Gerade der Schmerz und das Elend des gegenwärtigen Lebens hält diese Erinnerung fest.

Da steht nun Paulus vor den Athenienſern, läßt die Strahlen der göttlichen Wahrheit hineinfallen in die dunkeln, träumerischen Vorstellungen der Heiden vom Paradiese und von den ersten glücklichen Lebensverhältnissen der Menschen hienieden. Wir können uns wohl das Nähere denken, was er gesprochen hat. Er wird davon geredet haben, wie Gott Himmel und Erde geschaffen habe. Er wird ihnen die Erde dargestellt haben, wie sie ohne den Menschen war. Aus der Tiefe des Abgrundes hat sie sich

erhoben, über ihr wölbt sich der Himmel, und die blauen Fernen sind bereits mit den leuchtenden Augen der Gestirne erfüllt; Standsterne erglänzen in der Höhe, Wandelsterne drängen sich durch ihre strahlenden Haufen und ziehen mit seltsamem Lichtgefieder durch den Aether; Sonne und Mond, die Herren des Tages und der Nacht, wandeln ernst auf und nieder am Firmamente. Die Erde steht erwartungsvoll, ausgebreitet wie ein Teppich für ihren König. In den Lüften, auf der festen Erde, in des Meeres Tiefen regt sich und webt schon millionenfach das Leben. Und doch erscheint uns die Erde ohne den Menschen wie todt. All das Regen der Thier- und Pflanzenwelt ist noch nicht das volle Leben. Es fehlt der Natur ihr Auge, sich selbst zu erkennen; es fehlt ihr die Zunge, mit welcher sie Gottes Lob verkündigen kann, die Zunge, welche ausruft: „Erde, preise den Herrn! Berge und Hügel, was da sproßt auf Erden, preiset den Herrn!“ Es ist als ob die Schöpfung ganz auseinanderginge: oben reine Geister, unten die Natur, der Körper, mit welchem die reinen Geister nichts gemein haben. Es fehlt ein Wesen, welches sie verbindet. Siehe, da schafft Gott den Menschen, dessen Leib, von der Erde genommen, das schönste Gebilde der Erde ist, und dem er den Geist eingehaucht. Himmel und Erde, die Welt der Körper und die Welt der reinen Geister sind in ihm verbunden. Darum ist er auch von Gott mit hohen Würden gekrönt. Gott zieht ihn hinauf als sein bevorzugtes Kind und schlingt um sein Haupt des Königs Diadem, macht ihn sogleich zum Herrscher der Erde. Nicht hat er als armes Findelkind, als verlassener Fremdling den ersten Menschen hingelegt auf einen fernen Erdball unter den Schatten der Dornen, sondern ihn von Anfang an mit seiner Huld erfreut und unter die Fittiche seiner Vaterliebe genommen. Unter den Bäumen des Paradieses fließen seine ersten Tage hin, und ein geheimnißvoller Baum stand darin, dessen Frucht von Gott gesegnet war, an dessen Frucht Gott die übernatürliche Kraft gebunden, das Leben der Menschen immerdar zu erhalten und immer von neuem zu erfrischen.

Der Apostel hat, wie sich aus dem Abrisse seiner Rede in der Apostelgeschichte zeigt, in Athen besonders die Wahrheit hervorgehoben, daß Gott von einem Menschen das ganze Menschengeschlecht habe hervorgehen lassen. Bei uns Christen wird dem Kinde schon die Liebe zur gesamten Menschheit ins zarte Herz gepflanzt, es erschaut die Menschheit als eine große Familie, es weiß die Stammeltern zu nennen, von denen das ganze Menschengeschlecht ausgegangen. Aber diese große, hehre Auffassung war in der ganzen heidnischen Welt gänzlich verloren; als Jesus Christus auf Erden erschien und seine Apostel durch die Länder wanderten, war sie überall schon lange geschwunden. Die heidnischen Völker ahnten die Einheit des Menschengeschlechtes nicht mehr; aber auch in spätern Zeiten wurde sie ohne das Licht der Offenbarung geläugnet. Man nahm

Anstoß an den verschiedenen Farben der Menschen. Aber diese Farbenverschiedenheit rührt von den Einflüssen des Klimas und andern Umständen her. Noch in den letzten Jahrhunderten sind portugiesische Familien, welche in Afrika sich angesiedelt, in die Negerfarbe übergegangen; aus früherer Zeit, noch vor der Zerstörung Jerusalems, findet sich eine Kolonie schwarzer Juden auf der Küste von Malabar. Man fragte, wie konnten Nachkommen Adams nach Amerika gekommen sein, welches Columbus zuerst entdeckt hat? Nun Columbus fand, daß schon früher Bewohner der alten Welt nach Amerika gekommen, daß aber Amerika wieder vergessen war und er es eigentlich nur aus der Vergessenheit zurückholte. So ward er Entdecker, denn nach dem Sprichworte ist nichts mehr neu, als was schon längst vergessen ist. Thatsache ist es, daß lange vor Columbus aus dem Norden Europas, von Island aus, kühne Normannen nach Amerika fuhren und dort Niederlassungen gründeten, welche im Laufe der Zeit wieder untergingen. Aber auch abgesehen von dem Wege, welchen diese genommen, wissen uns in der Länderkunde bewanderte, erfahrene Männer noch drei andere Wege anzugeben, auf denen man in uralter Zeit aus der alten Welt in die neue kommen konnte. Es liegen Inseln zwischen Südasien und Amerika weithin wie ein Inselgürtel, und es hat das Ansehen, als ob sie die Reste von einem Inselbande zwischen Südasien und Amerika wären, gleichsam die übriggebliebenen Pfeiler einer natürlichen Brücke, welche sich von Asien nach Amerika hinüberspannte. Wunderbar, wie die Heilige Schrift überall ihre Bestätigung findet. Die Völker Amerikas erzählen selbst, daß ihre Vorväter über das Meer herübergekommen; sie hatten noch Ueberlieferungen von Noë und der Sündfluth. Ihre uralten, gewaltigen Baudenkmale, mit räthselhaften Schriften beschrieben, ähnlich der Schrift der Aegyptier, weisen uns zurück auf eine Bildung, welche sie aus der alten Welt mitgenommen haben.

Diese aus der Erinnerung der Völker entschwundene Wahrheit, daß das ganze Menschengeschlecht gemeinsame Stammeltern hat, ist durch Gottes heilige Offenbarung aus dem Dunkel ihrer vieltausendjährigen Vergessenheit wieder hervorgezogen. Heute hören wir im Geiste der Betrachtung mit an, wie Paulus diese Wahrheit zu Athen von erhabener Stätte ausruft und damit den Grund legt zur Liebe des Christenthums, welches Brüderlichkeit den Menschen verkündigt.

Diese Wahrheit verkündigt die Gleichheit und Brüderschaft der Menschen und ist ein Nagel in den Sarg der Sklaverei. Man hat schon oft gesagt, Christus und die Apostel hätten nicht ausdrücklich die Sklaverei verworfen. Liebe Brüder! In allen Lehren des Christenthums liegt ihre Verwerfung und Verdammung. Wenn alle vom Bande einer Familie umschlungen sind, wie kann da einer den andern als Sklaven sich unterwerfen und seinen Fuß auf des andern Nacken setzen? Aber wie stand der

athenienſiſche Staat da gegenüber dieſer Lehre des Chriſtenthums? Der athenienſiſche Staat ſchämte ſich, trotz all ſeiner Bildung, der Sklaverei nicht. Athen war früher Republik und zwar ſogar demokratiſche Republik, und dennoch hatte es damals eine furchtbare Maſſe von Sklaven. In ſeinen ſchönſten Zeiten, auf ſeinem kleinen Gebiete zählte es auf 21000 freie Bürger 400000 Sklaven. Das iſt ein neuer Beweis dafür, daß es Aberglaube iſt, von irgend einer Staatsform an und für ſich das Glück der Menſchheit zu erwarten. Bei jeder Staatsverfaſſung kann die Menſchenwürde entehrt werden. Nur in den geſunden und heiligen Grundſätzen der Religion, wenn ſie die ganze Geſellſchaft durchdringen, iſt der Kern und Stern des Heiles, die wahre Bürgſchaft und der ſichere Anker für Menſchenglück und Menſchenwohlfahrt gegeben. Bei ſolchem Zuſtand der Dinge zu Athen, welch ein Ruf: „Gott hat aus Einem das ganze Menſchengeſchlecht hervorgehen laſſen!“ Es war der erſte Strahl der Freiheit und Liebe des Chriſtenthums.

Jetzt erſt kann der Apoſtel übergehen zu den folgenden Zeiten der Geſchichte. Jetzt kann er erklären, wie die ganze Menſchheit in ihrem Stammvater das Paradies und Gottes Gnade verloren habe, wie ſie ins Elend gekommen, eines Erlöſers bedürfe, und wie ſie wirklich erlöſt worden. Stammt das ganze Menſchengeſchlecht, welches unüberſehbar weithin die Erde bewohnt, von einem Menſchenpaare ab, dann ſtellte ſich auch im erſten Menſchenpaare eben die ganze Menſchheit dar, ähnlich wie im Kern der ganze Baum mit ſeinem Stamme, ſeinen Zweigen, Veräſtungen und ſeiner Krone liegt. Mit ſeiner Erſchaffung war es gegeben, daß wir alle da ſind. Wäre es vernichtet worden, ſo wäre mit ihm das ganze Menſchengeſchlecht vernichtet geweſen. So nahe ſtehen ſich, ſo innig ſind miteinander verkettet die Stammeltern und ihre Nachkommen; man kann ſie nicht voneinander trennen. Als daher unſere Stammeltern, ſtatt Gott zu glauben und ihm zu dienen, in Zweifel wankten, in Unglauben ſich abwandten, die Treue brachen, ſelbſt Gott gleich ſein wollten, ſeine unendliche Hohheit und Würde antaſteten, frevelhaft das Band zerriſſen, welches ſie mit Gott verband, da ſtellte ſich in ihnen die ganze Menſchheit aus der Gnade Gottes heraus, da war durch ſie für die ganze Menſchheit das Band zwiſchen Gott und uns zerriſſen. Als ſie gegen den Abend hin vor dem zürnenden Gott zagend und zitternd unter den Bäumen des Paradieſes ſich bargen, da war für die ganze Menſchheit eine verhängnißvolle Stunde angebrochen; das Gericht, welches Gott über ſie hielt, war ein Gericht über die Menſchheit, und in dieſen Stammeltern wanderte die ganze Menſchheit trauernd aus dem Paradieſe in das Dornenfeld der Erde.

So wiſſen wir denn durch Gottes gnädiges Licht, wo wir daran ſind, woher wir gekommen, woher unſer Elend, woher die flammende Sehnſucht

in unsern Herzen, von diesem Elend befreit zu werden, woher die Unbefriedigtheit des Lebens hienieden. Und wir müssen wissen, von wo wir ausgegangen sind, um unser Leben zu verstehen. Die Menschheit hat Gottes Hand und Vaterhuld im Paradiese schnöde zurückgewiesen, jetzt gibt Gott die Menschheit der rauhen Erde, dem herben Leben anheim, ob dieses sie nicht zurückführe zur Erkenntniß ihres Elendes, zum Reueschmerze. Jetzt kommt die schwere, mühevolle Arbeit auf den Dornengefilden der Erde, jetzt kommen Leiden und Tod, jetzt brechen herein die langen „Zeiten der Unwissenheit", von welchen der Apostel spricht, an denen Gott kein Wohlgefallen hat, die er nur in seiner erbarmenden Langmuth ertragen konnte; jetzt kommen die Jahrhunderte herangezogen, in denen Gott die Völker ohne seine heilige Offenbarung sich selbst überläßt, „daß sie Gott suchen sollten, ob sie etwa ihn tasten und finden möchten, denn in ihm leben wir und bewegen uns und sind wir." Haben die Völker Gott gefunden, welcher ihnen so nahe ist? Wohin sind die Völker gekommen? Ihr Altäre in Athen, ihr predigt uns, daß es ein göttliches Wesen gebe, das sehe ich an eurem Dasein. Das Leben erinnert auch überall den Menschen so empfindlich an seine Endlichkeit, an seine Beschränktheit und Abhängigkeit, daß er ein unendliches, unbedingtes Wesen, von welchem er abhängt, außer sich annehmen mußte. Aber damit war der wahre, lebendige Gott noch nicht gefunden, der in seiner Dreieinigkeit ewig in sich selig ist und die Geschicke der Welt in seinen Händen trägt. Sehet an die heidnischen Altäre. Sie sind nicht gewidmet dem einen und dreipersönlichen Gott, sie sind blinden, ohnmächtigen, unheiligen, nichtigen Götzen geweiht. Der Apostel findet in Athen den Aberglauben, daß der ewige Gott, er, den die Himmel der Himmel nicht fassen, umgrenzt und eingeschlossen werden könne von Tempelmauern, welche Menschen aufrichten, daß er, der allem Leben, Odem und alles gibt, sich bedienen lasse von Menschenhänden, als bedürfe er etwas, daß die Gottheit gleich sei dem Golde oder Silber, den Bildern menschlicher Kunst und Erfindung. Welch ein seltsamer Zustand! Wie schwanken und schweifen hier die menschlichen Gedanken in der Oede des Heidenthums wie irre Lichter! Gott ist uns nicht ferne; in ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir, und doch kennen die Menschen zu Athen ihn nicht und geben ihm nicht die Ehre. Sie meinen, ihn zu kennen und nennen ihn mit allerlei Namen und geben doch Götzen seine Ehre. Wie ein armes Kind im Wald und in der Wüste, das steht und läuft, jetzt rechts, jetzt links, — sein Auge sieht nicht, wo der Weg nach der Heimat geht; es ruft noch von mancher Seite eine verklingende Vaterstimme wie aus der Ferne, sein Ohr hört sie nicht, — so ist die Menschheit im Heidenthum. Das ist die Bevölkerung von Athen mit all ihren Altären, hier diesem Gott, dort jenem, jetzt in Angst wieder einem andern Gott geweiht, nur nicht dem wahren.

Ein Altar unter den vielen ist dem Apostel besonders aufgefallen. Er hat vor ihm seine steinerne Stirne in die Höhe gehoben; er trägt eigene Sorgen auf seiner Stirne; auf ihr ist zu lesen das Bekenntniß von dem kläglichen Zustande des Heidenthums. Eine zitternde, unruhige Hand hat auf sie die Worte eingegraben: „Dem unbekannten Gott." O, diese Hand hat mehr geschrieben, als sie meinte. Gott hat das tiefste Geheimniß des heidnischen Elends und der heidnischen Finsterniß niederschreiben lassen wie eine Art Weissagung. Der den Altar gewidmet, dachte etwa so: trotz der großen Zahl der Götter möge immer noch ein Gott in der Religion vergessen sein; auch ein solcher solle seines Altares nicht entbehren. Und wie die andern Altäre die Namen der Götter trugen, z. B. die Inschriften „dem Zeus", „der Pallas", so schrieb er auf diesen Altar: „Dem unbekannten Gott." Er lebte wohl der Hoffnung, daß dieser auch einmal bekannt werde, daß einmal klare Kunde von ihm komme. Es lag in der Inschrift selbst der Wunsch, das Flehen verborgen, daß der Gott sich bekannt machen möge.

Ja, die Kunde kam, sie kam in der großen Stunde, in welcher wir jetzt im Geiste beim Apostel stehen, in der bedeutungsreichen Stunde, die, von Gott gesegnet, aus der Urne der Zeiten auf Athen niederrann, durch den Mann, der einzog in armem Kleide, am Wanderstabe, mit bestaubten Sandalen. „Den Gott, welchen ihr verehrt, ohne ihn zu kennen, den lehre ich euch", so rief er aus vollem Herzen, aus dem vollen Bewußtsein seiner göttlichen Sendung. Ja, wer es nöthig findet, neben bekannten Göttern auch noch einen unbekannten zu verehren, der hat eitel Götzen, und er mag nun neue Götter finden mit neuen Namen und Altäre an Altäre, Götzenbilder an Götzenbilder reihen, er kann sich nie beruhigen. Denn der einzig wahre Gott selbst ist und bleibt der unendlich große Unbekannte. Darum rückt Paulus in seiner Rede diesen Altar in den Vordergrund, ihnen vors Auge und läßt seine Inschrift wie ein strahlendes Transparent vor ihren Blicken in die Nacht der Unwissenheit leuchten. Er läßt die todten Worte dieses Altars, welche sie so oft gesehen und gelesen, ohne sie zu erfassen, in ihren Herzen tönen und klingen. In alter Zeit gab es in Aegypten eine berühmte Säule, Memnonssäule genannt. Wenn die Morgenröthe aufging und der Morgenwind auf sie wehte, dann fing sie an, in wundersamen, durchdringenden Tönen zu klingen, welche in stiller Macht um das Herz schweiften und Gefühle aus der Tiefe des Herzens weckten. Dieser Altar des unbekannten Gottes ist, geistig geredet, eine solche Säule in Griechenland. Unscheinbar stand er bisher still in der Reihe der heidnischen Altäre da. Als aber das Morgenroth des Evangeliums über Athen aufging, als die Morgenluft des neuen Tages in Christo vom Hügel des Kriegsgottes, vom Areopag, herüberwehte, und der Blick des hl. Paulus, des ersten Boten Christi in

Athen, auf seine Inschrift traf, da war es, als ob er lebendig würde und mit lebendiger Zunge Tiefergreifendes, Herzerschütterndes, Ahnungsvolles spräche. Der Altar ist durch seine Sprache, seine Inschrift berühmt geworden, mehr denn alle andern heidnischen Altäre. An ihn knüpft der Apostel wie mit milden Banden die Aufmerksamkeit der Athenienser an. Von seiner Inschrift geht er aus, um sich die Zuneigung der Herzen zu gewinnen. Er stellt seine Predigt anfangs gleichsam unter den Schutz der Inschrift dieses Altars.

Wie zeigt sich an diesem Altar, daß der Mensch von Gott verlassen, wie sehen wir die heiligen Bande, welche früher im Paradiese Gott und den Menschen verknüpften, zerrissen herunterhangen, im Winde flattern! Ein unbekannter Gott, falsche Götzen, Altar, einem Unbekannten errichtet, Altäre irriger Götzen, und auf diesen Altären Opfer, an denen Gott kein Wohlgefallen haben kann, materielle Dinge als Opfer, nicht die Opfer der eigenen Gesinnung, des eigenen Herzens, der eigenen Hingebung, vielmehr Götzen, welche die Unsittlichkeit schirmen, Patrone des Lasters sind, kein Altar, der die Sühne trägt für die furchtbare Sünde, — so steht vor uns die Erde da.

Nur einen Altar gibt es auf der weiten Erde, welcher ein wahrer Altar, dem klar erkannten Gott errichtet ist und auf welchem ein gottgefälliges Opfer ruht. Alle andern Altäre auf Erden können nur gottgefällig sein, weil sie mit diesem Altare in Verbindung stehen. Der Altar, den ich meine, der Altar der ganzen Menschheit, ist nicht von griechischer Kunst sinnreich ausgedacht, sondern mehr als einfach, ganz ärmlich. Die Staffeln auf den Hügel Golgatha bilden seine Stufen; nur aus zwei Balken ist er gezimmert; er ist zugleich eine Richtstätte, und mit leiblichem Auge angesehen, erkennt man nur die Richtstätte darin. Aber das hat ja Paulus den sinnlichen, kunstliebenden Atheniensern gesagt, daß Gott nicht irgend eines äußern Dienstes bedürfe und dem Bildwerke menschlicher Kunst nicht gleiche. Wir, nach unserem Geiste, sind seines Geschlechtes, insofern Gott keinen Leib hat und nichts Leibliches bedarf. Er will das geistige Opfer des unbeschränkten Gehorsams, der grenzenlosen Hingebung. Das ist ihm auf dieser öden Stätte geworden. Dorthin hat Jesus Christus, der Sündelose, den einfachen, ärmlichen Altar getragen, hat ihn aufgerichtet, und sich beugend unter die Rathschlüsse Gottes hat er, unsere Sünden tragend, in unbegrenzter Hingebung dem Vater sich geweiht und sein Herzblut auf die Erde gegossen.

Die Altäre des Alten Bundes waren Gott wohlgefällig, weil sie die Vorbilder dieses Altars waren; die Altäre des Neuen Bundes sind es um so mehr, weil Christus auf ihnen sein Opfer wiederholt. Alle gottgefälligen Altäre reihen sich um diesen schmucklosen Kreuzesaltar, der mit seinem Fuß in die dunkle Tiefe reicht, mit seinem Gipfel gen Himmel

steigt, mit seinen Armen nach beiden Seiten hin die ganze Welt umfaßt, an dem Christus schwebt, verzeihend, schmachtend, ringend, Tod und Hölle bezwingend, sein Blut zur Erde, sein Gebet und seinen Geist zum Himmel sendend und den Himmel wieder verbindend mit der Erde.

II.

Welch ein Unterschied zwischen dem Garten des Paradieses und dem öden Calvarienberge, welch ein Unterschied zwischen dem fröhlich und lieblich grünenden Baume des Lebens an den Wassern des Paradieses und dem neuen Baume des Lebens, dem verdörrten, schauerlich blutbethauten Kreuze, dem Zeichen des Leidens und der Buße, an welchem Jesus Christus als schuldloser Büßer hängt! Aber jener Baum des ehemaligen Paradieses ist für immer abgewelkt und geschwunden. Nur dieser Kreuzesbaum lebt und sproßt; nur in seinem Schatten können wir arme und verbannte Flüchtlinge des Paradieses Ruhe finden. In seinen Schatten und Schutz ladet Christus uns mit ausgespannten Armen: „Kommet alle zu mir"; nur durch seine bittern Früchte können wir gesunden. Nicht ein fröhlicher Baum der Lust, sondern der Baum der Buße ist vor uns aufgerichtet, und ein Bußweg zum Kreuze, ein Kreuzweg ist uns vorgezeichnet. Paulus kann nicht zu Athen die Täuschungen eines neuen Paradieses auf Erden predigen, sondern die Buße, welche er selbst in den Wundmalen seines Leibes sichtbar durch die Welt mit sich herumträgt. „Die Zeiten der Unwissenheit hat Gott nachgesehen; aber nun verkündigt er den Menschen, daß alle überall Buße thun sollen."

Wir Menschen hienieden sind durch das Kreuz Christi bezeichnet als ein Büßergeschlecht. Das Paradies vollen Glückes auf Erden wird nie kommen. Das Paradies liegt nicht mehr vor uns in der Zukunft dieses irdischen Lebens, wie die falschen Propheten sagen, wie unsere Dichter träumen; wer ihm nachjagt, jagt einem Schattenbilde nach, welches ewig vor ihm flieht. Das Paradies liegt hinter uns in der Ferne der Vergangenheit, und wir haben es in unsern Stammeltern verwirkt und verloren; seine Thore sind geschlossen durch Gottes allmächtige und gerechte Hand.

Ich wollte, ich könnte euch und mir anders predigen, euch und mich zurückführen ins Paradies der Freude, aber auch ins Paradies der Unschuld. Aber als Bote der göttlichen Wahrheit, als Zeuge der Rathschlüsse Gottes unter euch kann ich nichts anderes sagen als was Paulus gesagt: Unser Leben ist ein Büßerleben; das Kreuz bezeichnet uns unsere Aufgabe, wir haben uns in unsere Aufgabe hineinzubilden.

Darum hat Gott auch jene Leiden und Mühsale des Lebens nicht von uns genommen, welche er im Paradiese über unsere Stammeltern

und in ihnen über die ganze Menschheit verhängt hat. Noch sind die Kräfte und Gewalten der Natur in Empörung gegen uns, noch drängen uns die Leiden und Schmerzen des Leibes. Der Tod hält seinen Umzug über die Erde und versenkt uns in Kummer und Thränen. Wer in aller Welt kann Krankheit und Tod von uns nehmen? Und wenn man das nicht kann, wie kann man sich dann erkühnen, zu sprechen von einer ungetrübten Wohlfahrt und vollen Glückseligkeit, welche man auf Erden zurückführen wolle. Wir können doch über diese Schlagbäume, an denen unsere Freude jedenfalls zerschellt, nicht hinaus. Wir wünschen wohl, es zu können, und es hat früher in aufgeregten Zeiten Menschen gegeben, die sogar darauf dachten, Tod und Leiden zu vernichten. Als Columbus die Neue Welt entdeckt hatte, zog wirklich eine kleine Schar abenteuerlicher Jünglinge in den weiten Gefilden umher und vergeudete ihre Zeit und ihre Kraft, einen Brunnen der ewigen Jugend aufzusuchen. Ach, der Brunnen findet sich so wenig in der Neuen wie in der Alten Welt. Der Brunnen war nur im Paradiese und ist längst verschüttet und versiegt. Hätten diejenigen, welche ihn aufsuchten, das Wort des hl. Paulus bedacht, so hätten sie, statt in Amerika zu suchen, was weder da noch irgendwo auf Erden ist, vielmehr an dem Kreuze Jesu die Wissenschaft aufgesucht, das kurze, bestandlose Leben wohl zu verwenden und seine Leiden und den Tod, die unvermeidlich sind, im Geiste der Buße nach Gottes heiligem und gerechtem Willen auf sich zu nehmen.

Und wie Leiden und Tod, so ist auch die schwere Arbeit dem Menschen auferlegt als Sühne seiner Sünden. Wir Menschen alle gehören nach Gottes heiliger Anordnung zur arbeitenden Klasse, ob wir nun arbeiten mit dem Geiste oder mit dem Leibe, so oder anders. Ueberall finden wir Mühe, überall haben wir zu kämpfen mit Disteln und Dornen. Die Frucht des Leibes wie die Frucht des Geistes wächst unter Dornen, und was wir uns erwerben, erwerben wir uns nicht mit Leichtigkeit, sondern mit Arbeit, im Schweiße unseres Angesichtes. Anders wird es nie sein bis zum Zeitenende. Das ist eine neue Irrlehre der neuern Zeit, daß einmal Tage anbrechen werden, in welchen der Mensch der Last der Arbeit enthoben nur mehr im Spiele und zu seinem Vergnügen zu arbeiten habe. Das ist eine Irrlehre, welche unser arbeitsames, treues Volk zu vergiften und selbst den Begriff von der Arbeit in seinem Kopfe zu verfälschen droht. Geliebte! Vergessen wir es nicht: die Arbeit gehört in unser Büßerleben, und darum ist und bleibt sie schwer und hart. An der Spitze der arbeitenden Menschheit ziehen unsere zwei büßenden Stammväter: Adam und Jesus Christus. Adam hat in solcher Arbeit, unter den Dornen der Erde seine Buße gethan. Als die Schweißtropfen auf seine Stirn traten, hat er den Ablaß seiner Sünden gefunden und sein Heil gewirkt. Er hat schon seine Arbeit

getragen als Büßer im Hinblick und in lebendiger Verbindung mit Jesus Christus, dem größten Arbeitsmanne.

Jesu Christi ganzes Leben trägt die Sinnbilder und die Lasten der Arbeit. Seine heilige Mutter stellt er unter den Schutz eines Zimmermannes, vermählt und verknüpft sie, die Tochter der alten Könige, aufs innigste mit der Arbeit. Seine eigene Kindheit und Jugend fließt hin unter dem demüthigen Schatten der Arbeitsstube, und bei denen, welche ihn nicht kannten, war seine Hoheit verborgen unter dem Namen des Sohnes Josephs, des Zimmermannes. Er lebt 30 Jahre an der Seite dieses Arbeitsmannes, und seine heiligen, schuldlosen Hände sind beschäftigt mit der Arbeit seines Vaters, bis sie zu Größerem erstarken. Er arbeitet als Bote Gottes wandernd und predigend. Ermüdet von seiner heiligen Arbeit, schläft er im Grunde des Kahnes, und dürstend ruht er am Jakobsbrunnen. Aus dem Stande der harten Arbeit wählt er seine Apostel und drückt den Wanderstab des Evangeliums in ihre arbeitsschwieligen Hände. Er arbeitet endlich und kämpft Auge in Auge mit der Riesenlast der Sünden. Der Schweiß seines Angesichtes am Oelberge ist blutiger Schweiß. Nicht nur arbeitete er unter den Dornen: die Dornen der Erde schlingt er um sein Haupt, und unter diesen Dornen dringt sein Blut hervor auf seiner Stirne. Arbeitend trägt er mit wankenden Schritten sein eigenes Sterbebett auf den Berg. Er ist zurückgekehrt zur Arbeit seiner Jugend und ruft als ein Arbeiter, der Unermeßliches gethan, nun aber auch erschöpft ist: „Es ist vollbracht.“

So hat Christus die menschliche Arbeit und ihre Ehre und Würde unter den Schutz seines eigenen arbeitsamen Lebens, unter den Schutz seines Kreuzes gestellt. Von da an datirt erst die Werthschätzung der menschlichen Arbeit nach all ihren Seiten, die Ehre des Handwerkes, welches früher bei den Völkern verachtet, die Sache der Sklaven war. Wohl haben darum die sinnigen Arbeiter und Handwerker der frühern christlichen Zeiten das Crucifix in die Werkstätte über ihre Arbeit aufgehängt. Der fromme Blick der Arbeiter richtete sich in sauern Augenblicken, im Drange der Arbeit nach ihm, nach diesen arbeitsmüden Füßen, nach diesen durchbohrten, von der Arbeit verwundeten Händen. Sie gedachten seiner Büßung und ihrer Sünden, und sich selbst überwindend lenkten sie getröstet den Blick wieder auf die ungeschmeidigen, schwer zu bearbeitenden Stoffe.

Unser Weg ist ein Buß- und Kreuzweg, — welches aber wird sein Ziel, sein Ausgang sein? Die schweren dornigen Pfade hienieden, — zu welchen Höhen führen sie hinauf? Auch das stellt der hl. Paulus in seiner Predigt dar.

Ein großer Feldherr der alten Römerzeit stand in großer Hitze mit seinem müden und vor Durst beinahe verschmachtenden Kriegsheere auf

öden, wasserleeren Bergen. In weiter Ferne aber, hinter dem Heere der Feinde, sah man liebliche Matten, schattenreiche Bäume und kühlende Wasserfluthen. Sehet! rief der Feldherr, dort ist Ruhe; dort ist Wasser! Gehet durch die Feinde hindurch und nehmet es euch! Der Weg führt durch die Feinde. — So weist auch der Apostel Paulus über die Dornen der Erde, über die rauhen Büßertage dieses Lebens hinweg auf einen großen Tag und auf die Berge der Ewigkeit, welche aus der Ferne winken. Christus erscheint wieder vor uns, nicht gekrönt mit dem Dornenkranze, sondern mit dem Glorienkranze seiner Verklärung; er kommt hernieder, wie er einst hinaufgestiegen. Der Tod, welchen wir um der Sünde willen erleiden, kann nicht ewig auf uns drücken, weil Christus uns erlöst hat. Wie im Paradiese kein Tod gewesen wäre, so kann auch nun kein Tod mehr sein. Und da aus einem Menschen das ganze Menschengeschlecht hervorgegangen ist, mithin die Menschen alle insgesamt ein Ganzes bilden, so muß, wenn die Zeiten abgelaufen sind, auch die ganze große Menschheit zum Gerichte sich stellen. Der Richter ist kein anderer als Jesus, sichtbar in seiner Menschheit, welcher sich an seinem Kreuze zum neuen Vater der Menschheit gemacht, die ganze Menschheit sich erkauft hat und ihr König ist. Wenn vor ihm die ganze Menschheit steht, dann wird es klar und offenbar werden, was jeder gewirkt hat, sich selbst und der Menschheit zum Heile oder Verderben, was jeder gewebt hat an der großen Webe des Guten und Bösen auf Erden. Denn kein Mensch ist je über die Erde gewandelt, dessen Leben nicht gut oder schlimm eingewirkt auf die ganze Menschheit, der nicht einen Tropfen gegossen hat in den Becher der Freude und des Heiles oder in den der Trauer und des Verderbens der Menschheit, keiner, auch nicht der Verborgenste, der auf der Straße ging mit nackten Füßen und in Lumpen gehüllt. O! in Lumpen kann ein Wohlthäter des Menschengeschlechtes, ein Heiliger wohnen! Das ist der Tag, der das unfehlbare Buch der Weltgeschichte aufschlägt. Was ist dagegen die Weltgeschichte, welche unsere Bücher uns aufrollen? Ich will bei Gott ihren Werth nicht kürzen; aber sie spricht nur von einzelnen Männern; Millionen Menschen und ihr Wirken bemerkt sie gar nicht. Sie sieht mit blödem Menschenblicke, sie kann getäuscht werden, sie kann nur ein gebrechliches Urtheil fällen. Darum kann unsere Weltgeschichte nicht das Weltgericht sein, gerade im Gegentheil: das Weltgericht, das ist erst die Weltgeschichte, die ganze, volle, klare Weltgeschichte, worin wir alle mit unserem äußern und innern Leben wieder stehen werden.

Geliebte! mit unserem Leben sind wir an die Ewigkeit gekettet. Von dem Augenblicke an, da Gott den unsterblichen Geist dem Leibe von Erde einhauchte, trug die Menschheit auf ihrer Stirne das Siegel der Ewigkeit. Nachdem wir die selige Ewigkeit im Paradiese nicht gefunden, will Gott

uns unter der Fahne des Kreuzes auf den Pfaden des Büßerlebens zur Seligkeit führen, zu dem neuen Paradiese, wie es Gott dem hl. Johannes in der Offenbarung gezeigt, zu einem Paradiese, schöner als das verlorene, wo ein neuer Lebensbaum an andern Gewässern grünt, wo Gott selbst die Sonne ist und alle Thränen getrocknet werden von den Augen seiner Heiligen. Amen.

Erfolg der Predigt des hl. Paulus.

„Da sie aber von der Auferstehung der Todten hörten, spotteten die einen; die andern sagten: Wir wollen dich hierüber ein andermal hören. So ging Paulus hinweg aus ihrer Mitte. Einige Männer aber hingen ihm an und glaubten.“ Apg. 17, 32—34.

Es sind jetzt bald 360 Jahre her, da wurde in England, wo man damals die Verkündigung des katholischen Glaubens mit Kerker und Tod verfolgte, ein heldenmüthiger Priester berühmten Namens, Edmund Campianus, in seiner priesterlichen Amtsthätigkeit ergriffen und vor den Richter geführt. Er wurde verurtheilt, an einem öffentlichen Platze der Weltstadt London auf einem Gerüste dem Gespötte und grausamen Hohne der Volksscharen ausgesetzt und dann getödtet zu werden. Als er von der Höhe des Gerüstes herab mit ernstem Auge die Volksscharen durchlief, vor denen er, ein Gegenstand der Neugier und des Hohnes, dastand, brach er aus tiefster Seele in die Worte aus: „Wir sind zum Schauspiele geworden der Welt, den Engeln und den Menschen.“

Woher hatte er diese Worte, welche so wahr und treffend seine Lage zeichneten und auch seinem Herzen großen Trost gewährten? Er hat sie nicht selbst erfunden. Es sind alte Worte, welche aber immer wieder neu werden und zu jeder Zeit auf die Kämpfe der Kirche und ihrer Helden passen. Es sind Worte, welche zuerst jener Apostel gesprochen, der mehr als irgend ein anderer in den Hauptstädten der verschiedensten Länder, an den verschiedensten Punkten der Erde auftrat, die Aufmerksamkeit des Himmels und der Erde auf seine Bahnen zog und an seine apostolischen Wanderzüge und Heldenkämpfe gefesselt hielt. Mit diesen Worten hat die Hand des hl. Paulus im ersten Korintherbriefe die Lebensgeschichte der Apostel und besonders sein eigenes Leben und Leiden gezeichnet.

Vielleicht drängte sich aber dem Apostel, welcher diese Worte zuerst gesprochen hat, nirgendwo, auf all seinen Hin- und Herzügen, der Gedanke, daß er der Welt zum Schauspiele geworden sei, so lebendig auf

als in der Lage, in welcher wir ihn heute vor acht Tagen gesehen haben. Neugier und Schaulust haben ihn, den fremden Mann, mit der neuen, befremdenden Sendung, auf den Gipfel des Areopags getragen; Neugier und Schaulust haben um ihn her, wie um ein profanes Schaustück, den Hügel hinab und weithin an seinem Fuße drunten, dichtgedrängte Kreise gebildet. Alle sind in Spannung, wie der Fremde sich anstellen und was für neue Botschaft er verkünden werde.

Vielgeliebte! Auch wir haben uns im Geiste unter die Zuhörer gemischt, freilich mit ernsterem Sinne als die Athenienser. Wir haben uns herangedrängt zu der geheiligten Kanzel, auf welcher ein wahrhaft außerordentlicher Mann steht, der die ganze Erde mit all ihren Reizen unter seine Füße getreten, der welterschütternde Kämpfe geführt hat, für welche der Himmel ihm die Kränze wand. Wir waren zugegen, als er das große Gemälde der Menschengeschichte mit ihren Licht- und Schattenseiten aufgerollt hat, angefangen vom Baume des Lebens im Paradiese bis zum Weltgerichte und der Auferstehung. In lautloser Stille haben die Zuschauer von Athen den Worten des hl. Paulus gelauscht; sie sind anscheinend folgsame und gelehrige Jünger, Stufe über Stufe seiner Rede in die Höhe gefolgt, bis er von der Auferstehung zu reden beginnt. Sobald aber der Apostel von der Auferstehung spricht, ist es, als seien sie in eine Höhe gekommen, wo der Athem ihnen auszugehen droht; da geräth die ganze Versammlung in lärmende Bewegung. Sie antworten auf seine Rede mit kränkendem Gelächter und mit den unwürdigen Worten: „Wir wollen dich ein andermal hierüber hören." War der Apostel bisher ein Schauspiel, so bietet jetzt die aufgeregte Versammlung ihm ein trauriges Schauspiel dar. Dem Apostel bleibt nichts übrig als die Stätte zu verlassen. „So ging Paulus aus ihrer Mitte hinweg", sagt einfach und doch bezeichnend die Apostelgeschichte. „So"; nicht von freundlicher Zustimmung begrüßt, nicht von rauschendem Beifalle getragen, nicht mit Kränzen beworfen, sondern in seinem letzten Gedanken unterbrochen, unter dem Gelächter und den Zurufen der Geringschätzung. Ist dies aber die ganze Einwirkung des hl. Paulus zu Athen? Ist dieser traurige und überaus klägliche Erfolg der ganze Ausgang seiner Wanderung und Wirksamkeit in der Weltstadt Athen? Wer so hinsah über die lärmende Bewegung, mußte dies meinen. Aber es gab auch in diesen Massen zerstreut tiefe und ernste Seelen, welche nicht mitlachten und nicht mitschrien, bei denen das Wort des Apostels tief nachklang und immer mächtiger wurde, so daß sie den Apostel aufsuchten und Christen wurden, noch ehe der Apostel die Stadt verließ. Es waren ihrer nur wenige; „einige", sagt die Apostelgeschichte. Sie fielen nicht ins Auge, sie konnten sich nicht bemerklich machen; sie waren nicht im stande, den Lärm der Massen niederzurufen, aber ebensowenig ließen sie sich auch vom Geschrei

des großen Haufens irre machen. Ihnen, diesem kleinen, treuen Häuflein, gehört die Zukunft. „Fürchte dich nicht, du kleine Herde, weil es eurem Vater wohlgefallen hat, euch das Reich zu geben!“[1] In ihnen taucht die erste christliche Kirche in Athen gleichsam mit ihrer Spitze aus dem Nebel des Heidenthums auf, die Kirche, welche später das Heidenthum auch hier in dieser Weltstadt siegreich überwand.

So haben wir denn heute, wo der Apostel selbst vor uns schweigt und mit seinem wirklich furchtbaren Schweigen durch die Volksversammlung hindurchschreitet, das Volk aber erregt ist und redend und handelnd auftritt, dieses selbst aufzufassen in seinen drei Parteien: in der Partei der Spötter, in der Partei derer, die auf eine andere Zeit, in unbestimmte Ferne das Evangelium vertagen, und in der kleinsten der drei Parteien, der Partei der Gläubigen. Wir werden Bilder sehen, die uns jederzeit wieder begegnen im beweglichen Leben, Rollen beobachten, welche noch immer gespielt werden auf der Bühne der Welt, unter allerlei Masken und Namen. Und wenn der Heilige Geist in der Schrift uns zu unserer Verdemüthigung zu der kleinen, rührigen Ameise in die Schule schickt, von ihr zu lernen[2], dann wird das Getriebe solcher Bewegungen und Kämpfe der Menschenwelt, wie sie um den Apostel stattgefunden haben, uns gewiß unter Gottes Erleuchtung bedeutungsvoll und lehrreich sein.

I.

Wenn, wie das zu Athen der Fall ist, ganze Scharen in derselben Weise und mit den nämlichen Worten wie im Chore sich gegen Christum und seine heilige Sache erklären, dann ist es für denjenigen, welcher in die Tiefe der Bewegung blicken will, von großer Wichtigkeit, zu fragen, welche Personen denn eigentlich die Leiter und Tonangeber sind, nach denen die blinden Massen sich richten, welches die Führer sind, hinter denen eine lange Schar, wie der lange Schweif hinter dem Kometen, einherzieht. Denn die gleiche Form bürgt schon dafür, daß nicht alle zu gleicher Zeit darauf gekommen, sondern daß der große Anstoß von einzelnen ausgegangen, daß einzelne das Losungswort des Krieges gegen Christum und seine Sache ausgegeben haben. Dann schwingt der Anstoß fort, und es hallt das Losungswort weiter durch eine Menge Menschen, welche, eine unstäte Masse, ohne Selbstbestimmung und eigene Einsicht, blindlings auf die Weisheit der Führer und die Vortrefflichkeit des Schlagwortes schwören, die wenig Kopf und Herz, dafür aber desto mehr Füße und Kehlen haben, gerne mitlaufen, gerne mitrufen und noch lieber mitschreien.

---

[1] Luc. 12, 32. [2] Spr. 6, 6.

Sehet hinein in die Leidensgeschichte Jesu Christi, in welcher der ganze Kampf der Apostel und der Kirche schon in allen seinen Grundzügen vorgedeutet ist. Es ist, als ob das ganze Land, jung und alt, groß und klein, — alles, was die weiten Mauern Jerusalems an Einheimischen und Fremden beherbergen, gegen ihn verschworen wären. Aber die ganze furchtbare Bewegung, welche die Apostel auseinanderstäubte und die Katastrophe des Todes Christi zur Folge hatte, läßt sich zurückführen auf wenige Personen. Auf der einen Seite habt ihr die Pharisäer, stolz auf ihre eigene Sittlichkeit, Gerechtigkeit, auf ihre guten Werke wie auf ihre andächtigen Denkzettel, die keines Erlösers, wie sie meinen, bedürftig und darum Christi entschiedenste Feinde sind; auf der andern Seite die Sadducäer oder Herodianer, welche als sogenannte „starke Geister" oder Freigeister jener Zeit der Unsterblichkeit, der Ewigkeit, der ausgleichenden Gerechtigkeit Gottes spotteten, Himmel und Hölle verlachten, jeden ernsten Gedanken, jedes fromme Gefühl sorgsam verscheuchten, deren ganze Religion nichts war als Lebensgenuß, die keinen andern Zweck des Menschen kannten, als den Thieren gleich hier auf der Erde wie in einem großen Thiergarten zu weiden. Alles andere ist, trotz alles Lärmens und Schreiens, nichts als Schweif, nichts als hohle Masse. Die Pharisäer waren durch die Scharen des Volkes bald dahin bald dorthin, bald rechts bald links geeilt, wie Raubfische durch die weiten Meereswellen, und hatten das gewöhnliche Volk aufgestachelt, daß es that, was es wohl ein paar Stunden vorher für unmöglich gehalten, daß es Christum selbst einem erklärten Straßenräuber nachsetzte und in der empörendsten Verachtung nicht Christum, sondern den Barabbas frei begehrte. Sie hatten dem Volke das furchtbare Kriegsgeschrei „Kreuzige ihn" auf die Zunge gelegt. Sie hatten den Pilatus selbst, den Mund und Arm der Gerechtigkeit, eingeschüchtert. Und wenn die Soldaten in einem erschrecklichen Spiele des Spottes den stechenden Spottkranz der Dornen winden und auf Jesu königliches Haupt drücken, so sind es wieder die Pharisäer, welche ursprünglich den Gedanken, die geheimnißvolle Königswürde Jesu als fabelhaft zu verhöhnen, diesen unwissenden und rohen Kriegern ins Herz geworfen haben. Seht ihr auf einem andern Wege durch die volkreichen Straßen Jerusalems Jesum demüthig in unförmlichem, weißem Spottkleide daherkommen, um ihn her schallendes Gelächter der Menge: Herodes und seine lebenslustigen, zerstreuungssüchtigen Genossen haben diesen furchtbaren Scherz angestellt. Sie hatten sich gefreut, Jesum zu sehen; sie meinten, er werde als Angeklagter um die hohe Protection des Viertelfürsten Herodes sich bemühen, und um sie zu erlangen, den Herodes und seinen Hof mit dem Schaustücke kurzweiliger und amüsanter Wunder unterhalten, daneben allerlei Fragen müßiger Neugier beantworten. Da aber Jesus solchen Wünschen und Forderungen die stille Majestät seines Schweigens

entgegenstellte, für den Prophetenmörder Herodes weder Wunder noch Rede hatte, glaubte dieser, welcher die Beredsamkeit des Schweigens Christi nicht verstand, daß Christus nur etwa der Mann der Ungebildeten sei, vor ihm, dem Hochgestellten, Feingebildeten, nichts zu sagen wisse, und proclamirte ihn mit dem Spottkleide für einen Thoren. Nachdem er so einmal in diesem Kleide das Losungswort des Hohnes gegeben, nachdem er die Schranke der Hochachtung und Ehrfurcht niedergerissen, welche Christum in den Augen des Volkes umgab, da strömte der Spott und Hohn der Massen fluthend sogleich über Jesum her. Auch hier haben wir halbblinde Massen, welche den Anstoß von außen her empfangen, ihn aufnehmen und durch ihre Reihen fortpflanzen, indem einer wieder den andern entzündet.

Wenn der heilige Apostel Paulus uns vertraut in das Geheimniß seines Herzens blicken läßt, wenn er uns in seinem Leben die süßeste Wonne zeigen will, das, was er für die höchste Zier und Glorie hält, dann weist er uns nicht auf seine Wunder, nicht auf die hinreißende Kraft Gottes in seiner Predigt, nicht auf die Zahl der Kirchen, welche er gegründet, nicht auf so viele und verschiedene sonstige Auszeichnungen und Gnaden, welche sein außerordentliches Leben schmückten, sondern darauf, daß er in seinem Leiden Jesu ähnlich, der getreue Abdruck des leidenden Erlösers sei und die Wundmale Jesu Christi an seinem Leibe herumtrage. Und wohl hat er Christi Leiden getragen; nur zieht sich das Leiden, welches über Christus in der kurzen Zeit eines Tages in Jerusalem hereinbrach, bei ihm weit hin durch die Zeit seines Lebens und über verschiedene Orte und Länder. Paulus ist Christo ähnlich in seinen Wunden und Leiden: nicht nur in den blutigen Wunden und Striemen an den Gliedern seines Leibes, sondern auch in den Wunden und Kränkungen, mit welchen Spott und Hohn ihn, gleich seinem Meister, überschütteten; nicht nur das Kreuz der blutigen Verfolgungen hat er Jesu treulich nachgetragen, auch das Spottkleid, das Gewand des Thoren, hat er getragen, das schallende Gelächter, die vergifteten Pfeile des frivolen Witzes und Hohnes hat er ausgehalten. Blutige Wunden treffen ihn an andern Orten. Gott hat es mit seinem echten Jünger Paulus beschlossen, daß er, der Bote und Mund der Weisheit Gottes, gerade in Athen zum Thoren werden solle, daß unter allen Orten der Erde, welche seine Wanderschaft erreichte, gerade hier in der prunkenden, stolzen Hauptstadt der irdischen Weisheit und Bildung der Kranz des Spottes ihm geflochten und er darin seinem Meister ähnlich sein solle. Und wie in Christi Leiden die zwei jüdischen Secten der Pharisäer und Sadducäer oder Herodianer es sind, von welchen die Scharen den Anstoß empfangen, ähnlich ist es auch beim hl. Paulus der Fall; auch hier in Athen sind es Pharisäer und Herodianer, im Wesen nämlich und in den Hauptgrundsätzen. Es sind

aber heidnische Pharisäer und Sadducäer. Sie erscheinen zu Athen in einem andern Kostüme, mit andern Manieren und Redensarten und tragen andere Namen. Sie nennen sich hier Philosophen und rühmen von sich, daß sie der Wahrheit auf den Grund gesehen, die Urwahrheit gefunden haben. Sie treten thätig in dem Vordergrunde unserer Geschichte auf. Die Apostelgeschichte sagt uns, daß der hl. Paulus schon vor seiner Rede auf dem Hügel des Kriegsgottes, auf dem Markte, an welchen nämlich die gedeckten Säulengänge stießen, in Disputation gekommen sei mit zwei Secten von Philosophen, von denen sich die eine Epikuräer, die andere Stoiker nannte. Es waren philosophische Secten, welche unter sich im heftigsten Hader lagen, aber ganz einig darin waren, das Christenthum und seinen Verkündiger Paulus zu verlachen. „Einige Weltweise," sagt die Apostelgeschichte, „sowohl Epikuräer als Stoiker, stritten mit Paulus, und einige sagten: ‚Was will dieser Schwätzer sagen?'"[1] Ist Paulus ein Schwätzer, und haben sie eine bessere Weisheit, so wollen wir sie hören. Wir halten sie im Geiste auf einen Augenblick an und fragen sie, was sie, die Hochweisen, uns denn zu sagen haben, und wir werden dann auch bald sehen, woher die Verhöhnung des Evangeliums. Wir können ihre Antwort sehr gut aus der Geschichte wissen.

Also, ihr Epikuräer, habt ihr irgend Religion? „Eigentlich ganz und gar keine." Glaubt ihr denn nicht an ein göttliches Wesen? „Wir nehmen wohl höhere Wesen an, aber sie interessiren uns doch weiter nicht." Glaubt ihr an eine göttliche Vorsehung und ein Walten Gottes in der Menschheit? „Ganz und gar nicht." Wenn nun Gott und die höchsten Fragen der Menschheit bei euch so leicht abgethan sind, womit beschäftigt ihr euch denn als Philosophen? „Auszuforschen und den Menschen zu sagen, welches ihr höchstes Ziel auf Erden sei." Und welches ist das höchste Ziel der Menschheit? „Kein anderes als die irdische Lust, das sinnliche Vergnügen. Der Mensch hat mit langen Zügen aus dem schäumenden Becher der Lust zu trinken, bis er von ihm berauscht wird und untergeht in der Lust, gleich der Mücke, welche in ein gefülltes Glas fällt und ertrinkt. Ist der Mensch todt, so ist alles aus." — Das ist die Philosophie der Epikuräer, und wie ihre Philosophie, so ihr Leben, so daß schon heidnische Schriftsteller sie in edler Entrüstung mit gewissen borstentragenden Thieren verglichen, deren Rüssel im Schmutze wühlt. Sie sind Thiere mit Menschengesichtern und Philosophenmänteln.

In der That, das sind ja ganz dieselben lustigen, frivolen Brüder, welche wir zu Jerusalem unter dem Namen der Herodianer oder Sadducäer kennen gelernt haben, mit einem fernen, unbekümmerten Gott, ohne

---

[1] Apg. 17, 18.

Hoffnung der Unsterblichkeit und Auferstehung. Haben sie einmal Geist und Herz in Sinnengenuß und Wollust abgestumpft, dann verstehen und begreifen sie wirklich nichts mehr als das sinnliche, handgreifliche Leben. Jede Predigt von der Ewigkeit und Auferstehung klingt ihnen wie Wahnsinn; jedes Gesetz des Christenthums, dazu gegeben und bestimmt, das wilde Thier im Menschen zu zügeln, erscheint ihnen als Uebertreibung und Ueberspanntheit, als unverträgliche Anmaßung, als grausame Härte gegen die edlen Triebe der Natur. Jeder Mensch wie Paulus, welcher sein Leben auf Erden hingibt, um es von der Ewigkeit tausendmal zurückzufordern, hat sich in ihren Augen die schlechteste Partie von der Welt gewählt, verbittert sich umsonst sein Leben und ist nichts als ein Schwärmer und Träumer, über dessen Thun sie sich zu Tod lachen möchten. Man erzählt von einem Thale, daß man Wörterschall in demselben vernehme, aber nichts verstehe; so verstehen sie nichts von der Bedeutsamkeit der Ewigkeit im Munde des hl. Paulus. Er ist ihnen ein leerer Schwätzer, ein Wortaussäer. „Was will der Schwätzer, der Wortaussäer sprechen?" rufen sie verwundert aus. Paulus und die Epikuräer können keinen Schritt miteinander gehen. Paulus ruft aus: „Die Gestalt dieser Welt vergeht"; die Epikuräer aber rufen: „Die Gestalt des Apostels vergeht wie ein Schatten und sein Evangelium wie ein Traumgebild."

Es möchte nun vielleicht einer und der andere meiner Zuhörer denken: der Vorfall mit den Epikuräern zu Athen sei eben nur eine alte, längst abgethane Geschichte, die eigentlich kaum mehr aufgewärmt zu werden brauche; es gebe ja keine Epikuräer mehr, namentlich in unserer Gegend, wo es ja ohnehin so wenig Philosophen gebe.

Aber, Vielgeliebte, die Leidenschaften bleiben, und diese Schein- und Lügenweisheit der Epikuräer, welche die Naturtriebe heilig spricht, ist eben die leichte Philosophie der Leidenschaft. Darum hat sie zu jeder Zeit ihre Verehrer, ihre Lehrstühle, ihre Meister und Schüler. Alle Lehren, welche die Leidenschaften unterdrücken, verbreiten sich mühsam und kommen kaum voran. Alle Lehren, welche den Leidenschaften schmeicheln, haben in der Macht der Leidenschaften eine ungeheure Kraft, verbreiten sich schnell, entwickeln große Thätigkeit und haben, wie die Leidenschaften selbst, ein zähes, langes Leben. Denn, wie die Heilige Schrift lehrt: „Das Herz des Menschen ist zum Bösen geneigt von Jugend auf."[1]

Als ein vornehmer, wollüstiger Römer in alter Zeit von der Lehre hörte, daß der Mensch nur hier sei, um das Leben zu genießen, rief er aus: „Das ist meine Philosophie!" Diese Philosophie wurde als die rechte Trösterin gepriesen von allen Schwelgern, und zu dieser Stunde stehen in Masse Menschen vor uns, welche uns unaufhörlich diese Lehre predigen.

[1] 1 Mos. 1, 28.

In den glänzenden Sälen, bei den schäumenden Pokalen, in Romanen, Novellen und Liedern, auf den Brettern des Theaters, in Sprichwörtern, die keine Wahrwörter sind, in den heimlichen Reden der Verführung, in den Orgien der Wollust, bei reichen und armen Leuten, überall hört ihr die gleiche Rede und in ihrem Geleite Spott und Hohn, wohlfeile, fade Witze über Eingezogenheit und Sittsamkeit, über die Gewissenszartheit christlicher Jünglinge und Jungfrauen, über christliche Hoffnung und Selbstverläugnung.

Früher stand der Lehrstuhl für diese Weisheit mehr nur in vornehmen Kreisen. Seit einigen Jahrzehnten aber waren die Schwelger und Lebemänner grausam und selbst unklug genug, ihn auch hinauszurücken in die Masse des armen Volkes. Hier, wo das Leben in harter Arbeit hinfloß, herrschte lange auch ein ernster, zum Himmel gerichteter Sinn. Nun soll auch dieser gebrochen werden. Nun soll auch dem Armen, welcher so mühselig in den Furchen dieser Erde sich abmüht, dem Fabrikarbeiter, dem Taglöhner, dem Knechte das neue, falsche Evangelium verkündigt werden, das für ihn nur eine Botschaft des Schreckens sein kann: daß er nichts zu thun habe, als sich in den Furchen dieser Erde auch auf ewig niederzulegen und zu verschwinden. Oben konnte man noch auf Stunden sein Gewissen einschläfern, aber drunten macht man die Proselyten der Verzweiflung, aus der christlichen Armut ein wahres Proletariat, das außer der leiblichen Armut auch innerlich arm ist, ohne Glauben, ohne Hoffnung auf Gott und seine ausgleichende Gerechtigkeit.

In den Epikuräern haben wir nichts gefunden als das verwüstete Herz der Schwelger; aber der Apostel wurde zu Athen auch verachtet und verhöhnt von einer andern Secte, die sich die Secte der Stoiker nannte. Sie gleichen den Epikuräern nicht. Sie schauen uns mit ernstem, strengem Angesichte in ihren Philosophenmänteln an. Wie kamen denn diese ernsten, steifen Menschengesichter dazu, mitzulachen über Paulus? Antwortet uns, ihr Stoiker, welches ist euer Bekenntniß? Glaubt ihr an einen Gott? „Es gibt keinen andern als die Weltseele.“ Bedürft ihr Gottes und seiner Gnade? „Ganz und gar nicht.“ Haltet ihr etwas auf ein gerechtes Leben? „Sehr viel.“ Wie wollt ihr denn aber zur Tugend und Gerechtigkeit des Lebens kommen? „Rein aus uns selbst; ein Weiser ist sich selbst genug; aus eigener Kraft, einzig und allein aus sich wirkt er das Gute und trägt auch den Lohn im eigenen Busen; er bedarf keines Gottes, keiner höhern Kraft, keiner Gnade, am wenigsten einer Erlösung; er hält alles auf eigenes Thun und kann ja, wenn er der Uebel und Mängel des Lebens nicht loswerden kann, mit Selbstmord sein Leben von sich werfen.“

Mit solchen Reden gehen diese Männer vor uns auf und ab in den Säulengängen von Athen und schauen hochmüthig auf die ordinären

Menschenkinder herab mit ihren vielen Schwächen, schauen mit Wonne und Entzücken in sich hinein, auf all das Gute, was sie sich selbst errungen, und auf den Lohn im eigenen Busen. In ihrem Innern ist ein beständiges Singen und Beifallklatschen ob ihrer großen Vortrefflichkeit; sie denken mit einer gewissen Verachtung an Gott, dessen sie nicht bedürfen. Zu ihnen tritt Paulus mit seinem Evangelium. Er spricht von der Sündhaftigkeit des Menschen, von der Unmöglichkeit, sich aus sich selbst zu erlösen und zu heiligen, von der unendlichen Erbarmung Gottes, der seinen Sohn in die Tiefe unseres Elendes gesandt, um uns zu erlösen, von dem Kreuze, an welchem unser Erlöser schwebt, von dem die Quellen unseres Heiles niederfließen und welches wir arme Sünder umfassen müssen; er spricht von Gottes Gerechtigkeit, von einem ewigen Lohne der Tugend und ewiger Strafe des Lasters. Ein armer Wahnsinniger, welcher in seinen Lumpen sich für einen König hält, lacht über denjenigen, welcher mit barmherziger Miene ihm ein Almosen aufdringen will. So lacht der Hochmuth dieser Selbstgerechten über die Rede des Apostels von der Erbarmung Gottes und unserer Erlösung. Was Gott der Erlöser ihnen geben soll, das kommt alles zu spät, das haben sie schon: Tugend, Gerechtigkeit samt dem Lohne, welchen sie sich selbst im eigenen Busen reichlich ausgeschüttet haben — alles in reichlichem Maße.

So standen die Pharisäer vor Christus da in ihrer Selbstgerechtigkeit, so stehen die Stoiker vor Paulus. Dort und hier sind es Pharisäer, ob mit langen oder kurzen Röcken, mit oder ohne Denkzettel, mit heuchlerisch frömmelnder oder stolz herausfordernder Miene, — es ist im Grund und Wesen eins und dasselbe. Der Rock macht nicht den Pharisäer, sondern die Gesinnung.

So tragen denn auch diejenigen, welche in unsern Zeiten zu dieser Klasse zählen, nicht gerne die religiösen Denkzettel und die Gebetsmiene der Pharisäer, viel lieber schon den Philosophenmantel und die Manieren der Stoiker von Athen. Es sind durchgehends Menschen, welche durch ein gutes Temperament, ein natürliches Wohlwollen und durch ein glückliches Zusammentreffen äußerer Umstände, ohne das Wesen und die Kraft der wahren Tugend ihr Leben so hinführen, daß es vor den Augen der Welt als ein rechtschaffenes Leben gilt. Sie selbst regieren dieses Leben mit den Grundsätzen des Weltanstandes und der Schicklichkeit, mit den Regeln einer gewissen Lebensklugheit und höchstens noch mit einigen Sätzen und Kraftsprüchen einer sogen. Vernunftreligion. Wenn sie einmal den Blick in sich selbst hineinsenken, bemerken sie insbesondere immer das Gute, was sie haben, hundertmal vervielfältigt durch das Krystall der Eigenliebe; sie gedenken immer der Sünden, welche sie nicht gethan, daß sie z. B. niemanden todtgeschlagen, keine Brandstiftung vorgenommen u. s. f. Das menschliche Herz hat aber auch seine dunklern Abgründe. Was auf

diesen webt und wogt, daß ihr ganzes Leben werthlos ist für die Ewigkeit, weil es verlebt wird ohne Beziehung auf Gott, daß es weiter nichts ist als ein verschlungenes Gewebe, aus gröbern und feinern Fäden des Eigennutzes und der Selbstsucht, der Rücksicht auf Menschen gewoben, das sehen sie nicht. Sie haben gerade immer das rechte Maß des Guten. Wer mehr thut, der thut zu viel, ist in ihren Augen ein Ueberspannter oder ein Heuchler. So feiern sie denn ihre eigene Vortrefflichkeit. Darum dünkt das Christenthum mit seinen erhabenen Geheimnissen von der Versöhnung mit Gott, von Christi Kreuz und Gottes Gnade ihnen eine Fabel, deren sie nicht bedürfen, deren die ganze Menschheit nicht bedarf. Hat die Kirche in der Fastenzeit das Kreuz hoch aufgerichtet, das Zeichen unserer Versöhnung; ruft sie uns zu: „Lasset euch versöhnen mit Gott"; fordert sie das Bekenntniß der Sünden: so belächeln sie das alles als Anstalten, deren starke Geister nicht bedürfen.

Diese beiden Parteien bilden, wie einst zu Athen, so noch immer in der Welt den Kern des großen Heeres, welches mit den Waffen des Spottes und Witzes gegen Jesum Christum, sein Evangelium, seine Kirche zu Felde liegt. Zu ihnen gesellt sich denn eine Masse, welche keine ausgeprägte Richtung hat, jetzt von Stolz und Eitelkeit, jetzt von Wollust bewegt, jeder Meinung des Tages, jedem vorlauten Schwätzer unterthänig ist; eine Masse, welche sich mit gründlichem Denken nicht abplagt, sondern sehr mühelos aus dem Umgange, aus Conversations-Lexikas, Pfennig- und Hellermagazinen, Romanen und Novellen, Kalendern und fliegenden Blättern ihre Weisheit schöpft und so die jedesmaligen Losungsworte des Unglaubens und Hohnes in allen Winkeln ausruft. Und alle, welche ein böses Gewissen einzuschläfern haben, hören gerne die hohlen Phrasen, die Redensarten der Verachtung und des Spottes, mit welchen das Christenthum und seine ernsten Drohungen abgefertigt werden; sie reden sie polternd nach, um sich selber zu trösten und ihre Furcht zu verscheuchen, ähnlich dem furchtsamen Wanderer, der bei nächtlicher Weile durch Wald und Wildniß schreitend fest auftritt, laut ruft und singt, nur um seine eigene Furcht zu übertönen.

II.

Es wird uns in der Geschichte ehevoriger Jahrhunderte von dem großen Kriege zwischen England und Frankreich erzählt, wie das englische Kriegsheer siegreich und ringsum verwüstend über den Boden Frankreichs daherzog. Da begab sich einer der Feldherren an den Hof des Königs Karl VII., um ihm Botschaft zu bringen von der Gefahr des Reiches, von der Bedrängniß des Heeres, von der Nothwendigkeit großartiger Maßregeln. Der Feldherr kündigte sich an als Träger wichtiger Botschaft. Anstatt diesem Botschafter das Ohr sogleich zu leihen, führte

Karl VII. ihn zuerst durch seine Höfe und Säle, zeigte ihm die großartigen und schimmernden Vorbereitungen zu Tänzen, Schauspielen, Turnieren und ähnlichen kurzweiligen Dingen. Schweigend und ernst folgte der Gesandte, bis endlich der König selbst ihn ermahnte: „Nun, Ihr redet ja nicht; was sagt Ihr zu allem dem? Ist das nicht herrlich?" Da schüttelte der Feldherr den Kopf und sprach mit edler Freimüthigkeit: „Ich meine, es wird schwerlich auf Erden ein zweiter Fürst zu finden sein, der aufschiebt und Zeit für andere Dinge hat, während in den Kriegsfeldern die blutigen Würfel fallen, Heil und Verderben des Landes auf dem Spiele steht." Da ging der König in sich, hörte sogleich den Gesandten ausführlich an und traf die nöthigen Anstalten.

Was dieser Gesandte dem König, das hätte man mit noch größerem Rechte einer Partei der Zuhörer Pauli zu Athen sagen können. Während die Spötter mit Paulus haderten und mit ihrem Hohne ihn vernichten wollten, da es sich um ihr ewiges Reich und die himmlische Krone handelte, bestellten diejenigen, welche wir jetzt im Auge haben, den heiligen Boten Gottes auf eine andere, ungewisse Zeit, in eine unbestimmte Ferne: „wir wollen dich hierüber ein andermal hören". Warum schieben sie auf? Es kann mancherlei Gründe haben. Es kann sein, daß die Predigt des hl. Paulus in ihr Herz gedrungen ist und anfängt, es mächtig zu ergreifen und zu erschüttern. Sie können nicht spotten, aber sie mögen auch nicht durch und durch erschüttert werden und der Macht des Evangeliums sich ergeben. Darum wollen sie des ernsten, ergreifenden Gedankens sich entschlagen. So lesen wir es anderswo in der Lebensgeschichte des Apostels Paulus, von dem Landpfleger Felix. Neugierig hörte er mit seinem Weibe Drusilla, mit welcher er in ehebrecherischer Verbindung lebte, den Apostel Paulus. Dieser aber sprach von der Gerechtigkeit, von der Keuschheit und vom Gerichte, so daß Felix zu zittern anfing bei der göttlichen Drohung, welche diese Rede enthielt. Es war das Wehen, der Sturm der Gnade auf die sündige Seele, jener Sturm, in welchem Petrus, der Fels der Kirche, zu weinen begann, jener Sturm, welcher den Männern zu Jerusalem ins Herz schnitt, daß sie riefen: „Männer, unsere Brüder, was müssen wir thun, um selig zu werden?"[1] Durch solchen Sturm muß der Sünder hindurch zu dem klaren Himmel des Friedens mit Gott. Was thut aber Felix? „Für diesmal kannst du gehen; zu gelegener Zeit werde ich dich wieder rufen lassen." „Siehe, jetzt ist die gelegene Zeit, jetzt die Stunde des Heiles"; jetzt will er aber sich zerstreuen. Den Paulus sprach er wohl wieder, aber die Gnadenzeit war vorüber. Auch ein anderer, der König Agrippa, wollte, da er prunkvoll nach Cäsarea kam, neugierig

[1] Apg. 2, 37.

Paulus, den Gefangenen, sehen. Wieder sprach Paulus voll des Geistes und drang kühn auf Agrippa ein mit der Frage: „Glaubst du, o König Agrippa, an den Propheten? Ich weiß, daß du glaubst.“[1] Agrippa verrieth seine Bewegung; beinahe wäre er ein Christ. „Nur ein Geringes noch, und du überredest mich, ein Christ zu werden.“[2] Also auch noch das Geringe überwunden, heldenmüthig den Kampf durchgestritten! Aber Agrippa steht auf und entfernt sich. Die Zeit läuft hin und zieht die Gnade mit sich fort; die einst so lebendigen Gedanken gehen in die starre Ewigkeit, gleich einem untergesunkenen Schiffe mit großen Schätzen, welche nie wiederkehren.

So mögen auch die Zuhörer des hl. Paulus zu Athen dem heiligen Sturme der Gnade sich mit Gewalt entrissen und in die bunte Zerstreuung der Welt wieder hineingeworfen haben. Und ist das nicht noch jetzt das Los der göttlichen Gnade, das Los der göttlichen Erleuchtung, welche in ernster Stunde uns erschüttert; das Los der Gnade, welche Gott uns gibt in der heiligen Fastenzeit um der Gebete und Büßungen willen, welche die ganze Kirche ihm darbringt? Aber wir brechen ab, werfen uns hinaus in die Zerstreuung und ertränken die Stimme Gottes, weil wir der Ansicht sind, es sei nicht gut, ernsten Gedanken lange nachzuhängen und schwermüthig zu werden. Wir lassen die Stimme Gottes nicht in unser Herz, nur in unsern Kopf. Das Herz aber ist die wundersame Werkstätte, in deren Kammern das Lebensblut bereitet und durch alle Adern geführt wird. So ist auch das Herz die Werkstätte, in welcher Gottes heiliger Geist die Bekehrung beginnt und zur Vollendung bringt. Sehet jene 3000 Menschen an, welche am ersten christlichen Pfingstfeste zu Petrus hintraten und sogleich die Sache durchführen und ins Leben setzen wollten. Was steht von ihnen geschrieben? Nicht: da sie den Apostel hörten, fuhr es ihnen durch den Kopf, sondern: da ging es ihnen durchs Herz. Damit das aber ja bei uns nicht geschehe, dazu läßt die Welt die Zerstreuungen ausfliegen, ausfliegen in unsere Städte ohne Unterschied der Zeit in immer zunehmendem Maße. Das Leben ist so reich geworden, die Genüsse sind so mannigfaltig, so zusammengesetzt die Anforderungen des Lebens, daß unter ihnen keine Zeit mehr bleibt, anhaltend mit göttlichen Wahrheiten sich zu beschäftigen.

Es ist möglich, daß ein Theil der Zuhörer des hl. Paulus wirklich zu andern Geschäften eilte. Aber das eine Geschäft, welches unbedingt und unter allen Umständen noth thut, verlangt auch seine Zeit. „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber Schaden leidet an seiner Seele?“[3] Aehnliche Rücksichten wirken ohne Unterlaß. Bald ist es ein Geschäft, was sich doch immer

---

[1] Apg. 26, 27. [2] Ebd. V. 28. [3] Matth. 16, 26.

aufschieben ließe, bald eine politische oder nichtpolitische Versammlung, bald eine verabredete Partie, bald ein Buch, was ausgelesen werden muß, bald Hitze, bald Kälte, bald ein bevorstehendes Examen, was die Worte auf unsern Lippen bildet: ein andermal! Wir sehen es ein, daß es nothwendig ist, uns gründlicher über das Christenthum zu belehren, um bessere Rechenschaft geben zu können von unserer Hoffnung, uns zu befragen, religiöse Schriften zu lesen; jawohl, aber jetzt noch nicht, — ein andermal!

Endlich kann noch ein dritter Beweggrund die Athenienser dahin gebracht haben, die Predigt des Apostels zu vertagen. Es kann der Beweggrund der Feigheit sein. Auf der einen Seite steht der Apostel mit der göttlichen Wahrheit, welche in ihr Inneres leuchtet, auf der andern Seite seine höhnenden Gegner. Sie spielen die Neutralen, die Vermittler; sie treten nicht in die Schranken. Sie halten es für unzeitgemäß, daß der Apostel weiter rede. So vertagen sie die Gnade des Geistes, welcher weht, wann er will. Sprach der Apostel wieder zu ihnen? „Kindlein, es ist die letzte Stunde“[1], ruft der hl. Johannes aus. O Athener! es ist auch eure letzte Stunde; es gilt keine Neutralität; ehe die Zeit verrinnt, müßt ihr euch entscheiden für oder wider.

So ging Paulus schweigend aus ihrer Mitte, und bald ging er aus der Stadt; nie sah die Stadt ihn wieder. Es gilt, die dargebotene Stunde zu benützen; sie fliehen hin in hastiger Eile wie die Wolken des Himmels. Der deutsche Kaiser Karl V. trug einen Ring, auf dem statt des funkelnden Edelsteines eine kleine Uhr mit der Umschrift angebracht war: „Kostbarer als jeder Edelstein.“ O! die Zeit ist uns alles. Siehe, das ist die gute Zeit. Wir haben die Zeit: machen wir, daß die Zeit auch Menschen hat. Die Ziffer der Uhren sind vergoldet vom Lichte der Gnade Gottes, vom ernsten Lichte der Ewigkeit. An der Zeit hängt die Ewigkeit.

III.

Wenn vom Abhange eines Berges ein Felsblock sich löst und hinunterfährt in einen vorbeiziehenden Strom, dann entsteht in den Wassern eine große Bewegung, ein Wellenschlag, ein Ringeln und Kräuseln, ein Rauschen und Schäumen. Indes das dauert nur kurze Zeit, dann legen die Wellen sich wieder in Ordnung, ziehen mit der frühern Nachlässigkeit über den Stein und an dem Steine vorüber. Scheint das nicht beim ersten flüchtigen Anblick das getreue Bild zu sein von den Arbeiten des hl. Paulus zu Athen und ihrer Erfolglosigkeit? Als er mit dem Evangelium in die Stadt hineindrang, besonders aber damals, als er von der

[1] 1 Joh. 2, 18.

Spitze des Hügels seine gewaltigen Worte hinunterschleuderte in die um ihn herfluthenden Volkswogen, gerieth alles in laute, stürmische Bewegung. Ein heftiges Auffahren, ein unordentliches, wirres Dareinreden, Zischen und Hohngelächter der Flachheit und des Hochmuthes fuhr aus der Tiefe auf. Der Apostel schritt durch ihre Mitte hinweg, und der Lärm folgte seinen Pfaden. Darauf legt sich nach und nach der Sturm. Ist nun damit nicht die ganze Sache abgethan? Nein, das ist sie nicht. Es sind einzelne edle Seelen da, welche nicht mehr voranschwimmen mit dem breiten Strom ihrer heidnischen Mitbürger, die ernst und gottgetreu genug sind, hinüberzulenken in die Bahnen des Evangeliums, welche der Apostel ihnen eröffnet hat. Eine kleine Zahl ist's, eine so auffallende Minorität, daß sie den Apostel erschrecken müßte, wenn er menschliche Berechnungen machte. „Einige Männer hingen ihm an und glaubten." Wenn der Apostel, da er die Stadt verließ, zurückschaute auf sein Wirken, konnte er klagen mit dem Propheten Michäas: „Wehe mir! denn mir geht's wie einem, der im Herbste nach der Lese Trauben sammelt."[1] Es ist aber nur der Anfang, und aller Anfang des Guten ist schwer und klein; es ist die unscheinbare Wurzel, welche der Apostel in die Erde von Athen gesenkt hat, gleich dem Landmann, der, dem Tode nahe, die Bäume säet und selbst schon im Grabe ruht, ehe sie aufgrünen und Früchte tragen. Er hat nur gesät und andere sind in die Ernte gekommen. Dazu gehört eine uneigennützige, große Seele, überall nur, wie Paulus es gethan, die kleinen Anfänge zu machen und dann immer in Geduld weiter zu ziehen. Das ist eine eigenthümliche Glorie, welche um das Haupt des hl. Paulus, ums Haupt der Apostel sich zieht: dieser Kranz unscheinbarer Blüthen von jungen Christengemeinden, welche verborgen in der Wildniß der heidnischen Welt stand, anfangs mehr den Blicken des Himmels als den Augen der Welt sichtbar.

Auch das, was die Apostelgeschichte über die Wirksamkeit des hl. Paulus zu Athen sagt, trägt so ganz das bescheidene Gepräge des Anfanges. Nur zwei Namen nennt sie uns; die Namen der übrigen stehen nicht in irdischen Büchern, nur im Buche des Lebens. „Unter ihnen war Dionysius, ein Mitglied des Areopags, und ein Weib mit Namen Damaris und andere mit ihnen." Wir haben früher betrachtet, wie das Christenthum nach Gottes weisem Rathschlusse sogleich in die großen Städte drang, um hier die feste Burg des Evangeliums zu gründen, von hier aus die Lichtstrahlen auf das Land auszusenden weit umher und so in Eile die Welt zu gewinnen. Sobald das Evangelium in die Welt getreten, ließ es sich nicht ignoriren und bei Seite schieben, sondern trat

[1] Mich. 7, 1.

kühn, seiner innern Wahrheit und der Richtigkeit seines Zeugnisses bewußt, seiner Unwiderleglichkeit sicher, vor der ganzen Welt auf, vor Vornehmen und Geringen. Hier in den Städten wußte es einzelne zu gewinnen, die durch Talente und Wissenschaft, durch ihre Tugenden, ihre Stellung und ihr Ansehen eine große Masse aufwogen und befähigt waren, weithin die Leuchten des Glaubens zu werden. So griff die Predigt des hl. Paulus in Athen selbst ein in den obersten Gerichtshof, in den erhabenen Kreis, welcher die Ehrenkrone der ganzen Stadt bildete, der zusammengesetzt war aus Männern von erprobter Redlichkeit und von einer Einsicht, der man gerne und mit Vertrauen die wichtigsten Fragen zur Entscheidung übergab. Dionysius der Areopagite wurde durch die Predigt des hl. Paulus gewonnen. Er wurde der erste Bischof der Kirche von Athen, und seine hehre Gestalt ist gefeiert vom christlichen Alterthum; seine Wirksamkeit und Thätigkeit in Wort und Schrift, sein heiliges Leben und sein glorreicher Martyrtod sind Gegenstand der Bewunderung.

In diesem Manne ist in der neuen Kirche der große Geist, gleichsam das Haupt gewonnen; das Haupt, welches die großen Gedanken Gottes nachdenkt, das gegen die Irrthümer streitet mit den Waffen des Geistes und die Kirche regiert. In Damaris aber, dem Weibe, welches der Apostel mit hehrer Auszeichnung nennt, ist der Kirche das Herz gewonnen, das Herz, welches nicht die Dornenfelder der Gelehrsamkeit bebaut, nicht hinaustritt, mit den Irrlehrern zu streiten und sie zu widerlegen, welches aber die Wahrheit rein und zart erfühlt, welches das Leben erwärmt, welches in sich das Geheimniß so vieler guten Werke trägt, so unerschöpfliche Schätze in den Tiefen verbirgt. „Das Christenthum, die christliche Frömmigkeit ist für die Frauen", rufen die Feinde des Christenthums. Ja, wohl ist das Christenthum für die Frauen, wie für Dionysius so auch für Damaris. Das Christenthum hat das Weib erlöst aus dem Druck und der Schmach, in welcher es im Heidenthum gefesselt war; es hat seiner Stirne das Siegel seiner Würde wieder aufgedrückt. Das Christenthum hat dafür die Dankbarkeit und Liebe des Herzens sich erworben. Es hat das weibliche Herz veredelt und durchheiligt. Und das ist für die gesamte Menschheit von höchster Bedeutung. Denn an diesem Herzen, von seinen Schlägen berührt, empfängt das Kind die ersten Keime der Religion, der Gottesfurcht, der Sittsamkeit, der Gottes- und Menschenliebe. In der Nähe dieses Herzens, auf dem Schoße der Mutter, hat das Kind seine ganze Welt und seine Bildung. Diesem Herzen hat Christus neben der Hilflosigkeit des Kindes die Wunden und Thränen der Krankheit, der Hospitäler, den Schmerz des ganzen Menschenlebens anvertraut. In dieses Herz hat das Christenthum den doppelten Heldenmuth eingehaucht: den Heldenmuth der christlichen Liebe,

welche sich selbst vergißt, und den Heldenmuth, mit welchem auch Frauen um den Kranz des Martyrtodes geworben. Das Christenthum ist für die Frauen und durch die Frauen für die ganze Welt.

Den Dionysius und die Damaris, den Mann und das Weib, das Haupt und das Herz der Menschheit, hat Christus mit einer und derselben Hand in gleichem Maße gesegnet und so seine Kirche aufgebaut, die anscheinend schwach die Götzenburg zu Athen und den Götzendienst aller Orten besiegt und in allen Stürmen von neuem siegreich wie eine Heldin durch die Zeiten schreitet. Amen.

Die letzten Geschenke des armen Christus.

„Da Jesus die Seinigen, welche in der Welt waren, geliebt hatte, liebte er sie bis ans Ende."

Joh. 13, 1.

Dem großen Gottesmanne und Propheten des Alten Bundes Isaias wurde einst in einer geheiligten Stunde von Gott ein tiefernstes Leidensbild aus der Zukunft gezeigt, ein prophetisches Gesicht voll Wehmuth und Trauer. Er sah auf dürrem, ödem Lande einen Menschen elend sich erheben, ähnlich einer Pflanze, die kümmerlich und welk aus wasserlosem, ausgedörrtem Boden aufsprießt. Der Mann der Zukunft, welchen er schaute, war ohne Gestalt und Schönheit, die Züge seines Antlitzes von Schmach und Schmerz verdunkelt und verhüllt, sein Leib mit Wunden und Striemen bedeckt, krank und blutig von der Fußsohle bis zum Scheitel. Nichts als Leid und Schmerz um ihn her. Von Schmerz und Leid an Leib und Seele durchzogen, stand er da, wie wenn er keinen andern Beruf hätte als Schmerzen zu ertragen, wie wenn er hingestellt wäre in ein ganzes Weltall der Schmerzen.

In diesem Gezeichneten des Unglücks, in diesem König des Schmerzes und des Jammers hat der Prophet aus grauender Ferne schon den leidenden Erlöser gesehen, den Erlöser, der aus Liebe zu uns sündigen Menschen sich vor uns hingestellt und mit seinem Leibe die Wunden aufgefangen hat, welche uns treffen sollten, dessen Liebe zu uns gerade aus seinen blutigen Wunden in ihrer höchsten Glorie flammt, und dem um seiner Schmerzen willen ewig Lob und Dank von jeder Menschenzunge gebührt. „Wahrlich," ruft der Prophet aus tiefbewegter Seele, in heiligem Mitleide und Dankgefühl aus, „unsere Krankheiten hat er auf sich genommen, und unsere Schmerzen hat er getragen. Er ist verwundet um unserer Missethaten willen, zerschlagen um unserer Sünden willen, unseres Friedens wegen liegt

die Züchtigung auf ihm, und durch seine Wunden werden wir geheilt.“ [1]

In diesem Mitleid, mit diesem Danke seines Herzens, mit solchen Betrachtungen hat der Prophet in stiller Abgeschiedenheit schon 800 Jahre vor Christi Leiden zum voraus den Karfreitag gefeiert. Er ist nicht festlich gestimmt, denn zur festlichen Stimmung gehört das Vorwalten der Freude. Seine Stimmung ist jedoch eine eigenthümlich gehobene, schmerzliche Stimmung; denn er ist mit seinen Gefühlen hineingezogen in Christi Schmerz und lebt gleichsam sein Leiden mit. Das ist eben die Stimmung des Karfreitages, wie wir sie alle heute haben sollen, jetzt in dieser Stunde. Denn was dieser Prophet, der Hochbegnadigte des Alten Bundes, in besonders gesegneter Stunde im Geiste sah, die Schmerzen, die Passion Jesu Christi, das sind im Neuen Bunde wir alle, o hochbegnadigte Christengemeinde, heute zu sehen gewürdigt, das wahre und lebensvolle Bild des Leidens und Sterbens Jesu Christi. Die Kirche stellt uns Jesum Christum heute vor Augen, als ob er neuerdings vor uns gekreuzigt würde; die Kirche führt uns im Geiste über seine Leidensstationen. Es ist uns, als ob wir ihn sähen im Dornenkranze, mit dem Purpur seines Blutes überronnen, als ob wir die dröhnenden Hammerschläge hörten, welche die stumpfen Nägel durch seine liebreichen Hände, durch die Füße trieben, auf welchen das Evangelium des Segens gewandert. Es ist uns, als würde das Kreuz vor unsern Augen aufgerichtet, dieses bitterste und schauerlichste und zugleich höchste und erhabenste von allen Werkzeugen des Leidens Jesu Christi. Um das Kreuz insbesondere ruft die Kirche uns zusammen, um das Kreuz will sie uns scharen, an welchem der arme, nackte Heiland hängt. In diesem Kreuze faßt die Kirche alle Leiden Christi zusammen. Wir stehen heute am Leidens- und Sterbelager unseres heiligen Vaters und Erlösers. Am Sterbelager können wir keinen Festtag feiern in fröhlicher Stimmung. O, daß wir alle die wahre, die heiligschmerzliche Stimmung des Karfreitags hätten, daß wir alle ergriffen wären von der besondern Nähe und der Berührung des Kreuzes Jesu Christi mit unserem Herzen, daß man es uns, wie es sich geziemte, anmerkte, daß wir dicht am Kreuze stehen, an welchem Christus stirbt.

Sind wir aber auch in Schmerz tief verwundet, so können wir uns selbst am Kreuze nicht in tiefe, bodenlose Trauer versenken. Christus selbst tröstet uns noch von der Höhe des Kreuzes herab, erfreut uns noch, indem er sein letztes Angedenken, seine Sterbegeschenke an uns austheilt. Er zeigt, daß er uns, die er sein Leben lang geliebt, auch bis zum Ende liebe. Wir stehen unter dem Kreuze noch als seine Erben. Man hat ihm sein Letztes genommen, alles, was man ihm nehmen konnte,

---

[1] Js. 53, 4. 5.

man hat ihm seine Kleider abgestreift und ihn nackt auf das Kreuz getrieben; dennoch hat er heute noch Gaben auszutheilen. Man hat ihn mit Bitterkeit übersättigt und gleichsam berauschen wollen in seinen eigenen Schmerzen; dennoch erinnert er sich unser, ehe er seiner eigenen Schmerzen gedenkt, dennoch hat er Worte für uns, ehe er sie hat für seine Leiden. Er beschenkt die Menschheit noch mit seinen Gaben; dann erst zieht er sich zurück von der Welt in seinen schauerlichen Todeskampf und hüllt sich ein in seine Leiden. Diese Sterbegeschenke, die letzten Gaben des sterbenden Christus, seien der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung. Sie gehen uns alle an und umfassen alle Menschen, welche einer Beschenkung fähig sind. Er macht zu den Erben seiner Gaben seine Feinde, welche in der Finsterniß irren; die Reumüthigen, welche erleuchtet aus der Finsterniß zu ihm kommen und seine Freunde werden wollen, und endlich seine entschiedenen, bewährten Freunde. Seinen Feinden schenkt er sein Gebet, den Reumüthigen den Trost des Paradieses, den treuen Freunden seine heilige Mutter.

I.

Die Dinge auf Erden schauen uns so an, wie wir sie anschauen. Es kommt überall an auf die rechte Erkenntniß und das Verständniß in unserem Innern. So ist es auch mit dem Kreuze Jesu Christi. Wenn ihr einen Menschen, welchem das Leiden Jesu Christi nicht erhellt ist vom Lichte des Glaubens, mit euch heranzieht auf den Calvarienberg zur Todesstätte Jesu, — was wird er, ohne höheres Licht, ohne den richtigen Gedanken in seinem Geiste im Kreuze und Leiden Jesu Christi erkennen? Er wird darin nur eine schauerliche Richtstätte, auf welcher ein unschuldiger Mensch als Opfer einer empörenden Ungerechtigkeit erliegt, erkennen. Er wird im Blute Jesu Christi nur ein ungerecht vergossenes Blut erkennen, welches am Stamme des Kreuzes niederrinnt und sich am Fuße des Kreuzes mit dem Blute schuldiger Missethäter unkenntlich vermischt, aber vom Boden zum Himmel um Rache schreit; er wird in Christo einen Menschen erkennen, welcher als Opfer gefallen ist für seine Ueberzeugungstreue, für seinen Eifer, für Gottes Ehre und das Heil der Menschen inmitten einer verdorbenen Welt.

Aber ich frage euch, Christen, euch, welche das Licht der göttlichen Offenbarung erleuchtet hat, ist das wirklich das Wesen und die Bedeutung des Kreuzestodes Jesu Christi? Ist Jesus in seinem Tode nichts als was auch andere Menschen gewesen, als ein Martyrer seiner Ueberzeugung, ein Opfer der Ungerechtigkeit und Blindheit der Juden? O, das ist nichts als das Aeußere; damit ist nichts gesagt als was ins Auge fällt, was der böse Wille der Feinde Jesu Christi in ihrer Beschränktheit wollte. Damit ist nicht gesagt, was der Tod Jesu Christi für eine Bedeutung

hat in dem ewigen Rathschlusse Gottes. Wir Christen wissen aber schon überhaupt, daß der böse Wille allerdings Sache der Menschen ist und in der Macht des Menschen steht. Wenn er aber heraustritt, seine finstern Werke zu thun, dann sind die Thaten jedenfalls in Gottes Hand und werden von Gott geordnet und verwendet zu Ausgängen und Erfolgen, welche hoch über aller menschlichen Berechnung liegen. Durch alles gute und böse Thun der Menschen greift Gottes unsichtbare Hand hindurch, stellt und ordnet alles nach seiner Weisheit zum Segen und zur Züchtigung. Durch Glück und Unglück, durch Kriege und durch Siege geht diese Hand hindurch. Die Menschen handeln, aber Gott leitet zu seinem Ziele; sie machen die Geschichte, Gott aber schreibt die Ueberschrift über die Kapitel. Die Menschen werfen, wie die Heilige Schrift es ausspricht, die Würfel in den Becher und schütteln sie, aber wie die Lose fallen, das steht bei Gott.

Wenn das gilt von allen Ereignissen und Geschicken des Menschenlebens, wenn Gott sie zuläßt oder herbeiführt mit Beweggründen und zu Zwecken, welche weit über den Gedanken und Absichten des Menschen liegen, dann wird es besonders gelten müssen vom Leben des eingebornen, geliebten Sohnes Gottes hienieden. Dieses Leben muß ganz besonders bis ins Kleinste mit jedem seiner Pulsschläge, mit jedem seiner Athemzüge geruht haben in Gottes Hand; namentlich wird das Ende, werden die letzten Herzschläge dieses Lebens in Gottes Hand gelegen haben. Dann werden wir als Christen wohl unterscheiden müssen, was die Juden, die unmittelbaren Feinde Jesu, in ihrer Beschränktheit wollten und thaten, und was Gottes Rathschluß von Ewigkeit her mit dem Tode seines Sohnes wollte.

Sehet, so wenig ist Leben und Tod Jesu Christi ohne weiteres den Juden anheimgegeben, daß sie nicht einmal über die Zeit, die Weise und Umstände des Todes vollständig zu gebieten haben. Sie wollten schon früher Jesum in anderer Weise tödten. Sie wollten schon gleich im Anfang seines öffentlichen Lehramtes ihn von der Höhe des Berges hinabstürzen, auf welchem Nazareth liegt; sie hoben schon die Steine auf, um ihn wie später den hl. Stephanus unter dem Hagel und unter den Wunden der Steinigung zu begraben; sie wollten im geheimen ihn tödten. Jesus aber schritt unverletzt hindurch durch diese Mordpläne; wunderbar entrückte der Vater ihn solchen Anschlägen; er konnte in erhabener Ruhe beherrschend sprechen: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen.“[1] Die Zeit und die Art seines Todes waren aufgenommen und einbegriffen in den göttlichen Rathschlüssen, und als Ziel stand immerdar sehr bestimmt das Kreuz vor seinen Augen und winkte ihm mit seinen schauerlichen Armen.

---

[1] Joh. 2, 4.

Dem Kreuze schlug sein Herz in brennender Begierde entgegen. Am Kreuze müsse er sterben, so sei es des Vaters ewiger Wille und zugleich seine eigene freudige Wahl, — das ist eine Offenbarung über sein Ende, welche der Heiland seinem Tode selbst voransendet.

Und welches ist denn nun der göttliche Rathschluß, um deswillen der Vater seinem eingeborenen Sohn den Kreuzestod bestimmte und der Sohn freudig den Kreuzestod wählte. Meistentheils sind Gottes Pläne, um derer willen er die Ereignisse in der Welt zuläßt, schafft und leitet, uns im tiefsten Geheimnisse verborgen, verborgen in der Tiefe des Reichthums der Weisheit und der Erkenntniß Gottes. Aber hier ist das nicht so. Gott hat uns seinen Rathschluß mit dem Tode Jesu enthüllt und damit uns das Räthsel gelöst, das Dunkel erhellt, welches um das Kreuz Jesu Christi schwebt. Warum und für wen ist Christus gestorben? Die Antwort auf diese Frage klingt uns hell und eindringlich entgegen aus aller Offenbarung Gottes, sie tönt von allen Blättern der Heiligen Schrift. Christus hat sie verkündigt; die Apostel haben sie durch die Welt dahingetragen; die Propheten des Alten Bundes haben sie schon zum voraus weissagend kundgethan, weil sie auch schon die Menschen des Alten Bundes sehr nahe betraf. Ja selbst derjenige, welcher an der Spitze der unmittelbaren, dem Kreuze zunächst stehenden Feinde Jesu Christi stand, wohl der erbittertste und unversöhnlichste Feind, welchen Jesus auf Erden hatte, der Hohepriester Kaiphas, hat ohne sein Wissen und Wollen durch Gottes wunderbare Fügung, welche ihm das Wort auf die Zunge legte, diese hohe Wahrheit verkündigen müssen, gerade in der Stunde, da der Geist der Lüge und die Macht der Finsterniß über Christum die Stunde der Herrschaft antrat, als das Leiden Christi begann. Als Kaiphas mit dem Hohen Rathe der Juden versammelt war, um die finstern Pläne des Todes Jesu Christi in der Heimlichkeit zu spinnen, als auf diese Versammlung, welche so lange unter der Erleuchtung Gottes gestanden, von welcher aber nun der Geist Gottes auf ewig zu weichen begann, die verhängnißvolle Frage mit Centnerschwere drückte: „Was sollen wir thun, da dieser Mensch so viele Zeichen thut?“ [2] und die Genossen seiner Gesinnung verlegen hin und her riethen, da erhob sich Kaiphas und sprach Worte, in denen seine verblendete Leidenschaft sich auszusprechen meinte, welche aber Gott in seinem Munde wendete, daß er so richtig, wie der heiligen Propheten einer, den göttlichen Rathschluß verkündete: „Ihr wisset nicht“, sprach er, „und bedenket es nicht, daß es uns besser ist, ein Mensch sterbe für das Volk, als daß das ganze Volk zu Grunde gehe.“ [3] Worte der Wahrheit aus dem Munde des Feindes Jesu Christi, voll tiefer Bedeutung,

---

[1] Joh. 2, 4. [2] Joh. 11, 47. [3] Joh. 11, 50.

Worte, welche mit den Propheten, den Evangelien übereinstimmen, welche in ihren Falten, ohne daß Kaiphas es bemerkte, das Geheimniß, das ganze Evangelium von der Erlösung der Welt tragen. Worte göttlicher Eingebung, dem Kaiphas auf die Lippen gelegt, nicht weil er Kaiphas, sondern weil er der rechtmäßige Hohepriester war. Das sind die letzten Worte göttlicher Eingebung, göttlicher Wahrheit in dem Alten Bunde, welcher zu Ende geht, die letzten Strahlen, mit welchen Gott das Priesterthum des Alten Bundes erleuchtete. „Das hat er nicht von sich selbst gesagt," fügt sorglich der heilige Evangelist Johannes bei, „sondern weil er der Hohepriester des Jahres war, prophezeite er, daß Jesus sterben sollte für das Volk und nicht allein für das Volk, sondern damit er auch die zerstreuten Kinder Gottes in Einheit zusammenbringe." [1]

So ist es denn das Wort, welches für jedes christliche Auge über dem Kreuze mit Flammenzügen zu lesen steht: nach dem göttlichen Rathschlusse ist Jesus Christus für das ganze Geschlecht der Menschen gestorben; „einer für alle."

Wenn also Christus von der Höhe seines Kreuzes niederschaut auf diejenigen, welche die Qualen ihm angethan, Hände und Füße ihm durchbohrt haben, dann sieht er nicht nur diejenigen, welche unmittelbar, jedem Auge sichtbar den Stamm des Kreuzes umgeben, sondern er sieht mit seinem Auge hinter ihnen noch unermeßliche Scharen sich drängen; auch uns sieht er; die Menschen aller Zeiten sind um sein Kreuz vereinigt. Vor Gott in den ewigen Höhen des Himmels standen alle Sünden der Menschheit, seine strafende Gerechtigkeit herausfordernd, und aus der Mitte dieser Sünden wuchs das Kreuz empor mit seinen flehenden Armen. Gott würde das Menschengeschlecht auf ewig verstoßen haben, hätte er nicht von Ewigkeit her in seinem göttlichen Schauen Jesum Christum am Kreuze gesehen, ihn, den wahrhaftigen Menschen, hervorgegangen aus dem alten Stamme der sündhaften Menschheit, aber ohne Sünde, in welchem die Menschheit dem Auge des gerechten Gottes einen aus ihrem Geschlechte darstellen konnte, der gehorsam war bis zu der tiefsten Tiefe der Erniedrigung; der in seinem Leiden für die Versöhnung der Welt mit Gott sich zum Opfer brachte, dessen Verdienste aber zugleich alle Sünden aufwogen und allen Menschen zu gute kommen.

Unser aller Sünden, die Sünden der gesamten Menschheit von Anfang an bis zum Ende der Tage hat Christus vor sich geschaut, als er sein Leiden begann, in der furchtbaren Stunde seiner Todesangst am Oelberge. Sie alle sind an ihm vorübergezogen wie seufzende Schreckgestalten durch die Reihen der Bäume. Sie alle haben sich ihm immer

---

[1] Joh. 11, 47—52.

höher und höher auf das Herz gethürmt, so daß sein schuldloses Herz unter ihrer Riesenlast aufschlug in Aengsten und Schrecknissen, welche kein anderer je erlebt hat, noch erleben kann. In diesen Aengsten, in dem heißen Ringen mit der Sündenlast, welche ihn zu erdrücken drohte, trat der Schweiß auf seine Stirne, nicht der Schweiß in Wassertropfen, wie Adam und seine Kinder in der harten Arbeit der Erde ihn vergießen sollten, — nein, der blutigrothe Schweiß fiel in dunkeln, blutigen Tropfen von seiner Stirne auf die Erde. Sein ganzer Leib weinte in namenloser Angst blutige Thränen. Es treibt ihn auf; er, von dessen Tröstung alle Creatur froh wird, ist nun selbst so trostlos und so elend, so arm, daß er sich, ein flehender Bettler, an seine schwachen, schlaftrunkenen Jünger wendet und sie bittet, ihn zu trösten, mit ihm zu wachen und zu beten. Unsere Sünden haben ihm sein Kreuz gezimmert, unsere Sünden haben ihm das Kreuz auf seine Schulter gelegt und sich auf die Schwere des Kreuzes gelegt mit ihrem Riesengewichte, so daß er, der mit dem Worte seiner Allmacht die Himmel trägt, unter der geheimnißvollen, großen Last daher wankte. Ja, es ist die Meinung der heiligen Väter, daß Gott seinen eingeborenen Sohn darum gerade dem Tode am Kreuze bestimmt habe, weil das Kreuz treffend das Elend des schwachen Menschen darstelle. Und wahrlich, das Kreuz mit den sich durchschneidenden Balken ist das treue, treffende Sinnbild des Menschenlebens in der Sünde, mit seinen tiefen, qualvollen Widersprüchen, Entzweiungen und herben Durchkreuzungen. Die Menschenseele, für Gott geschaffen, will noch zu ihm hinauf, aber dieser heilige Zug, das Aufstreben zu Gott, ist durchkreuzt von der Sünde und der bösen Lust. Der Mensch ist von Gott bestimmt, über die Natur zu herrschen, aber durchkreuzend fahren die Elemente und Kräfte der Natur über seine Herrschaft her. Der Mensch macht seine Pläne weiter für die Zukunft, aber der Tod durchkreuzt sie ihm. Die Menschen haben so viele Anschläge ersonnen, Wohlfahrt und Glück auf Erden einzuführen und zu befestigen, aber überall treffen sie auf hemmende Querbalken. Gottes Liebe und Erbarmung möchte zum armen Menschen sich herniederneigen, aber seine Heiligkeit und strenge Gerechtigkeit stehen dem entgegen, hindern und durchkreuzen seine Huld. Wer kann dieses geheimnißvolle Kreuz von der Menschheit heben? Wer kann es bewirken, daß „Erbarmung und Gerechtigkeit versöhnt werden", daß nach den schönen Worten des Psalmes „Barmherzigkeit und Wahrheit sich begegnen, daß Gerechtigkeit und Friede sich küssen?"[1]

Wenn nun das Kreuz in die Erde mit schauerlichem Stoße getrieben ist und an ihm, erhöht in den Lüften, Jesus Christus über der Erde

---

[1] Ps. 84, 11.

schwebt und seine Friedensarme in die Höhe streckt, als ob er sie der ganzen Welt anbiete, dann mahnen uns gewiß alle Zeichen, daß unsere Blicke nicht an Jerusalem, am Judenvolke, an den Menschenhaufen kleben dürfen, welche das Kreuz umstehen. Wenn er, sobald er erhöht ist auf seinem Altar, ein Opfer mit Gesinnung und Leib gen Himmel hingerichtet, nun als Hoherpriester zuerst um Verzeihung fleht für diejenigen, welche ihn ans Kreuz geschlagen, o, so schlingt dieses kurze Gebet seine Bande um uns alle. Dieses Gebet am Kreuze dringt mit seinen Gedanken und seiner Kraft bis in die Tiefe der Vorhölle hinein; es dringt mit seiner Länge bis zum Ende der Tage und mit seiner Breite über die ganze Erde hin. In unendlichen Reihen erheben wir uns alle im Geiste, um theilzunehmen an diesem Gebete, an diesem Memento in der blutigen Messe; seufzend in unsern Sündengewändern umwallen wir den Altar, Adam an der Spitze. Ja siehe, gerade die erste, die älteste Sünde, die Sünde Adams, die Sünde, welche auf uns alle übergegangen, die Sünde, aus welcher alle Giftpflanzen menschlicher Verkehrtheit sprossen, aus welcher auch alle bittern Bäche und Ströme des Elends fließen, gerade diese älteste und allgemeinste Sünde im Menschengeschlechte hat im Leiden Christi ihre ganz besondere Büßung empfangen.

Damit du sehest, wie gewiß diese Sünde einbegriffen ist, blicke von der Höhe des Calvarienberges hinüber nach dem Paradiese. Auch im Paradiese steht ein Baum aufgerichtet, aber nicht ein dürrer, trauriger Kreuzesbaum, sondern ein fröhlich grünender Baum mit Früchten, lieblich anzuschauen. Er aber ist nicht der Herrschaft des Menschen anheimgegeben; er in seinem reichen Fruchtschmuck soll stehen zu Gottes Ehre und soll der reichgeschmückte Altar des Paradieses sein. Ueber diesem Altare schwebt das Gebot Gottes, und in diesem Gebote erglänzt Gottes Königskrone. Diesem Altare sollten unsere Stammeltern mit heiliger Ehrfurcht nahen; an seinem Fuße sollten sie ihre Anerkennung, daß sie von Gott abhängig seien, niederlegen. Nicht sichtbare Gaben hatten sie darzubringen, nur die unsichtbare, geistige Gabe des Gehorsams; die Früchte, welche am Baume prangten, sollten sie nur in Gehorsam dem Herrn dargeben. So sollte an diesem gottgeweihten Baume der ewige Bund geschlossen werden zwischen Gott und den Menschen, dieser Baum sollte zur Himmelsleiter werden der gesamten Menschheit.

An diesem Baume, dicht unter dem Gebote Gottes aber schlug Satan seine Kanzel auf und predigte eine Irrlehre, die seitdem in wechselnder Weise auf Erden immer wiederholt wird, die gefährlichste und verderblichste Irrlehre, welche je die Welt erschütterte, daß der Mensch selbst göttlichen Wesens und nicht abhängig sei von einer höhern Macht, daß er sich selbst als göttlich hinstellen solle. Die Menschheit erkannte nicht die Folgen in ihrem ganzen Maße, als sie auf diese Lehre hörte, da

sie an diesem Baume Gott die Treue brach und den Bund zerriß, welchen sie besiegeln sollte. Da trauerte der Baum des Gottesdienstes, nachdem das Gebot Gottes, welches ihn umhegt hatte, durchbrochen war, und es war, als ob die heiligen Bänder, welche den Menschen bisher mit Gott verbunden, kläglich zerrissen in den Lüften flögen. Unsere Stammeltern erkannten mit Schrecken sich in elender Nacktheit, und da Gottes Gerechtigkeit zum Gerichte nahte, flohen sie scheu unter die Bäume des Paradieses. Das ist das Trauerereigniß von der Ursünde der Menschheit, und sehet, wie es aufgenommen ist und wiederkehrt in Christi Peinen. Auch Christus zittert und bebt, da die Sünden der Welt ihm vorschweben und Gottes Gerechtigkeit ihm naht unter den Bäumen des Oelgartens. Am Holze war die Sünde begangen worden; darum, so lautet Gottes gerechte Bestimmung, soll auch ans Holz, ans Holz des Kreuzes das Heil des Menschengeschlechtes geheftet sein, und der am Holze gesiegt, soll auch am Holze wieder besiegt werden. Nachdem der Baum, der Altar des Paradieses, zum Zeugen des Ungehorsams und Raubes geworden, in welchem die Menschen sich anmaßten, Gott gleich zu sein, sollte der Kreuzesbaum zum neuen Altare werden, auf welchem ein neuer Stammvater, der wirklich göttlichen Wesens war und der, wie der Apostel sagt, es nicht für einen Raub erachten konnte, Gott gleich zu sein, sich selbst entäußerte und sich demüthigte bis zum Tode des Kreuzes. Und selbst in der Zeit entspricht Christi heiliges Opfer den Ereignissen des Paradieses. Die Heilige Schrift des Alten Testaments hat uns, nicht ohne weise Absicht Gottes, selbst die Tageszeit aufbewahrt, an welcher das verhängnißvolle Gericht im Paradiese gehalten worden. Es war am Nachmittage, da der Herr durch das Paradies zum Gerichte wandelte. In der Zeit, da die Sonne über die Höhe gekommen und zum Abend neigte, neigte auch das Glück des Menschen im Paradiese zum Untergange, und bei ihrem Niedergange fand sie den Menschen verstoßen auf die harte Erde. Die Heilige Schrift des Neuen Testaments hat uns, ebenfalls nicht ohne weise Absicht des Heiligen Geistes, die Stunde des Todes Christi bestimmt. Es war am Nachmittag, da er das Opfer seines Lebens brachte. Als die Abendsonne traurig scheidend die Höhe von Golgatha, nun der schmerzensreichste Punkt der ganzen Erde, begrüßte, da war es vollbracht; da hatte Jesus schon ausgerufen: Es ist vollbracht; da trafen die Strahlen nur mehr auf eine Leiche — ach! auf die Leiche des Gerechtesten und Heiligsten, welcher je auf Erden gewandelt; da beschienen die letzten Strahlen nur mehr einen kleinen, thränenreichen Leichenzug, welcher, die Mutter Jesu Christi an der Spitze der Leidtragenden, in unermeßlichem Schmerze zu einem nahe gelegenen, neuen Grabe wallte, das dem Joseph von Arimathäa gehörte.

O theuer erkaufte Christen! Wenn so alle Bilder wiederkehren und alle Peinen und Schmerzen der ersten Sünde, welche die Sünde der

ganzen Menschheit geworden, ausgewählt sind, auf Jesum einzudringen, dann mußte er auch alle, welche diese Sünde tragen, einschließen in sein Gebet: „Vater, verzeihe ihnen; sie wissen nicht, was sie thun."

Wir alle ergreifen dein Wort! Daß sie nicht wissen, was sie thun, o! das ist die letzte Entschuldigung, welche für die Sünde kann vorgebracht werden, und in gewisser Beziehung, mit bestimmter Einschränkung, gilt sie für jede Sünde in der Menschenwelt. Denn der Mensch, welcher Sünde thut, sucht in der Sünde den Frieden, welchen wir alle doch nur in Gott finden können. Und die Sünde weiß sich ihm mit der täuschenden Vorspiegelung einer Befriedigung zu umgeben, welche sie nie gewährt. Darum greifen wir, o Jesu! nach deinem hohenpriesterlichen Gebete und nach deiner Entschuldigung!

Aber auch, wo wir festhalten wollten an dem heiligen Gesetze Gottes, wo wir zugeschaut und gehandelt, wie wir meinten nach unserem besten Wissen, nach ganz begründeter Ansicht, wie oft gehen wir irre, wie vielmal täuschen wir uns! Wie wenig kennen wir oft selbst die Falten und Abgründe unseres eigenen Herzens, wie oft bei der Auswahl unserer Mittel wagen wir kaum zu wählen, sinnen, erwägen, wählen endlich entschlossen und wählen gerade falsch! Wie oft, wenn wir die Erfolge unserer Thaten schauen, wenn wir schmerzlich gewahren, wie sie weit zurückbleiben hinter unsern Erwartungen und schönen Wünschen, wie sie zum Schaden sich wenden, brechen wir aus in die Klageworte: Das hatte ich nicht gemeint!

Wir haben in Unwissenheit gehandelt. Nun denn, sind wir von der Sünde frei? So meint es der leichtfertige Wahn. Aber der Christ schaut die Sache mit ernstern Augen an. Er weiß, daß der verkehrte Wille so oft Antheil an der Unwissenheit hat, daß es eine Sünde der Unwissenheit, des Irrthums gibt, und daß diese Sünde unter gewissen Umständen zu den größten Beleidigungen Gottes zählt. Auch die Juden, welche Jesum gekreuzigt, haben es in Unwissenheit gethan. Wenn wir die Worte erlauschen wollten, welche sie heimlich in der Rathsversammlung gewechselt und welche Johannes der Evangelist uns aufbewahrt hat, — sie sprechen und denken auch nicht geradezu: „Jesus ist der Messias, und trotzdem wollen wir ihn vernichten." Nein, sie haben sich selbst in der Täuschung gefangen, daß Jesus nicht der Träger des Heiles, daß, wenn Jesus nicht sterbe, ihr Volk zu Grunde gehen werde, daß die Römer kommen und Land und Volk verderben werden. Der Fürst der Apostel selbst sprach zu den Juden von dem Tode Christi: „Ich weiß, daß ihr es aus Unwissenheit gethan, gleichwie auch eure Obersten."[1] Dennoch war nicht nur ihre Hand, sondern auch ihre

[1] Apg. 3, 17.

Seele mit dem Blute Jesu Christi befleckt, mit der größten Sünde, welche je auf Erden geschehen. Viele haben Christum und die Wahrheit nicht mehr gefunden und sind in der Sünde gestorben. Es gibt nur eine Unwissenheit, welche ohne Sünde ist, und das ist die unüberwindliche. Sonst steht vieles aus jedem Menschenleben vor Gott zur Rechenschaft, was wir nicht für Sünde gehalten, dessen wir nicht mehr gedenken. Darum ruft David zu Gott auf: „Von meinen verborgenen Sünden reinige mich“ [1]; und Paulus, der große Apostel Jesu Christi, der die Sünden, welche er kannte, längst in wahrer Buße ausgelöscht, indem er seinen Leib mit den Peinen der Wundmale Jesu Christi selbst heiligte, ruft in heiliger Sorge aus: „Ich bin mir nichts bewußt, aber darum bin ich nicht gerechtfertigt. Der mich aber richtet, das ist der Herr. Darum wollet nicht richten vor der Zeit, bis der Herr kommt, der auch die Verborgenheit der Finsternisse erleuchten und die Anschläge der Herzen offenbar machen wird.“ [2] Wie wird das Licht des Herrn den trügerischen Schleier unserer Eigenliebe, den Schleier unserer Unwissenheit zerreißen!

O Jesus! wir ergreifen die Erbschaft deines hohenpriesterlichen Gebetes. Erleuchte uns mit deinem Gnadenlichte, und wenn einst der Herr kommt und seine Gerechtigkeit mit ihren versengenden und verzehrenden Strahlen uns richtet, stelle dieses Gebet zwischen sein flammendes Licht und unsere sündhafte Unwissenheit.

II.

Während wir im Geiste am Kreuze Jesu Christi stehen und von seinem Gebetsgeschenke an die Sünder, seine Feinde, beschämt auch unsern Antheil in Anspruch nehmen, hat das Gebet Christi schon seine Kraft bewiesen. Es ist ein Sünder schon erleuchtet mit dem Gnadenlichte Gottes. Es erhebt sich wundersam groß eine Stimme zur Seite des Heilandes; es ist der Schächer zur Rechten des Herrn, welcher seine Sünden in ihrer ganzen Größe sieht und von ihnen geängstigt sich reumüthig flehend an den Heiland wendet. Da der Mitgenosse seiner Sünden und seiner Strafe auf der andern Seite Christum verhöhnt und gelästert hat, beginnt es in seiner Seele zu tagen, und seine kleine Rede ist wie ein immer steigendes Licht. Er erkennt seine Sünde, er erkennt sie ganz und vollständig. Frei von aller Eigenliebe, von allem Hasse, von aller Rachsucht, mit seinem harten Lose ganz zufrieden, adelt er seinen Kreuzestod durch den schönen Geist der Buße. Er schämt sich auch nicht, frei und offen das Bekenntniß seiner Sünde abzulegen; er sucht nichts mehr auf der weiten Erde.

---

[1] Ps. 18, 13. [2] 1 Kor. 4, 4. 5.

„Auch du fürchtest Gott nicht," spricht er zu seinem Mitgenossen, „da du doch dieselbe Strafe erleidest! Wir zwar mit Recht, denn wir empfangen, was unsere Thaten verdient haben." Er hat das kleine Gnadenlicht wohl gebraucht; da wächst das Licht der Gnade. Indem er auf Jesum hinschaut, erkennt er dessen Unschuld, dessen Heiligkeit, und wird an seinem Kreuze ein reumüthiger Bekenner dieser vollen, ganz unbefleckten Unschuld. „Dieser aber hat nichts Böses gethan." [1] Und nun ist es, wie wenn er auf einmal vom himmlischen Lichte Jesu übergossen wäre. In Jesu, dem Zertretenen, dem Verhöhnten, dem ohnmächtig Hinsterbenden, an dem keine Spur einer irdischen Hoheit zu finden ist, erkennt er den König eines überirdischen, unvergänglichen Reiches. Er wagt es nicht hineinzukommen durch seine glänzende Pforte; er hat nur den Wunsch, die Bitte, daß Christus seiner gedenke, ähnlich wie der verlorene Sohn des Gleichnisses sich nicht für würdig hält, als Sohn wieder aufgenommen zu werden; „Herr, gedenke meiner," spricht er, „wenn Du in Dein Reich kommst." [2] Er gibt sich Christo ganz anheim.

Glückseliger Schächer zur Rechten des Herrn! Was man auf der ganzen Erde nicht findet, was keine Reuethränen aus sich gewinnen, was kein Mensch aus sich erwerben, kein Mensch aus eigener Kraft gewähren kann: die Vergebung aller Sünden, — sie wird diesem Räuber als Kreuzesgeschenk von Christo gegeben. Das Paradies des ewigen Friedens, wovon das irdische Paradies nur ein schwacher Abglanz war, das wird ihm, dem am Kreuze Verschmachtenden und Sterbenden, von Christo geschenkt. Heute noch, am Sterbetage Christi, wird ihm die Vergebung der Sünden, die sichere Verheißung des Paradieses zu theil; also den vollkommenen Ablaß aller Sündenstrafen, ohne Büßung und Läuterung in jener Welt, legt der Herr dir als sein überreiches Geschenk nieder auf dein hartes Sterbebett. So kostbar ist dem Herrn eine solche Reue voll Glauben und Demuth, daß er, der alles laute Lärmen und Schreien seiner Feinde überhört, diese flüsternden Worte des Sterbenden gnadenvoll aufnimmt. Du bist der erstgeborene Sohn der Schmerzen Jesu Christi, du, der Räuber, der Begleiter seiner Siegestrophäe, der lebendige Zeuge seiner Macht und Gnade.

Aber, Geliebte, hat der Herr sein Gebet den Sündern, den Unwissenden geschenkt, daß sie erleuchtet werden, dann muß er, der Barmherzige, ein neues, höheres Geschenk beifügen für diejenigen, welche, von Gottes Gnade erleuchtet, ihre Sündhaftigkeit bereuen, damit die Erleuchtung sie nicht zur Verzweiflung treibe. Sehet hier auf den Sünder, welcher seine Missethat erkennt; sein Herz ist verwundet von einer Wunde, welche

---

[1] Luc. 23, 40. 41. [2] Luc. 23, 42.

kein Mensch ihm heilen kann. Sehet hin auf denjenigen, welcher durch seine Sünden selbst die Güter und Mittel des Lebens eingebüßt hat, mit welcher er neue, bessere Thaten wirken konnte, seine Ehre und sein Vertrauen, sein Vermögen, seine Gesundheit. Und jeder Sünder, hat er nicht durch die Sünde an keuscher Zartheit seines Gewissens verloren, verloren an Aufschwung und sittlicher Thatkraft des Geistes, an Begeisterung des Herzens? Sind ihm nicht Stunden, entweiht und befleckt durch die Hände, entronnen, welche nie wiederkehren, die keine Reuethränen zurückbringen können? Denkt euch den langjährigen Sünder gefesselt auf das Sterbebett. Er kann seine matten Hände ausstrecken, aber nichts mehr mit ihnen wirken; seine Füße können nicht mehr auf dem neuen Wege des Heiles wandeln. Er ist ähnlich dem Schächer, welcher mit Händen und Füßen ans Kreuz gefesselt war, der von der Höhe seines Kreuzes sein Leben in die Ferne davonfliehen sah, fluch- und sündenbeladen, und vor sich nichts mehr gewahrte als das Grab und seine geheime Pforte und was geheimnißvoll und schrecklich dahinterliegt im Lande der Ewigkeit.

Da naht uns wohl wieder eine falsche Weisheit mit falschem Troste und will reden, daß der Reueschmerz und die neue gute That schon an sich die Kraft der Versöhnung und des Friedens haben. Aber, Christen, wissen wir nicht, daß unser Gott in seiner Gerechtigkeit ein verzehrendes Feuer ist? Die Thränen der Reue, — können sie an sich die Sünde vernichten? Die neue gute That, — kann sie die furchtbaren Mängel des vergangenen Lebens ersetzen? Die hagern Hände, welche zum Himmel sich emporheben, — können sie Gott ergreifen und ihn völlig nöthigen, zu verzeihen? Christen, wer möchte mit so schalem Troste vor den Richterstuhl des gerechten Gottes treten? Nein, ruhig und froh kann der Sünder im Leben und im Sterben nur darum werden, weil wir einen Erlöser haben, der seine Verdienste den reumüthigen Sündern zuwendet, der die Worte, welche er dem reumüthigen Schächer gesprochen, nicht ihm allein gegeben, sondern als Geschenk des Trostes niederlegt auf alle Wege, auf denen die Gnade seines Kreuzes kommt, auf die Altäre, in den Beichtstuhl, auf das Kranken- und Sterbebett, in die Herzen tiefbekümmerter Sünder. —

Dank dir, o Herr! für dein Geschenk. Wir nehmen es freudig aus deinen zitternden, todesmüden, durchbohrten Händen. Denn wir sind alle Sünder und ermangeln des Ruhmes vor Gott. Wir wollen das Geschenk jetzt ergreifen; jetzt schon wollen wir seinen Trost ausströmen lassen in unser Leben; jetzt in dieser Fastenzeit soll das Paradies sich uns öffnen. Wenn wir auf Golgatha blicken, so sehen wir dein Geschenk an den reumüthigen Sünder mit einer Warnung, welche du nicht ausgesprochen hast, die uns aber die Geschichte zeigt. Du gibst uns das Geschenk mit

der Warnung, seinen Trost nicht auf die Sterbestunde zu versparen. Denn nahe bei dem harten Todeslager, welches dem Schächer zum Bußaltare geworden, auf welchem er das Leben verloren, um im Paradiese es wieder zu finden, steht ein anderes Kreuzeslager, ganz ähnlich diesem; aber der Schächer auf ihm ist nicht mehr durch die schmale Pforte eingegangen in dein Reich.

III.

Seinen neugewonnenen Freund, den Leidensgenossen zu seiner Rechten, nimmt der Herr als erstgebornen Sohn seiner Schmerzen aus dem Leiden sogleich mit sich ins Paradies. Aber er hat ja noch andere Freunde, welche er nicht sogleich mit sich nimmt. Hat er denn keine Gabe, hat er kein Angedenken für seine alten, treuen, ihm längst bewährten Freunde, die er zurückläßt außerhalb des Paradieses auf den Dornenfeldern der Erde? Sein Auge, welches wehmuthsvoll auf seine Feinde gesehen, dann gnadenvoll auf den Schächer geblickt und freudenvoll mit ihm hinübergeschaut in den Frieden des Paradieses, wendet sich nun in Freundlichkeit verklärt seinen Freunden auf Erden zu. Sie erhalten den letzten Blick, welchen das Auge des Heilandes auf die Erde sendet, das letzte Wort, welches sein bleicher Mund mit der Erde wechselt; denn seine spätern Worte sind nicht mehr an Menschen, sondern an Gott gerichtet. Ach, der letzte Blick, die letzten Worte eines Sterbenden sind das kostbarste Unterpfand seiner Liebe. Da sein Blick zum letztenmal auf die Erde fällt, trifft er gerade noch auf die höchste Liebe, welche er auf Erden gefunden hat, auf seine innigsten Freunde, welche so oft mit ihrer Anhänglichkeit und Treue sein bitteres, kummerbeschwertes Leben ihm erheitert und versüßt haben. Aus seinem Blick leuchtete ihnen dafür gewiß ein Dank entgegen, so innig, so warm, so wunderbar groß, daß er ihnen alle Sorge aufwog, welche sie dem Heilande früher im mühseligen Leben gewidmet. Er sieht gerade die beiden herrlichen Menschen neben dem Kreuze stehen, welche immer am lebendigsten und zärtlichsten mit ihm gefühlt und empfunden haben, in deren spiegelreinen und zartempfindenden Herzen die Bewegungen seiner Seele am reinsten nachklangen, die Menschen, welche mit geheimem, sympathischem Zuge an ihn gekettet waren. Er sieht seine Mutter Maria, unter deren Herzen er geruht und in deren Nähe er nun sterben soll, und den jungfräulichen Johannes, den Jünger, welchen er besonders liebte. Sie sind nicht an sichtbare Kreuze genagelt, aber im Geiste, in den Gefühlen des Herzens sind sie mit Jesu in den Schmerzen, bluten sie mit Jesu. Unter dem Kreuze des Herrn sind sie Martyrer geworden.

Diese beiden, welche theilhaben an seinem Leiden, verbindet Jesus miteinander mit dem zartesten und engsten Bande, mit welchem Menschen

umschlungen werden können. Er, in dessen Händen sie wie alle sind, macht sie gegenseitig sich zum Geschenke. Der geprüften Dulderin Maria schenkt er den Johannes zum Sohne; dem Jünger schenkt er die Hochgebenedeite zur Mutter. „Weib," spricht er, „siehe deinen Sohn"; zum Jünger: „Siehe deine Mutter." Und der Jünger besiegelte, was der Herr gesagt; denn „von der Stunde an nahm sie der Jünger zu sich" [1].

Dem Auge des Geistes enthüllt sich in diesen kleinen Worten ein großer Schatz von Wahrheit und Gnade, welcher uns alle nahe angeht. In seinem Blute, in seinem Kreuzestode hat Jesus die Menschheit wiedergeboren, hat die Menschen sich erworben als die Kinder seiner Schmerzen. Alle, welche durch die heilige Taufe, das Bad der Wiedergeburt, neugeboren, eingetaucht sind in Christi Leiden als Kinder und Jünger Jesu Christi, haben Christum zum Vater, stehen mit ihm in inniger Verwandtschaft. Darum sind sie auch verwandt mit Maria, welche die Mutter Jesu Christi ist, aus deren Blut der Leib unseres neuen Stammvaters durch Gottes Schöpferkraft gebildet wurde, und die uns, als sie unter dem Kreuze das Leiden ihres geliebten Sohnes mitlitt, in ihren Schmerzen als ihre Kinder geworben. Jeder, welcher Christum zum Vater hat, hat auch sie zur Mutter. Darum haben mit Recht die heiligen Lehrer unserer Kirche eine zarte und innige, nicht äußere, sondern herzliche Liebe zur hl. Maria jederzeit für ein Zeichen der Auserwählung gehalten.

So strecken wir denn heute unter dem Kreuze Jesu Christi unsere Hände aus zum hinscheidenden Erlöser und rufen an diesem Throne seiner Gnade zu ihm hinauf: „Mach uns auch zu treuen Johannes, mach uns zu wahren Söhnen der hl. Maria, zieh mit deinen liebreichen Händen ihren Strahlenmantel auch über unser Leben, gib uns diese treue Mutter, gib in unsern Herzen die Liebe zu dieser Mutter."

Das sind des Herrn Sterbegeschenke. Was werden wir ihm dagegen schenken? Quid retribuam Domino? Die treuen Freunde Christi haben eifrig unter Thränen, sobald der Haß der Feinde Jesu Christi oder vielmehr, sobald Gottes Rathschluß es erlaubte, ihm die Nägel ausgezogen und ihn vom Kreuze herabgenommen. Entschließen wir uns auch dazu in dieser feierlich ernsten Stunde, welche uns mahnt an die Abnahme Christi vom Kreuze. Auch jetzt wird noch Christus gekreuzigt. Der Apostel spricht von Menschen, welche Christum von neuem kreuzigen. Christen! ehemalige Feinde, nun Freunde, Jünger Jesu Christi, Söhne Christi und Mariä, nehmen wir ihn vom Kreuze, ziehen wir ihm die Nägel aus. Eine alte katholische Stadt in unserem deutschen Vaterlande

---

[1] Joh. 19, 26. 27.

besitzt in einer ihrer Kirchen einen kostbaren Schatz, ein Bild, die Abnahme Christi vom Kreuze darstellend, das Meisterwerk eines überaus frommen Künstlers. Wie es Künstlersitte bei solchen Bildern ist, hat der Künstler auch seine Figur dabei angebracht, und zwar hat er sich dargestellt als einen Jünger, welcher Christo aus einem Fuße den Nagel auszieht. Gefragt, wie er darauf gekommen sei, erklärt er mit der frommen Einfalt und Demuth eines wahren Christen: „Unsereiner hat Christo so manchen Nagel eingeschlagen, der ihn gehindert; es ist wohl an der Zeit, ihm auch einmal einen auszuziehen."

O! wir alle, die wir erlöst sind durch das theure Blut Jesu Christi: es ist hohe Zeit zur Kreuzesabnahme, zum Nägelausziehen! Gehen wir ans Werk! Da der Herr segensreich durch unsere Herzen, unser Leben, unsere Stadt, unser Land hindurchschreiten wollte, — wie oft haben wir ihn gehemmt und ihn festgenagelt durch unsern bösen Willen, durch unser Schweigen, wo wir reden, durch unsere Trägheit, wo wir ihm den Weg bahnen sollten, durch die Aergernisse in Wort und That, welche der Sache Christi schadeten. Liebe Miterlöste, ziehen wir die Nägel aus Christi Füßen, daß er frei und mächtig als der Herr hindurchwandern kann; entfernen wir alle Hindernisse, alle Sünden, alle Greuel; bahnen wir Christo den Weg, daß er das Wort erfüllen kann: „Alles Fleisch soll das Heil Gottes sehen"[1], damit das Heil in der Menschheit sich vollende, damit Christus und seine heilige Sache von Sieg zu Sieg geführt werde und auch von der Durchführung der Erlösung im Leben der Menschen das siegreiche Wort erschallen kann: „Es ist vollbracht!" Amen.

---

[1] Luc. 3, 6.

Das heilige Meßopfer.

(Vorträge, gehalten während der Fastenzeit 1847.)

Göttliche Stiftung der heiligen Messe.

„Wie lieblich sind deine Wohnungen, du Herr der Heerscharen. Es sehnt sich und schmachtet meine Seele nach den Vorhöfen des Herrn. Der Sperling findet sein Haus und die Turteltaube ihr Nest, worein sie ihre Jungen legt; ich finde deine Altäre, Herr der Heerscharen, mein König und mein Gott.“ Ps. 83, 2. 4.

Unsere christlichen Väter in den ehevorigen Jahrhunderten hatten weit mehr als wir, ihre weichherzigen und empfindsamen Söhne, ihre Freude an ernsten und schauerlichen Mahnungen und Schilderungen. Sie verstanden sich noch nicht darauf, niederschlagenden, wehmuthsvollen Gedanken geflissentlich aus dem Wege zu gehen. In jener starken und tiefsinnigen alten Zeit, in welcher man aller Orten den Gedenkzeichen an den Schmerz und die Hinfälligkeit des Lebens begegnete, waren denn auch in allen christlichen Ländern gewisse Gemälde und bildliche Darstellungen sehr bekannt und sehr beliebt, welche man mit einem schauerlichen Namen „Todtentänze“ nannte. Todtentanz — was will dieser Name? Was stellten die Bilder vor, welche mit diesem Namen genannt wurden und heutigentags in ihrem Namen schwerlich eine Empfehlung hätten? Da waren Menschen in glänzendem Anzuge dargestellt und mit mancherlei hohen Abzeichen ausgeschmückt, Menschen mit den sorgenfreiesten und fröhlichsten Gesichtern von der Welt, welche um einen Tisch im Kranze saßen und aus Gläsern und Tassen die perlende und schäumende Labsal schlürften. Während sie sich niedergesetzt haben, zu essen und zu trinken, hat eine andere Gruppe sich hingestellt, zu spielen und zu tanzen. Es geigt und pfeift bei diesen; wie geflügelt schwingt der Tanz sich um, alles ist aufgegangen in der vollsten Lust, in dem lautesten Jubel. Da läßt aber auf einmal ein ungeladener und unwillkommener, ein äußerst verhaßter Gast in den fröhlichen Menschenkreisen sich sehen. Auch er hat hier Ansprüche zu machen, auch er fordert zum Tanze auf. Es ist der Tod. Blindlings fordert er einen, einen Alten oder Jungen, auf zum Tanze. Mit lautem, heftigem Weheklagen folgt widerwillig, mit äußerstem Widerstreben der Eingeladene. Der Tod erfaßt ihn und führt ihn mit sich fort, hinunter in die Grabesgruft, wo Freude und Klage verstummt, wo

alles Leben im tiefsten Schweigen versiegt. Das stellten Bilder vor, wie sie im Mittelalter in verschiedenen Ländern an Kirchen und Kreuzgängen, auch an Palästen und Gehöften und in Sälen hoher Herren vielfältig sich fanden. Ihr schauerlicher Sinn und Gedanke ist nicht schwer zu errathen. Was sie sagen und bedeuten wollen, kann jeder finden. Ach, es ist viel leichter die Wahrheit finden als sich mit ihr befreunden. Blicken wir in die Heilige Schrift, so hat schon in altersgrauer Vorzeit der fromme Dulder Job die Hauptzüge eines solchen Todtentanzes gezeichnet, da er die ernsten Worte spricht: „Sie haben Pauken und Harfen und freuen sich beim Klange der Pfeifen. Sie bringen ihre Tage in Wohlleben zu und fahren in einem Augenblicke ins Todtenreich.“ [1]

Ein solches Bild nun, einen solchen Todtentanz haben, so bedünkt es mir, die letztverlebten Tage vor unsern Augen aufgerollt. Da waltete die Freude, da neckte ungezügelt der freie Scherz, da tobte überströmend über die sonst bezeichneten Grenzen die lauteste Lust. Klang und Sang schwirrte durch die Nacht; der Tanz lebte auf und flog durch die hellerleuchteten Säle. Es ist, als ob die Menschheit wieder ein Paradies sich gegründet auf Erden. Die Armut und Noth des Lebens, allerdings groß und bedenklich genug, die dornenvollen, stechenden Kümmernisse und Sorgen, welche wie Gespenster sonst auf der Ferse den Menschen zu folgen pflegen — sie sind einstweilen beiseite gethan und draußen vor die Thüre des neu aufgefundenen Paradieses gestellt. Da schallt aber auch in dieses falsche und trügerische Paradies die Stimme hinein, welche einst in dem wahren Paradiese so verhängnißvoll gesprochen: „Mensch, du bist Staub und wirst wieder zu Staub werden.“ Und wie Riesen recken, aufgerufen von dieser Stimme der Kirche, die ernsten Todesgedanken sich auf. Asche, Särge und Gräber steigen in der Ferne empor. Von dem Todesgedanken erfaßt, wird der Mensch hingeführt an die Gruft, um welche nur noch Cypressen und Trauerweiden grünen, keine irdische Freude und Hoffnung mehr blüht.

„Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und wieder zum Staub zurückkehren wirst.“ Diesen Spruch setzt unsere Kirche über den Eingang, über die Thüre der heiligen Fastenzeit. Sie beginnt die heilige Zeit mit dieser ausgemachten, bei allen Menschen feststehenden Wahrheit, mit einer Wahrheit, über welche niemand mit ihr hadern, die kein Ungläubiger, kein Aufgeklärter, kein Radicaler und wie die Parteien heißen mögen, angreifen und läugnen kann. Die Sache ist ein- für allemal gewiß, und was von Ungewißheit sich an die gewisse Sache hängt, das macht die Sache nicht leichter, sondern nur schwerer und schrecklicher.

[1] Job 21, 12. 13.

Ungewiß vor allem und verhüllt ist uns das Stündlein unseres Todes. Darum sagten unsere Väter in sinnigem Sprichworte, der Tod halte keinen Kalender. Der Heiland aber mahnt: „Sehet zu, wachet und betet; denn ihr wisset nicht, wann die Stunde da ist.“ „Was ich aber euch sage, das sage ich allen: Wachet!“[1] Das aber fühlen wir alle, daß die ungewisse Stunde im besten Falle nicht weit entfernt ist. Schnell wie ein abgeschossener Pfeil fliegt die Lebenszeit dahin. Ach! die Wochen, die Tage unserer Kindheit kamen uns noch lange vor, als wären sie noch etwas. Denn ruhig hingegeben den Augenblicken, in harmloser Heiterkeit genossen wir der hinrinnenden Stunden. Aber wie schnell und traumflüchtig entkommen uns unvermerkt jetzt unter der Hand die Tage; wie wenig befriedigt uns, was sie bieten, wie drängen sie einander in den Arbeiten und Ansprüchen, in der stürmischen Hast des vielbeschäftigten, spätern Lebens! Wahrhaftig, es kommt uns so vor, als ob die Tage, die Wochen, die Jahre kürzer würden mit unserer Lebensfrist. Nur 80 bis 100 solcher pfeilgeschwinden Jahre, und unsere Herzen alle sind längst gebrochen. Es werden dann andere Menschen über unsere Straßen ziehen und die Gewerbe treiben; andere Könige werden das Scepter führen, andere Bischöfe die unsterbliche Kirche regieren, andere Priester an jenen Altären opfern, andere Prediger auf dieser Kanzel das Wort des Herrn verkündigen, welches nimmer vergeht. Nichts ist mehr von uns auf Erden als der Segen oder das Verderben, welches unser jetziges Leben und Wirken gestiftet, und wenn einer von uns wiederkommen könnte, einsam und fremd würde er sich finden hier auf dem Boden unserer Heimat, in dieser Luft, welche wir so oft eingeathmet. „O Tod, wie bitter ist dein Andenken dem Menschen, welcher den Frieden findet in seinen Gütern.“[2] Ja, wie streift der Gedanke an ihn den irdischen Gütern ihren Reiz ab, wie dringt er mit Unruhe und Angst in den Frieden des sinnlichen Menschen ein. Das Auge wird trüb, das Herz wird schwer, die Sonne der irdischen Freude und Lust geht eilig unter, die Nacht sinkt, und der Todesgedanke steht heute in unsern Kirchen da, ernst und schwermüthig wie der Mond, der sein schlummerndes, blasses Licht ausstreut über ein Leichenfeld.

Warum aber weckt die Kirche heute dieses bittere Angedenken? Warum greift sie hinein und heißt die Freude stillestehen? Warum streift sie unbarmherzig dem Irdischen seine Reize ab und begräbt alles in Nacht und Dunkel, im Todesschatten? Wenn in dieser irdischen Welt die Sonne untergegangen ist, wenn die Nacht heraufzieht und mit ihrem Dunkel den kleinen Tand der Erde zudeckt, dann erst entfaltet der Himmel seinen Wunderschein, dann treten aus dem Dunkel die stillen Sterne rings um

[1] Marc. 13, 33. 37. [2] Sir. 41, 1.

uns hervor, dann leuchten und flimmern sie hernieder wie alte, traute Bekannte einer bessern Welt. Gerne schaut das Auge hinauf, nicht mehr festgehalten von den bunten Gestalten des Tages, und Ahnungen eines höhern Lebens ziehen durch jedes Menschen Brust.

Geliebte im Herrn! So einen Himmel voller Sterne, voll heiliger Lehren und Gnaden hat der Heiland über der ganzen Geisterwelt ausgespannt und gewölbt. Das ist der Himmel, von welchem in höherem Sinne, wie der Apostel lehrt, schon der Psalmist singt: „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes, und seiner Hände Werk verkündigt das Firmament. Ueber die ganze Erde ist ihr Schall ausgegangen und ihre Worte bis zu den Grenzen der Erde.“ [1] Und wenn die Erde ihren Reiz verliert, wenn sie vor dem Gedanken des Todes ins Dunkel sinkt, dann heben wir gerne unser Auge empor zu der ewigen Wahrheit des Christenthums; auch dann leuchten Christi heilige Lehre und Gnade desto traulicher und wärmer, desto kräftiger und tiefer uns in die Seele hinein. Wenn die irdische Glorie unter unsern Händen zusammenbricht, dann breiten wir gerne die Arme nach einem unvergänglichen Besitzthum aus, nach Gütern, welche der irdisch gesinnte Mensch nicht kennt, an die er nicht glaubt. Wenn die Scheingüter dieses Lebens in der Ferne verschwinden, dann erscheinen dem armen Pilger hienieden wie von ferne die Berge einer andern Welt, die Zinnen und Thürme der ewigen Stadt Gottes, und er begrüßt in ihnen mit Freuden seine bessere Heimat. Solch heilige Gefühle und Stimmungen zu wecken, dazu hat die Kirche heute die Asche gezeigt, den Tod hingestellt als Thürwächter an den Eingang der heiligen Fastenzeit. Wenn der Tod seine Mission erfüllt, wenn er euch die Nichtigkeit des Irdischen gezeigt, euer Herz in Ernst versenkt, es mit wehmuthsvollen Gedanken aufgefurcht, mit höherer Sehnsucht erfüllt hat, dann ergeht in der heiligen Zeit der Ruf des Herrn insbesondere an uns Priester, die wir als geweihte Boten Christi Zeugen und Herolde sein sollen von einem höhern Leben. Dann sollen wir euch zeugen von dem Frieden und der Freude, welche die Welt nicht geben und nicht nehmen kann, von den bessern Gütern, welche über den Gräbern, hoch über der Nichtigkeit der Erde stehen.

Es wird nun in unserer heiligen katholischen Kirche nach einem uralten und allgemeinen Gebrauche der Hauptgottesdienst im eigentlichen Sinne über Gräbern gefeiert. Ueber Gebeinen verstorbener Brüder und Schwestern wird das heilige Meßopfer gefeiert. Sehet rechts und links die Altäre stehen, auf welchen es geheimnißvoll vollzogen wird. Die Altartische haben die ernste Gestalt der Särge; und nicht nur ist es die äußere Gestalt, welche etwa nur die Erinnerung weckt: nein, sie sind

---

[1] Ps. 18, 1. 5.

wirklich und wahrhaft Särge und schließen in ihrem Innern als verborgenen Schatz die Gebeine von Märtyrern. Auf Särgen, auf dem Tode und der Hinfälligkeit dieses Lebens wird das heilige Opfer gefeiert, in welchem Christus mit allen Gnaden erscheint, in welchem der Himmel erbarmungsvoll herniedergezogen wird in die Schwäche und das Elend, in den Tod und die grausige Asche der Erde. Unten Sarg und Gebeine, droben die Gaben des ewigen Lebens; unten der Tod, welcher aus der Sünde stammt, droben im heiligen Opfer der Segen der Erlösung.

So mögen wir denn auch aus der Aschermittwochsbetrachtung von dem niederschlagenden Anblicke der Asche und der Gebeine, aus den Todesgedanken, welche dieser Tag geweckt und in uns ausgestreut, unsern Blick zu diesem gnadenvollen Opfer erheben und ihn für die Mittwoche der heiligen Fastenzeit in der Betrachtung der heiligen Messe festhalten. Ueber die heilige Messe werde ich, so Gott will, an den Mittwochen der Fastenzeit zu euch reden. Ich finde mich dazu um so mehr veranlaßt, als schiefe Ansichten, arge Verkennungen in Hinsicht auf diesen Hauptgottesdienst unserer Kirche so vielfach uns begegnen. Nicht will ich erinnern an die verkehrten Auffassungen Andersgläubiger, an die wunderlichen Gedanken und Vorstellungen, welche sie über die heilige Messe sich machen, an ihren ungerechten Tadel, ihr blindes, verwerfendes Urtheil. Diese ehrfurchtgebietende Stätte müßte mich schon zurückhalten, die Ausdrücke des bittern Hasses und Hohnes, der tiefen Verachtung, der boshaften Verleumdung zu wiederholen, mit welchen manche von ihnen in Rede und Schrift das überschüttet haben, was dem Katholiken das Heiligste ist. Aber auch manche Katholiken finden hier Anstoß. Sie können es nicht begreifen, warum die Kirche in ihrem Cultus Gebete und Opfer höher anschlägt als die Predigt, warum sie nicht im Einklang mit dem Geiste dieser Zeit, den eben nicht die Töne des Gebetes anziehen und der mehr redselig als opferselig ist, der einzig und allein auf das Wort und die Rede wie auf eine Zaubermacht vertraut, der alles sich beugen müsse, warum die Kirche nicht auch die Springkünste der Beredsamkeit weit mehr in Bewegung setze, die Rede voransetze und die Hauptsache bei den gottesdienstlichen Versammlungen der Katholiken sein lasse. Daß auch in der heiligen Messe eine reiche Menge hoher und erhabener Gedanken zur Seele der kundigen und ernsten Katholiken spreche, daß auch die Handlungen hier eine himmlische Beredsamkeit führen, daß hier eine heilige Gewalt ausgeübt wird, davon haben sie keine Ahnung. Mit dem Blicke der Gleichgiltigkeit schauen sie hinein wie in eine fremde, völlig unverständliche und unbegreifliche Welt. Wenn ihre Auffassung die rechte wäre, dann bestünde das Ganze aus zufällig aneinander gereihten Kniebeugungen, Verneigungen und ähnlichen überflüssigen Ceremonien und aus unverständlichen Lauten einer

fremden Sprache, welche am Auge und Ohre spurlos vorübergleiten und keinen erhebenden, heiligen Eindruck zurücklassen.

Ich aber übernehme es wohlgemuth und freudig, im Vertrauen auf Gottes Beistand, euch zu zeigen, welch ein reicher Segen von jeher von den katholischen Altären ausgegangen ist, welchen mächtigen, in seiner ganzen Größe unberechenbaren Einfluß die heilige Messe ausgeübt hat und ausübt auf das Leben, auf die sittlich-religiöse Bildung und Erhebung der Menschheit, wie auch sie in der ersten Reihe der Mittel steht, mit welchen unsere heilige Kirche die christliche Civilisation in der Welt eingeführt und in ihr erhalten hat, wie durch die großen Thatsachen und Wahrheiten, welche in der heiligen Messe vollzogen werden und sich darstellen, die Keime der schönsten christlichen Tugenden in die Herzen gesenkt und gepflegt werden.

Heute begnügen wir uns, die göttliche Stiftung der heiligen Messe in ihren Hauptheilen für alle Zeiten und das Wohlthätige eines solchen von Gottes Hand vorgezeichneten und gegebenen, durch alle Zeiten in der ganzen Ehrwürdigkeit einer göttlichen Einsetzung fortdauernden Gottesdienstes zu betrachten. In den fünf folgenden Predigten werde ich sprechen: zuerst, weil dies doch das Herz und die Seele der heiligen Messe ist, über die wirkliche und wahrhafte Gegenwart unseres Herrn und Heilandes im heiligsten Sacramente und von dem Einflusse dieser geheimnißvollen Gegenwart, von dem unbedingten Glauben an Christi Wort, den dieses Geheimniß fordert und der stets ein auszeichnender Zug der katholischen Kirche gewesen, und von der eigenthümlichen, heiligen Ehrfurcht und Begeisterung, welche, von der Gegenwart Jesu Christi in der tiefsten Tiefe der Seele geweckt und entzündet, die Stätte des heiligen Opfers, den Tabernakel des Herrn umgeben, verschönern und verklären. Zweitens sodann werde ich reden über die Aufopferung Christi in der heiligen Messe und den Geist der Aufopferung, das treue Abbild des Geistes Christi. Drittens werden wir betrachten die heilige Communion, den dritten Haupttheil der Messe, als das wunderbare Band jener heiligen Gemeinschaft und Bruderschaft, welches alle Katholiken umschlingt. Viertens werden wir das Gebet ins Auge fassen, welches sich vielgestaltig in mancherlei Wechsel durch die heilige Messe durchflicht. Fünftens endlich werden wir reden von der Verkündigung des Evangeliums und der Predigt des göttlichen Wortes, wie sie seit den Zeiten der Apostel ganz natürlich und wie von selbst sich angeschlossen haben an den Haupttheil der heiligen Messe und immerfort wie unzertrennliche Gefährtinnen mit ihr verbunden geblieben sind.

So gehe also unsere Betrachtung vom Altare aus und kehre immer wieder zu ihm zurück.

I.

Durch weite Ländergebiete, durch Thäler und Ebenen zieht, unbekümmert um die Grenze der Reiche und ihren Wechsel, um die verschiedenen Sitten und Sprachen, ein breiter, majestätischer Strom seine Wogen hin. Er tränkt weithin die Fluren mit dem Segen seiner Wasser und trägt auf seinem Rücken in den Schiffen die Erzeugnisse ferner Länder. An seinen Ufern siedeln fröhliche Menschen sich an; es herrscht an ihm ein lautes Leben. Städte, hohe Dome spiegeln sich in seinen klaren Fluthen. Er ist ein schützender Wall gegen feindliche Einfälle, und zugleich verbindet er weit auseinanderliegende Städte und Gegenden friedlich und freundlich wie mit einem silbernen Bande miteinander. Von wannen kommen seine Wellen? Weit entlegen, fern auf Bergeshöhen, wo der Himmel sich zur Erde zu neigen scheint, springen still und verborgen an heimlicher Stätte die Quellen, klein und unscheinbar. Sie winden sich anfangs mühsam fort durch Steingerölle und Felsbrüche, verschwinden in Schluchten und werden von den Schatten wilden Gesträuches bedeckt, fallen schäumend herab an Abgründen und Felsenzacken, und erst weit vom Ursprunge fließt endlich der volle Strom in fester Sicherheit und Fülle ausgedehnt in breitem Bette hin.

Ein reicher, großer Strom von Segen und Gnade ergießt sich in der heiligen Messe über die weiten Erdenräume hin, über welche die katholische Kirche sich erstreckt. Zu ihr eilen die Katholiken und lassen sich nieder an ihrem Segen. Für sie insbesondere sind die katholischen Kirchen gebaut, und die katholische Kunst ist nur Dienerin der hehren Geheimnisse, welche in der heiligen Messe gefeiert werden, ja manche Städte und Ortschaften haben um die heilige Messe her sich angesiedelt. Zuerst stand die Kirche da in Wald und Wildniß. Um sie haben Ansiedler sich eingefunden und nachbarlich sich angebaut. Als Schutzwehr gegen die Gefahren und Nöthen, welche unser Leben und Heil bedrohen, ist das heilige Opfer hochgeehrt und geliebt als der gemeinsame Gottesdienst aller Länder und Zeiten; erhaben über alle Grenzen irdischer Herrschaft, über alle Verschiedenheiten der Sprachen und der Volksthümlichkeiten, umschlingt dasselbe alle Katholiken trotz aller Fernen der Räume und der Zeiten mit dem Bande der wundervollsten Einheit, welche es auf Erden gibt. Woher stammt dieser Strom so vielfachen Segens? Wo ist der Ursprung der heiligen Messe? Da müssen wir mit unsern Erinnerungen hinaufsteigen, hoch hinauf durch die Vergangenheit hindurch in eine altersgraue Zeit, in jene ewig gepriesenen, heilgekrönten Tage, als in Jesus Christus wahrhaft der Himmel sich zur Erde herabneigte und Gottes Erbarmung und Menschenfreundlichkeit sichtbar unter uns gewohnt hat. Auf dem Höhepunkte des Lebens Christi hienieden, am Ziele seiner

Tage, liegt der heilige Ursprung unseres katholischen Gottesdienstes. Aus dem Morgenlande kommt die lebendige, nie versiegende heilige Messe, von der Bergeshöhe, auf welcher die Gottesstadt des Alten Bundes, Jerusalem, ruht. Der Herr stiftet das heilige Opfer, das einst Segen und Gnade über die ganze Erde ausströmen sollte, in der zurückgezogenen, ruhmlosen Stille eines Speisesaales, im Dunkel des späten Abends, im schrecklichern Dunkel der Leiden, welche über den Abend des Lebens Christi hereinbrechen sollten, als die furchtbarste Nacht anbrach, welche je gewesen, solange die Erde steht, die in ihrem dunkeln Schoße eine Sünde trägt, welche nur einmal möglich war. Denn während der Herr mit seinen Jüngern im Saale um den Tisch sitzt, sitzen in derselben Stadt seine Feinde zusammen, die Schriftgelehrten und Aeltesten, die Ritter der höllischen Tafelrunde, im Hause des Kaiphas wie Kreuzspinnen lauernd. Sie haben schon das Haus des Hohenpriesters zu ihrer Mördergrube gemacht, schon haben sie ihre Pläne ausgebrütet, schon ihre Netze ausgespannt, welche das heiligste Leben umgarnen sollten. Und die Hand des Verräthers Judas reicht selbst an Christi Tisch heran. Seinem teuflischen Hasse begegnet das höchste Erbarmen, dem Rathschlusse teuflischer Bosheit der Rathschluß einer Liebe ohne Maß und Schranken.

Da sitzt der Herr und um ihn wie Oelzweige ziehen sich seine einfachen Kinder, die Apostel, um seinen Tisch herum. Da sitzt das Haupt der Kirche, um ihn die junge Kirche, die Erstlinge seiner Gläubigen. Der Herr weiß, daß die Stunde gekommen, wo er aus der Welt gehen soll. Da schließt er als Sterbender sein Testament ab, der scheidende Vater mit seinen Kindern, in klaren Worten, wie es in solchem Falle zu geschehen hat. Er übergibt der Kirche, seiner geliebten Braut, als theures Vermächtniß seine höchsten Güter. Wohl sitzt er arm als Gast in fremdem Hause, im Saale, welcher eines andern Eigenthum heißt; dennoch ist er unermeßlich reich. Durch ihn ist alles erschaffen, was erschaffen ist, durch ihn ist die Erde gegründet und das Himmelszelt ausgespannt über den weiten, schöngeschmückten Saal unserer irdischen Wohnung. Und wir neigen unser Ohr, die Worte seines Testaments zu hören, wie die Kinder mit bekümmertem Herzen auf die Lippen des sterbenden Vaters sich niederneigen, um seine letzten Worte aufzufangen und keines derselben zu verlieren, um die letzten Töne der erlöschenden Stimme, seinen letzten Willen klar und ganz zu vernehmen. Da gibt er der Kirche zuerst das reiche Erbe seines heiligen Beispiels.

Siehe, er legt sein Obergewand ab, er umgürtet sich mit der Schürze des Wärters, er füllt mit Wasser ein Becken, und so kniet er mit diesen demüthigen Abzeichen und Bildern der Dienerschaft vor den armen Aposteln nieder, beugt sich über ihre Füße hin, wäscht ihre Füße und trocknet sie ab. Dann nimmt er sein Oberkleid wieder und spricht zu den

staunenden Aposteln: „Wisset ihr, was ich euch gethan habe?" Ach, wie mancher weiß sehr viel und weiß das nicht! Wie mancher kennt diese Geschichte, die ganze Heilige Schrift, und weiß das doch nicht! „Ihr nennet mich Meister und Herr, und ihr redet recht, denn ich bin es. Wenn nun ich eure Füße gewaschen habe, ich, der Herr und Meister, so sollt ihr einer des andern Füße waschen. Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß, wie ich euch gethan habe, so auch ihr thuet."[1] Es ist das heilige Beispiel seiner Demuth, welches er der Kirche als Erbtheil hinterläßt.

Aber der Herr läßt sich nicht nur nieder und beugt sich zur Erde zu den Füßen seiner Jünger; er wollte unser Fußschemel sein, auf welchem wir zum Himmel steigen, er wollte unser Weg sein zum Vater, wie er selbst es gesagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."[2] Der Weg kommt unter die Füße, der Weg wird getreten. So gab er sich hin, ließ von aller Verfolgung seinen heiligen Leib zertreten; nur über seinen zertretenen Leib, nur über sein heiliges Kreuz führt der Weg zum Himmel. Er gibt der Kirche als Erbschaft das Beispiel der unaussprechlichen, unausdenklichen Liebe, der Liebe, mit welcher er seinen Leib geopfert. „Ich gebe euch ein neues Gebot. Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe. Eine größere Liebe als diese hat niemand, daß er sein Leben läßt für seine Freunde."[3]

So gibt er der Kirche seine Demuth, seine Liebe als schönsten Schmuck, als höchsten Reichthum mit in die hoffärtige und selbstsüchtige Welt. Auf diesen Tugenden soll all ihre Stärke ruhen, aus ihnen soll aller Sieg ihr quellen, mit ihnen soll sie die Welt erobern. „Gib mir einen Ort, wo ich stehe," rief einmal ein heidnischer Weiser im Vertrauen auf die Macht der Wissenschaft aus, „und ich will die Welt aus den Angeln heben." In den Besitz der Demuth und Liebe setzte der Herr seine Kirche, und sie hat die alte Weltordnung aus den Angeln gehoben und das Angesicht der Erde erneuert. Aber noch ist das Testament des Herrn an seine Kirche nicht vollendet. Nicht nur soll die Kirche das reiche Erbe seines heiligen Beispieles empfangen, nicht nur soll sie das Bild seines demüthigen und liebreichen Lebens und Sterbens in ihrer Erinnerung und in ihrem Herzen bewahren; nein, Christus selbst, wie er auf Erden leibt und lebt, will in seiner Kirche lebendig bleiben. Wie er bisher dagewesen im Kreise der Jünger, so kann er nicht bleiben; denn er steht am Ziele des Lebens und schließt am Ende des Lebens sein Testament ab. In handgreiflicher Sichtbarkeit kann er nicht bleiben, da

---

[1] Joh. 13, 12—15. [2] Joh. 14, 6. [3] Joh. 15, 12. 13.

er ja gerade aus der Sichtbarkeit hinweggehen soll zum Vater. Darum verbirgt er wundervoll seine Gegenwart unter der Hülle fremdartiger Gestalten. 33 Jahre ist er hienieden gewallt, ist emporgewachsen, ist gewandert, hat gelehrt, ist gestorben. In welchem Zeitpunkte will er sich darstellen, welchen vorübereilenden Zeitpunkt seines Lebens ergreifen und für immer befestigen? Seine Demuth, seine Liebe hat er der Kirche gegeben. Er nimmt nun den Punkt, da er am tiefsten sich verdemüthigte, da seine Liebe am höchsten aufflammte, d. i. den Zeitpunkt seines Opfers am Kreuze in seinem Tode. Diesen Zeitpunkt hält er fest. Als solches Opfer will er schweben vor den Augen der Kirche in tiefster Demuth und höchster Liebe und will dann in die Herzen der Gläubigen sich niedersenken mit aller Demuth und Liebe seines Opfertodes, daß er in ihnen lebe und sie in ihm, daß er auch in der armen erschöpften Menschenbrust seine Demuth und Liebe pflanze. Er verwandelt kraft seines allmächtigen Wortes das Brod in seinen Leib, den Wein in sein Blut, opfert seinen Leib und dann sein Blut seinem himmlischen Vater auf und reicht es den Jüngern als die Speise des neuen Lebens. Das alles sprechen seine Worte aus: „Nehmet hin und esset; dies ist mein Leib, der für euch gegeben, d. i. geopfert wird." „Trinket alle daraus; denn dies ist mein Blut des Neuen Testamentes, das für viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden."[1] Und wie er vorher, da er die Kirche für alle Zeiten in das Erbtheil seiner Demuth und seiner Liebe eingesetzt, gesagt hat: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, auf daß, wie ich euch gethan habe, so auch ihr thut"; „Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebet, wie ich euch geliebt habe", so ergeht auch nun sein Gebot: „Dies thut zu meinem Andenken."[2] Und was ist die heilige Messe anders in der Kirche als die lebendige Vollziehung dieses Auftrags Jesu Christi? Was ist sie anders als diese Geschichte, ausgehend aus dem engen Saale und auf dem Strome der Zeit fortgetragen, bis der Herr wiederkommt und die eilenden Wellen der Zeit übergehen in die unbewegliche Ewigkeit?

Reisende, welche die Hochebenen des fernen Ostindien durchwandert haben, schildern mit Entzücken ein seltsames Schauspiel, welches dort sich öfter begibt. Wenn ein weiter, dichter Nebelschleier die Erde umzieht, spiegelt ein Haus oder Schloß sich in der Luft ab, so daß ringsum Häuser und Schlösser prangen. Das ist nur eine liebliche Täuschung. Als aber Christus sprach: „Dies thut zu meinem Andenken", sah er in der nebelumschleierten Zukunft den Saal, in welchem er saß, sich abspiegeln in tausend und tausend katholischen Kirchen rings um ihn her über der ganzen Erde. Denn was sind eigentlich und in ihrer höchsten Würde,

---

[1] Luc. 22, 19. 20. [2] Luc. 22, 19.

im rechten Lichte betrachtet, die Tempel der katholischen Christenheit anders als was dieser Saal gewesen? Was anders ist diese ehrwürdige Kathedrale, welche ihren Bau weit auseinander gethan, euch alle zu umfassen; was anders ist die Peterskirche in Rom, welche in glänzendem Schmucke ein zweiter Himmel in den Himmel steigt; was anders der Kölner Dom, der Stolz und das Wunderwerk unseres deutschen Vaterlandes, gleichsam der versteinerte Hymnus, welcher einer großen Vorzeit aus dem Herzen gestiegen: was sind diese Kirchen anders als jener Saal zu Jerusalem? Es ist, als ob jener Saal, in welchem wir die erste christliche Kirche begrüßen, von der Größe der Geheimnisse, welche er umschloß, begeistert sich erhoben und ausgedehnt und sich ausgeschmückt habe als die Wohnung Gottes unter den Menschen. Bald soll der Gottesdienst im Tempel von Jerusalem für immer enden, die strafende Flamme als Rächer Gottes ihn in den Staub werfen, die opfernde Hand des Priesters sinken. Siehe, da grünt und blüht in Jerusalem, dicht an der Seite des altersgrauen Tempels, ein frischer, neuer Gottesdienst auf. Der Herr legt ein neues Opfer in die Hand der Kirche. Gott ist ein Gott des Trostes; ehe er das Alte nimmt, stellt er schon weise und liebreich das Bessere hin.

II.

„Es ist eine schöne Sache, daß das Herz fest werde." „Der Mensch bitte im Glauben, ohne zu zweifeln; denn wer zweifelt, gleicht der Meereswelle, die vom Winde bewegt und umhergetrieben wird."[1] Mit diesen Worten zeichnet die Heilige Schrift den Frieden und das Glück der Gewißheit, die bange Unruhe und Qual des nagenden Zweifels, der lähmenden Ungewißheit in der heiligen Angelegenheit und Beziehung zu Gott. Diese Zerrissenheit der Unruhe und der Sorge, diese Verlegenheit, dieses schmerzhafte Hin- und Herwogen in Ungewißheit geht als trauriger, finsterer Zug durch den Gottesdienst der Heiden. Im Gefühle der Abhängigkeit von höherer Macht, vom Bewußtsein der Sünde gepeinigt, blickten auch sie sehnsüchtig nach dem Himmel auf, auch sie hatten das Bedürfniß zu beten. Alle Länder, die Bergeshöhen und Thäler, die Schatten der Haine, das Dickicht der Wildniß, zierlich gebaute Tempel waren die Zeugen ihres emsigen Gottesdienstes, ihrer religiösen Feierlichkeiten, ihrer verschiedenen, oft kläglich verirrten Andachtsformen. Aber ob es auch so recht gethan sei, ob es den höhern Mächten gefalle, was sie thun und üben? Keine Stimme vom Himmel antwortete auf diese Frage. Aengstlich sehen wir sie ihren Gottesdienst wechseln, zu andern Opfern greifen, ob sie etwa mit diesen glücklicher seien. Ach! der Mensch befriedigt sich nicht an

---

[1] Jac. 1, 6.

dem Gottesdienste, welchen sein Bedünken und Gefallen gemacht, mit welchem er in eigenem Willen an der Pforte des Himmels pocht. Er möchte Gottes Willen kennen, er will ihn vorgezeichnet haben von höherer Hand.

Im Alten Bunde nun hatte Gottes Hand selbst den Gottesdienst und die Opfer den Juden vorgezeichnet. Aber sie wußten es: werthlos waren ihre Opfer an sich. Ihr ganzer Gottesdienst wies nur in der Ferne der Zukunft hin auf einen bessern Gottesdienst, auf ein reines Opfer. Der Prophet Malachias hatte, vom Heiligen Geiste erleuchtet, ihnen laut genug das Ungenügende ihrer Opfer vorgehalten. „Ich habe kein Wohlgefallen an euch, spricht der Herr der Heerscharen, und ich nehme keine Opfer an aus euren Händen. Denn vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange wird mein Name groß werden unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert und ein reines Opfer dargebracht werden; denn groß wird mein Name werden unter den Völkern."[1] Die Juden pflegten in alter Zeit von der Heiligen Schrift des Alten Bundes zu sagen, daß an jedem ihrer Worte Berge hängen. Und wahrlich, schwer wie ein Fels mußte dieses Wort ins Herz ihnen fallen, daß es in Unruhe, in Verlangen und Sehnsucht nach dem bessern Opfer wogte.

So geht die Ungewißheit, die Unruhe, die unbefriedigte Sehnsucht durch die alte Zeit. Wer wird die Angst beruhigen, wer die Sehnsucht stillen? Der hl. Thomas von Villanova, welcher vor 300 Jahren der Kirche von Valencia als Erzbischof vorstand, erzählt, daß er eines Tages dringend an das Bett eines Sterbenden gerufen wurde, welcher ihm noch eine wichtige Eröffnung zu machen habe. Da er erschien, erzählte der Sterbende unter Betheuerung der Wahrheit, daß er in der Frühzeit seines Lebens dem Judenthum angehört und sich mit einem jungen Freunde sehr oft in Gespräche über den Messias vertieft habe. Einmal seien sie auf freiem Felde niedergekniet und hätten flehentlich gebetet, wenn der Messias schon erschienen, so möge Gott gnadenvoll sie an ihn weisen. Und der einst mit dem Sterne die Könige geführt, er erhörte ihre Bitte. Aus düsterem Gewölke trat, umstrahlt von Licht, heraus ein Kelch, darauf eine Hostie. Sie folgten dem glänzenden Fingerzeige und gingen ein in die Kirche. So erzählte, die Wahrheit betheuernd, der Sterbende. Ihm gleichen in Sehnsucht und Verlangen alle bessern Menschen der alten Zeit vor Christus. Sie bangen, sie sind ungewiß, sie zagen mit ihren Opfern. Sie wünschen Aufschluß vom Himmel. Siehe da Kelch und Hostie im Saale zu Jerusalem. Kelch und Hostie zeigt die Kirche aller

---

[1] Mal. 1, 10. 11.

Orten. Die heilige Messe hat der Herr als theures Erbe ihr gegeben. Christus ist unser Opfer, Christus, über welchem der Himmel sich aufgethan. Ueber diesem Opfer liegt ein klarer Himmel, ruht Gottes Wohlgefallen. Nicht mehr schwankt in Ungewißheit der Gottesdienst, nicht mehr geht in die Ferne die Sehnsucht. Die Sehnsucht ist gestillt; die Ungewißheit hat Ruhe gefunden. Ruhet nun, versenkt in diesen Gottesdienst!

Sehet die ewig frische, nie alternde Macht, mit welcher das heilige Meßopfer alle katholischen Herzen anzieht, die katholischen Völker um seine Altäre sammelt. Schon vor Tagesanbruch geht in unsern Kirchen die Morgenröthe auf. Es rufen die Glocken zum heiligen Opfer, und bald erscheint da und dort Licht an dem Fenster. Ueber den knitternden Schnee gehen eilig die Schritte nach dem Gotteshause hin, noch schaut der Mond hoch vom Himmel herab. „Glücklich steht auf bei frühem Morgenroth, wer nach dem Guten trachtet.“ Ueberall bewährt das heilige Opfer die anziehende Kraft, ob es nun in den Marmorhallen von St. Peter zu Rom gefeiert werde in strahlenden Gewändern unter tausend Fackeln, von den Meisterwerken christlicher Kunst umgeben, von Blumen und Blüthen wie mit einem Feuerkleide umwoben, oder ob es schmucklos und ärmlich vollbracht werde in einem Bretterverschlag oder unter Baumpflöcken, welche die Hand von Neubekehrten um den opfernden Missionär ärmlich aufgerichtet, — ein sprechendes Zeugniß, daß die Katholiken nicht an den Aeußerlichkeiten, sondern an der Sache halten, und daß nicht der Zauber des Schmuckes, sondern die Sache selbst sie anzieht. Und wer hätte nicht aus seinen Kinderjahren die süßesten und reinsten Erinnerungen an die Feier der heiligen Messe, wenn er sie auch damals nur in einer ärmlichen Dorfkirche sah!

Diese anziehende Kraft ist nicht von heute und gestern her und morgen vielleicht erstorben. Es ist nicht die Scheinkraft des Neuen. Schon vor mehr denn anderthalbtausend Jahren zog das heilige Opfer unsere Väter zu sich heran mit einer Macht, die größer war als alle Schrecknisse der Verfolgungen, welche öfters in die friedliche Feier der heiligen Messe einbrachen. Also erzählt der hl. Dionysius von Alexandrien, der im dritten christlichen Jahrhunderte lebte: „Da wir von allen gehetzt, von allen unterdrückt wurden, auch damals unterließen wir nicht die heilige Feier. Jeder Ort, wo wir unsere verschiedenartigen Kümmernisse, voneinander gerissen, ertrugen: das Feld, die Einöde, das Schiff, die Herberge der Thiere, dienten uns als Tempel, das heilige Opfer zu feiern.“ Ja die Geschichte des Martyrerpriesters Lucius erzählt, wie er, um die fromme Sehnsucht der Christen zu stillen, im Gefängnisse auf seiner eigenen Brust, da keine andere Stätte sich darbot, das heilige Opfer vollzog. Damals, als der Sturm der Verfolgung über die ganze Erde tobte, zog der Strom des Segens und der Gnade im heiligen Opfer in

die Schluchten und unterirdischen Gänge hinein, so wie dies heilige Opfer viel später, verfolgt vom Protestantismus, in England auf die Dachstübchen hinaufflüchtete. Aber auch in dieser äußersten Noth war seine anziehende Kraft nicht gebrochen. Die Katholiken zogen hinab in die Höhlen, in die Katakomben und kletterten hinauf unter die Balken des Daches, für diejenigen zu beten, deren Grimm ihr Heiligstes in die elendesten Winkel hinweggescheucht und die sich breit machten in den Kirchengebäuden, welche die katholische Frömmigkeit erbaut hatte.

Man hielt es für so leicht, diese anziehende Kraft des katholischen Gottesdienstes zu überbieten. Diese Kirchenordnungen, welche vor 300 Jahren den Gottesdienst der Andersglaubenden in unserem deutschen Vaterlande bestimmten, hofften das leicht zu vermögen. Da war so vieles, was gute Wirkung versprach. Man machte den Gottesdienst kürzer, man vertauschte die lateinische Sprache mit der deutschen, welche das Volk verstand, man entwickelte auf den Kanzeln große Gewandtheit und Kunst der Rede. Fehlte es ja nicht an Männern, denen das Wort zu Gebote stand, die auch über geringfügige Fragen, über alles sprechen, die mit einem Goldpfennig Roß und Reiter vergolden konnten. Andere setzten auf anderes ihre Hoffnung. Aber all diese Mittel bewährten sich nicht. Immer und immer wieder zeigte sich die gefährliche Neigung zu einem gegen das Gemeinsame spröde und fremd thuenden Hausgottesdienst. Nicht die vielversprechenden Aenderungen des Gottesdienstes, nicht die Gewalt menschlicher Rede, nicht die Rückkehr zu katholischen Formen, nicht die theilweise Aufnahme anglikanischer Liturgie, nicht die hinübergepflanzten Melodien der päpstlichen Kapelle vermochten auf die Dauer jene entflohene Anziehungskraft zurückzurufen und zurückzuhalten, in welcher es unserer heiligen Messe gelingt, wahrhaft volksthümlich, wahrhaft katholisch zu allen Zeiten und in allen Ländern die Herzen zu sammeln, alle, welche mühselig und beladen sind, von den verschiedensten Lebenspfaden, die durch das Schmerzensthal dieser Erde führen, um denselben Altar zu sammeln. Nicht aus den Cabinetten der Fürsten, nicht aus den Studirstuben hochgelehrter Theologen, nicht aus den Conferenzsälen glaubensuneiniger, hadernder Synoden ist der wahre Gottesdienst des Neuen Bundes hervorgegangen. Nein, er ist hervorgegangen aus dem Saale zu Jerusalem, wo Christus mit seinen Aposteln das Abendmahl feierte, aus jenem Saale, der zwar in der Zerstörung Jerusalems in Asche sank, der aber neuverjüngt und schöner aus der Asche erstand in tausend und tausend katholischen Kirchen. Wir selbst, indem wir davon sprechen, finden uns hier in diesem Saale zusammen, und auf unsern Altären liegt immerfort der Abendschein, in welchem Christus sein heiliges Opfer eingesetzt hat. Amen.

Wirkliche Gegenwart Jesu im heiligsten Sacramente.

„Der Kelch der Segnung, den wir segnen, ist er nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Und das Brod, das wir brechen, ist es nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?"
1 Kor. 10, 16.

Der Wandersmann, welchen sein Weg durch die dichten, dunkeln Urwälder des südlichen Amerika führt, bricht sich ganz still und sorgsam schweigend durch das Dickicht seine Bahn und hütet sich sehr, mit Gesang und lautem Rufen das öde Schweigen des Waldes zu brechen. Denn sobald der laute Ruf einer Menschenstimme in diesen Wildnissen erschallt, erhebt sich alsbald ein tausendfältiges Schreien, Krächzen, Pfeifen und Summen, welches das Ohr zerreißt. Es sind die unlieblichen Stimmen von Affen, Schakalen, Wald- und Sumpfvögeln, Fröschen und allerlei laufendem, kriechendem und fliegendem Gethier. Das Gethier hatte bisher ruhig und ungestört in den grünen Finsternissen dieser Wälder gesessen; nun aber wird es durch die ungewöhnlichen, fremden Töne aufgeschreckt und protestirt grimmig in seiner Art gegen die menschliche Stimme, wie wenn der Mensch hier kein Recht zu reden hätte.

Von himmlischen Höhen ist Jesus Christus, unser Herr und Heiland, herabgestiegen in die Wildniß und Waldfinsterniß dieser Erde, in das arme, gesunkene, in Irrthümern und Sünden verwilderte Menschengeschlecht. Als Wandersmann hat er sie durchschritten und mit lauter Stimme Gottes Gesetz und Wahrheit und die Geheimnisse des Himmelreiches in die gottentfremdete Welt ausgerufen. Da fuhren alle, welche bisher in der Welt wie in einem Thiergarten ungestört ihr Leben vertändelt und verträumt, die in Sünde und Laster vergraben lagen, die ihr Gewissen eingeschläfert hatten, alle, welche durch seine Größe ihre Ehre vor den Menschen verkürzt sahen, ihre Stellung, ihre guten Geschäfte beeinträchtigt glaubten, — sie alle fuhren grimmig auf und stimmten ein Murren und Knurren an, ein Schreien und Toben, ein Heulen und Brüllen, das in seinem Unverstande und seiner wilden Rohheit dem Geschrei der wilden Thiere in den Urwäldern nicht unähnlich sah. Der Heiland selbst vergleicht seine Feinde und Dränger mit wilden Thieren. In dem prophetischen 21. Psalme fleht schon der leidende Christus: „Große Stiere haben mich umringt, fette Stiere mich umlagert. Sie haben aufgesperrt wider mich ihren Rachen wie ein raubender und brüllender Löwe. Viele Hunde haben mich umringt, die Rotte der Bösen hat mich umlagert."

So lärmte und tobte auch die gottentfremdete Welt gegen die heiligen Apostel, als sie mit dem Rufe zur Buße und Versöhnung, mit der Lehre des Kreuzes und der Drohung des Gerichtes und der ewigen Vergeltung ihre Wildniß und Finsterniß durchwanderten. So lärmt und zürnt die Welt gegen unsere heilige katholische Kirche, wenn sie immer noch sich nicht darein fügen will, vor ihr sich zu beugen und zu schweigen, sondern unbeirrt und unerschütterlich wie eine Posaune ihre Stimme erhebt und mit scharfem, durchdringendem, zweischneidigem Klange die Wahrheit Jesu Christi, die ganze und volle Wahrheit vor den Ohren ihrer Freunde und Feinde erklingen läßt.

Aber nicht nur die erklärten und ausgemachten Gegner Christi, nicht nur die dem höhern Leben völlig Erstorbenen ärgerten sich und zürnten über Christi Lehre; auch solche, welche zu ihm hielten und den Ehrentitel seiner Jünger führten, murrten auf und schrieen, wenn er Lehren verkündigte, welche geheimnißvoll hoch über ihrem Begreifen standen und ganz besonders die Demuth des rückhaltlosen Glaubens verlangten.

Solches Los traf in besonders merkwürdiger Weise jene Rede des Herrn, in welcher er sein heiliges Fleisch und Blut als im Abendmahle gegenwärtig, dieses Geheimniß der höchsten Liebe, vorausverkündigte. Das Evangelium des hl. Johannes enthält ausführlich diese Geschichte. Jesus hatte mit fünf Gerstenbroden und zwei Fischen, von Mitleid bewegt, in unfruchtbarer Landschaft mehr denn 5000 Menschen gesättigt, die auf dem Grase an der großen Familientafel eines Bergabhanges Platz genommen. Zwölf Körbe voll Stücke, welche man nach aufgehobenem Mahle zusammengelesen, standen da und gaben Zeugniß, daß Christus ein überreicher Spender, ein überaus wunderbarer Almosengeber sei. Da will das Volk, welches so gerne dem zujauchzt, der es sättigt, in einer der Sache Jesu ganz fremden, blinden Begeisterung ihn zum Könige ausrufen. Aber vor solch einer verkehrten Begeisterung flieht Christus auf einsame Bergeshöhe. Erst als die Nacht auf die Landschaft und den nahen See Genesareth herabgesunken, steigt er hernieder. Das Dunkel der Nacht verbirgt seine Größe; so geht er unbemerkt vorüber und wandelt beim Brausen eines heftigen Windes weithin über die finster wogenden Wellenschläge des Sees zu dem Schifflein, in welchem seine Jünger mühsam rudern. Die Wellen, welche seine Füße berühren, die das Evangelium des Friedens und der Erlösung durch die Welt tragen, ebnen sich mitten im wilden Wogentanze ihrem Herrn zum friedlichen Fußpfade. Sie ehren seinen heiligen Leib; ruhig geht er über sie hinweg nach dem jenseitigen Ufer hin. Aber auch hierhin ziehen am folgenden Tage die Volksscharen in Schiffen ihm nach. Sie ziehen ihm nach als dem Spender leiblicher Speise, ähnlich wie zur Zeit großer Hungersnoth bettelnde Scharen einem Brodwagen nachziehen. Der Herr aber, welcher

von der leiblichen zur geistigen Nahrung, von der Erde zu den Höhen des Reiches Gottes und seiner Gerechtigkeit den Menschen emporhebt, hält eine längere Rede, welche ich mit einem Bergpfade vergleichen möchte, der stufenweise immer höher führt. So führt hier Christi Rede aus den dumpfen Niederungen der Erde in reinere Lüfte. Immer weiter schwinden die irdischen Dinge, immer größere Schönheit, weitere Aussicht bietet sich dem entzückten Auge. Der Gipfel der Rede liegt in den Wolken des höchsten Geheimnisses. Er tadelt, daß sie dem irdischen Brode nachziehen, als ob von ihm allein das Menschenherz abhänge; er fordert auf, nach höherer Nahrung zu trachten. Solche Seelenspeise ist einmal die heilige Lehre, welche er vom Himmel gebracht, dann aber ist selbst sein Fleisch und Blut eine wundervolle Speise, welche er geben will für das Leben der Welt.

Zu dieser Höhe des Geheimnisses erhebt sich der schwache Glaube nicht, folgt er dem Heiland nicht. „Wie ist das möglich, wie kann der uns sein Fleisch zu essen geben?“ hadern und zanken die Juden untereinander. „Das ist eine harte Rede; wer kann sie hören?“ Was ist denn so hart und unerträglich an dieser Rede? Ein schweres, drückendes Gesetz wird nicht auferlegt, eine harte Forderung ans Leben wird in diesen Worten nicht gestellt. Ja, antworten die Leute uns, hart ist es, sie zu glauben, unerträglich ist uns die Größe des Geheimnisses. Man sieht: diese Zuhörer der Rede Christi fassen die Worte Christi gerade und richtig auf, daß er wirklich und wahrhaft sein Fleisch und sein Blut zur Speise geben wolle. Heutzutage, wo die verkehrte Schriftauslegung hochsteht, weiß sich der Unglaube auch hierin zu helfen. Er thut, wie wenn er gläubig wäre, wie wenn er die Worte Jesu annehmen wolle, legt sie aber schlau so aus, daß der Sinn und die Kraft der Worte Christi nicht mehr da ist, und es heißt, Christus gebe bloß eine Speise, welche seinen Leib und sein Blut *bedeutet*. So weit nun waren jene einfachern Menschen in der verkehrten Auslegungskunst noch nicht gediehen; sie faßten die Worte Jesu so, wie sie gesprochen, aber sie huldigten ihnen nicht. Selbst Jünger murrten und ärgerten sich an seinen Worten; „*viele seiner Jünger*,“ sagt von Schmerz bewegt der Apostel Johannes, „*viele seiner Jünger gingen zurück und wandelten nicht mehr mit ihm*.“[1] Wer kann es ohne Entsetzen hören? Schon haben sie an Christum sich angeschlossen, jetzt thun sie den verhängnißvollen Rückschritt, den Rückschritt aus dem Lichte in die Finsterniß, aus dem Heil ins Verderben. Sie wandeln nicht mehr mit ihm; sie wandeln von ihm hinweg aus seiner beseligenden Nähe und ziehen in die Ferne als verlorene Söhne. Sie gaben sich auf, dem Herrn in diese Höhe zu

---

[1] Joh. 6, 67.

folgen; sie gehen zurück auf die kläglichen Irrwege. Merkwürdige Geschicke der Menschen! Gerade da, wo der Herr das Geheimniß der Liebe verkündigt, wo sein Herz in höherer Liebe, in flammender Sehnsucht nach der Stunde schlägt, in welcher er diese Verheißung erfülle, zerreißen sie die Bande, welche sie an Christum ketten, da verbannen sie sich selbst aus dem Bereiche himmlischer Liebe. „Sie gingen zurück und wandelten nicht mehr mit ihm." Nur kleine Trümmer blieben von dem großen und glänzenden Haufen zurück.

Wer hätte damals hoffen können, daß die Lehre von der Gegenwart Jesu Christi im Sacramente, welche, sobald sie zuerst die Lippen Jesu Christi überschritt und ihren Fuß in die Welt setzen wollte, auf die entschiedenste Feindschaft stieß, ein Quell so reichen Segens würde? „Niemand kann zu mir kommen, es sei denn, daß mein Vater ihn zieht" [1], sprach damals der Heiland. Dank ihm, dem Vater der Barmherzigkeit und dem Gott alles Trostes; er hat seitdem Millionen mit dem milden, süßen Zuge seiner Gnade gezogen, und sie sind dem Zuge freudig gefolgt in dem edeln Gehorsam des Glaubens.

Vor dem im heiligen Sacramente gegenwärtigen Heilande bekennt die katholische Kirche tagtäglich ihren vollen, unbedingten, rückhaltlosen Glauben an Christi Wort. An der Gegenwart des Heilandes im Sacramente entzündet und nährt sich ganz besonders die katholische Frömmigkeit und Begeisterung.

I.

Die Menge ist zurückgewichen von Christo, da er von seinem heiligen Abendmahle geheimnißvoll sprach. Viele seiner Jünger haben sich verloren. Der Beifallruf ist lange schon verschollen und zerronnen und hat dem Murren, dem Zanken und der Auflehnung des Unglaubens, des schwachen Glaubens, des halben Glaubens seinen Platz abgetreten. Da stehen die Apostel noch bei dem Herrn wie einzelne Pfeiler, traurige Ruinen, welche aus der Zerstörung sich aufrecken. Sind aber vielleicht auch diese Pfeiler wankend geworden, die Pfeiler, auf welche der Herr so Großes noch zu errichten und zu stützen gedenkt? Wankt vielleicht auch Petrus, der Fels, auf welchem die heilige Kirche einst ruhen soll? Das muß sich jetzt zeigen. Denn Jesus wendet jetzt sein forschendes, prüfendes Auge den Aposteln zu und stellt die wehmuthsvoll rührende, zugleich aber auch so kräftige Frage: „Wollt auch ihr mich verlassen?" [2] Das hängt von ihrem Willen ab, denn Christus kennt keine vergewaltigende Macht, keinen Zwang über den freien Willen. Er kennt kein stürmisches Dreinfahren. Er kennt nur den milden Zug der Gnade. Da nimmt

---

[1] Joh. 6, 66. [2] Joh. 6, 68.

Petrus das Wort und legt vor dem Herrn in seinem und aller Apostel Namen vor der geheimnißvollen Lehre vom heiligen Abendmahle den Tribut ihres demüthigen Glaubens, ihrer unbedingten Unterwerfung unter das Wort des Herrn nieder. „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ [1] So hat die Lehre vom heiligen Abendmahle gerade den Glauben zur Entscheidung und zur Aussprache gebracht. So blüht das Bekenntniß des Glaubens wie eine hehre Himmelspflanze dicht an der öden Wüste des Unglaubens, in welcher die andern sich elend verloren. Wahrhaft goldene Worte hat Petrus hier gesprochen. Aus den Worten dieses ersten Oberhirten der Kirche leuchtet uns die volle Größe und Unbeschränktheit, zugleich aber auch die klare Vernünftigkeit und Gründlichkeit des katholischen Glaubens entgegen. In diesen Worten erkennt die katholische Kirche sich ganz wieder.

Der katholische Glaube zeigt sich hier wieder in seiner Größe und Unbeschränktheit. Geheimnißvoll umwölkt und umschwebt vom Dunkel ist auch für Petrus die Rede Christi vom heiligen Abendmahle. Dennoch dreht und deutelt er nicht an Christi heiligem Worte; dennoch zweifelt er nicht, zankt er nicht mit allerlei Fragen; dennoch sagt er nicht mit der Sprache schwächlicher Gleichgiltigkeit: „Ich will die dunkle Sache auf sich beruhen lassen.“ Er beugt sich vor dem unantastbaren, heiligen Gottesworte. Diesem gibt er sich hin ohne List, ohne Vorbehalt, mit der unschuldigen Einfachheit eines Kindes. Wie das Kind vertrauensvoll seine schwache Hand in die Hand des Vaters hineinlegt und ihm ruhig folgt, so spricht Petrus: „Herr, zu wem sollen wir gehen?“ Wir arme Menschen, wir bedürfen wie die Kinder eines höhern Lehrers und Leiters auf unserem Lebenswege. Du bist dieser unser Lehrer und Leiter; du hast Worte des ewigen Lebens. Dir folgen wir auf alle Höhen des Glaubens, durch alles Dunkel, in alle Wolken des Geheimnisses hinein.

Dieser unbedingte Glaube des Petrus ist aber doch ein sehr vernünftiger Glaube. Aus seinen Worten, welche im Rosenlichte kindlicher Unschuld und Unbefangenheit des Herzens glänzen, weht zugleich der ganze Ernst männlicher Ueberlegung, die ganze Kraft männlicher Ueberzeugung uns an. Warum schenkt er Christo solchen Glauben weit über sein Begreifen hinaus? Hat er etwa blindlings in Christo den ersten besten zum Lehrer und Führer sich genommen? Hat er das Denken aufgegeben, liegt er in den unwürdigen Fesseln eines blinden Glaubens? Das sei ferne. „Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ Das haben sie

---

[1] Joh. 6; 69. 70.

erkannt in der klaren Erfüllung der alten Weissagungen, das haben sie erkannt an dem heiligen Lebenslauf Christi, welchen nie die Makel einer Sünde getrübt; das haben sie erkannt, als bei der Taufe Christi der Himmel sich aufthat, als in seiner wunderbaren Klarheit die Freundlichkeit und das Wohlgefallen des Vaters sich abspiegelte, als der Heilige Geist niederstieg und die Stimme vom Himmel Jesum als den geliebten Sohn öffentlich ausrief; das haben sie erkannt an den andern Wunderzeichen, mit welchen Gott der Vater seinen Sohn verherrlichte, an den Wundern, welche Jesus verrichtete, reich an Zahl und glänzend in Macht und Wohlwollen. Staunend schauten sie hinein in diese Wunder, überherrlich und zahllos, in denen eine neue Welt vor ihnen sich aufthat und Gottes Allmacht und Erbarmung sichtbar erschien. Die Krankheiten wichen, die Todten erstanden wieder in Lebensfrische, dem Grimme der Meereswogen legt er mit seinen Worten Zaum und Zügel an. Da haben sie erkannt und geglaubt, daß Jesus der Sohn des lebendigen Gottes ist. Nun sie dies erkannt haben, geben sie sich ganz und ohne Vorbehalt ihm hin; es wäre der schreiendste Frevel gegen Gott, und sie würden sich selbst verurtheilen und durch ihren Hochmuth dicht neben dem himmlischen Borne der Wahrheit und des Lebens dürsten und elend verderben, wenn sie es anders hielten.

So hat seinen Glauben und den Grund seines Glaubens ausgesprochen Petrus, das erste Oberhaupt, der erste Papst der Kirche. Ganz genau so hat sich auch ausgesprochen Pius IX., der letzte in der langen Reihe der römischen Bischöfe, welche durch die Jahrhunderte sich hinzieht, der jetzt regierende Papst. So hat es Petrus ausgesprochen an den stillen Ufern, unter den Bergen von Galiläa; so hat es Pius IX. mit lauter Stimme aus Rom, der Hauptstadt der Christenheit, ausgerufen über die Erde hin. Also spricht der Papst in seinem Rundschreiben, welches um das ganze Erdenrund geht: „Die Religion ruht einzig und allein auf der Autorität Gottes, welcher sie verkündigt hat, und sie kann von keines Menschen Vernunft abgeleitet oder vervollkommnet werden. Aber die menschliche Vernunft muß allerdings, damit sie in einer so hochwichtigen Sache nicht betrogen werde und irre, die Thatsache der göttlichen Offenbarung sorgfältig erforschen, um dadurch zur Gewißheit zu gelangen, daß Gott gesprochen hat, und ihm dann, wie der Apostel sehr wahr lehrt, einen vernünftigen Gehorsam schenken. Ist aber das geschehen, so muß der göttlichen Offenbarung geglaubt werden, und selbst die Vernunft fordert es, sich mit dem zu beruhigen und fest ihm anzuhangen, was von Gott, der weder betrügen noch betrogen werden kann, geoffenbart worden ist.“ Wir Katholiken glauben also nicht ohne Gründe, mit blindem Glauben. Wir haben die klarsten und unumstößlichsten Beweise für die göttliche Sendung Jesu Christi, für das göttliche Lehr=

amt seiner Kirche. Wir alle sollen von unserem Glauben Rechenschaft geben können. Unsere Kirche fordert alle Schwankenden und Zweifelnden auf, zu prüfen. Von einer sorgfältigen, unparteiischen Prüfung hat sie nichts zu fürchten, sondern das Beste zu hoffen; sie hält die strengste Prüfung aus. Dann aber fordert sie auch jene Demuth, welche sich in kindlicher Einfalt vor Jesu Christo beugt und kniet, die über seine heilige Lehre nicht hadert und räsonnirt, immer wieder von neuem alles in Frage stellt, sondern mit unbegrenzter Ehrfurcht sein heiliges Wort schweigend und anbetend, lobpreisend und dankend aufnimmt.

Siehe! Das thut die Kirche Tag für Tag auf der ganzen Erde in der heiligen Messe. „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut", sprach der Herr am Abendmahle. So sprechen nach seinem Befehle die Priester bei der Consecration. Und die Kirche spricht in Hingebung des Glaubens: „O Herr, wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, der weder betrügen noch betrogen werden kann. Auf dein Wort glaube ich, daß dies dein heiliger Leib, dein heiliges Blut ist." Und die Kirche neigt schweigend ihr Haupt zur Erde und beugt ihre Kniee vor ihrem gegenwärtigen Heiland. Das Herz unserer Kirche ist klar und rein. Wie in einem ungetrübten, kristallklaren See hehr und klar der Himmel mit seinem lichten, klaren Blau, seinen Sternen am Abende, seinen ziehenden Wolken sich abspiegelt, so spiegelt sich klar und ungetrübt Christi Wort und Wahrheit ab in dem Herzen unserer Kirche, ganz in seiner Klarheit, auch mit der Wolke des Geheimnisses, welche sie umschwebt. Wie er seine Worte gesprochen, so schallen sie auch rein als Echo aus dem Munde der Kirche wieder durch Jahrhunderte hin.

Der Unglaube aber, welcher der Lehre Christi entschlüpfen wollte, hatte zu Christi Zeiten gleich eine Frage bei der Hand, welche er dem Herrn trotzig entgegenstellte. Aehnlich geschieht es zu jeder Zeit. Gott hat den Menschen gerade erschaffen, der Mensch aber hat sich in viele Fragen verwickelt. Es gibt eine Menge unnützer, vorschneller und überflüssiger Fragen, in welche der Mensch gerne greift, um, statt anzubeten, räsonniren, statt demüthig zu glauben, hochmüthig vorüberspringen, statt in sich selbst einkehren zu müssen, auf einem weiten Felde leerer Neugier sich herumtummeln zu können. Solche flatterhafte Fragen, bei denen man im Ernste auf gar keine Antwort wartet, zu denen Christus schweigt, die jeder aus dem Stegreife machen kann, solche gewandte Exclamationen, welche die lästige Wahrheit in die Luft sprengen sollen, stellt der Unglaube gegen die geheimnißvolle Lehre des heiligen Abendmahls ins Feld. „Das ist eine harte Lehre; wer kann sie hören?" O, sie hätten sich nur gedulden sollen. Viele Tausende haben schon in den ersten Jahrhunderten die Predigt der Apostel mit Freude und Jubel gehört und aufgenommen.

Da fliegt von anderer Seite die Frage auf: „Wie kann der uns sein Fleisch zu essen geben?“ Eine ganz unzeitige Frage. Wie das geschehen werde, das konnten sie ruhig dem Herrn überlassen; das mußte seinerzeit sich schon aufklären. Aber diese Fragen und Ausrufungen verlangen auch keine Antwort; sie sind nur die Ausflucht des Unglaubens. Mit solchen Fragen Christi heiliges Wort abweisen wollen, — es ist als ob die Kinder das Brod aus den Händen der Eltern nicht annehmen wollten, bis diese ihnen erklären, wie es gebacken worden, woher sie es erworben. Und sind es nicht ähnliche Fragen, mit welchen auch in unserer Zeit platt und flach der Unglaube und Halbglaube gegen die katholische Lehre kämpft?

Wie ist es möglich, daß so Wunderbares mit Brod und Wein und dem Leibe Christi vorgehe? Siehe aber, nicht umsonst, gerade am Tage vorher, da Christus die Rede über das heilige Abendmahl hielt, hat er wenige Brode zur sättigenden Nahrung für Tausende vervielfältigt, und in der Nacht ist er mit seinem Leibe, ohne unterzusinken, über die Wasser des Sees gewandelt. Er hat dir dadurch gezeigt, daß er alle Macht hat über das Brod, daß er seinen heiligen Leib nicht unter die Naturgesetze zu beugen braucht, um so weniger jetzt nach seiner Verklärung.

Aber, ruft man uns an, soll denn des Heilandes Herrlichkeit so umwölkt, unter so geringen Gestalten erscheinen und im tiefsten Dunkel des Geheimnisses sich verbergen? Siehe an Gottes Walten in der Menschheit, siehe an die Führung seiner heiligen Kirche, ob nicht Gott es liebt, seine Herrlichkeit zu verschleiern. Seine Liebe zu dir ist dir verborgen, dunkel sind dir die Rathschlüsse seiner Erbarmung in den Trübsalen dieses Lebens. Schmerz und Leid spannen ihre schwarzen, dunkeln Flügel vor seiner Liebe aus. In dem Leid hat er seine gütige Hand und verwandelt es in Freud und Fröhlichkeit. Du aber bemerkst nicht sein stilles Wirken, schmeckst im Leidenskelche nur den bittern Wermuth. Jesus Christus regiert seine heilige Kirche, führt sie wunderherrlich durch alle Geschicke. Du aber siehst nichts als schwache Menschen, welche in zitternder Hand die Hirtenstäbe der Kirche führen. Ja, seit die Wolke auf dem Oelberge Christum den Augen der kleinen Kirche, welche da versammelt stand, entrückte, ist Jesus uns umwölkt, bis er einst auf der Wolke niederfahren, den Wolkenschleier zerreißen wird und alle Geschlechter der Erde den sehen werden, welchen sie durchstochen haben.

Aber meine Sinne sagen mir doch nur, daß Brod und Wein im Abendmahle gegenwärtig sei, wie kann ich glauben wider meine Sinne? O, deine Sinne können dir weiter nichts sagen, als daß die Gestalten von Brod und Wein geblieben sind, daß die Speise des neuen Lebens den Geschmack, den Geruch, das Aussehen von Brod und Wein behalten hat, daß die Gestalten und die Aeußerlichkeit bleiben. Das lehrt ja auch

die Kirche. Sie lehrt gerade, was deine Sinne dir sagen. Wundere dich aber nicht, wenn dein Auge, vom Scheine der Gestalten befangen, unter den dürftigen Gestalten die Hoheit des Inhaltes nicht erkennt. Dein Auge, das einen Königspalast in der Ferne für eine geringfügige Hütte hält, wie soll es erst hinüberreichen und klar schauen können ins hohe Gebiet des Reiches Gottes und seiner Geheimnisse? Dahin trägt nur ein anderes Auge, das Adlerauge des Glaubens, welches kühn in die Sonne der göttlichen Offenbarung schaut, während das leibliche Auge demüthig niederblickt.

Und, gestehen wir es, ist nicht dieser unbedingte und unbeschränkte Glaube, diese unbegrenzte Hingabe an Gottes Wort, fern von aller Räsonnirsucht, von allem Deuteln, ist nicht dieser Glaube, welchen nur die katholische Kirche behauptet, fordert und bildet, von der höchsten Bedeutsamkeit für das Leben? Welche Kraft war es denn, die in unsern Voreltern eine feindlich entgegenstrebende Welt besiegt hat, welche anders als die gewaltige Kraft dieses rückhaltlosen Glaubens? In diesem Glauben schauten sie hinweg über den Schimmer der Erde nach den ewigen Gütern. „Haec est victoria, quae vincit mundum, fides nostra, das ist der Sieg, welcher die Welt überwindet, unser Glaube.“ [1] Welche Macht hat, segnend wie ein Engel, die trübsten Zeiten erhellt, in Elend und Noth, in Pest und Verwüstung unsere Väter getröstet und erhoben, daß sie nie verzweifelten, daß sie noch glücklich waren mitten im Unglück? Aus welcher Quelle schöpften sie die Stärke der Geduld und der Hingebung, ihre ganze Seelengröße? Ach, es ist eine Kraft, welche man außerhalb der katholischen Kirche kaum mehr kennt, es ist die unendliche Kraft des christlichen Glaubens. Was kann allein in dem gewaltigen Andrange der Versuchungen den Jüngling, die Jungfrau rein und gottgefällig bewahren, was sie zu Helden und Heldinnen machen? Gewiß nicht jener schwächliche und schwindsüchtige Glaube, welcher nicht einmal weiß, was er noch annehmen, was er verwerfen soll, welcher es nicht einmal wagt, ein Glaubensbekenntniß aufzustellen, der rechts und links mit allen Schiefgläubigen und Ungläubigen unterhandelt, mit jeder Leidenschaft marktet und ein Abkommen trifft. Dieser Glaube muß als tröstlicher Stern leuchten hoch über allen Fabrikdünsten. Die Menschheit bedarf eines andern Wegweisers als eines hohen Dampfschornsteines.

Wehmüthig blickt mancher hinein in den Frieden und das Glück des Glaubens. Er erinnert sich der seligen Tage der Kindheit, da er glauben konnte und froh war in seinem Glauben; er sieht, wie andere dessen froh und getröstet sind. Er hat am Glauben Schiffbruch gelitten und wird nun hin und her geworfen auf dem Ocean des Lebens in sternenloser

---

[1] 1 Joh. 5, 4.

Nacht. Bei aller Belesenheit und aller Weltbildung fühlt er oft sein Herz unendlich leer, arm und trostlos. Der erste beste Landmann, eine alte Frau sind weit mehr mit sich verständigt, tragen einen größern Schatz der Stärke und des Trostes als er. Da entflieht seinem Munde das Wort: „Ich wollte, daß ich auch diese Ueberzeugung hätte.“ Das ist der Flügelschlag, das ist das Regen des edlern Geistes, welcher von der Trostlosigkeit sich hinaufschwingen möchte in höhere Klarheit und Ruhe, der einen höhern Haltpunkt des Lebens erfassen möchte. Und ich möchte ihm zurufen: Wenn deine nagenden Zweifel und dein Unglaube dich nicht glücklich machen, dann laß deine Kinder dein Unglück nicht theilen, gib nicht auch ihnen das trostlose Erbtheil des Unglaubens mit auf den Lebensweg; sorge für eine christliche und kirchliche Erziehung. Du aber bitte Gott um die Gnade des Glaubens. „Niemand kommt zu mir, es sei denn, daß mein Vater ihn zieht.“ [1] Aber wie kann ich beten? Dazu gehört der Glaube ja schon. — Siehe, in deiner Unruhe, in deinem Schmerz und deinem Sehnen ist ein Anfang des Glaubens; er genügt, um auch einen Anfang mit dem Gebete zu machen.

Ich werfe meinen Blick wieder auf die große katholische Kirche und staune. Millionen finde ich vereinigt in einem Glauben und im Glauben an solch ein Geheimniß, wie es in der Consecration in der heiligen Messe vollbracht wird. Sie alle wissen es: von Geheimnissen ist unser ganzes Leben umringt, wir selbst sind uns ein Geheimniß; aber eines ist uns kein Geheimniß, eines ist klar und offenbar, das nämlich, daß die Liebe Christi zu uns überaus groß und über alles Maß ist, daß sie nicht gemessen werden darf mit dem kleinen Maßstabe der kalten Liebe der Menschen, daß er nicht Brod und Wein, ein leeres Bild, auf unsere Altäre uns gesetzt, sondern daß er selbst unter uns wohnt, unser Opfer und unsere Speise ist.

II.

Wer hat noch nichts gehört von den Kreuzzügen, jenen ritterlichen Feldzügen, jenen berühmten Kriegen, in welchen die christlichen Völker auszogen, um das heilige Grab den Händen der Mohammedaner zu entreißen? Auch der König von Frankreich, Ludwig der Heilige, war damals voll frommen, kühnen Muthes hinausgezogen. Er hatte aber das Unglück, in die Gefangenschaft des Sultans von Soria zu gerathen. Alles wurde aufgeboten, den König zu befreien. Man trat in Unterhandlungen, machte Vorschläge, bot große Opfer an. Der Sultan fand endlich die Versprechungen hoch genug und wollte den König entlassen. Zuvor aber begehrte er noch ein Unterpfand dafür, daß von den Christen auch

[1] Joh. 6, 66.

alles gehalten und geleistet würde, was zugesagt worden. Und welches Unterpfand ersah er sich? Etwa des Königs Ehrenwort, seine Unterschrift, sein Siegel? Etwa einen feierlichen Eidschwur? Behielt er etwa einige Ritter und Herren aus dem Gefolge des Königs als Geisel zurück? Nichts von all dem; das alles genügte ihm nicht. Der Sultan forderte als Unterpfand eine consecrirte Hostie. Er hatte nämlich gesehen, wie die Christen mit unbegrenzter Ehrfurcht, mit unnennbarer Andacht vor der heiligen Hostie knieten. Er hatte insbesondere gesehen die wärmste Andacht, das tiefste Versenktsein des gefangenen Königs, die wunderbare heilige Andacht, welche dann sein hageres, leidenvolles Antlitz umfloß und verklärte. Solche Weihe der Andacht, solch ein frommversenkter Ernst, solche Verklärung hatte er sonst noch nie gesehen. Der katholischen Kirche sind sie eigen. Das allerheiligste Sacrament des Altars hat sie erzeugt. Seinem Gott und Erlöser so nahe zu sein, wer kann das bedenken, ohne daß er sein Haupt niederbeuge unter die süßeste Last, ohne daß der tiefsten Tiefe des Herzens unendliches Staunen und Loben, Fürchten und Lieben entquillt? Nur wie durch einen dünnen Vorhang geschieden von der Anschauung dessen, dessen Angesicht die Heiligen beseligt, so ganz in der Nähe, am Saume des Himmels zu stehen, wer kann es erwägen, ohne daß das Getümmel der Welt und ihre Unruhe verhallt, ohne daß aller Schimmer der Welt zerstiebt, himmlische Gefühle in das Herz sich einsenken und es hoch emportragen. In der Nähe jenes Herzens, welches mit unendlicher Liebe alle Menschen umfaßt, wird auch das eingeschnürte, enge Menschenherz weiter, es fühlt sich der Vorsehung und der göttlichen Erbarmung näher und wird getröstet.

Schauen wir zurück in das Leben Jesu Christi hienieden, welche Ehrfurcht und Andacht, welche Liebe und welcher Jubel lebt für ihn in den gottgetreuen Menschen! Es ist, als ob seine Gegenwart geistige Funken in die Herzen aussprühte und in ihnen mächtige Gluthen anfachte. Wie trost- und hoffnungsreich, wie demüthig zugleich steht da jener heidnische Hauptmann, welcher zum Herrn spricht: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach!“[1] Wie jubelt neubelebt der greise Simeon auf, da er nach langem Harren und Sehnen am späten Abend seiner Tage noch Christum, die aufgehende Sonne der Gerechtigkeit, erschaut und ihn auf seine Arme empfängt! Wie frohlockt Zachäus, da er Christus in sein Haus aufnehmen kann! Diese Gefühle, diese heilige Ehrfurcht, diese Liebe, diese Freude leben in der katholischen Kirche fort, wie der Heiland in ihr lebt. Sie müssen aufsteigen in der heiligen Messe, wie in ihr der Heiland zu uns herniedersteigt. Und jeder, der in eine katholische Kirche hineintritt, wenn der Priester in der heiligen

---

[1] Matth. 8, 8.

Messe den Leib des Herrn erhebt, wenn der Leib des Herrn im Tabernakel verehrt wird, jeder, und wäre er auch ein Türke, muß sehen, das ist eine größere Andacht, das ist eine höhere Weihe als sie sonstwo sich findet. Nie kann bei wahren Katholiken die Andacht auf den Standpunkt derer herabsinken, welche bloß Erinnerung und Vorbild von Christo haben.

Es wird uns in den Geschichtsbüchern der heidnischen Vorzeit erzählt, daß ein Grieche in öffentlichem Spiele einen unglücklichen Vater darstellen sollte, welcher den Tod seines Kindes beweint. Er suchte sich in den Schmerz hineinzudenken, eine traurige Miene anzunehmen und zu weinen. Es wollte ihm nicht gelingen. Die bloße Vorstellung war dazu nicht mächtig genug. Aber auch ihm selbst war früher ein Kind gestorben, und in einer Urne bewahrte er seine Asche. Diese Urne stellte er vor seine Augen, diese schloß er in seine Arme. Da bedurfte es keiner Kunst; da bohrte von selbst der Schmerz sich in seine Seele; da sprangen von selbst die Thränen; da rannen sie über die theuere Urne herab, welche die Asche des geliebten Kindes umschloß, mit solch ergreifender Gewalt, daß alles in Thränen ausbrach. Von der Gestalt des Brodes umhüllt wie in einer wunderbaren Urne zeigt uns der Priester des Herrn Leib, wie in goldener Urne hebt er im Kelche empor sein Blut. Den Herrn selbst drücken wir in der heiligen Communion an unser Herz. Und nun fraget nicht mehr, warum katholische Völker eine andere Weihe der Andacht, höhere Frömmigkeit offenbaren, warum Andacht und Liebe, Freude und Reueschmerz in ihrer Kirche in den Pulsen des vollen Lebens schlagen?

Und nun, wie leuchtet unsere Kirche im Lichte dieses Glaubens! Unsere Kirchen sind nicht etwa nur oder auch nur vorzugsweise Versammlungsorte der Christen zu gegenseitiger Erbauung, um eine Predigt anzuhören, ein Lied zu singen; nein, sie sind geradezu die Wohnung, das Haus, da Jesus Christus wahrhaft und leibhaftig auf Erden wohnt. Darum brennt ihm zu Ehren die ewige Lampe, wenn auch kein Mensch in der Kirche ist. Darum seht ihr an den schönen Kirchen, welche unsere Väter mit kühner Seele gebaut, Blüthen, Blumen, Zierrathen überall, auch in höchster Höhe, unbekümmert, ob die Menschen sie sehen. Der Herr des Hauses sieht sie. Darum wird ihm zuliebe das Höchste und Beste gegeben, und selbst das Beste will ihnen noch nicht viel bedeuten. Das erhabenste, höchste, beste Haus in Städten und Dörfern, das war Christi Haus, das war die Kirche. Weil die Kirche das tiefste, größte Geheimniß umschloß, darum suchten auch unsere Väter bei den Kirchenbauten das geheimnißvolle Halbdunkel, in welchem die Schauer wehen. Das Sonnenlicht, welches hell und klar in die Bürgershäuser leuchtet, milderte sich in dem reichen Farbenschmuck der gemalten Fenster. Erst in dieser Milderung durfte es durch die Kirchenhallen ziehen.

Das Kirchengebäude war mit Stille und Frieden umzogen. Als Frevel galt es, mit Kriegs- und Jagdgeräusch das Gotteshaus zu umlärmen. Ja selbst Missethäter fanden in jenen stürmischen Zeiten der Rache und des Zornes Vergebung, Schutz und Zuflucht auf den Freihöfen vor den Kirchen oder, wenn doch die Leidenschaft einstürmte, in der Kirche selbst, in der Nähe des Tabernakels. Sind auch mit den alten Zeiten diese alten Sitten hingegangen, in jeder edeln Christenseele erbaut die heilige Messe dem Feinde und Beleidiger einen Freihof, eine Stätte der Verzeihung. In diesem Sinne ist immer lehrreich, was einst geschah. So erzählt uns die Geschichte von einem gemeinen Kriegsmanne, welcher dem Leo Pererias, einem Ritter von hochadeligem Geschlechte und hochstrebender, glühender Seele, im Zorne einen Schlag gegeben. Erschrocken über seine That, lief der Arme einer Kirche zu, hinter ihm drein mit blankem Degen der gereizte Pererias. Er dringt im Nachedurst ihm nach bis in die Kirche, ergreift ihn, und schon ist der Degen gezückt. Da hebt der Priester an einem nahen Altare die consecrirte Hostie empor. „Um dieses Opfers willen", rief der zu Tod Geängstigte, „schone meiner." In seine Bitte mischte sich der Ton der Schelle, welcher die geschehene Wandlung verkündigte. Da sank der Zorn, da sank der Arm des Ritters. Der Ton des Glöckleins hatte die Gewitterwolken in seiner Seele zertheilt; es war wieder klarer Himmel in seinem Herzen. „Nun," sprach der Ritter, „um Christi willen sei dir verziehen", und stieß den Degen in die Scheide.

So lasset uns denn immer eingedenk sein des unendlichen Gutes, welches wir in der heiligen Messe besitzen. Jesus selbst, der ewige, eingeborene Sohn des allmächtigen Gottes, ist in derselben zugegen. Seien wir uns dessen bewußt, sobald wir in die Kirche treten, und verweilen wir in ihr, wie es sich im Hause Gottes geziemt; „Domum tuam, Domine, decet sanctitudo in longitudinem dierum, deinem Hause geziemt Heiligkeit, Herr, auf die Länge der Tage." [1] Amen.

Jesu Aufopferung in der heiligen Messe.

„Opfert das Opfer der Gerechtigkeit, und hoffet auf den Herrn! Viele sagen: Wer wird uns Gutes sehen lassen?" Ps. 4, 6.

In einsamen, wilden Gegenden, unter der heißesten Sonnengluth, inmitten öder, ausgebrannter Landschaften, im dunkeln Dickicht, wohin manchmal in langen Jahren keines Menschen Fußtritt kommt, blühen oft still und verborgen ihrem Gott zu Ehren Blumen im reichsten, glänzendsten

[1] Ps. 92, 5.

Farbenschmucke, in wunderbarer Farbengluth und Schönheit. Die Menschen, welche zufällig auf ihre stille Stätte treffen, stehen verwundert und entzückt da und können sich nicht satt sehen an ihrer Pracht und Zierde. Mit der stillen, einsamen Schönheit solcher Gewächse vergleiche ich das edelste und segenvollste, das heiligste Leben, welches je auf dieser entarteten Erde gelebt wurde, das anbetungswürdige Leben unseres Herrn und Erlösers Jesu Christi. Im verachteten und verborgenen Judenlande, unter den ruhmlosen Bergen und Hügeln von Galiläa, an den stillen Ufern des Sees von Tiberias und des Jordanflusses, auf den wenig gekannten Wegen und Pfaden, welche sich über die Landschaften von Judäa hinziehen, zog dieses Leben dahin, fern von den großen Weltbewegungen, wenig beachtet, ungesehen von den Augen derer, welchen Gott damals die großen Weltlose in ihre Hände gegeben. Wenn aber die Himmelsbewohner auf diese stille Stätte im Weltall niederschauten, bot dieses stille, demüthige Leben in seiner unvergleichlichen Schönheit einen entzückenden Anblick. Denn kein Augenblick in diesem Leben war leer und bedeutungslos, kein Schritt oder Tritt gleichgiltig, kein einziger Athemzug ohne Segen. Es zieht sich durch dieses Leben, durch seine Augenblicke, eine ununterbrochene, hellleuchtende Kette von Selbstverläugnungen, von Entsagungen und Aufopferungen, dargestellt von Jesu Christo in unbegrenztem Gehorsam gegen seinen himmlischen Vater, in unaussprechlicher Liebe zu den Menschen.

In diesem Geiste heiliger Entäußerung und Aufopferung hat der Herr der Herrlichkeit gerade dieses glanz- und ruhmlose, niedrige Leben sich erwählt, die enge, harte Krippe zur ersten Lagerstätte sich genommen und seine kindlichen, unschuldigen Thränen hineingegossen in den bittern Strom der verschuldeten Thränen, des verdienten Jammers, welcher über die ganze Erde fließt. In diesem Geiste der Aufopferung hat er sein mildes Weinen und Klagegetön hineingemischt in den lauten Schrei des Schmerzes und des herben Wehes, welcher sich ohne Unterlaß der Brust der Menschen entwindet. In diesem Geiste der Aufopferung ist er auf seinen Wanderwegen gegangen, hat gehungert und gedürstet. Jeder Schweißtropfen, welcher von seiner Stirne rann, war, verklärt und geheiligt in diesem Geiste, ein funkelnder Diamant, welcher sein Haupt zierte. In diesem Geiste ist er arm geblieben. Die Armut hat er zur Braut, als unzertrennliche Lebensgefährtin sich angetraut. So flossen 33 Jahre irdischer Pilgerschaft dem Herrn dahin, wie sie noch nie über die Erde hingezogen waren, Jahre, in höherem Lichte glänzend, gezeichnet mit Frieden und Segen, Wahrheit und Gnade, gekrönt mit der Gegenwart, dem Wohnen und Wandeln des Sohnes Gottes hienieden. Da gab der Herr noch seine letzten, einzigen Güter hin. Seine Kleider überließ er den Händen roher Soldaten. Seine Mutter schenkte er dem zartesten und innigsten der Apostel, seiner Jungfräulichkeit zum süßen Lohne und

in ihm allen innigliebenden, zartfrommen, jungfräulichen Seelen. So war er nun ganz arm, so arm, wie zwölf Jahrhunderte später sein großer Schüler, der hl. Franz von Assisi, welcher es ihm nachgethan, der die Armut des Herrn, welche er die Wittwe Jesu Christi nannte, zur Braut sich erwählte, als sein Vater von ihm sich geschieden und mit seinen Kleidern von dannen gegangen war. So hat Christus nichts mehr als sein nacktes Leben. Seinen Leib und sein Leben aber, niedergelegt auf dem Altare des Kreuzes, gab der Herr, gehorchend dem Willen des Vaters, in den Tod dahin, und als der Tod kam, übergab er mit lauter Stimme seine Seele in die Hände des Vaters.

Da sah endlich die nimmer ruhende Gerechtigkeit Gottes das Opfer, welches sie versöhnte. Da sah sie von dem Mittler zwischen Gott und den Menschen, dem Gottmenschen Jesus Christus, den Gehorsam geleistet, welcher den Ungehorsam Adams und aller Sünder weit überwog. Ueber diesem Kreuze wendeten sich die Geschicke der Menschheit in fröhlichem Umschwung. Ueber diesem Opfer begegneten und umarmten sich Barmherzigkeit und Wahrheit; Gerechtigkeit und Friede, wie es in den Weissagungen des Psalms heißt, küßten sich. Unter den Bäumen des Paradieses rauschte die Stimme des Zornes Gottes, und die Menschen flüchteten zitternd und zagend vor ihrem Rauschen. Die süße Stimme des Friedens und der Erbarmung tönt um den Kreuzesbaum, und vertrauensvoll nahen ihm die erschütterten Sünder.

Auf das Todesopfer Jesu Christi weisen hin alle blutigen Opfer des Alten Bundes, welche nur Schattenbilder des Kreuzesopfers gewesen, und alle, welche in den Zeiten vor Christus Nachlaß ihrer Sünden und Gnade bei Gott gefunden, haben sie nur gefunden um dieses kommenden Opfers Christi willen. Dieses Opfer Christi am Kreuze, das Opfer, in welchem er sein Leben für das Heil der Welt hingab, ragt an Werth und Würde hoch empor über alles, was er sonst Großes gethan und Bitteres geduldet hat, über all sein Fasten, Wachen, Beten, Reisen, über seine Predigten und seine Abtödtungen; denn in dem Opfer am Kreuze hat er sich selbst hingegeben, sein eigenes, menschliches Dasein und Leben. So bildet dieses Opfer den Höhepunkt, die Vollendung und die Krone des Gehorsams und der Verdienste Jesu Christi. Aus diesem Todesopfer Jesu Christi quillt alle Kraft der sieben heiligen Sacramente, alle Kraft, welche sie haben, uns zu entsündigen und zu heiligen. Die heiligen Sacramente sind gleichsam nur sieben Gnadenströme, welche am Fuße des heiligen Kreuzes aus der schauerlich dürren Schädelstätte entspringen und sich durch die Auen der heiligen katholischen Kirche ergießen, die Seelen zu reinigen und zu laben. Das ganze Leben Christi zielte auf diese Opferstunde hin. Auf verschlungenen Pfaden führte die Hand des Vaters ihn, den gehorsamen Erlöser, nach dem Calvarienberge hin, daß er nach

vielem Arbeiten und Leiden gerade zur rechten Stunde, in dem Augenblicke, welchen der göttliche Rathschluß bestimmt hatte, als Opfer, sein hartes Kreuz selbst auf seinen wunden Schultern tragend, gehorsam sich einstellte. Der Calvarienberg und das Kreuz — sie schwebten Christo immer vor Augen in den Tagen seiner irdischen Pilgerschaft, so wie ein Wandersmann, welcher unter vielen Mühen seines langen Weges zieht, oft hinblickt und gerne sein Auge ruhen läßt auf einer fernen blauen Bergesspitze, welche das Ziel der langen Wanderung ist und ihm mit endlicher Ruhe winkt. Und wie der Wanderer sich sehnt nach dem süßen Orte der Rast, so sehnt sich der Heiland mit glühender Sehnsucht nach den Todesleiden, welche uns erlösen. In dieser Sehnsucht sagt er zu seinen Jüngern: „Ich muß mit einer Taufe getauft werden, und wie drängt es mich, bis es vollendet werde!“[1] Er muß getauft werden, so erklärt der hl. Thomas von Aquin, mit der Taufe seines eigenen Blutes, und es drängt ihn dahin nicht die Furcht des Todes, sondern die Sehnsucht, da diese Stunde zögert. Selbst zu Judas sprach Christus: „Was du thun willst, das thue bald.“[2] „Wie sehr“, so ruft der hl. Bernardus dem eilenden, leidenssehnsüchtigen Heilande nach, „liebtest du doch diejenigen, für welche du zu sterben wünschtest. Für uns verlangtest du sehnsüchtig nach dem Leben, für dich nach dem Tode.“

Wie es aber Christum drängte und trieb durch die geflügelte Zeit nach dieser hehren Stunde, nach diesem Höhepunkte seiner Liebe und seines Gehorsams, nach seinem großen Todesopfer, so wollte er aber auch, daß diese heiligste Zeit seines Todesopfers immerdar lebendig festgehalten und dargestellt werde, sich vor den Augen seiner Gläubigen wiederhole und erneuere. Dazu will er selbst nämlich, der am Kreuze sich geopfert, unter den Bildern und Gestalten des Todes zugegen sein und sich opfern, auf daß so alle Gläubigen vom Aufgange bis zum Niedergange der Sonne überall und zu allen Zeiten um das Kreuz sich scharen, ihn opfern und mit ihm sich selbst opfern. Das geschieht in der heiligen Messe. Denn nicht nur ist in der heiligen Messe Christus gegenwärtig in jener geheimnißvollen Gegenwart, welche heute vor acht Tagen Gegenstand unserer Betrachtung war, sondern er ist als Opfer gegenwärtig und stellt in der heiligen Messe seinen Opfertod am Kreuze in lebendiger Erneuerung dar. Und wie Christus in glühender Sehnsucht sich nach seinem Opfertode am Kreuze sehnte, so verlangte er auch die heilige Messe einzusetzen, welche die feierlichste Stunde seines Lebens festhält, seinen Opfertod darstellt. „Mit Sehnsucht habe ich verlangt, dieses Osterlamm mit euch zu essen, bevor ich sterbe“[3], sagt der Herr, da er in

---

[1] Luc. 12, 50. [2] Joh. 13, 27. [3] Luc. 22, 15.

den Saal eingetreten, in welchem die Stiftung des heiligen Opfers und Abendmahles geschieht. O, wohl eine Stiftung, würdig der Sehnsucht unseres Erlösers! Denn in ihr stellt sich uns das Leiden Christi lebendig vor. Sie prägt dem christlichen Leben das Zeichen, haucht ihm den Geist der Aufopferung in geduldigem Gehorsam und freier Liebe ein.

I.

Der berühmte deutsche Kaiser Karl V., der zugleich König von Spanien und Indien war, in dessen weitem Reiche die Sonne nie unterging, hatte in der gährenden und stürmischen Zeit seiner Regierung Gelegenheit genug, die Eitelkeit und Nichtigkeit irdischer Ehren kennen zu lernen. Darum legte er gegen das Ende seines Lebens, überdrüssig des irdischen Glanzes und seiner Schmerzen, auf einmal Ehren und Krone nieder und zog sich in die Einsamkeit eines spanischen Klosters zurück, um in tiefster Stille sich selbst und Gott anzugehören und der ewigen Zeiten im Geiste zu gedenken. Bußkleider und Bußgürtel deckten seinen Leib, und die Hand, welche früher über weite Ländergebiete den Scepter geführt, schwang nun im engen Gebiete einer Klosterzelle die Geißel über den eigenen Leib. Als es aber zum Sterben kam, verordnete der ehemalige Kaiser in seinem Testamente, daß sein Bußkleid und seine Geißel an den königlichen Hof nach Madrid geschickt und mitten unter den irdischen Kleinodien des Reiches als Schatz von seinen Söhnen und Thronfolgern sollten aufbewahrt werden, als ernste Prediger der Vergänglichkeit und Zerbrechlichkeit irdischer Größe, als Zeugen der strengen Bußübungen, mit welchen er für seine Sünden und Mißgriffe den Himmel zu versöhnen suchte. Auch der König der ewigen Herrlichkeit, Jesus Christus, welcher seine Krone in dem Firmamente des Himmels trägt, in dessen Reiche im vollsten Sinne des Wortes die Sonne nie untergeht, der als schuldloser Büßer unsere Sünden in harter Buße getragen, hat, als er sein Testament im Saale zu Jerusalem abschloß, nicht etwa nur sein Bußkleid und die Geißel, welche über ihn geschwungen wurde, seine Dornenkrone, welche sein königliches Haupt umschnürte, sein bitterstes Kreuz in heiligem Vermächtnisse uns zum ewigen Gedächtnisse bestimmt, nein, er selbst erscheint auf unsern Altären und stellt abermals seinen erlösenden Tod uns vor Augen. Wohl kann er nicht wieder sterben; „Christus einmal gestorben," so verkündigt der Apostel, „stirbt nicht wieder; der Tod hat über ihn keine Herrschaft mehr."[1] Sein einmaliges Sterben hat auch schon die vollste Genugthuung für alle Sünden gegeben. Seine angenagelten Hände waren doch länger und mächtiger als

---

[1] Röm. 6, 9.

die Hände seiner Feinde; sie haben die ganze Menschheit umfaßt und, soviel an ihm ist, erlöst. Aber, wenn er niedersteigt auf unsere Altäre, dann will er doch immer niedersteigen unter dem Bilde des Todes, unter Gestalten, welche seinen Tod bedeuten. Aus weiten Wunden rann am Kreuze sein Blut darnieder. Im Blutverluste dürstete er, daß die Zunge ihm am Gaumen klebte, im Blutverluste ermattete und verschmachtete er. Dies sein klägliches Verschmachten, die Trennung seines Blutes vom Leibe soll immerdar vor unsern Augen schweben. Darum hat der Herr unter den beiderlei Gestalten des Brodes und Weines seine heilige Gegenwart dargestellt, da er das heilige Opfer und Abendmahl einsetzte. Darum hat er über das Brod die Worte gesprochen: „Dies ist mein Leib"; über den Kelch aber die andern Worte: „Dies ist mein Blut", und angeordnet, daß es immer so gehalten werden solle. Obgleich nämlich Christus ganz und ungetheilt unter jeder der beiden Gestalten gegenwärtig ist, so soll doch durch die Worte, welche über das Brod gesprochen werden, vorzugsweise der Leib, durch die Worte über den Kelch vorzugsweise das Blut Christi, so jedes für sich uns dargestellt werden: ein sprechendes Bild des Todes Christi am Kreuze, seinen Tod anzeigend, seinen Tod verkündigend, bis er wiederkommt. Unter diesen Bildern des Todes opfert sich Christus immerfort, sobald er auf unsere Altäre herabgezogen wird, und wir, eingedenk seines beseligenden Leidens, opfern ihn dem himmlischen Vater als ein reines Opfer, als ein heiliges und unbeflecktes Opfer auf, wie die Kirche beim heiligen Meßopfer spricht. Daher ist es auch nicht möglich, daß der Priester an irgend einem Orte auf Erden, sei es auch auf dem Schiffe oder in dürrer Einöde, unter der Glühhitze afrikanischer Sonne oder in der Nähe des Eismeeres, bloß etwa durch die Verwandlung des Brodes ohne die Verwandlung des Weines oder durch die Verwandlung des Weines ohne die des Brodes das heilige Opfer feiere. Wohl wäre Christus in diesem Falle ganz zugegen, aber das Opfer am Kreuze, die Trennung des Blutes vom Leibe, ist nicht dargestellt, und somit ist das nicht da, was die heilige Messe eben ist, das immerwährende Denkmal des Opfers, welches Jesus Christus am Kreuze vollbracht hat.

Ihr seht aus dem Gesagten, wie aus dem Umstande, daß Christus selbst unter beiden Gestalten consecrirt hat, keineswegs schon folge, jeder müsse auch unter beiden Gestalten die heilige Communion empfangen. Christus hat nämlich an jenem Abende das heilige Opfer eingesetzt und die Apostel zu Priestern geweiht; für das Opfer aber sind beiderlei Gestalten nothwendig. Da aber Christus ganz unter jeder Gestalt zugegen ist, so genügt es auch mit Ausnahme des Priesters, welcher selbst das heilige Meßopfer darbringt, für alle, unter einer Gestalt die heilige Communion zu empfangen, wie es auch immer in der Kirche vorkam,

jetzt allgemein gebräuchlich und aus weisen Absichten von der Kirche vorgeschrieben ist.

Ihr seht ferner, da Jesus Christus selbst wahrhaft und wirklich auf unsern Altären gegenwärtig, unter beiderlei Gestalten, den Bildern seines Todes, das immerwährende Opfer der katholischen Kirche ist, so ist unser eigentliches, wahres Opfer erst nach geschehener Consecration auf dem Altare. Sobald Christus herniedergestiegen, sobald er unter den demüthigen Gestalten des Brodes und Weines in unserer Mitte seine Wohnung genommen, opfert er, ein reines Opfer inmitten einer sündenbefleckten Menschheit, sich dem Vater auf, zeigt ihm seine Wunden, hält ihm seinen Tod vor Augen und in den Wunden, in dem Tode all seinen Gehorsam, all seine Verdemüthigung und seine Liebe. Und wir, wohl bewußt unserer Unwürdigkeit, umfassen in freudigem Beben dieses reine Opfer und opfern es dem Vater. Die Darbringung des Brodes und des Weines, welches in der heiligen Messe früher geschieht, sondert das Brod und den Wein aus dem gewöhnlichen Gebrauche und weiht es Gott, damit er diese in sich unkräftige Opfergabe in unser wahres, heilkräftiges Opfer verwandle. Diese Darbringung von Brod und Wein soll auch uns vorbereiten und unsere Herzen dem Herrn entgegenheben, welcher erscheinen soll, auf den sich schon zum voraus die Gebete der Kirche beziehen, und dem die Kirche entgegenjubelt, da sie im Geiste der Betrachtung ihn nahen sieht: „Gebenedeit sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosannah in der Höhe!“ Wenn er aber kommt, dann kommt er nicht im Glanze seiner Herrlichkeit, sondern umwölkt von den Bildern seines Leidens und Todes, umweht von den wehmüthigsten, klagendsten Erinnerungen. Er kommt am Kreuze. „Nein,“ sagt der ehrwürdige Petrus von Clugny, „er kommt nicht darstellend seine Taufe, seine Auferstehung, seine wunderbare, herrliche Himmelfahrt, nein, das Glorreiche tritt zurück.“

Ja, Geliebte im Herrn! Der Kreuzesbaum wird tagtäglich im heiligen Meßopfer vor unsern Augen mit seinen himmelragenden Armen aufgerichtet, wie er in seinen dürren Zweigen die süße Frucht des Leibes Christi trägt. Der Calvarienberg breitet sich vor unsern Augen auf der Höhe der Altäre aus, und die Opferschale des Kelches fängt neuerdings das Blut Jesu Christi auf. Nur wenige waren Zuschauer jener blutigen Messe, welche Jesus Christus, der Hohepriester, selbst sichtbar am Kreuze gefeiert; ach, noch weniger standen da, einzusammeln die Segnungen, welche von seinem Kreuze ausgehen. Damals hielt die Natur ihm die Todtenfeier ab, als die Menschen fehlten. Da zitterte die Erde; wie von Mitleid bewegt sprangen die Felsen auf. Das Krachen der Felsen war sein Todtengeläute. Der helle Tag hüllte sich ins dunkle Trauerkleid, über dem lichten Tempel der Schöpfung hingen die dunkeln Vorhänge,

und die Sonne, ihr Antlitz bergend, ging mit zum Leichengeleite. Wohl ist diese Trauer im Tempel der leblosen Schöpfung großartig ergreifend, schauerlich schön. Schöner aber noch, mit dem geistigen Auge angeschaut, ist die Todtenfeier, welche in der heiligen Messe vor sich geht. Durch die Stiftung der heiligen Messe aber, jenes Opfers, welches zu allen Zeiten gefeiert wird und mit der Sonne vom Aufgange bis zum Niedergange über die christlichen Länder um das Erdenrund herumwandelt, ist es allen Christgläubigen vergönnt, das Opfer des Herrn zu schauen, dem Herrn das Leichengeleite zu geben, am Fuße des Kreuzes in Reueschmerz, in Dank und Liebe sich zu versenken. Jetzt bricht der Herr die steinernen Herzen, jetzt zieht sich über die Seelen, sie umflorend, die Trauer um die Sünden, und das Innere des Menschen bebt auf in Betrachtung der namenlosen Leiden und des Todes Jesu Christi. So steht Christi Tod jeden Tag vor den Augen und Herzen der Katholiken. Sie schauen hinein in das aufgeschlagene Buch seiner Wunden und seines Todes; die heilige Messe selbst predigt diesen Tod. Und allen nicht ganz vernachlässigten Christen ist ihre Sprache verständlich. Sie verstehen auch die Landleute, wenn sie ihre schwieligen Hände auf den Kirchenbänken kreuzen; und wenn sie auch nur den Rosenkranz abbeten, so spiegeln sich in ihrem Gebete die Geheimnisse der Aufopferung, des Leidens und des Todes Christi ab. Zu jeder Zeit versenkten sich die innigen Menschen in das Leiden Christi, auch in frühern Zeiten. So erzählt der liebenswürdige Dominikaner Heinrich Suso von seiner einfachen Mutter, wie sie ihm einmal gestanden, daß sie seit 30 Jahren keiner Messe beigewohnt, ohne daß sie sich ins Leiden Christi hineinversenkt und so von ihm ergriffen worden sei, daß Thränen ihr in die Augen getreten.

Glaubet aber ja nicht, Vielgeliebte, daß dieses Opfer der heiligen Messe, welches uns tief in die Geheimnisse einführt, auf den Calvarienberg neben das Kreuz Christi stellt, dem thätigen, gewöhnlichen Leben fremd sei, daß es nur Seelenstimmungen erzeuge, welche nur dem beschaulichen Leben dienen, daß es die Kraft und den Sinn fürs thätige Leben schwäche und dahin bringe, daß das gewöhnliche Leben mit seinen Pflichten übersehen und gering geachtet werde; nein, unser heiliges Meßopfer weist unaufhörlich in das harte, prosaische, praktische Leben. Es ladet den Christen ein, die Lasten und Mühen seines Lebens mitzubringen zur heiligen Feier und sich mit seinem Kreuze zusamt mit Christo Gott aufzuopfern. Es spornt und treibt, daß die Aufopferung Jesu Christi in unser Leben hinausgetragen werde, daß unser ganzes Leben von unserem Entschlusse zur Aufopferung beseelt werde. Das ist die Größe der heiligen Messe. Sie führt in den Geheimnissen an die Pforte des Himmels hinauf und umfaßt zugleich die niedrigsten Pflichten und Mühen des alltäglichen Lebens. Schon wenn der Priester das Brod und den

Wein dem himmlischen Vater dargebracht hat, verbeugt er sich und betet in seinem und aller Christgläubigen Namen: „Im Geiste der Demuth und mit zerknirschtem Herzen laß uns aufgenommen werden von dir, o Herr, und unser Opfer heute vor deinem Angesichte so verrichtet werden, daß es dir wohlgefalle, o Herr, unser Gott.“ Am Schlusse des Canons aber, wenn der Priester die Kreuze mit der Hostie über dem Kelche macht, umfaßt er das ganze Christenleben und taucht es ein in das Opferleben und Opfersterben Christi und spricht, es Gott dem Vater opfernd: „Durch ihn (Jesum Christum), mit ihm und in ihm ist dir Gott, dem allmächtigen Vater, in Einigkeit des Heiligen Geistes alle Ehre und Herrlichkeit.“

So wird also auf unsern Altären das ganze Leben des Christen zu einem Opferleben gesegnet, eingetaucht in das Opfer Christi. Aufopferung an Gott, das ist die Seele und das innerste Herz eines wahrhaft christlichen Lebens. Aufopferung athmet aus ihm, es ist gesinnt, wie Jesus Christus gesinnt war, es opfert sich auf, wie er sich aufgeopfert hat. Welches ist aber die Gesinnung Jesu Christi, der Geist seines Opfers? Es ist die Gesinnung der freien Liebe, welche sich aufopfert, und die Gesinnung des demüthigen Gehorsams unter den Rathschluß seines Vaters. Freie Liebe, welche aus sich selbst handelt, und unterthäniger Gehorsam, welcher auf das Gebot eines andern horcht und seinen Willen vollzieht, sind in Jesu Christo verbunden. Sie glänzen in schönem Bunde im Opfertode Christi uns entgegen. Wie sie aber verbunden sind, das können wir anschaulich finden in einer Geschichte.

In einer Krankenanstalt Deutschlands befand sich ein Leidender, dessen Dunstkreis verpestet war; der entsetzlichste Ekel und Abscheu verjagte bald jeden Wärter aus seiner Nähe. Geflohen, hilflos lag der Kranke da, unnennbar düster und dunkel vor ihm seine Zukunft. Da ermannte sich der christliche Heldenmuth einer barmherzigen Schwester. Sie bot sich zu seiner Pflege. Sie ließ mit einer Kette sich an das Krankenbett fesseln und band so ihren freien Entschluß fest an die Nothwendigkeit. Ihr verdankte der Kranke Genesung und Leben. In dieser rührend schönen That haben wir ein Bild der Aufopferung Christi. Der Sohn Gottes entschließt sich in freier Liebe, seiner Herrlichkeit sich zu entäußern und in Knechtsgestalt sich seinem Vater unterthänig zu machen. In freier Liebe wird er Mensch. Als Mensch ist er mit den heiligen Banden des Gehorsams an die Rathschlüsse seines Vaters gekettet, sie zu vollbringen. Nun war ihm alles bestimmt, was er zu thun und zu leiden habe. So ist in Christo freier Entschluß der Liebe und williger Gehorsam vereinigt; was er in freier Liebe sich erwählt, was er im Gehorsam vollbringt, das opfert er dem Vater auf. Dies besagt der Apostel Paulus mit den schönen Worten: „Seid gesinnt wie Jesus

Christus gesinnt war, welcher, da er in Gottes Wesenheit war, es für keinen Raub hielt, Gott gleich zu sein. Er aber entäußerte sich selbst, nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich und im Aeußern als ein Mensch erfunden. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode des Kreuzes." [1] Indem die Kirche, welche auf Erden pilgert, beim heiligen Meßopfer sich mit Christus opfert, nimmt sie aus dem Gottesdienste einen zweifachen Entschluß und eine zweifache Kraft mit sich, den Entschluß und die Kraft, in Geduld und willigem Gehorsam zu tragen und zu üben, was Gottes Rathschluß über sie verhängt hat, zufrieden zu sein in jedem Stande, in allen Lebensverhältnissen, zufrieden zu sein im Leiden, geduldig im Tode, Leben und Tod Gott aufzuopfern; dann den Entschluß und die Kraft, in freier Liebe Opfer zu bringen und sich selbst aufzuopfern für die Brüder.

Gesegnet sei ein Gottesdienst, welcher diese doppelte Aufopferung des Gehorsams und der freien Liebe ins Leben trägt, mit ihr unser armes Leben selbst zu einem Gottesdienste macht. Gesegnet unsere Altäre, auf welchen der Himmel sich niederläßt in Gehorsam und Liebe, um sich von hier auszubreiten in die unzufriedene und mürrische, in die selbstsüchtige Welt.

II.

In den Schulen der Jesuiten und andern Schulanstalten der frühern einfachen Zeit pflegten die Schüler am Ende des Schuljahres ein Schauspiel aufzuführen. Man nahm irgend eine Geschichte frommen, religiösen Inhaltes, theilte verschiedenen Personen Reden und Handlungen zu, und die Lehrer gaben dann an einzelne Knaben die Rollen hin. Der eine z. B. hatte einen König darzustellen, der andere einen Bettler, ein dritter einen Kriegsmann. Der eine hatte längere Reden zu sprechen, dem andern waren nur wenige Worte zugetheilt. Der eine hatte witzig und fein, der andere schlicht und vielleicht auch ungeschlacht zu reden, während ein anderer wieder nur eine stumme Figur spielte, alles so geordnet und vertheilt, wie es ins Ganze paßte und den Fähigkeiten und Fertigkeiten der Schüler entsprach. So sollte man nun denken, das kleine, harmlose Spiel sei jedesmal ganz ruhig und fröhlich abgelaufen. Aber in den Schriften jener alten Lehrer lesen wir vielfältige Klagen darüber, daß der Scherz oft allerlei Verdrießlichkeiten brachte. Selten war ein Knabe mit seiner Rolle ganz zufrieden. Der eine klagte, daß seine Rolle ihm zu leicht, der andere, daß sie ihm zu schwer sei und zu Großes auferlege, und auch die Eltern mischten sich mit ihren Klagen und Ansprüchen hinein.

---

[1] Phil. 2, 5—9.

Wie sehr gleicht dieses Spiel dem menschlichen Leben! Wie spiegelt sich auch die Welt ab auf diesen Brettern! Geht es denn anders zu, sind die Menschen zufriedener, wenn Gott die Rollen des Lebens vertheilt? „Ein gleicher Eingang", sagt die Heilige Schrift, „führt alle ins Leben, und auch der Ausgang ist wieder für alle gleich." [1] Auf der Bühne der Erde aber sind verschiedentliche Rollen vertheilt, und es ist nicht ein träumerisches, scherzendes Spiel, welches da schaltet, sondern ein großer, tiefer Ernst. Denn wie der hl. Chrysostomus sagt: „Ist auch das gegenwärtige Leben dem Schauspiel ähnlich, das künftige wenigstens spielt nicht." Nach der Lebensrolle gibt der Herr die Abzeichen und Decorationen. Für den König etwa hat die Erde Gold und Silber zur Krone und feines Holz für Thron und Scepter; dem presthaften Bettler wächst ein knorriger Stamm, sich darauf zu stützen. Gram und Schmerz, sichtbar oder verhüllt schlingen sich aber durchs Menschenleben. Gram und Schmerz wohnen in den Hütten der Armut; Kummer und Trübsal aber auch unter den goldenen Kronen, und unsere Väter sagten tiefblickend im Sprichwort, daß eine goldene Krone vor dem Kopfweh nicht schütze. Daher ziehen und jagen wie Furien die Unzufriedenheit, der Neid, die Sucht, hinter leerem Scheine den Jammer zu verstecken, die Verzweiflung, der Selbstmord über die Erde hin. Glühende Gemüther mögen nicht ruhig in bescheidener Stellung unten stehen, sie wollen sich hinaufdrängen; dazu treten sie alle Schranken der Sitte und Ordnung nieder. Das ist das Schauspiel auf der gottentfremdeten Erde. Gott aber hat dir die Schranken gesetzt, deine Bestimmung und Lebensrolle dir gegeben: Du sollst dich in deinen Beruf und deine Verhältnisse finden, ihre Mühsale kennen und überwinden lernen, ihre Schwierigkeiten geduldig ertragen. Den Vorhang, welcher dieses Leben von dem ewigen Leben trennt, lüftet Christus der Herr uns in der Parabel vom reichen Prasser und dem Bettler Lazarus. Während der Prasser, welcher hier am reichen Tische gesessen, in verhängnißvollem Wechsel nun in den Höllenqualen liegt, ist der Bettler, welcher an der Schwelle lag, nun durch die Pforte des Himmels in die ewige Seligkeit eingegangen. Er hat sich die Armut nicht selbst erwählt, Gott hat sie über ihn verhängt. Er aber hat sie geduldig ertragen. Er hungerte nicht freiwillig, sondern begehrte von den Stücken zu essen, welche von dem Tische des Reichen abfielen, aber niemand gab sie ihm. Dennoch zürnte er nicht über die Härte des Reichen und blickte nicht neidisch zu ihm auf. Er ertrug den brennenden Schmerz der Wunden. So ist er selig geworden. Großthaten zu Wasser und zu Land hat er keine vollbracht; „und doch", so ruft der hl. Chrysostomus aus, „ist er auf der niedrigen Schwelle liegend

[1] Weish. 7, 6.

ein Lehrer der Welt.“ Denn er zeigt, daß man auch in den niedrigsten Verhältnissen Hochsinn und Adel der Seele bewahren kann.

Und eben dazu fordert auf und gibt Kraft die heilige Messe. Wenn der neue Tag anbricht, wenn der Vorhang der Nacht fällt und wieder ein Leben vor uns erscheint mit Kummer und Sorge, dann erhebt sich in der Kirche vor unsern Augen das größte Kreuz, das Kreuz Jesu Christi. Dann opfert sich Christus dem Vater auf, wie er sich ehedem in den herben Todespeinen geopfert, dann hat die Morgenstunde ein goldenes Wort im Munde, dann ergeht an jeden Christen die Aufforderung, sein Tagewerk mit all seinen Mühen mit Christi Opfer aufzuopfern, dann fließt aus Christi gnadenvollem Opfer die verborgene, himmlische Kraft und Stärkung, im Geiste der Aufopferung die schwere Bürde des Lebens wieder vorwärts zu tragen. So bewahrt unser Gottesdienst vor Versumpfung, bewahrt vor jener Verzweiflung, welche so oft in unsern Tagen außerhalb des Trostes der Kirche zum schrecklichen Selbstmorde treibt. So läßt er sein Licht und seine Wärme in die tiefste Trübsal des Lebens fallen und erheitert sie. So heiligt und verklärt er den Schmerz. Er hat die Völker so daran gewöhnt, Mühen und Leiden in Verbindung mit dem Opfer Christi Gott aufzuopfern, daß die Sprachen der christlichen Völker seit unvordenklicher Zeit den Kummer und die Arbeit des Lebens geradezu das Kreuz der Menschen zu nennen pflegen. Darum verbindet auch unsere Kirche das heilige Meßopfer so gerne mit dem Eintritt oder der Weihe zu einem Stande oder Lebensberufe, der große Opfer fordert: mit der Priesterweihe, mit der Segnung der Ehe, mit der Krönung der Fürsten. In diesem heiligen Geiste der Aufopferung, welchen die heilige Messe entflammt und lebendig hält, ging Laurentius vom Altare, wo er beim heiligen Opfer gedient, gerne zum glühenden Roste und legte seinen Körper als Opfer auf diesen eisernen Opferaltar. In diesem Geiste, der sein Leiden opfert mit Christi Leiden, kann sich der hl. Paulus rühmen: „Ich trage die Wundmale Jesu an meinem Leibe.“[1] In diesem Geiste heiliger Aufopferung bringt, wenn die letzte Stunde kommt, der Christ sein Leben dar. Die eiserne Nothwendigkeit des Todes mildert sich.

Ja, überall im Menschenleben stehen Calvarienberge und recken ihre schauerlichen Gipfel hinaus. Ueberall Mühe und Kummer, und wie vom Himmel der Regen fällt, so entquellen Thränen den Herzen der Menschen. Christus selbst hat dieses Los nicht weggenommen. Er hat es selbst im vollsten Maße getragen und die Weinenden selig gepriesen. Und wahrlich! wie sehr uns auch das Los der Menschen rührt und wir selbst unter ihm seufzen, wir müssen sprechen: Herr, reihe uns ein in die Reihe der Leidenden. Denn der Arme, der Kranke, der Unglückliche hängt nicht

---

[1] Gal. 6, 17.

so zäh an diesem Leben; er stirbt lieber und oft anders und besser als die sogenannten Glücklichen. Wenn man den Unglücklichen an den Tod erinnert, nimmt er die Erinnerung mit ruhigem Angesichte hin. Die Sorgen des Lebens haben ihm Furchen und Runzeln genug wie ernste Gedankenstriche tief ins Angesicht gegraben. Die Mahnung an den Tod zieht keine neuen mehr auf seinem abgehärmten Gesichte. Betrachtet aber den alten Lebemann, der „Frieden hat in seinen Gütern", wie er den Gedanken an den Tod wie eine zischende Schlange im üppigen Grase flieht, wie man bei ihm die Erinnerung an den Tod vermeiden muß, wie er noch immer gerne den Jungen spielt. Schon beugt sich sein Körper, wie wenn er sein Grab aufsuchen und sich zur Ruhe legen wolle, die Seele aber bäumt sich dagegen. Der Arme, der Unglückliche ist dem Glauben zugänglich, denn er nimmt gerne die Verkündigung mit, daß Gott ihn nicht bloß für ein Leben voll Qual und peinlicher Sorge geschaffen habe. Sehet, solchen Menschen wird das Evangelium gepredigt; diesen gehört vor allen der Trost und der Zuspruch, welchen das heilige Meßopfer mit feuriger Zunge spricht. Diese sammeln sich auch am liebsten um die Altäre.

Aber die heilige Messe bringt auch menschliche Hilfe ins Elend der Welt. Sie zeigt in Christo jene Liebe Gottes, welche freiwillig für das Heil der Menschen sich selbst entäußert hat, um ihre Unwissenheit zu erleuchten, ihre Wunden zu verbinden, aus ihrem Tode neues Leben zu geben. Christus hat sich selbst entäußert und nicht etwa ein Besitzthum, sondern sich selbst, seinen Leib und sein Leben freiwillig hingegeben als Lösegeld, als Almosen für alle, welche den Namen Mensch führen. Das ist eine neue Art von Aufopferung in der selbstsüchtigen Welt. Almosengeben und Liebesdienste kannte auch die Heidenwelt, solche Aufopferung aber kannte sie nicht. In ihr ist ein neues Licht aufgegangen. Wie ein Leuchtthurm steht das Opfer in der heiligen Messe da. Und nun seht ihr auch dieses Opfer wiederkehren. Missionäre geben nicht etwa bloß Geld und Bibeln hin, sondern ihr Leben und ihren Leib. Die Priester gehen hinein in Ansteckung und Tod bringende Krankensäle, die Schwestern und Brüder der Barmherzigkeit steuern nicht etwa nur aus dem Ueberflusse einige Pfennige; nein, sie bieten sich an mit Leib und Leben für den Dienst der Kranken und Sterbenden.

Die Welt nimmt die Wohlthaten und Aufopferungen hin, ohne zu fragen, wo der Baum steht, an welchem die himmlischen Früchte wachsen. Die Welt läßt sich mit den Segnungen übergießen, ohne zu fragen, wo die Quelle des Segens ist, ähnlich wie die Leute im Aegyptenland vom Nilflusse sich ihr Land befruchten lassen, ohne zu fragen, wo seine Quelle ist. Wo ist die Quelle dieser Aufopferung? In unsern Kirchen, auf der Höhe unserer Altäre, im heiligen Meßopfer. Da enthüllt sich Tag für

Tag die unbegrenzte Opferliebe Christi. Da strömt die Kraft aus ins arme Menschenherz, sich auch so zu opfern. Darum dürsten auch diese höhern und edlern Seelen nach dem heiligen Opfer. Es würde ein lebendiger Quell des Segens versiegen, wenn das heilige Opfer aus der Mitte der Gläubigen weggetilgt würde. Sehet, wo das heilige Opfer nicht mehr besteht, ist auch wirklich überall die große katholische Aufopferung und Liebe verschwunden. Uns ist das Opfer des Kreuzes und mit ihm das Geheimniß unserer eigenen Aufopferung, das Geheimniß und die Kraft der Geduld und des Gehorsams wie der freiwillig sich hingebenden Liebe als Erbschaft zugefallen. Gehen wir darum ein auf das Opfer und bringen wir Jesus, der sich für uns opfert, uns selbst, unsere Gedanken, Worte und Werke, unsere Leiden und Freuden tagtäglich zum Opfer dar. Amen.

Die heilige Communion.

„Ein Brod, ein Leib sind wir viele, wir alle, die wir an einem Brode theilnehmen.“ 1 Kor. 10, 17.

Es ist nun etwas länger als 600 Jahre, im Jahre 1215 unserer Zeitrechnung, da konnte man zwei Reisende sehen, welche barfuß in dürftiger, rauher Kleidung, den Stab in der Hand durch die Gebirge von Italien zogen. Emsig gingen ihre Schritte vorwärts, von der Sehnsucht beflügelt, das Angesicht gen Rom gekehrt, dem Verlangen ihres Herzens. Sie wollten die Grabstätten der Apostel, die Hauptstadt der Christenheit aufsuchen. Auf ihrem Angesichte las man ihre hohe, edle Einfalt, ihre fromme Sammlung und vor allem die Strenge ihrer langwierigen Abtödtungen und Entsagungen. Bei dem einen von ihnen insbesondere lag ein höherer, himmlischer Frieden über die Furchen seines abgehärmten Antlitzes ausgegossen. Es war einer von den Männern, mit welchen Gott in jener Zeit seine heilige Kirche stützte: es war Franz von Assisi. Der andere war sein Freund und treuer Lebensgefährte, der Bruder Massäus. Müde und matt in der südlichen Hitze ließen sich die zwei Wanderer gegen Mittag am Rande einer Quelle nieder, um auszuruhen und mit spärlichem Mahle sich zu erquicken. Die blanke Erde war ihre Bank, ein Stein diente zum Tische. Sie zogen mehrere Stücke schwarzen Brodes hervor, welche mildherzige Leute ihnen auf dem Wege geschenkt hatten und legten sie auf dem Steine auseinander. Ihren Trank schöpften sie aus kühler, klarer Quelle, welche zu ihren Füßen munter über den Felsen hinabsprang. Da wurde inmitten all der Armut Franciscus auf einmal gar heiter und fröhlich. Er jubelte in

immer steigender Freude auf und forderte auch den Bruder Massäus auf, mit ihm fröhlich zu sein und Gott zu danken für den großen Schatz, welchen er ihnen gegeben. Da Massäus verwundert fragte, wo denn hier der große Schatz in felsiger, öder Gegend, bei so ärmlichem Mahle sei, hier, wo so ziemlich alles fehle, erklärte der hl. Franciscus: „Siehe, für alles, was uns fehlt, hat der Vater im Himmel ohne unser Zuthun gesorgt. Milde Herzen hat er für uns aufgethan, daß sie uns dieses Brod zur Nahrung schenkten. Die helle, erfrischende Quelle läßt er rieseln, welche uns gerade zu rechter Zeit den Labetrank reicht, und der wohlgeformte Stein dient uns ganz vortrefflich zur Tafel." So sah in geringer, unscheinbarer Gabe der große Franciscus mit frommer, innig reiner Seele Gottes Liebe und Vatergüte glänzen, sah das Auge der Vorsehung leuchten, welches über dem Größten des Kleinen nicht vergißt. An der Liebe und Güte Gottes begeisterte sich und erglühte das Herz zu Preis und Dank, der in hohem Schwunge der Rede über die Lippen strömte.

Mit welcher Begeisterung verdiente nun erst die Liebe unseres Gottes und Erlösers gepriesen zu werden für den Tisch der Gnade, für das Brod und den Trank des Lebens, welchen er auf unsern Altären uns reicht, für das Brod, welches sein Leib ist, für das Blut, welches aus seinem eigenen Herzen entspringt. Ja, auf der stillen Höhe, auf dem Steine unserer Altäre liegt eine wunderbare Speise und steht ein wundervoller Trank bereitet für die armen Erdenpilger allzumal, welche mühsam genug über die rauhen und steinigten Pfade und durch die stechenden Dorngestrüppe dieses Lebens ziehen. Sie lassen sich wie an Ruhestätten im Schatten der Altäre nieder. Ermattet und ermüdet in der Schwäche ihrer Natur, in dem Andrange der Versuchung, in dem heißen, glühenden Kampfe des Lebens suchen sie in dieser Nahrung Labsal und Stärkung. Und unserer katholischen Kirche wallt in Freude und Dank das Herz auf, und sie jubelt wie der seraphische Franciscus, wenn sie die heilige, geheimnißvolle Nahrung, unsere Lebensspeise auf den Altären erschaut. In begeisterten Gebeten und Gesängen fordert sie ihre Kinder auf, ohne Unterlaß den Schatz der Gnaden, den unermeßlichen Reichthum zu preisen, welcher in jenen Gaben ihnen geschenkt ist. Wohl wissend, daß das Lob und der Dank der Menschen immerhin weit zurückbleiben hinter der Würde und der Größe dieser Gaben, daß, wie unser bekanntes Lied singt: „kein Lobspruch, keine Zierde ihrer Größe gleichen kann", stellt sich die Kirche flehend an die Himmelspforte, erscheint am Himmelssaale und fordert alle Engel und Heiligen auf, einzustimmen in ihr Lob, in ihren Dank. Ja, in der Fülle der heiligen Begeisterung und immer noch getrieben vom Bedürfnisse, zu danken und zu loben, geht die Kirche demüthig wie eine arme Bettlerin selbst zu den vernunft- und leblosen Creaturen und fleht sie an um ein Almosen, um einen Beitrag zum Preis und

Dank des allerheiligsten Sacramentes, auf daß so von allen Geschöpfen wie von unzähligen Bächen und Rinnsalen her Lob und Preis in die Kirche einströme und so die Wellen der Lob- und Danklieder höher schwellen.

Freilich, wer so mit irdischem Sinne und bloß mit leiblichem Auge das Mahl anschaut, welches der Herr uns bereitet hat, der findet es gering und dürftig, der kann die Begeisterung der Kirche nicht begreifen und steht vor all ihrem Jubel noch viel fremder und verwunderter als ehedem der gute Bruder Massäus vor seinem frohlockenden Meister Franciscus gestanden. Es muß das Auge des Glaubens vorerst sich öffnen für die unermeßliche Liebe Jesu Christi in dieser anscheinend dürftigen Nahrung, für die innere, göttliche Kraft und Würde, welche unter unscheinbarer Hülle der Brods- und Weinsgestalten sich verbirgt. Diese Kraft und Hoheit enthüllt der Herr mit dem kleinen und doch so großen Worte: „Dies ist mein Leib; dies ist mein Blut.“ Darüber hat er auch schon früher in der Verheißungsrede des heiligen Abendmahles so bedeutsam gesprochen: „Ich bin das Brod des Lebens. Ich bin das lebendige Brod, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brode ißt, der wird leben in Ewigkeit. Das Brod aber, welches ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben, und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Denn mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank. Wer mein Fleisch ißt und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm.“[1] Diese Worte des Herrn tönen wie ein himmlischer Preisgesang auf das allerheiligste Sacrament. Sie zünden uns das rechte Licht an, daß wir im Dunkel und in der Nacht des Geheimnisses die göttliche Größe erkennen. Sie selbst stehen und brennen wie klare, unauslöschliche Lichter um die Hostie und den Kelch auf unsern Altären. Und der Herr ruft uns alle, welche auf der Wanderung dieses Lebens ermüdet, alle, welche mit der Bürde der irdischen Reise beladen sind und sie fortschleppen müssen — und wer ermattete nicht und wer wäre nicht beladen, sei es nun so oder anders? — alle ruft er zu seinem Himmelsbrode und seinem wunderbaren Tranke mit dem größten Liebesrufe, welcher je über diese trübe Erde ausgegangen ist; „kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, und ich will euch erquicken.“[2]

So finden sich denn von allen Erdenpfaden die Kinder seiner Kirche an seinem heiligen Tische zusammen. Wie eine Erde sie trägt, wie ein Himmelszelt über sie ausgespannt ist, wie am Ende auch ein Elend auf

---

[1] Joh. 6, 48 ff. [2] Matth. 11, 28.

allen lastet, so vereinigt sie auch eine himmlische Nahrung, ein Tisch, sie bilden eine Familie. So wie im engen Abendmahlsaale zu Jerusalem die Apostel mit dem Herrn wie eine traute Familie zusammensaßen, so wie bei der Brodvermehrung im Grase auf einem Bergabhange derselbe Hunger und dieselbe Ermüdung, derselbe Segen, dieselbe Nahrung die Volksmenge um den Herrn vereinigte und mit fröhlichem Bande umschlang, so schlingt die heilige Communion ein unsichtbares, starkes Band von himmlischen Fäden, von Gottes Hand gewoben, nicht etwa um einen Saal, sondern um alle Kirchen, nicht nur um einen Bergabhang, sondern über alle Berge und Thäler, über Land und Meer und alle Zonen, um das ganze Erdenrund. Darum begrüßt unsere Litanei das allerheiligste Sacrament mit den Worten: „Du Band des Friedens und der Liebe." Denn wie schon der Apostel lehrt: „Ein Brod, ein Leib sind wir viele, wir alle, die wir an einem Brode theilnehmen." [1]

In der heiligen Messe wird diese wundersam einigende Nahrung consecrirt. Unsere Nahrung wächst als köstliche Frucht am Kreuzesbaum, welcher in der heiligen Messe aufgerichtet wird. Und wie von der frevelhaft gebrochenen Frucht im Paradiese Zwiespalt und Entzweiung, Feindschaft und Rache, Sklaverei und Knechtschaft über die Erde ausgegangen sind, welche die Herzen der Menschen voneinander gerissen und die Menschen gegeneinander bewaffnet haben, so geht von der Frucht der Nahrung, welche in der heiligen Messe gereicht wird, Einigung, Gleichheit und Friede aus.

Dieser Segen der heiligen Communion sei heute der Gegenstand unserer Betrachtung. Wir betrachten sie als das wundervolle Band des Friedens, vor welchem Feindschaft und Ungleichheit der Menschen nicht besteht, das die Menschen in Einheit der wahren Kirche Christi umschlingt.

I.

Nichts findet sich häufiger auf Erden, seit das Paradies verschwunden und die Erde verflucht ist um des Menschen willen, als Feindschaft und Haß. Schon gleich drängt der grimmige Haß sich um die Pforte der ersten Menschenfamilie, er findet offenen Eingang, stürmt hinein und bewaffnet die Hand des Kain gegen seinen schuldlosen Bruder. Damals saß das Menschengeschlecht noch um einen Familientisch. Der Brudermord zerreißt die Familie, er zerbricht das junge, schwanke Glück des ersten Zusammenlebens mehrerer Menschen und legt auf dasselbe den dunkelsten Schatten des Grames. Fast von allen Blättern der Geschichte schaut das grimmige Angesicht des Hasses und der Feindschaft uns an.

---

[1] 1 Kor. 10, 17.

Der Geist bitterer Entzweiung geht unheimlich durch die Welt. Er bricht die heiligsten Bande, und auch starke Menschen werden von ihm hingerissen, wie wenn ein ohnmächtiger Knabe auf einem wüthenden Rosse vorübersaust. Er stürmt durch Schlösser und Hütten; Trümmerhaufen bezeichnen seinen Weg und sein Wirken. Ihr seht Ruinen traurig hingestreckt wie die auseinandergerissenen Glieder eines Riesen. Wer hat sie hingelegt? Ach, es ist nicht die allgemeine Vergänglichkeit alles Irdischen, welche hier ruhig ihr trauriges Werk vollbracht hat; es ist nicht der nagende Zahn der Zeit, welcher das Gebäude der Menschenhand durchlöchert und zerfressen hat; o nein, den Zahn der Zeit hat man nicht abgewartet: der Haß, die Rache haben sich bewaffnet, die Keule geschwungen, den Feuerbrand geworfen. Sehet die Ruinen an; es ist, als ob ihr noch die Furien des Hasses aus den weit aufgerissenen Löchern schauen sähet und unheimliche Tritte über die zerfallenen Gänge schallen hörtet.

Schon die bessern, edlern Heiden schauten mit namenloser Wehmuth nieder auf die kläglich zerrissenen Bande der Liebe und Einigkeit unter den Menschen. Der Schmerz übermannte sie, wenn sie der vielen haßerfüllten Menschen gedachten, wenn sie all das Große und Herrliche an ihren Augen vorüberziehen ließen, das unter dem Wüthen des Hasses gefallen war. „Ganze Häuser", so klagt der Heide Seneca, „vertilgt der Zorn von Grund aus. Familien verdirbt er mit den Gatten und Kindern. Knirschend und das Haupt schüttelnd reißt er die Wohnungen ein und macht sie dem Erdboden gleich." Und nicht nur verdirbt der Haß die Güter und das Leben anderer, auch gegen den eigenen Leib wüthet der Erboste und verzerrt und verwüstet seinen eigenen schönen Gottesbau, besonders wenn er nicht so schnell, als er will, zu seinem Ziele kommt. Auf die von Neid und Feindschaft entstellten Züge weist Gott selbst den Kain hin. Er hält ihm den Spiegel vors Angesicht, indem er fragt: „Kain, warum ergrimmst du, und warum fällt ein dein Antlitz?"[1]

Der Geist der Trennung und Feindschaft hat die zarten himmlischen Bande, welche die Menschen wie eine große Familie in Liebe verbinden sollten, grausam aufgelöst, vernichtet. Vergebens war es, daß Gott mit so vielen Anordnungen, mit so klaren Fingerzeigen die Menschen darauf hinwies, daß sie eine Familie Gottes seien. Wohl hat er von einem Menschenpaare, wie der Apostel den Heiden verkündigt, die ganze Erde bevölkern lassen und in diesen, in Adam und Eva, allen Menschen die gleichen Urahnen gegeben. Wohl hat er es so geordnet, daß die Menschen wie die Glieder eines Leibes aufeinander, auf gegenseitige Sorge, Arbeit und Hilfe angewiesen sind; wohl hat er ihnen allen den einen Wohnsaal der Erde gegeben, die gemeinsame Decke des Himmels über

[1] 1 Mos. 4, 6.

uns alle ausgespannt, die Leuchten der Sonne und des Mondes für alle ausgehängt, auf den Feldern und Fluren für alle den gleichen Tisch gedeckt. Gott hat keine Feindschaft gestiftet als die der Menschheit gegen den Teufel. „Ich will Feindschaft setzen.“ [1] „Nach Gottes Geheiß“, sagt der hl. Chrysostomus, „sollen wir nur einen Feind haben, den Teufel; mit ihm schließen wir keine Freundschaft.“ Aber alle diese Anordnungen konnten den entsetzlichen Zwiespalt nicht hindern und nicht heilen, welcher über den Menschen wie ein finsteres Verhängniß schwebte und unwiderstehlich hereinbrach, sobald der Mensch sich durch die Sünde mit Gott entzweit hatte. Es trübten sich die Wahrheiten, es wurden von leidenschaftlich stürmenden Menschen die Worte des Friedens überhört, welche Gott in diesen heiligen Anordnungen zu ihnen sprach. „Wir sind aneinander angewiesen,“ sagt der hl. Chrysostomus, „uns einander unterworfen, und doch bekämpfen wir uns gegenseitig. Und doch sollten wir Menschen uns so liebreich nahe stehen und miteinander verbunden sein, nicht nur wie ein Freund mit dem Freunde, sondern wie ein Glied mit dem andern Gliede an demselben Leibe.“ Ja, man sollte sagen, dem gemeinsamen Elende wenigstens, das mit Centnerlast auf alle Herzen drückt, wäre es gelungen, das zu erreichen, was sanftere Anordnungen nicht konnten: die Menschen in dauernder Verbindung wie eine Familie zu umschlingen. Aber nein! kein Glück und kein Unglück, keine Züchtigung und kein Erbarmen kann die zerrissene Menschheit wieder zu einem schönen Ganzen zusammenfügen, die Harmonie wieder zurückbringen, die Menschen als Kinder eines Vaters im Himmel, als Brüder und Schwestern um den Tisch und den Herd einer Familie sammeln. Höher als alle verbindende Macht schlägt die Flamme der Entzweiung aus dem Menschenherzen empor. Wohl galt die Vereinigung um einen Tisch als Mittel, Frieden und Eintracht zu gründen; bei gemeinsamer Speise und gemeinsamem Trank sollten die Bande geknüpft und die Knoten geschürzt werden. Der heilige Kirchenlehrer Ambrosius berichtet uns vieles aus seiner Zeit über solche Zweckessen, über hochgefüllte Friedens- und Freundschaftspocale und die vielen Trinksprüche, welche dabei ertönten. Er berichtet aber auch, wie oft am gemeinsamen Tische, bei gleichem Mahle nur noch ärger der Zwist erglühte, neue Keime der Zwietracht gesäet wurden, nicht aber dauernder Friede erblühte.

So weit irrte die Menschheit von der Anschauung ihrer selbst als einer Familie ab, daß die einen die andern zu Sklaven unterjochten. Bald war der größte Theil der Menschen willenlos, ein blindes Werkzeug in der Hand seines Herrn, ein Werkzeug seines Gefallens, seiner brutalen Launen. Keine Gabe des Geistes, welche Gott den Sklaven

---

[1] 1 Mos. 3, 15.

verliehen, kein Edelsinn des Herzens konnte ihnen die Freiheit, das köstliche Geschenk, mit welchem Gott jeden Menschen geadelt hat, zurückgeben. Mit namenlosem Schmerze mußten sie auf ihre Kinder niederschauen, denn auch ihre Kinder und Kindeskinder und ihre ganze Nachkommenschaft in unabsehbarer Reihe waren Sklaven, schon durch ihre Geburt in die Bande der Knechtschaft geschmiedet. Ueberall sehen wir das trostlose Bild dieser Unterjochung; überall hören wir die Ketten klirren. Die Erde ist ein Gefängniß, in einen düstern Zwinger verwandelt. Von allen Seiten her hören wir aus tiefster Brust seufzen und stöhnen Menschen, die unter Peitschenhieben sich beugen; und in den Furchen, welche die Peitsche zieht, liegt das Schandmal der Sklaverei. In verzweifeltem Aufstande brechen die Sklaven die Ketten, in blutigem Kriege wüthen sie gegen ihre Herren, bis diese, endlich Sieger, sie nur desto tiefer unter ihre Füße beugen. Sehet, das ist dieselbe Menschheit, welche in ihren Urvätern am gemeinsamen Tische gesessen, die es auch bei ihrer Ausbreitung über die Erde hin nie hätte vergessen sollen, daß sie die eine Familie Gottes bildet. Aber wer wird hier aus solchen dunkeln Wirrnissen den reinen, klaren Gedanken an die eine Familie wieder hervorrufen können? Wer wird ihm die Herrschaft wieder geben? Die größten Weisen des Heidenthums billigten die empörende Sklaverei und hielten sie für gut. Auch aus ihrer Erinnerung und ihren Herzen war die alte Wahrheit so sehr verschwunden, daß sie förmlich die Lehre aufstellten, die Menschen seien von Haus aus verschiedener Art und die einen zur Freiheit, die andern zur Sklaverei unwiderruflich geboren. Im arabischen Volksbuche war die düstere Lehre gegeben: „Der Sklave ist wie ein Pflock an deinem Zelte. Schlage auf den Sklaven zu wie auf einen Zeltpflock. Wenn man ihn schlägt, dann erst steht und hält er fest."

Wundert euch nicht darüber, daß die Menschheit statt eine Familie Gottes zu bilden, solch trauriges Bild euch vor Augen hält. Das sind die Folgen der Sünde auf Erden, das sind die Werke des Fleisches, wie der Apostel sagt: „Feindschaften, Streitigkeiten, Neid, Zorn, Hader, Mißgunst, Todtschlag."[1] „Weil die Heiden die Erkenntniß Gottes verwarfen, darum überließ sie Gott dem verwerflichen Sinn, zu thun, was sich nicht geziemt. Sie wurden voll jeglicher Ungerechtigkeit, Bosheit, Habsucht, Schalkheit, voll Neid, Mord, Zank, Arglist, Bösartigkeit, Ohrenbläserei, lieblos, treulos, unbarmherzig."[2] Als die Menschheit sich mit Gott entzweite, sich ihm entfremdete, ihm die Treue brach, in offenen Aufruhr trat gegen ihren König und Herrn, da trennte sie sich in ihren Gliedern. Von da ward sie unaufhörlich vom Fieber

[1] Gal. 5, 20. [2] Röm. 1, 28—31.

der Unruhe geschüttelt und gerüttelt. Von da an tobte in der großen Familie auf Erden der Hauskrieg; von da wüthete Entzweiung in ihren Eingeweiden, und standen Menschen gegen Menschen auf. Sollte der Friede wiederkehren, so mußte zuerst die Menschheit mit Gott versöhnt, zuerst von den ältern Banden der Sünde erlöst werden, ehe die alte düstere Entfremdung und Erstarrung, welche auf ihr lag, gelöst, ehe die Sklaverei gebrochen, ehe ein neuer Geist der Einigkeit und Eintracht über einer glücklichern Menschheit wehen und walten konnte. Erst mußte die Menschheit mit Gott in einem versöhnenden, neuen Bunde verbunden, erst mußte das zerrissene Band zwischen Himmel und Erde wieder angeknüpft werden, ehe ein Band der Brüderschaft die Menschen wieder umschlingen, ehe ein neues Familienbündniß die getrennten und sich fremd gewordenen Kinder wieder in einem Hause, an einem Tische vereinigen konnte.

So ist also wahrer Friede und dauernde Vereinigung der Menschen nur möglich in Jesu Christo, unserem Erlöser, nur begründet in seinem Opfertode, mit welchem er den Himmel versöhnt hat. In ihm versöhnt er auch die Menschen untereinander. „Getötet wurde Christus, damit er den Himmel versöhnte und auf Erden alles vereinigte", erklärt Chrysostomus. Ja, am Fuße des Kreuzes Christi sproßte die Palme des Friedens auf. Sie windet ihren Stamm um das Kreuz und saugt aus ihm ihre Nahrung. Dann erst breitet sie ihr weites Schirmdach über die Menschheit aus. Und nachdem dieses Opfer vollbracht war, grüßt der Herr, der wieder Erstandene, seine Apostel und seine ganze junge Kirche mit dem neuen, bedeutsamen Gruße: „Der Friede sei mit euch."[1] Was ist willkommener, was klingt lieblicher nach langen Kriegsstürmen als der Ruf: Friede! Er kommt, begrüßt wie ein Frühlingswehen nach langem, hartem Winter. Diesen Ruf läßt Jesus über der Welt erklingen; nach vieltausendjährigem Kriege läßt er das Banner des Friedens wehen. Sehet, sein heiliges Opfer, sein Leib und sein Blut, hingeopfert am Kreuze, haben das Band mit Gott geschlungen. Sein Leib und sein Blut schlingen auch das Friedensband, das Band der Brüderschaft um die Menschheit. Denn sein Leib und sein Blut, — sie bilden die gemeinsame, wunderbare Nahrung. Sie bilden den einen Familientisch für alle Christen, so daß alle zu einer Familie durch die heilige Communion verbunden werden. Der Leib, welcher geopfert wird auf unsern Altären, sehnt sich nun, in die Tiefe unseres bodenlosen Elendes sich zu versenken. Das Blut, welches geopfert ist im Kelche, sehnt sich nun, herabzurinnen in unsere Herzen, sowie die Quellen unruhig sind und immer nach den Niederungen hin sich bewegen.

---

[1] Joh. 20, 26.

Hier am Familientische Christi fallen alle Scheidewände, welche das Leben aufgerichtet hat. Die Abstufungen des Alters, der Bildung, des Glückes und des Unglückes schwinden hin. Das dreizehnjährige Kind, welches noch so glücklich ist, unbesorgt und harmlos am Rande einer ernsten Zukunft spielen zu können, begegnet am Tisch des Herrn dem vielerfahrenen, vielgeprüften Manne, auf dessen Stirne der Ernst liegt, der die Menschen und den treu- und trostlosen Schimmer der Welt kennen gelernt und vielleicht eben erst die letzten Enttäuschungen erfahren, den Rest seiner Hoffnungen über Bord geworfen hat. Der Gesunde, welcher in strotzender Fülle des Lebens prangt, und der Kranke, welcher das Bild des Todes darstellt, genießen von demselben Himmelsbrode. Der vom Winde des Glückes Emporgetragene trifft hier zusammen mit dem, welchen das Unglück jagt, weil die Gefahren des Glückes wie des Unglückes die himmlische Nahrung fordern. Die Gleichheit unseres Elendes auf Erden, unsere gleiche Hoheit als Gotteskinder stellt sich an diesem heiligen Tische dar. Wir alle sind arme Bettler am Tische Jesu Christi, wo er, unser Herr und Gebieter, uns bedient. Treffend drückte dies einer der edelsten Monarchen der christlichen Vorzeit, Ludwig der Heilige von Frankreich, aus. Tagtäglich sah man hundert Arme, von dem menschenfreundlichen Könige eingeladen, zur Mittagszeit von ihrer mühsamen Arbeit aufbrechen und nach dem königlichen Palaste eilen. Hier war für sie ein großer Tisch gedeckt. Der erhabene Monarch aber, dessen Schwert sonst so ritterlich im Gewühle der Schlacht focht, der so vielfach ausgezeichnet war in den Augen der Menschen, hatte sein königliches Abzeichen von sich gethan und mit der Schürze des Wärters sich umgürtet. Nachdem er den Armen die Füße gewaschen, geleitete er sie zum Tische und setzte sich zutraulich, mit sichtbarer Freude in ihre Mitte. Sein demüthiges, freundliches Erscheinen und Weilen inmitten der Armen als Menschen seinesgleichen, sein Dienen und Warten, — was verkündigte es anders als die große Wahrheit von der Gleichheit der Menschen. Und diese große Wahrheit — das sieht man der Sache deutlich an — hat der edle Fürst gewonnen und seinem Herzen eingeprägt in der heiligen Communion, am Tische des Herrn. Es entgeht gewiß keinem von euch in dieser Geschichte die Nachbildung dessen, was Christus gethan und täglich thut, die Aehnlichkeit mit dem Abendmahle Jesu Christi. Welch ein Unterschied, Geliebte, welch ein Abstand zwischen diesen Mahlen des heiligen Königs und der Sklaverei der alten Zeit!

Das heilige Abendmahl hat ein Bedeutendes dazu beigetragen, die Ketten der Sklaverei zu lösen. Es hat die Ketten aber nicht so gelöst, daß es den Sklaven Krieg und Aufstand gegen ihre Herren predigte; nein, es hat sie allmählich und sanft gelöst und auf heiligen Friedenswegen die Sklaverei hinweggeschafft. Die Lehre Christi und seiner Apostel

lehrte die Sklaven unterthänig sein, nicht, wie bisher geschehen, aus Zwang, sondern um des Gewissens willen. Sie lehrte das harte Schicksal sich dadurch verdienstlich machen und versüßen, daß die Sklaven es geduldig als Opfer zu Gottes Ehre trugen. So flocht schon Christi Lehre Rosen um die eisernen Ketten. Aber das Christenthum mahnte auch die Herren mit Ernst und Nachdruck an ihre Pflichten, und in der heiligen Communion, wo christliche Herren mit ihren christlichen Sklaven am Tische des Erlösers erschienen, zeigte es den Herren, daß die Sklaven wie die Herren Kinder Jesu Christi, daß Sklaven und Herren Glieder einer Familie seien. Das mußte die alten Begriffe von Sklaverei zerstören und die Sklaverei selbst mindern und aufheben. Noch in ihren harten Banden zurückgehalten wurden die Sklaven Gäste Jesu Christi und erlangten am Tische des Herrn königliche Ehre. Die Geschichte erzählt uns das merkwürdige und seltsame Los, welches den griechischen Kaiser Michael Balbus traf. Von Leo wurde er mit Ketten beladen, zu denen Leo selbst die Schlüssel bewahrte, und in einen dunkeln Kerker geworfen. Als aber der grausame und gottlose Leo unter den Dolchen von Meuchelmördern gefallen war, brach man die Kerkerthüre auf, hinter welcher Michael Balbus verwahrt wurde, begrüßte ihn mit Freudengeschrei als den neuen Kaiser. Da man die Ketten nicht sogleich lösen konnte, hob man ihn gefesselt hinaus ans Tageslicht und setzte ihn mit seinen Ketten auf den kaiserlichen Thron. Seltsame Verbindung fürwahr! Krone und Ketten, die Ketten noch an Händen und Füßen, während das Haupt schon mit der Krone geschmückt ist und die Krone verheißt, daß auch bald die Ketten abgestreift sein werden. So berief auch Gott die Sklaven durch seine frohe Botschaft zu den höchsten Ehren, setzte sie am Tische Jesu Christi in den Familienbund mit den Höchstgestellten der Erde und nährte sie mit dem Brode der Engel. Die Bande aber brach er nicht ungestüm, er ließ die Schlüssel dazu in der Hand der Herren; aber ihre Ehre am Abendmahle des Herrn verhieß schon, daß auch die Bande sicher fallen müßten.

So hat im stillen und ganz geräuschlos die heilige Messe, die heilige Communion einen unermeßlichen Segen des Friedens und der Freiheit über das Menschengeschlecht ausgeschüttet. Darum schließen sich auch in den Gebeten des Priesters bei der Feier der heiligen Messe gerade an die heilige Communion die Verkündigung und das Flehen um Frieden an. Wenn der Priester, die Communion vorbereitend, die heilige Hostie bricht, grüßt er erst das Volk mit dem neuen Gruße: „Der Friede des Herrn sei immerdar mit euch.“ Darauf betet er zu Christo, unserem Opfer: „Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, schenke uns den Frieden“; und, erfassend die Verheißung Christi: „den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich

euch" [1], bittet er den Herrn um Einheit und Frieden der ganzen Christenheit. Weil die heilige Communion das Band des Friedens und der Liebe ist, überschickten in den ersten Zeiten des Christenthums die Bischöfe und die Kirchen sich gegenseitig Stücke der gebrochenen Hostie, ihre Einigkeit zu zeigen. Und wenn die katholischen Fürsten der Vorzeit zu Frieden und Eintracht sich vereinigt, das Gelöbniß des Friedens sich abgelegt hatten, so genossen sie auf ihr Gelöbniß hin miteinander die heilige Communion.

Vor dem Tische des Herrn muß alle Feindschaft fallen, aller Haß schwinden, alle Abneigung zu schöner Bruderschaft sich ausgleichen. „Siehe," so ruft der heilige Vater Johannes Chrysostomus den Christen vor der Austheilung der heiligen Communion zu, „siehe, ich verkündige es voraus als Herold, ich spreche dein Zeugniß und rufe es aus mit durchdringender Stimme: Niemand, der einen Feind sich gemacht, darf hinzutreten zum heiligen Tische und den Leib Christi empfangen; niemand, der hinzutritt, darf einen Feind haben. Du hast einen Feind? tritt nicht hinzu. Du willst hinzutreten? versöhne dich, dann erst komme und berühre das Heilige." Und wo könnte höhere und mächtigere Aufforderung zur Versöhnung zu unserem Herzen sprechen als am heiligen Tische? Die gemeinsame Nahrung der Familie Christi ist ja gerade der Opferleib, das geopferte Blut dessen, der, von den Sündern verfolgt, verhöhnt, zertreten, gekreuzigt, aus der Tiefe der Todesschmerzen heraus sie noch geliebt und für sie gebetet hat und für die Sünder gestorben ist. Dieses heiligen Opfers und Mahles gedenkend, warf der große Erzbischof Karl Borromäus einen versiegelten Brief, der die Anzeige seines Todfeindes, des Urhebers einer Verschwörung, enthielt, gerade da er zum Altare gehen sollte, unerbrochen ins Feuer, indem er bemerkte: „Er gehe jetzt das heilige Opfer zu feiern und opfere auch diese Anzeige mit auf." Der fromme König Ludwig XII. von Frankreich war unter der Regierung seines Vorgängers von Großen des Reiches verfolgt, sogar ins Gefängniß geworfen worden. Da er später auf den Thron gestiegen, übergaben ihm dienstfertige Leute eine Liste, auf welcher die Namen seiner Feinde verzeichnet standen. Der König zeichnete obenan das Zeichen des Kreuzes und legte die Liste bei Seite. Als die Nachricht von dieser Handlungsweise des Königs ins Land kam, erschraken die Feinde, denn sie meinten mißverständlich, sie seien mit dem Kreuzeszeichen verurtheilt zu sterben. Da und dort eilten schon zu Roß und zu Wagen die Großen des Reiches, welche es anging, in eiligem Laufe nach der Grenze, dem vermeintlichen Verderben zu entrinnen. Der christliche König aber ließ allen ruhig entbieten: das Zeichen des Kreuzes, an welchem Christi Leib gehangen, an welches Christus unsern Schuldbrief gehängt und zerstört, sei in seinem Sinne kein Zeichen

---

[1] Joh. 14, 27.

der Feindschaft, des Zornes oder der Rache, sondern der Versöhnung und des Friedens.

Und so muß denn die Osterzeit, welche alle Christen als eine Familie zum Tische des Herrn ruft, welcher in der Fastenzeit die Betrachtung des Leidens und der Liebe Jesu Christi vorangeht, die schönste Zeit des Jahres, die Zeit der Versöhnung sein. Mit dem Ende der Fastenzeit jedenfalls muß der Geist der Verzeihung und Aussöhnung in alle Herzen einkehren; ihr Ende muß allen bemerkbar sein wie ein stiller Abend nach einem stürmischen Tage, wie ein schönes Abendroth, das einen wolkenlosen Himmel und einen heitern Tag verheißt. O wohl ein schönes Abendroth wäre dies am Ende der Fastenzeit! Es würde uns einen heitern Tag verkündigen, nicht nur hienieden, sondern auch im zukünftigen Leben.

II.

Als Gregor von Nazianz vor der Last der bischöflichen Würde geflohen war, rechtfertigte er seine Flucht damit, daß er mit Furcht und Schrecken daran denke, eine so große Menge Menschen lenken und regieren zu sollen, die in Art und Neigung und jeder Weise voneinander verschieden seien. So schwer es sei, ein großes, lebendiges Ungethüm, welches aus vielen lebendigen Thieren zusammengesetzt sei, zu zähmen, so schwer sei es, eine große tausendköpfige Menschenmasse zu lenken. Mit der Gewalt des Schwertes suchten große Eroberer, welche an der Spitze muthiger Heere, thatkräftiger Nationen standen, die widerstrebenden Völker in ein großes Weltreich zu einigen. Sie nahmen die festen Plätze, tödteten die Könige. Das Blut auf weiten Schlachtfeldern kittete das Reich zusammen. Aber es fiel auch auseinander, sobald die kräftigen Hände sanken, sobald die kühnen Herzen brachen, welche die großen Pläne geschaffen und das Weltreich in ihrer Tiefe getragen hatten. Dann erinnerten sich die Völker ihrer alten Freiheit und Selbständigkeit und rissen sich los. Die Völker schieden wieder auseinander. Sie fanden sich gepreßt und beengt in der Einheit des Reiches; sie machten sich Luft, und gingen ein jedes seinen Weg. Das sind der Menschen Gedanken und Wege.

Aber also spricht der Herr: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege. Denn wie der Himmel hoch über der Erde ist, so sind meine Wege hoch über eure Wege, meine Gedanken über eure Gedanken.“ [1] Jenes Reich, welches Gott selbst gründen wollte, und welches in Ewigkeit nicht zerstört wird, das Reich seiner heiligen Kirche, in welcher alle Völker sich sammeln sollen, kennt keinen Zwang, keine

---

[1] Is. 55, 8—9.

Waffen irdischer Eroberung. Es beginnt klein und unscheinbar, da Jesus, der König dieses Reiches, hinaustrat aus der Hütte zu Nazareth. Selbst die glänzenden Wunderthaten konnten die felsenharten, verstockten Herzen nicht erobern. Als Jesus gefangen genommen wurde, stob auch die kleine Schar seiner Jünger noch scheu und eingeschüchtert auseinander. Das war Gottes Gedanke und Weg. Auf dem Tode Jesu Christi beruht die Ausbreitung seines Reiches. So hat der Herr selbst es ausgesprochen: „Wenn ich am Kreuze erhöht sein werde, werde ich alles an mich ziehen.“[1] Nicht die freien, nein, die angenagelten Hände sollen die Welt umfassen und alles an Christum ziehen; nicht das lebendige Herz, das seine Pläne in menschlicher Weise spinnt, nein, das durchstochene Herz soll die ganze Welt gewinnen; nicht, da die Füße Christi gesund waren, nein, da sie durchbohrt sind, soll sein Evangelium durch die ganze Erde wandern und die Erde erobern. Das ist offenbar nicht natürlich, nicht menschliche Weise, sondern menschlichen Dingen entgegengesetzt.

An dieses herzerhebende Wunder Gottes, das uns vor Augen gestellt ist, während die andern Wunder vorübergegangen, an das Wunder dieser Ausbreitung erinnert uns die heilige Messe. Wir sehen in dem Leibe und Blute Christi das Opfer am Kreuze, welches alles an sich ziehen soll, in der Communion aber, der Speise von Millionen über die Erde hin, den Tisch Jesu Christi, an welchem schon mit der wandernden Sonne jetzt zu allen Stunden auf den verschiedensten Punkten des Erdkreises die Nahrung des ewigen Lebens genossen wird. Schon lange geht die Sonne im Reiche Christi nicht mehr unter. Wir erkennen uns als Kinder einer unermeßlich großen Familie Gottes, als Glieder eines Reiches, so groß, wie nie eine Weltmonarchie gewesen noch je werden wird. Und dieses Reich Gottes fällt nicht auseinander, trotz der Verschiedenheit der Sitten und der Sprachen, der Eifersucht der Völker. Gregor von Nazianz erschrickt bei dem Gedanken, die Menschen einer Diöcese zu regieren, und der oberste Hirte der Kirche, als Mensch kraftlos, ohne Waffenmacht, ohne eine andere Macht über uns, als die der Katechismus ihm gibt, erhält die Völker um sein Haupt gesammelt, erhält sie umschlossen in seinem Fischerringe. Und welches sind die Gnadenmittel, mit welchen Christus eine so wunderbare Vereinigung hervorgebracht hat, mit welchen er sie erhält?

Sehet, es tritt ein Glaubensbote auf vor nichtchristlichen Völkern und verkündet das Evangelium. Gott gibt ihnen die Gnade des Glaubens und zieht sie durch den Glauben zu seiner Kirche hin. Dann, wenn sie willig sind, Kinder dieser heiligen Familie zu werden, nimmt er sie auf

---

[1] Joh. 12, 32.

und fügt sie als Glieder ein durch die Gnade der heiligen Taufe. Die große Familie aber hält er beständig zusammen durch sein heiliges Abendmahl. Denn dadurch, daß alle Christi Leib und Blut genießen, werden sie Christo eingegliedert, wahrhaft und wirklich mit ihm verbunden und so durch eine unsichtbare Gnadenkraft in der engsten Gemeinschaft erhalten, wie Glieder eines Leibes. „Ein Brod, ein Leib sind wir viele, wir alle, die wir theilnehmen an einem Brode", an dem Himmelsbrode nämlich des Leibes Christi. Wunderbar! Als Jesus Christus zuerst die Verheißung aussprach, daß er seinen Leib und sein Blut zur Speise geben wolle, zankten die Juden. „Es zankten", erzählt der Apostel Johannes in seinem Evangelium, „die Juden unter sich und sprachen: Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben? Und selbst seine Jünger verließen ihn."[1] Das Geheimniß, über welches der Unglaube von Anfang an gezankt und sich getrennt hat, um welches noch bis zu dieser Stunde die Getrennten sich zanken, das gerade bildet das wundersame, mächtige Band, mit welchem seine Kirche zusammengehalten wird. Es ist, wie das Concil von Trient rühmt, „das Zeichen der Einheit, das Band der Liebe, die Darstellung des Friedens und der Einigkeit".

Und je weiter die Kirche sich ausdehnt und Platz gewinnt, desto mehr wird es seine Kraft bewähren, alle Länder zu umschlingen und zu vereinigen. Schon die Zustände der Welt streben nach Vereinigung der Völker. Die Kraft des Dampfes ist dem Menschen in hohem Grade dienstbar geworden. Die Dampfschiffe fliegen über die Wasserstraße der Flüsse und Meere hin. Der Dampf zieht auf den Eisenbahnen eilig wie ein gefangener, keuchender Riese den langen Zug der Wagen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Entfernungen, welche früher sehr beträchtlich waren, werden nun aufgehoben. Die Städte und Länder rücken immer näher zusammen. Die Völker begrüßen sich und fallen sich in die Arme. Wer wird am Ende das Meiste bei den Unternehmungen gewinnen? Glaubet mir, kein anderer als Jesus Christus. Die Vorurtheile gegen die Kirche schwinden, die Freiheit der Kirche wächst. Ihre Sendboten und Priester, welche früher die mühsamsten Wege und unwegsame Strecken nicht gescheut, tragen nun leichter das Evangelium zu den Völkern. All diese neuen Wege führen am Ende in die Kirche Christi. Auch diese Mittel der schnellen Communication werden dienen müssen, die Verheißung des Herrn zu erfüllen, daß vor dem Ende der Welt sein Evangelium allen Völkern muß verkündigt sein, daß ein Hirt sein wird und eine Herde. Er wird alle redlichen Seelen mit seiner Gnade zum Glauben anziehen. Er wird die Glaubenden in der Taufe

---

[1] Joh. 6, 53. 67.

seiner Kirche eingliedern. Dann wird er sie an den Fuß der Altäre führen und sie speisen mit dem Brode des Lebens. Es wird die schönere Osterzeit aufgehen, welche Berufene aus allen Volksstämmen, aus allen Inseln und Eilanden als Brüder und Schwestern um die heilige Familientafel Christi vereinigt sieht und über sie ausschüttet die reichsten Segnungen Gottes. Amen.

Das Gebet in der heiligen Messe.

„Alle, die den Sabbat halten und ihn nicht entweihen und meinen Bund bewahren, die will ich auf meinen heiligen Berg führen und sie erfreuen in meinem Bethause; ihre Brandopfer und Schlachtopfer sollen mir angenehm sein auf meinem Altare; denn mein Haus wird ein Bethaus genannt werden für alle Völker.“ Is. 56, 6. 7.

Die christliche Vorzeit liebte es, besonders die hochgelegenen Punkte der Erde als Stätten der Andacht, der frommen Erbauung auszuzeichnen. Sie fühlte sich mächtig zu den Hügeln hingezogen, welche in weit ausgedehnten Ebenen zierlich und sanft in die Höhe steigen, zu den Bergen, welche, weithin sichtbar, kühn und riesig ihre steinernen Häupter in die Lüfte strecken. Wenn unsere Väter früherer Zeiten in einer Gegend sich nach einer Stätte umsahen, welche sie mit einem kirchlichen Bauwerke krönen, welche sie als den Schauplatz und die Stätte göttlicher Erbarmung und Gnade weihen wollten, dann blieb ihr forschender und wählender Blick gerne an felsigen Zinnen, an hervorspringenden Hügeln und Kuppeln hangen, und gerne bezeichneten und wählten sie diese zur Wohnstätte der Geheimnisse unseres Glaubens, zum Sitze einer Kirche aus.

Auch der große hl. Benedictus und die Erben seiner Gesinnungen und Neigungen, seine Jünger und Söhne, die verdienstvollen Benediktiner, wählten gerne die Berge zu Sitzen ihrer Kirchen und Klöster. In den trüben, düstern Zeiten, da die Nacht der Barbarei die Länder bedeckte, da das dunkle Dickicht von Wald und Wildniß noch drunten auf den Niederungen lag, ragten oft schon freundlich die Höhen und Bergesspitzen über das Dunkel hinaus wie riesige, steinerne Lichtstöcke, welche das schöne, anmuthige Licht der Andacht und Frömmigkeit, der Bildung und Gesittung trugen, ähnlich wie die Höhen der Berge vergoldet werden und schimmern im Lichte der Sonne. Während drunten die Waffen klirrten und wildes Kriegsgeschrei tobte, klangen droben oft friedlich und feierlich die Glocken, tönten die heiligen Lieder hoch in den blauen Lüften und schwebten über allem Lärm, wie die Lerche schwebt und fröhlich singt hoch über den

Häuptern und dem Treiben der Menschen. Zu diesen Höhen stiegen heilsbegierig die Menschen hinauf aus den Landschaften ringsumher. Von diesen Höhen stiegen die Segnungen des Christenthums, der edeln Gesittung, des geselligen geordneten Lebens in die Niederungen herab. Und noch jetzt sieht man manchen Berg oder Hügel mit einem kirchlichen Bauwerk aus frühern Tagen gekrönt, manche felsige Höhe ernst geschmückt mit Ruinen, welche auf eine lang entschwundene Zeit zurückweisen, auf eine Zeit, da auch sie in Zierde dastanden, da sie belebt waren von den Stimmen der Andacht und Frömmigkeit. Nun liegen sie da in Trümmern wie Riesen, welche nach langem, segensreichem Tagewerke von Jahrhunderten sich zum Schlafe auf den Boden hingestreckt haben, nicht geizend um unser Lob, nicht bekümmert, was wir über sie denken und sagen.

Aber nicht nur ragende Höhen, nicht nur bedeutendere Hügel wurden durch den tiefen Sinn unserer christlichen Voreltern mit kirchlichen Bauten geschmückt, zu Stätten des Altars und des Opfers auserkoren; auch wenn in Thälern der Gottesdienst sich ansiedelte, auch für Kirchen, welche überhaupt in Städten und Dörfern errichtet wurden, wählte man, wo möglich, mit Absicht und mit Vorliebe einen höher gelegenen Punkt in der Ortschaft aus. Und wenn auch die Menge der Bewohner und der Drang der Frömmigkeit dazu bewogen, mehrere Kirchen an verschiedenen Punkten zu bauen und über die Stadt zu vertheilen, so wählte man doch namentlich für die Domkirche gerne den Platz in dem höhergelegenen Stadttheile. Sie, die erste Kirche der Stadt, die Mutterkirche zugleich des bischöflichen Sprengels, sollte — so wollte es der Sinn unserer Väter — auch räumlich auf der Höhe thronen.

Und warum baute man so gerne Gottes Haus auf die Höhen? Warum zog man auf sie am liebsten den Gottesfrieden, den Segen des Opfers herab? Warum haben die Berge den Frieden Gottes empfangen und wurden die Hügel umkränzt mit Gerechtigkeit und Gnade? Warum wurden sie ausgezeichnet vor den Tiefen und Flächen? O! das ist schon genugsam ausgesprochen in den Worten, mit welchen der Priester beim heiligen Opfer die Christen zur Andacht und zum Gebete aufruft, in den Worten: Sursum corda, d. i. „die Herzen in die Höhe!" Das ist ausgesprochen in der Antwort: „Wir haben sie zum Herrn erhoben." „Wer betet," wie schon der hl. Chrysostomus bemerkt, „der nimmt seine ganze Seele aus der Zerstreuung zusammen, der hat nichts mit der Erde gemein, der erhebt sich zu den Höhen des Himmels und verbannt aus seinem Herzen jeden irdischen Gedanken." Und wie im Gebete die Seele sich in die Gegenwart Gottes stellt, wie sie sich emporschwingt zum Himmel, wie sie ringt und seufzt und mit dem Psalmworte ausrufen möchte: „Wer gibt mir Flügel wie einer Taube, daß ich fliege und

ruhe?"[1] so wendet sich auch unwillkürlich und sehnt sich der Leib hinweg von dem nichtigen Zauber der Erde nach den Höhen. Das Auge mit seelenvoller Sprache erhebt sich zum Firmamente, nicht als ob der Mensch in kindischer Vorstellung Gott auf den Wolken suchen wolle, sondern weil der Mensch über alle erschaffenen Dinge hinwegdringen will zu Gott. Die Hände und Arme heben sich sehnsüchtig in die Höhe, wie wenn einer, den die Wellen verschlingen wollen, seine Hände und Arme über den Fluthen emporstreckt. Auch hier beim Gebete erhebt sich ja der Geist aus den Fluthen des vergänglichen Lebens hinieden und aus irdischem Wankelmuthe und klammert sich an den ewig festen und ruhigen Ankergrund, welcher hoch über aller Vergänglichkeit und allem Wechsel steht, umfaßt den, welcher von Ewigkeit zu Ewigkeit lebt und regiert. So wie das Auge und die Arme sich emporheben, so ist's auch dem Menschen im ernsten Gebete, als müßte sein ganzer Leib sich erheben aus der Niederung der Erde in reinere Lüfte und die schwere Erdscholle abstreifen von seinen Füßen.

So ist es also der himmelanstrebende Geist des Gebetes, welcher sich uns in den Kirchen auf den weit ausschauenden Höhen und Bergen darstellt, jener Geist des Gebetes, welcher auf Erden sich fremd fühlt, dem es heimatlich wohl nur im Himmel ist. Das Haus des Herrn, das Haus, da er selbst als unser Opfer steht, ist auch vorzugsweise das Haus des Gebetes. Das Opfer der heiligen Messe ruft den Geist und die Worte des Gebetes hervor. Wir betrachten heute das Gebet in seiner Kraft und in seinem Zusammenhang mit dem heiligen Meßopfer.

I.

In der Chronik der berühmten Abtei St. Gallen in der Schweiz wird ein kleiner Vorgang erzählt, welcher der Zeit angehört, da der hl. Notker dem Kloster als Abt vorstand, und bei welchem der Heilige selbst betheiligt ist, eine Geschichte, in welcher eine große christliche Wahrheit zu uns spricht. Es hatte nämlich ein deutscher Fürst, begleitet von einigen Kriegsmännern, die Kirche der Abtei zu einer Stunde besucht, da gerade Notker zurückgezogen in einer Ecke des Chores still dem Gebete und der Betrachtung oblag. Einer aus der Begleitung des Fürsten, ein junger, windiger Kriegsmann, ging keck auf den Gottesmann zu und durchbrach den Gottesfrieden seines Gebetes mit der leichtfertigen, höhnischen Frage: „Ihr seid ein grundgelehrter Mann, wie man sagt, wißt Ihr auch wohl, was Gott im Himmel thut?" — „Ja," erwiderte Notker, der seinen Mann sogleich durchschaut hatte, „er erniedrigt die Hochmüthigen

[1] Ps. 54, 7.

und gibt dem Demüthigen seine Gnade." Allerdings ein Spruch, vielsagend und aller Beherzigung werth, ein Denkspruch, welcher in unsern Tagen von allen Dächern verkündigt werden sollte. Das ist in der That Gottes Thun durch alle Zeiten hin. Der Hochmuth ist vor ihm ein Greuel; er beugt ihn nieder in den Staub der Erde, dann übergibt er ihn seiner Verblendung und seinen Irrgängen, seiner eigenen Oede und Nacktheit, daß sie ihn beschämen und verderben, während die Demuth seine Hilfe nahe hat.

Das wahre und rechte Gebet ist der Ausdruck der Demuth und der Selbsterniedrigung, sei es nun, daß der Mensch Gott preist um seiner eigenen Heiligkeit und Herrlichkeit willen, wie er sie in der Schöpfung und Weltregierung, in seiner Offenbarung und Erlösung unserem Blicke enthüllt, oder daß er ihm seinen gerührten Dank darbringt für die Wohlthaten, mit welchen er liebevoll und erbarmend seine Creaturen überschüttet, oder daß er, sich bedrängt fühlend von seiner Armuth und Ohnmacht, bittend vor dem Throne Gottes erscheint. Es ist das treuherzige Geständniß seiner Kleinheit, seiner Unwürdigkeit und Dürftigkeit, welches der Mensch ablegt. An das Gebet knüpft darum auch Gott seine höhern Gnaden und Gaben. „Sobald jemand", wie der hl. Franz von Sales lehrt, „der Gnade Gottes, welche ihn zuerst weckt und aufruft, willig folgt, hat er auch schon die Gnade zu beten, und er muß nun diese Gnade ergreifen und benützen, soll er Gottes Beistand zu höherer Weisheit und Kraft, zur Tilgung seiner Sünden, zu Werken des ewigen Lebens gewinnen." Und wenn er betet, so lehrt uns die göttliche Offenbarung, wird ihm die Gnade nicht fehlen. „Nahe ist der Herr allen, die ihn anrufen, die ihn anrufen in der Wahrheit."[1] „Das Gebet dessen, der sich demüthigt, dringt durch die Wolken, es hat keine Ruhe, bis es hinkommt, und geht nicht von da weg, bis der Allerhöchste es ansieht."[2] Der Heiland ermahnt uns: „Bittet, und ihr werdet empfangen, suchet, und ihr werdet finden, klopfet an, und es wird euch aufgethan werden."[3] Und er, der ewig Wahrhaftige, gibt uns betheuernd die frohe Zusicherung: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben."[4]

So ruht also unsere höchste Kraft und Stärke in unserem stillen, demüthigen Gebete. Gott selbst hat uns den Rechtstitel in die Hand gegeben, hat sich mit seinem klaren Worte gebunden, daß er nicht anders kann; hat sich mit seiner klaren Verheißung gebunden, daß er unsere Bitten, welche wir im Namen Jesu, d. i. in der Kraft und um der Ver-

---

[1] Ps. 144, 18. [2] Sir. 35, 21. [3] Matth. 7, 7. [4] Joh. 16, 23.

dienste Jesu willen und zum Zwecke unseres ewigen Heils, welches in dem Namen Jesu verkündigt wird, vor seinem Angesichte ausschütten, gnädig aufnehmen und genehmigen wolle. Gott, der dem Stolze und Hochmuth widersteht, macht sich, gebunden durch sein erhabenes Versprechen, zum Diener und Vollstrecker demüthiger Bitten. Sehet, wie diese Worte Gottes das Gebet aus der Niedrigkeit emporheben und auf den Thron setzen; wie das stille und unscheinbare Gebet im Lichte dieser Verheißungen sich verklärt, leuchtet und glänzt.

Das Gebet ist die mächtigste Sprache und Beredsamkeit des Menschen und am meisten des Erfolges gewiß. Wohl vermag sonst die menschliche Rede vieles über Menschen. Ihr Erfolg ist oft staunenerregend, grenzt ans Wunderbare; besonders in gährenden und bewegten Zeiten schwebte und herrschte die Beredsamkeit oft wie eine Königin über den unruhigen, pochenden Herzen, über dem fluthenden Menschenmeere. Mit goldenen Ketten, welche die Herzen fesseln, verglich man schon im Alterthum die Worte, welche begeistert und beredsam daherströmen. Und allerdings, wie mit goldenen Ketten, welche durch ihre Rede sich flochten, fesselten die großen Redner, beugten und bewegten, wohin sie wollten, die willigen Menschen. Auf den Wellen der Reden wurden die Menschen hinabgetrieben in tiefe Wehmuth, in bittern Schmerz, und wieder emporgehoben zu den weitaussehendsten, freudigsten Hoffnungen, zum kühnsten Vertrauen. Die Rede beschwichtigte den Aufruhr und entflammte zum Kampfe; Krieg und Frieden trug sie in die Welt hinaus. Als König Philipp von Macedonien die ihm so feindselige Stadt Athen belagerte, versprach er die Belagerung der Stadt aufzuheben, wenn man ihm die Redner in der Stadt ausliefere. Denn er kannte die Macht derselben über die Gemüther. Er wußte wohl, daß sie die Stadt gegen seine Uebergriffe wach hielten, daß sie den Muth der Bürger entflammten, daß, wenn sie entfernt seien, auch der Geist der Stadt erschlaffe. Wohl ist groß die Macht der Beredsamkeit. Doch wir wollen nicht länger bei dieser Beredsamkeit verweilen, welche oft nach Hieronymus von der Lüge falsch gefärbt ist und oft wie eine Buhlerin einhergeht, mehr darauf bedacht, zu gefallen als zu nützen.

Die Wundergabe einer segensvollern, einer heiligen Beredsamkeit verhieß Christus den Aposteln: „Ich will euch Mund und Weisheit geben, welcher alle eure Widersacher nicht werden widerstehen und widersprechen können.“[1] Wohl ein großes Wort, wohl eine mächtige Rede, vor welcher die erklärten und hartnäckigen Widersacher, wie vom Blitze gerührt, verstummen, deren Siegeskraft die ausgemachtesten Feinde mit ihrem Schweigen unwillkürlich anerkennen.

---

[1] Luc. 21, 15.

Von solcher Rede spricht Paulus, wenn er den Korinthern sagt: „Meine Rede und meine Predigt bestand nicht in überredenden Worten menschlicher Weisheit, sondern in Erweisung des Geistes und der Kraft.“ [1] Die Netze solcher Rede, in welche eine Wunderkraft von Gottes Hand gewoben ist, warf Petrus in Jerusalem in das Menschenmeer, welches vor ihm wogte, aus, und sogleich umschloß es an 3000 Seelen. Getroffen von seiner Rede, wurden die Herzen erweicht wie Wachs, welches vor einer Fackel dahinschmilzt. Sie gaben sich dem Apostel gefangen mit der Frage der Zerknirschung und der Huldigung: „Was sollen wir thun, ihr Männer und Brüder?“ [2] Die Flammen dieser Rede ließ Paulus zucken und leuchten, da er als armer Angeklagter vor dem Landpfleger Felix stand. Er sprach, wie die Apostelgeschichte berichtet, von der Gerechtigkeit, von der Keuschheit und dem zukünftigen Gerichte, daß Felix zitterte. So leuchteten die Worte ihm in die Seele hinein, so beleuchteten ihre Lichtstreifen die Wege seines sündenvollen Lebens. Schon glaubte er das Grollen des richtenden Gottes in ihnen zu vernehmen jenseits der Berge dieses Lebens. Paulus stand da, ein Angeklagter, ein Gefangener, und doch herrschte er über den Felix. Sehet, es ändert sich auf einen Augenblick die Scene; Felix steht zitternd da als Angeklagter, Felix ist der Gefangene.

O, groß ist gewiß und in hohem Grade unserer Bewunderung würdig diese Macht der Rede im Munde der schlichten Apostel; groß auch und bewunderungswürdig im Munde so vieler Heiligen, welche den Zeiten der Apostel näher oder ferner stehend durch apostolischen Geist jedenfalls aufs innigste mit ihnen verbunden sind: jener Basilius der Große, von dem Gregor von Nazianz sagt, daß seine Rede wie ein Donner am Himmel hingezogen sei und erschüttert habe; der hl. Dominicus und sein großer Schüler, der hl. Vincenz Ferrerius, welcher im 15. Jahrhundert durch Spanien, Frankreich, Italien, England, Schottland und Irland zog, dem viele Tausende nachfolgten, durch seine Predigten angezogen.

Bewunderungswürdiger aber noch ist die Beredsamkeit, die Riesenkraft des stillen Gebetes. Der Rede können die Feinde nicht widerstehen. Was konnte es aber dem Reiche Christi helfen, wenn die Feinde verblüfft dastanden und verstummten, wenn im Disputiren und Sprechen die Boten des Evangeliums siegten, die Feinde aber sich nicht bekehrten? Aber das Gebet, mit höherer Stärke bewaffnet, dringt selbst dahin, wohin die Macht der Rede nicht reicht, wo sie spurlos abgleitet. Was war an den Feinden gewonnen mit den Erörterungen und Disputationen, welche Stephanus vor den Juden hielt? Auch er hatte den Geist der Rede, vor welchem seine Feinde verstummen mußten. Es bezeugt die Apostelgeschichte, daß

[1] 1 Kor. 2, 4. [2] Apg. 2, 37.

sie streiten wollten mit Stephanus, aber nicht widerstehen konnten dem Geiste, der da redete[1]. Was nützte es, daß er, angeklagt vor dem Hohen Rathe, jene wunderherrliche Rede hielt, welche die Zeiten des jüdischen Volkes von Abraham an umspannte? Im Disputiren hatte er die Lorbeeren davongetragen. Wie eine brennende Fackel ging seine Rede den verkehrten Richtern an Herz und Gewissen. Und zugleich sahen sie sein Angesicht glänzen in überirdischer, engelgleicher Schönheit, sahen, wie die Verklärung seine Rede unterstützte. Dennoch, was half alles? Er reizte sie noch mehr und stachelte ihren Grimm auf zur aberwitzigsten Wuth. „Als sie dies hörten, ergrimmten sie in ihren Herzen und knirschten mit den Zähnen wider ihn. Sie schrieen mit lauter Stimme, hielten ihre Ohren zu und stürzten einmüthig auf ihn los. Sie stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn.“[2] Da greift Stephanus zur letzten und bewährtesten Waffe in der Rüstung der streitenden Kirche. Er hat geredet und disputirt; es hat nichts geholfen. Nun fällt er mitten unter dem Steinregen, mit welchem seine Feinde in brutaler Verfolgung seine Rede beantworten, sein irdisches Leben zerschmettern, auf seine Kniee nieder und betet. Und siehe, sein Gebet geht dem Jüngling nach, der in seinen Tod gewilligt, in fanatischer Lust bei der Steinigung die Kleider bewacht hat, der Zorn und Rache schnaubt gegen die junge Christenheit. Vor der Macht seines Gebetes zertheilt sich das Wolkengehänge. Jesus erscheint dem Saulus, und sein Erscheinen trifft mit der Gnade in seinem Herzen zusammen. Dem Gebete des Stephanus wird Paulus geschenkt, dessen geistige Erweckung, wie schon der hl. Gregor der Große bemerkt, als ein größeres Wunder anzusehen ist, denn die leibliche Auferweckung des Lazarus.

Zu dem verirrten Augustinus trat sehr oft seine große Mutter Monica. Mit der wundersamen Beredsamkeit, welche ein heiliges Mutterherz hat, warnte sie ihn vor den Wegen, welche ins Verderben führen. Vergebens! Da blieb dem treuen Herzen nichts übrig, als mit der wehmüthigen Sprache bethränter Augen und flehenden Gebetes zum Himmel hinaufzuschauen. Damals schon tröstete sie, wie der hl. Augustinus selbst erzählt, ein frommer Bischof mit der Verheißung, ein Sohn so vieler Gebete und Thränen werde nicht verloren gehen.

Aber das Gebet hat nicht bloß die Riegel vor den lebendigen Menschenherzen erschlossen, nicht bloß die Burgen der Herzen für die Wahrheit, für die Tugend, für das Reich Gottes erobert; nein, auch die Riegel der Kerker und eiserne Ketten sind ihm gefallen. Da Petrus in Jerusalem gefangen und angekettet saß, da betete ohne Unterlaß für ihren

---

[1] Apg. 6, 10. [2] Apg. 7, 54—57.

obersten, sichtbaren Hirten die Kirche zu Gott. Und ihr Gebet gab ihm einen Engel zum Führer und Befreier. Es fielen die Ketten von seinen Händen, und er ging erstaunt durch die Wachen hindurch.

So führt uns die Betrachtung der Wirksamkeit des Gebetes allerdings auf ein Gebiet, wo große Geheimnisse walten. Ist es schon wunderbar, wie die Rede der Apostel viele Tausende gewann, wie auch später oft eine erstaunlich große Zahl auf das Wort der Boten des Evangeliums glaubte und sich bekehrte: die Macht des stillen, demüthigen Gebetes ist noch viel geheimnißvoller und wunderbarer. Hier betet einer, und dort fallen die Kerkerriegel. In der Kirche betete z. B. der große hl. Dominicus, daß Gott dem Orden, welchen er in gefahrvoller Zeit zum Segen der Kirche gegründet, den damals hochberühmten Mann Konrad den Deutschen schenken möge, der an der Universität zu Bologna lehrte und eine Zierde des Lehrstuhles durch Wissenschaft und Tugend war. Die Nacht verläuft im eifrigen und feurigen Gebete des Heiligen, den Gott zu so Großem berufen, und da das erste Morgenlicht den Horizont röthet, sieht man wirklich Konrad den Deutschen kommen, mit festem Schritte in den Chor der Kirche treten, zu den Füßen des hl. Dominicus niederknieen und um die Verleihung des Ordenskleides bitten. Woher der Zusammenhang zwischen dem Gebete des Dominicus und den Gedanken, welche in der Seele Konrads des Deutschen aufstiegen, die gleich in voller Klarheit standen und die Obmacht erhielten? Woher die Reife des Entschlusses? Die Kirche unserer Tage, müde dreihundertjähriger gelehrter Erörterungen und Disputationen mit den Andersgläubigen, hat Gebetsvereine gegründet, die Getrennten zur Einheit zurückzuführen. Das katholische Frankreich betet, und in England treten jährlich in großer Zahl die gelehrtesten und edelsten Männer mit Aufopferung einträglicher und einflußreicher Aemter, welche sie bisher bekleidet, zu unserer Kirche über, so daß selbst ausgezeichnete Männer im englischen Protestantismus anfangen, allen Ernstes die katholischen Gebete zu fürchten in der Ahnung ihrer siegenden Kraft.

Wo sind da die unsichtbaren Fäden, welche Gebet und Bekehrung verknüpfen? Wo ist die Verbindung? Man vergesse nicht, daß die Menschheit ein großes Ganzes bildet, eine Familie Gottes, in welcher einer für den andern betet, einer für den andern Werke der Buße und der Erbarmung opfern kann. Vielleicht betet zu dieser Stunde für euch in irgend einem Winkel der Welt ein armer Mönch, welchen ihr niemals auf dieser Erde kennen lernen werdet, dessen Wollen und Thun ihr vielleicht nicht einmal recht begreift, der aber den edeln Beruf sich erwählt, mit seinem unablässigen Beten und Büßen Gottes Gnade auch für andere zu verdienen. Seine Seufzer, seine Gebete, Bußübungen und Thränen steigen gen Himmel auf. Er übergibt sie ruhig in Gottes Hand, und

Gottes Fügung treibt sie über euer Haupt hin, und als Thau der Gnade träufeln sie in den Boden eurer Herzen hinab. Daß aber Gott selbst, welcher sein heiliges Wort und Versprechen eingesetzt, um was wir im Namen Jesu bitten würden, das wolle er uns geben, so glorreich seine Verheißungen erfüllen kann, das kann niemanden befremden, welcher bedenkt, daß die Welt nicht mit eiserner Nothwendigkeit ihre Wege geht, sondern daß Gott immerdar mit seiner lebendigen Kraft die ganze Schöpfung hält, daß er die Gesetze der Schöpfung, den Naturlauf, den Verlauf unseres Lebens und die Verkettung unserer Geschicke mit seiner Allmacht und Weisheit trägt und ordnet, daß insbesondere noch die Erde mit den Elementen, welche auf ihr walten, mit ihren Kräften und Erzeugnissen, daß alles Aeußerliche und Sinnliche bestimmt ist, den geistbegabten Creaturen zu ihrer Seligkeit, ihrem Heile zu dienen.

Freilich ist es bei manchen Menschen üblich und zur geläufigen Redensart geworden, des göttlichen Einwirkens und Waltens nicht bei fröhlichen und beglückenden Vorgängen, sondern nur bei sehr traurigen und niederschlagenden Ereignissen und Schicksalen zu gedenken, für welche sonst niemand die Verantwortung übernehmen mag. Wird der schwer Erkrankte gesund, so wird der fröhliche Umschwung allein der Kunst des Arztes, der hochgediehenen, oft weit über Gebühr gepriesenen medicinischen Kenntniß unserer Zeit, der Heilkraft der Kräuter zugeschrieben. Stirbt der Kranke aber, dann verweist der Arzt vielleicht schon auf die Vorsehung und ihren unabänderlichen Rathschluß, und der Todtenzettel verkündigt, daß es Gott dem Allmächtigen gefallen habe, den bunten Faden dieses, jenes Lebens zu zerschneiden. Blüht ein Staat unter dem Schirmdache des Friedens, wächst seine Kraft unter dem Segen guter Zeiten, schütten fruchtbare Jahre ihr Füllhorn über die Fluren aus, dann pocht man einzig auf die Weisheit der Regierenden, auf den wohlgeordneten Staatshaushalt, auf den guten Gang der Staatsmaschine. Schlägt aber das Unglück an die Mauern, brechen verheerende Krankheiten herein, lagern Dürre und Nässe sich auf die sonst ergiebigen Fluren, kommt die grauenvollste der irdischleiblichen Nöthen, die Hungersnoth, mit dem Drohen der Auflösung der geselligen Bande, mit aller Entwürdigung, welche in ihrem Gefolge geht, dann nur wird von der Vorsehung oder dem Himmel, von den Heimsuchungen des Himmels gesprochen, wie wenn diese nur die guten und weisen Pläne der Menschen störten. Der Christ aber lebt des festen Glaubens, daß in Gottes Hand unser ganzes Dasein und Leben ruhe, in seiner Hand die ganze Welt liege, daß, während die Gedanken der Sterblichen zaghaft sind und ihre Vorsicht unsicher ist, seine Vorsehung alles lenkt.

Ehrwürdig ist der Betende, denn im Gebete erscheint der Mensch in seiner Hoheit. Er spricht mit seinem Herrn und Gott, obgleich er Staub

und Asche ist, und er ist in diesem Geschäfte in heiliger Anstrengung bemüht, seine Gedanken aus ihrer flüchtigen und nichtigen Zerstreuung ernst zu sammeln und sie auf ihr höchstes Gut gerichtet zu halten. Er ist im heiligen Dienste beschäftigt, das zu thun, um deswillen wir erschaffen sind, Gott zu ehren und zu preisen. Ehrwürdig ist der Betende, denn er übt ein Geschäft, welches niemanden auf der Welt wehe thut, welches aber ihn heiligt und allen Menschen nützt. Der müßte es nicht wissen, wie mühsam das wahre Gebet ist, in welchem nicht bloß die Lippen Gott ehren, sondern auch das Herz zu ihm sich aufschwingt, das sonst so zerflossene, flüchtige Menschenherz; der müßte keine Ahnung von der unermeßlichen Wirksamkeit des Gebetes haben, der das Beten für leeren Müßiggang erklären könnte. O der Müßiggang! Schauet nur um euch, rechts und links, sehet euch alle Pflastertreter an, all die jungen Leute der miserabelsten Sorte, welche immer genug und überflüssig Zeit haben, sie in Müßiggang zu vertändeln und zu tödten. Sie essen und trinken, sie reiten und fahren, sie rauchen und schnupfen, sie scherzen und necken, und alle Arten des Müßiggangs sind bei ihnen im Brauche. Am Beten aber hat noch keiner Geschmack gewonnen, keiner noch versucht, sich damit die Zeit zu vertreiben. Ehrwürdig ist das Gebet, denn das Gebet wölbt dem Herrn einen unermeßlichen Tempel, welcher sich über die Zeiten des Paradieses und alle Zeiten des Falles erstreckt, welcher mit seinen Säulen den ganzen Himmel einschließt und in die Tiefen des Fegfeuers hinabsteigt.

Das Gebet war der älteste Gottesdienst im Paradiese. All die vollendeten Gerechten, welche droben um den Herrn stehen, beten. Die Seelen jenseits im Feuer der Büßung und Läuterung beten. All die Ordnungen der Engel bis hinauf zum ersten Seraph beten wie das schwache Menschenkind, welches in rührender Unschuld uns an einen Engel erinnernd kindlich seine Hände faltet und die lieblichen Gebete lallt, welche es eben erst von der Mutter gelernt, und welche es vielleicht in seinem ganzen Leben nicht mehr vergißt, oder die doch vielleicht nach Jahren bitterer Trügnisse und Irrungen wieder lebendig in seiner Erinnerung auftauchen und in seinem Herzen wie die Glockentöne einer versunkenen Kirche klingen.

Das ist der große Gebetsverein. Unserer Kirche schwillt das Herz, wenn sie solcher Vereinigung gedenkt. Sie betet, in süßes Staunen über diesen Chor der in der heiligen Messe Betenden versenkt: „Wahrlich, es ist würdig und recht, billig und heilsam, dir immer und überall Dank zu sagen, heiliger Herr, allmächtiger Vater, ewiger Gott, durch Christum, unsern Herrn. Durch welchen deine Majestät die Engel loben, die Herrschaften anbeten, die Mächte zittern, die Himmel und der Himmel Kräfte und die seligen Seraphim mit vereintem Frohlocken einstimmig preisen.

Mit ihnen wolltest du, so bitten wir, auch unsere Stimmen zulassen." Ja, wo nur irgend ein Rest des Glaubens übrig geblieben ist, wo nur noch die letzten Spuren eines religiösen Lebens sind, da zeigt sich noch das Gebet. Die Heiden beten noch. Es berichten uns die alten christlichen Schriftsteller, daß, wenn unerwartet große und gewaltige Ereignisse voll Freude und voll Schmerz auf die Heiden eindrängten, sie überwältigten, Aeußerungen und Ausrufungen des Gebetes sich von ihrem Herzen und von ihren Lippen gewunden haben, welche hohe Verwunderung erregen müssen, welche nicht die Namen falscher Götter nannten, sondern unwillkürlich dem wahren Gott die Ehre gaben. „Obgleich in den Banden des Leibes gehalten," erklärt Tertullian, „obgleich rings von falschen Einrichtungen umgeben, obgleich Lastern und sündhaften Lüsten überantwortet, obgleich falschen Göttern dienend, wenn die Seele auf einmal wie aus einer Trunkenheit, wie aus einem Schlafe erwacht, wenn sie sich erkräftigt, dann ruft sie zu Gott, nennt ihn, und das Auge schaut nicht auf einen Hügel, wo Juppiters Tempel steht, sondern zum Himmel hinauf, da weiß sie den Sitz des wahren Gottes." Sehet, im Heidenthum liegt alles Heilige verwüstet, verwüstet die wahre Gotteserkenntniß, verwüstet die heilige Ueberlieferung aus den Tagen unserer gemeinsamen Stammeltern, verwüstet durch Sünden der Tempel des eigenen Herzens. Aber in großen und bedeutsamen Augenblicken ringt doch das Gebet sich noch aus der Tiefe der Menschenbrust empor und dringt in einzelnen Ausrufungen zum wahren Gott hinauf. In diesem Gebete zittert noch der letzte Nachhall der frommen Gebete der Urväter, leuchtet noch der letzte Strahl des wahren Lichtes der Gotteserkenntniß über der öden Wüste des Heidenthums und zieht seine Lichtstreifen durch ihre Nacht hin. Das Gebet sproßt noch hoffnungsgrün selbst unter den Stürmen des ernsten Zweifels auf. Es stirbt gänzlich erst unter dem Todeshauch des vollsten Unglaubens.

Aber während das wahre Gebet nur zeitweilig in spärlichen Lichtstreifen an den äußersten Grenzen des religiösen Lebens gen Himmel zieht, seht ihr im Schoße unserer Kirche, in unserem heiligen Meßopfer einen Quell des Gebetes, einen lebendigen Herd, an welchem die Herzen sich zum Beten erwärmen, aus welchem die Funken reichlich ausstieben und die Flammen der Andacht anfachen.

II.

All die Gedanken und Wahrheiten, welche Gott im heiligen Meßopfer niedergelegt hat, die mit wundersamer Macht aus ihm sprechen und uns ins Herz greifen, rufen in mannigfaltigsten Formen und Gestalten das Gebet aus der Seele. Das Gebet muß unter der Wirksamkeit der heiligen Messe von selbst sich bilden und ausgestalten. Ist es uns schwer,

mit unsern Gedanken uns zum Himmel zu erschwingen und sie auf Gott gerichtet zu halten, drückt die Erde mit bleierner Last uns immer wieder zu Boden: hier neigt sich der Himmel zu uns hernieder; unser Gott und Erlöser steht vor uns, demüthig verschleiert unter den Gestalten des Brodes und Weines. Christus steigt in der dürftigen Gestalt irdischer Nahrung, um welche sonst unser Sinnen und Sorgen kreist, herab, um uns leise und sanft aus diesem Sinnen und Sorgen zum Himmel zu erheben. Wir stehen im Wunderlande der Geheimnisse, wo das Manna des ewigen Lebens wächst und der Trank des Heiles unter dem Schatten fremder Gestalten rauscht. Unser Gott und Erlöser ist da und wartet, den Tribut unserer Anbetung zu empfangen. Aber die Anbetung wieder — siehe, wie leicht vergißt der Mensch seine Abhängigkeit, seine Schwäche und Sündhaftigkeit, wie leicht vergöttert er die Menschennatur! Das ist ja gerade der moderne Götzendienst, der Götzendienst dieser Zeit. Manche unserer Zeitgenossen knien in der aberwitzigsten Selbstverblendung vor ihrer eigenen Größe, sind sich selbst Gott, Priester und Ministrant. Sie stellen sich auf den Altar, opfern sich selbst, streuen sich selbst die Weihrauchkörner und schwingen vor sich selbst das Weihrauchfaß. Wie viele wieder stehen in unendlichem Respect vor dem Talente, dem glänzenden Genie, dem Scharfsinn anderer lebender Menschen. Sie beugen vor ihnen das Knie ihres Herzens und noch obendrein das Knie ihres Kopfes. Ja selbst ganz mittelmäßige Leute werden Gegenstand einer Verehrung, wie sie bei ihren Lebzeiten den Heiligen nie geworden. Musiker und Sänger werden nicht mehr gefeiert, wie es menschlicher Kunst gebührt, sondern mit wahrhaft abgöttischem Cultus umgeben. Tänzerinnen sehen wir durch Europa tanzen von Königsberg bis nach Madrid; mit Pracht und Glanz und unendlichen Huldigungen umgibt man ihre Wege. Der Jubel dröhnt, daß die Säulen der Casinos und der Theater wanken. Die Menschheit spannt sich in den Triumphwagen, die Scharen tanzen, jubeln, wie blinde Heiden um ihren Fetisch tanzen. Sollten einmal wahrhaft große Männer in den ernsten, schweren Tagen, welche die Zukunft sicher vielleicht schon sehr bald bringen wird, erstehen: für sie ist kein Lob, kein Ruhm, keine unbefleckte Krone mehr da; alles ist schon ausgegeben; die Menschheit hat sich schon bankerott gemacht an den vorhandenen Genies, an Tänzern und Gauklern, an Sängern und Musikern, an Reformatoren und Dichtern. Die Götter wachsen in unserer Mitte auf. Die trunkene Menschheit — wie soll sie noch beten!

Gott hat mit Flammenschrift in seine Gebote geschrieben: „Du sollst Gott deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen." Siehe, da erhebt die Kirche das Kreuz des Erlösers in der Messe und ruft uns zu: „Arme Sünder seid ihr allzumal und ermangelt des Ruhmes vor Gott." Sie zeigt uns die strafende Hand der Gerechtigkeit, welche über unserem Leben

und seinen Sünden schwebt. Da schlägt der Mensch an seine Brust, denn sein Gewissen erwacht, beschuldigt und überführt ihn, und er ruft: meine Schuld! Sein Haupt beugt sich unter der Last der Vorwürfe und Anklagen seiner Gedanken. Aber es beugt sich nicht in den Abgrund der Verzweiflung. Die Nacht ist erhellt durch Gottes Erbarmung. Denn „Friede den Menschen, die guten Willens sind", haben die Engel gesungen, und über dem Kreuze hat dieser Friede die drohende Gerechtigkeit umarmt und entwaffnet.

Wir haben vor uns den Leib und das Blut, welche die höchste Liebe Gottes uns zeigen, uns zum freudigsten Danke nöthigen. Und wenn der Heiland uns die ermunternde Versicherung gegeben: „Was immer ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben" [1], so muß hier unser Muth aufs höchste steigen, wo wir Christum, den geliebten Sohn, selbst in unsern Händen halten, da wir bitten und er selbst für uns bittet. Da fällt unser Auge auf die große Gemeinschaft derer, welche am Familientische Jesu Christi mit uns verbunden sind, auf seine heilige Kirche, auf unsere Brüder und Schwestern jenseits in der Läuterung und Büßung des Fegfeuers, auf alle, für welche Christus gestorben. Und unser Herz, weit genug, sie alle zu umfassen im Anschauen der Liebe Christi, schließt sie in das Gebet ein.

So drängt sich von selbst Gebet an Gebet im Herzen und auf den Lippen. Und das Gebet drückt sich mit Macht in mannigfaltigen Ceremonien des Priesters aus: im Verbeugen, im Kuß des Altars, in den Kreuzeszeichen, im Niederknien und vielen andern sinnbildlichen Handlungen. Die Kirche müßte sich Gewalt anthun und gegen den Strom ihrer Gefühle ankämpfen, welcher durchs Herz ihr zieht, wenn sie nicht so in der mannigfachsten Weise diesen Geist des Gebetes offenbaren sollte. Ja, wo wahrhaft die Gefühle drängen und mächtig sind im Herzen, da ist es schwer und es verwundet das Herz, sie verbergen zu müssen. Manchen ist dies ein leeres Wort. Aber ich erinnere etwa diejenigen aus euch, welche pflegend am Bette geliebter, hoffnungslos darniederliegender Kranken gestanden, ob es ihnen natürlich gewesen, da sie den Schmerz und die Thränen verhalten mußten, ob nicht die verhaltene Thräne blutig verwundend ins Herz zurückrann. Wehmüthig schaute der Kranke euch ins Angesicht, als ob er in ihm sein Los lesen könne, in euer Auge, ob in eurem Augensterne ihm vielleicht noch ein schwacher Stern von Hoffnung schimmere. Welche Kraft mußte da aufgeboten werden, die Gefühle zurückzudämmen, es zu erreichen, daß das Gesicht noch Hoffnung aussprach, während das Herz von dunklem Schmerz umflort war! Sehet, das sind mächtige Gefühle, welche ihr Recht geltend

[1] Joh. 16, 23.

machen. Und glaubt ihr nun, daß die wahren Katholiken — ich meine nicht die kirchlichen Eckensteher, die mit verschränkten Armen sich ferne halten — glaubt ihr, sie würden nicht bewegt, wenn sie im Geiste des festen Glaubens ihren Heiland mit seinen Wunden sehen, hingestreckt auf das harte Todesbett des Kreuzes, seinen zerrissenen Leib, sein ausgegossenes Blut und alle Liebe, welche aus seinen Wunden flammt? Glaubt ihr, sie würden nicht bewegt, wenn sie wie in einem Spiegel sich selbst vorgehalten sehen ihre eigene Seelenkrankheit, ihr eigenes Elend. Darum wundert euch auch nicht, wenn die lebendigen Gefühle sich Luft machen in unaufhörlichen Gebeten, in einem ganzen Chor von Ceremonien, der sich um das heilige Opfer stellt, bis hinab zu den Bildern und Farben der priesterlichen Gewänder. Das sind nicht todte Gebräuche, das ist nicht hohles Formelwerk, in welchem kein Geist waltet, das sind seelenvolle Gebräuche und Begehungen, in denen die ewig jugendlichen und frischen Gefühle und Stimmungen unserer heiligen Kirche, ihre ewig lebendige Andacht sich ausspricht. „Aus dem Gesichte erkennt man den Mann und aus den Mienen den Verständigen. Die Kleider am Leibe, das Lachen, wobei die Zähne sich zeigen, und der Gang des Menschen verrathen, was er ist.“ [1] Das gilt auch von unserer Kirche beim heiligen Opfer. So sind die Ceremonien und Begehungen unserer Kirche die Gesichtszüge ihrer Andacht, das Gewand, welches mit Zierde und Schönheit ihre Gefühle umkleidet.

Und die edeln, erhabenen und heiligen Stimmungen sprechen sich auch aus in den alten Gebeten und Gesängen, welche in die Feier der heiligen Messe geflochten sind, Gebete, welche in erhabener Einfalt und klarer Begeisterung unübertrefflich dastehen, Choräle, die durch die Kirchenhallen ziehen wie die Töne aus einer höhern Welt, die auf den ernsten und feierlichen Wellen des Gesanges den Menschen himmelan heben. Es sind Gebete und Gesänge, welche nie veralten, nie ermatten, die in ewiger Jugend blühen, immer lebensfrisch, die immer von neuem anziehen, wie alles, was aus dem Borne reichbegabter, gottbegeisterter Menschenseelen entspringt. Den Sinn der meisten Ceremonien nun kann jeder leicht verstehen, jedem greifen die Töne des Gesanges ans Herz. Das ist die allgemeine Sprache der katholischen Christenheit. An ihnen erkennen sich, verstehen sich die Katholiken aus allen Ländern und Zungen der Erde. Die Gebete aber sind in lateinischer Sprache abgefaßt. Die Sprachen der Völker sind verschieden. Mit Schmerz steht der Mensch vor seinem Bruder aus fremdem Lande, er hört die Worte, welche ihm über die Lippen fallen, aber er versteht sie nicht. Er steht vor der Sprache, welche vor mehreren hundert Jahren seine Väter gesprochen, vor andern Dia-

[1] Sir. 19, 26. 27.

lekten im eigenen Vaterlande verlegen da und versteht sie nicht. Diesen Schmerz der Trennung, die grenzenlose Zersplitterung der Menschheit will die Kirche beim heiligen Opfer nicht wecken, das alles vereinigt und mit Friedensarmen die ganze Menschheit umfaßt. Sie will die Gebete bei diesem Opfer für alle Zeiten nicht hingeben in den beständigen Wechsel, in die Veränderungen, welche bei den verschiedenen lebenden Volkssprachen nothwendig statthaben, in die Neuerungen, welche wohl von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit gespannt, die Neugier gereizt, keineswegs aber Andacht und Erbauung gefördert hätten. Aber auch diese Gebete der Kirche sind dem Gläubigen nicht vorenthalten und entzogen, das Meßbuch des Priesters ist für ihn kein verschlossenes Buch. Die Gebete stehen übersetzt in vielen Gebetbüchern, sie werden erklärt, und ihr Sinn wird erschlossen. Aber an den Altären wandeln in feierlichem Tone in derselben Sprache dieselben Gebete um die Erde. Wenn die Sonne aufgeht, wenn die Schwingen der Morgenröthe sich auf den Bergen zeigen, erwachen wir, und es beginnt die Meßfeier mit diesen Gebeten, bis die Sonne in den Mittag steigt. Dann haben andere Morgen und nehmen uns die Gebete ab. Und wenn am Abend die Sonne hinter den Bergen gesunken, dann geht in unserem Abendroth für andere das Morgenroth auf, dann ertönen dieselben Gebete an andern Orten beim Frühlichte.

So betet die Kirche ohne Unterlaß, allezeit, zu allen Stunden, jeden Augenblick, bei jedem rinnenden Tropfen der Zeit, welche dem Menschengeschlechte von Gott gegeben wird, bis einst der letzte der Tage kommt. Amen.

Die biblischen Lesungen in der heiligen Messe.

> „Der Glaube kommt vom Anhören, das Anhören aber von der Predigt des Wortes Christi. Ich frage nun: Haben sie etwa nicht gehört? Aber ‚über die ganze Erde geht ihr Schall aus, und bis an die Enden des Erdkreises ihr Wort'."
> Röm. 10, 17. 18.

Auf einem Berge in Galiläa erschien Jesus nach seiner Auferstehung den elf Aposteln. Es wurden dort Dinge verhandelt, welche für die ganze Menschheit von der allergrößten Bedeutung sind. Dort in der Zurückgezogenheit, dort auf der stillen Höhe, die wie ein kleines, einsames Eiland über die bewegten, glänzenden Fluthen des Menschenlebens, welches weithin die Erde bedeckt, hinausragte, wurde nichts Kleineres und nichts Geringeres besprochen als die Eroberung der ganzen Welt für Jesum Christum. Christus steht als König der Welt vor den Aposteln

da; aber noch ist er der Menschheit im großen fremd. Er ist in der Welt, aber die Welt kennt ihn noch nicht. Jetzt sendet er seine Boten über die Erde aus, die schweigend vor ihrem Auge und ihrer Einbildungskraft liegt und unermeßlich weit vor ihren Füßen sich ausdehnt. Seiner Königswürde sollen sie Anerkennung und Huldigung in allen Landen verschaffen, sollen die gottentfremdeten Völker in Christi Reich rufen, sie unter dem Reif seiner Krone sammeln. Wird ihnen dies je gelingen können? Christus hebt feierlich an und spricht: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“[1] Wird er nun vielleicht alle zwingenden und gewaltthätigen Mittel aufbieten, seinem Reiche in die Welt Eingang zu verschaffen und die Grenzen seines Reiches immer weiter hinauszutragen, bis es über die ganze Erde sich erstreckt? Wird er mit seiner Gewalt im Himmel und auf Erden etwa die Berge zertrümmern, welche den Aposteln als seinen Boten im Wege stehen, und ihnen Bahn brechen durch die harten Felsen? Wird er mit dem Sturme seiner Macht die Wälder niederreißen, welche sich vor ihren Füßen sperren? Wird er die Flüsse und Meere mit dem Hauche seines Mundes austrocknen, daß ihr breiter Wassergürtel den Zug seiner Apostel nicht hindere? Und noch vielmehr, wird er die Feinde mit seinen Blitzen zu Boden strecken, welche dem Siegeslaufe seines Evangeliums sich widersetzen? Wird er die Hände verdorren lassen, welche die Apostel feindlich ergreifen wollen? Wird er die steinernen, verhärteten Menschenherzen mit seiner strafenden Macht zerbrechen, mit Gewalt zersprengen, so wie beim Tode Jesu in schauerlichem Schauspiele die leblosen Felsen sprangen und brachen? Werden die Apostel sich in den ganzen Schrecken dieser unwiderstehlichen Macht einhüllen und so in leichtem Triumphe über die Erde ziehen?

Ja, Menschen, welche falsche Religionen ausbreiten wollten, haben zu allen Mitteln der Gewalt gegriffen, welche ihnen zu Gebote standen. Ergrimmt über den Widerstand, auf welchen sie trafen, haben sie immer bedauert, daß ihnen nicht alle Gewalt gegeben sei im Himmel und auf Erden, um sogleich damit ihren Zorn zu bewaffnen und jede Gegenrede im Blute der Gegner zu ersticken. Welches sind die Apostel des Mohammedanismus gewesen? Das waren Soldaten, welche in großen Scharen über die Grenzen nicht friedlich gingen, sondern auf kriegerischen Rossen, von fanatischer Wuth berauscht, daherstürmten, in der einen Hand ihre Religion, in der andern das Schwert trugen und mit Tod und Verderben jedem drohten, der nicht feige und sklavisch genug war, vor dem Lug und Trug ihrer falschen Religion sich zu beugen. Vor diesen rohen und brutalen Lehrern galt keine Berufung auf Ueberzeugung, keine Frage

---

[1] Matth. 28, 18.

nach ihrer Sendung, keine Gewissensbedenklichkeit. Ein ungeheuerer Krieg versah das Apostelamt. Die Schärfe der Schwerter regierte im Heiligthum des Gewissens; die Hufe der Rosse traten schonungslos alle Zweifel und alle widerstrebenden Ueberzeugungen zu Boden.

Aehnlich ging es überhaupt zu, wenn die Machthaber dieser Erde auf den unseligen Gedanken kamen, religiöse Lehren, gelte es, was es wolle, durchzusetzen und zu verbreiten. Dieser Gedanke grub der Freiheit der Völker das Grab. Kerker und Bande, Hiebe und Schläge, Verbannung und Knute — das waren dann die Beweismittel; Soldaten in Uniformen — das waren die Apostel.

Darum sei uns doppelt freudig gegrüßt die Bergeshöhe, auf welcher der Heiland neben seinen Aposteln steht und ihnen ihr großes Apostelamt überträgt! Bergeshöhe, auf welcher der Weg der Belehrung, die Freiheit des Glaubens, des Gewissens und der Ueberzeugung für jede menschliche Creatur feierlich anerkannt wurde, ewige Zufluchtsstätte des Seelenadels und der Freiheit! Die Worte, welche auf dir gesprochen, die Aufträge, welche auf dir gegeben worden sind, sie hallen nach durch alle Jahrhunderte, und seit sie gesprochen sind, ist es der Erinnerung der christlichen Völker unauslöschlich eingegraben, daß der Glaube nicht Gegenstand des Zwanges ist. Sehet, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, er rüstet diejenigen, welche für ihn streiten, welche die Welt für sein Reich der Wahrheit und der Tugend erobern sollen, nicht aus mit zerstörenden Kräften, die seine Religion gewaltsam aufdrängen, welche einschüchtern und eine kriechende, heuchlerische Unterwerfung zuwege bringen. Unbewaffnet, wehrlos weist er seine Apostel nur auf den demüthigen Dienst der Wahrheit, nur auf das klare, milde und starke Wort der Belehrung, der Predigt, mit welchem sie sich an die Herzen wenden sollen. Die Worte, mit welchen Christus die Apostel auffordert, die Welt zu erobern, verkündigen zugleich über die Welt hin die Freiheit des Gewissens und der Ueberzeugung. Gott aber wird diejenigen richten und verdammen, welche ihre Freiheit mißbrauchen und das dargebotene Heil verschmähen.

„Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe.“[1] Welch ein segensreicher Auftrag ist es, den die Apostel von diesem Berge herabbringen! Wir begrüßen die Herabkommenden mit den Worten des Propheten: „Wie schön sind auf den Bergen die Füße dessen, der den Frieden verkündet und predigt, Gutes verkündet, vom Heile predigt.“[2] Das große, heilige

---

[1] Matth. 28, 19. [2] Is. 52, 7.

Bild solcher Lehrthätigkeit aber hatten die Apostel, ehe sie ihnen aufgetragen wurde, schon vor Augen gesehen im Leben Christi. Er, dem alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden, hat selbst nicht mit Zwang und Dräuen die Geister sich unterworfen, nicht den Schrecken zerstörender Macht vor sich hergesandt. Seine Gewalt ist so verhüllt, daß Pilatus ihn trotzig fragt: „Weißt du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen, und Gewalt, dich freizulassen?“[1] Schon der Prophet hatte von ihm verkündigt: „Er wird nicht zanken noch schreien, noch wird jemand seine Stimme auf der Gasse hören. Das zerknickte Rohr wird er nicht brechen und den rauchenden Docht nicht auslöschen, bis daß er das Recht zum Siege gebracht hat, und die Heiden werden auf seinen Namen hoffen.“[2] Er ging durch die Ortschaften umher und lehrte. Der Tempel zu Jerusalem und die Synagoge waren die Stätten seiner Unterweisungen, die Hügel und Berge wölbten sich ihm zum Lehrstuhle, das Schifflein auf dem Galiläischen Meer war seine schwimmende Kanzel. Und das Volk staunte; denn durch seine Lehre blitzte eine höhere Macht, eine übernatürliche Hoheit drang aus ihr tief in die Seelen hinein. „Er lehrte als einer, der da Macht hat, und nicht wie ihre Schriftgelehrten und Pharisäer.“[3] Angezogen von der überzeugenden und wunderbaren Kraft seiner Lehre, strömten große Scharen aus Dörfern und Städten ihm nach, die Ortschaften wurden zu Einöden, und die Einöden, durch welche er zog, wurden belebt von den Tritten und den Stimmen der wogenden Scharen.

Dieses Lehramt Jesu Christi lebt fort durch alle Zeiten und wandelt im Dienste der unwissenden und irrenden Menschheit mit dem heiligen Meßopfer um die Erde. Hier beim heiligen Opfer, wo Christus als das Opfer erscheint, welches auf dem Altare des Kreuzes sich von den Peinen des Todes verzehren ließ, hier erscheint er auch als himmlischer Lehrer der Menschen. Als Opfer ist er verhüllt unter den irdischen Gestalten des Brodes und Weines; seine Stimme aber ist verborgen und doch immer gegenwärtig unter der Stimme seiner Boten in der Heiligen Schrift: in den Episteln und den Evangelien.

I.

Als ein berühmter heidnischer Weiser, Sokrates, einen reichen Jüngling von vielen Genossen umgeben sah, welche den Titel „seine Freunde“ führten, rief er dem Jüngling zu: „O, wie sehr bedauere ich deine Verlassenheit und Einsamkeit mitten in der geräuschvollen Umgebung! Denn die dich begleiten, gehen eigentlich nicht mit dir, sondern mit sich. Sie

---

[1] Joh. 19, 10. [2] Matth. 12, 19—21. [3] Matth. 7, 29.

suchen ihren Vortheil, sie sind wie Mücken, welche dein irdisches Gut umschwärmen, nicht dich suchen." Aber mit einer uneigennützigen, mit einer reinen und heiligen Freundschaft gingen die Apostel der heidnischen Menschheit nach und folgten ihr unablässig auf allen ihren Lebenspfaden. Der große Heidenapostel, welcher Christi Namen vor Fürsten und Völker und die Söhne Israels getragen, kann bei seinem Abschiede von den Christengemeinden in Kleinasien sich kühn auf seinen reinen, unbefleckten Eifer, sein uneigennütziges Wohlwollen berufen. Auch er ist den Menschen nachgezogen, ihnen auf allen ihren Pfaden gefolgt. „Nichts habe ich euch vorenthalten, was heilsam ist, so daß ich es euch nicht verkündigt und euch nicht gelehrt hätte öffentlich und in euren Häusern."[1] Aber er kann mit klaren Augen und heiterer Stirne vor ihnen stehen und sich darauf berufen: „Silber und Gold oder Kleider habe ich von niemanden begehrt, wie ihr selbst wisset; denn was mir und denen, die bei mir sind, nöthig war, das haben mir diese meine Hände erworben. In allem habe ich euch gezeigt, daß man so durch eigene Arbeit die Schwachen vor dem Falle bewahren und eingedenk sein müsse des Wortes des Herrn Jesu, der da sprach: ‚Seliger ist geben als empfangen'."[2]

Das ist das Losungswort der Liebe der Apostel: den Völkern alles zu geben, himmlische Wahrheit und Gnade, dabei ihre menschliche Arbeit, ihre Ermüdung, ihren Schweiß, ihr Blut und ihr Leben, ohne Gewinn in dieser Welt. Die uneigennützigste Liebe, das heiligste Mitleid mit den verirrten Seelen trieb die Apostel auf die Wege ihrer Wanderschaft. Gott bot den Völkern seine Wahrheit dar auf den glühenden Händen seiner Liebe, das himmlische Brod seiner Lehre wie auf goldener Schale. Die Liebe, mit welcher die Apostel ihr Leben und Blut zum Opfer boten in einer Welt, welche sie nicht kannte, die sie spröde und kalt empfing, die mit Gedanken und Planen des Mordes ihr Leben verfolgte, sollte den Zorn der Welt beschwören, sollte die Herzen erwärmen und für die Wahrheit öffnen, welche ihnen mit solcher Liebe sich anbot. Nie hatte die Welt solch eine Liebe gesehen. Wohl hatten heidnische Weisen im Morgen- und Abendlande Lehrstühle der Weisheit aufgeschlagen, auf welchen allerlei Gelehrtes erörtert, abgehandelt und bewiesen wurde; aber diese Weisen blieben ruhig in ihrem Lande, ließen die Schüler zu sich kommen, schritten hochmüthig einher bis zu den Zähnen in ihren Philosophenmantel gehüllt, lehrten für ausgewählte Kreise, für hervorstechende Talente, für die feine, vornehme, hohe Welt, für die, welche etwas mehr wissen. Sie machten sich keine Sorge um die grenzenlose Unwissenheit

---

[1] Apg. 20, 20. [2] Ebd. V. 33—36.

und die Irrthümer der Völker. Auch unsere modernen Heiden, die sich ihrer Weisheit rühmen, tragen keine Lust, mit persönlicher Aufopferung und Gefahr dem Volke ihre neue Weisheit ungeschminkt mitzutheilen; dazu sind sie viel zu klug und vorsichtig. Nur Christus hat einzig und allein, er hat zum erstenmal und auch zum letztenmal, so lange die Welt steht, das große Wort gesprochen: „Gehet hin und lehret alle Völker"; die ganze Welt ist eure Schule, jeder Mensch euer Schüler; wartet nicht ab, bis die Menschen zu euch kommen; gehet ihr zu ihnen; wandert auf und ab durch die unermeßliche Schule; wandert durch Dank und Undank und lehret alle.

Mit diesen Worten Christi war den Aposteln die ganze Menschheit ins Herz gelegt. Und während Christengemeinden unter ihren Arbeiten aufblühten, während blühende Christengemeinden die Wege ihrer Wanderschaft weithin bezeichneten, trieb die heilige Unruhe, das Mitleid und die Liebe sie immer weiter in die Ferne hinaus. Die vielen Völker, denen noch nicht gepredigt worden, schwebten bittend vor ihren Augen. Sehnsüchtig war ihr Blick immer nach der Ferne gerichtet, von wo das Gebot des Herrn ihnen immer aufs neue winkte: Lehret alle Völker. Während sie aber unaufhaltsam vorwärts gingen, blieb die Erinnerung der Liebe an die gestifteten Kirchen, an die jungen, blühenden Christengemeinden in immer frischer Kraft. In ihren Herzen trugen sie die theuren Gegenstände ihrer Anhänglichkeit und Sorge, ihre Söhne und Töchter in Jesu Christo, mit sich. Und während sie gegenwärtig in mündlicher Rede sprachen, sprachen sie zu den Abwesenden in Briefen, in welchen sie bedeutende Fragen beantworteten, Mißverständnisse berichtigten, falsche Ansichten zerstreuten, vor Irrthümern, vor Sünden und Abfall warnten. Es sind Briefe, in welche sie ihre Liebe gehaucht, in welchen die Kraft und Begeisterung ihres Glaubens weht, in welchen der Apostel sich abspiegelt wie die Gestalt und das Antlitz eines Menschen im klaren Strome. In der anspruchslosen, demüthigen Form der Briefe flechtet sich das heilige Band der edelsten Freundschaft, welche je zwischen Menschen bestand, die Freundschaft zwischen den Aposteln und ihren Söhnen. „Siehe," spricht der hl. Chrysostomus, „der Apostel verbindet alle mit sich, alle, welche in weiter Ferne wohnen und welche ihm nahe sind: die ihm nahe sind, durch den heiligen Friedenskuß; die ihm ferne sind, durch die Briefe." Aber es ist nicht bloß die menschliche Größe und Liebenswürdigkeit des Apostels, was die Briefe adelt und verklärt. Man bedenke, daß die Apostel nicht bloß mit menschlichem Wissen und menschlicher Kraft lehrten, sondern daß der Heilige Geist mit ihnen war, wenn sie mündlich oder schriftlich lehrten, wie er früher schon mit den Propheten und heiligen Schriftstellern der Bücher des Alten Testamentes gewesen war. So war es also auch Gottes Stimme, welche ernst und hehr aus diesen Zeilen sprach. Es

waren Briefe, welche Gottes Güte aus unserem himmlischen Vaterlande an uns arme Fremdlinge auf Erden sandte.

Kein Wunder also, daß diese Briefe der Apostel heilig verwahrt, daß ihr Inhalt mit heilshungriger Seele aufgenommen wurde. Und wo konnten sie besser verlesen werden als beim heiligen Meßopfer, bei dem Opfer, wo die Christen sich als Familie zusammenfanden? Bei dem heiligen Opfer, wo die Apostel selbst mündlich das Wort des Heiles zu verkündigen pflegten, wurden auch ihre Briefe verlesen. So geschieht es noch bis zu dieser Stunde. In 24 Stunden reist jeder Apostel noch jetzt lehrend um das Erdenrund. Die Epistel in unserer Messe ist nichts anderes als ein Abschnitt aus einem Briefe eines der Apostel. Nur einigemal wird ein Stück aus der Apostelgeschichte oder der Offenbarung Johannis gewählt, oder wir werden in das Alte Testament zurückgeführt, wo die Stimmen der Propheten erklingen, welche Christo vorangehen, sowie die Apostel ihm nachfolgen, während er im Mittelpunkte und in der Fülle der Zeiten steht und alle Schriften auf ihn hinweisen.

Nachdem aber die Epistel wie eine eifrige Botin und Heroldin auf ihn hingewiesen, tritt Christus in dem heiligen Evangelium selbst vor uns hin. Es ist das Evangelium in der heiligen Messe wie ein angezündetes Licht, welches auf den Weg seines Lebens fällt, vor unsern Augen eine Strecke desselben beleuchtet und einzelne Züge seiner Hoheit oder seiner Erniedrigung enthüllt; oder es ist wie ein Bächlein aus dem großen Strome der heiligen Lehre, welcher aus Christi Mund geflossen, mit welchem er die dürre Welt getränkt hat. Christi Bild haben uns mit treuem Griffel die vier Evangelisten gezeichnet. Ehe noch ein Maler den Pinsel ergriffen, Christi Bild und Scenen seines Lebens zu malen, hatte schon der Heilige Geist die Evangelisten bewogen, dieses Bild in ihren Schriften zu zeichnen. Das ist das Bild unseres Ahnherrn, des Stammvaters der Familie der Christen. Von ihm kommt all unsere Christenwürde, unser ganzer Christenadel. Er hat uns die Macht gegeben, Kinder Gottes zu heißen. Darum, wenn die Familie der Christen zusammenkommt und sich als eine Familie beim heiligen Opfer freudig findet, wird Christi Bild im Evangelium ausgehängt, von der Kirche in die heilige Messe eingewebt. Nie wird die heilige Messe gefeiert, ohne daß das Evangelium gelesen wird. Und wie ein theures und hochgehaltenes Bildniß in einen Rahmen eingefaßt wird, welcher in Stoff und Zierde die hohe Verehrung bezeugt, wie dankbare Liebe und Bewunderung an festlichen Tagen es noch besonders umkränzen, so wird auch das Evangelium mit bedeutsamen Ceremonien, den Zeugen der Verehrung und Liebe im Herzen der Kirche, umgeben. Der Priester steht vorerst gebeugt in der Mitte des Altars, ehe er zur Lesung des Evangeliums schreitet, und bittet um Reinigung seines Herzens und seiner Lippen wie mit glühender

Kohle. Die Gläubigen erheben sich, wenn das Evangelium anhebt, gleich den Knechten, die aufrecht stehen vor dem Angesichte ihres Herrn, ehrfurchtsvoll bereit, seinen Willen zu hören, um ihn zu erfüllen. Der Priester wie das Volk bezeichnen sich Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuzeszeichen, denn Christi Bild, seine Lehre und sein Leben wollen sie in der Tiefe ihres Herzens tragen, wollen sie bekennen mit dem Worte des Mundes, wollen sie auf offener Stirn tragen, daß sie ihr ganzes Leben, ihr geheimstes Denken und Wollen, wie ihr lautes, offenes Thun überrage und beherrsche. Nach der Verlesung aber küßt der Priester das Buch des Evangeliums, in welchem mit Worten das Bild Jesu Christi gezeichnet ist, mit dem Kusse der Huldigung und der unverbrüchlichen Treue.

An festlichen Tagen aber umkränzen noch andere Ceremonien das Evangelium. In feierlichen Messen wird das Evangelienbuch zwischen brennende Kerzen gesetzt, und bei mildem, klarem Lichterscheine, in den Duft des Weihrauches eingehüllt, singt der Diakon die heiligen Worte ab. Im Mittelalter aber, wenn die Ritter in feierlicher Rüstung dem Amte beiwohnten, pflegten sie im Brauche mancher katholischer Länder ihre Schwerter zur Hälfte zu entblößen, indem sie damit zeigten, daß unter dem kalten, eisernen Harnisch ein warmes, wahrhaft christliches Ritterherz schlage, das bereit sei, das Evangelium des Herrn gegen seine Feinde zu schirmen, um das Evangelium einen kriegerischen Wall zu bilden, die aber auch wissen, daß das Evangelium selbst die Sanftmuth und Erbarmung selig preist und Schonung und Mitleid gegen die Feinde vor der eisernen Strenge der Gerechtigkeit will.

Sehet, in solcher Weise spricht unsere Kirche ihre unbegrenzte Ehrfurcht, ihre rückhaltlose Huldigung an die Evangelien, an die Heilige Schrift aus. In solcher Weise hat sie dieselbe in den Tagen des Mittelalters ausgesprochen. In diesen Ceremonien spricht sich das Herz und die Seele unserer Kirche aus. Sie sind die Blüthen, welche aus ihrem innern Leben keimen und mit ihrer Schönheit die Heilige Schrift umranken. Ihr könnt euch an diesen Ceremonien schon euer Urtheil bilden, Vielgeliebte, was von den lauten und heftigen Anklagen gegen unsere Kirche zu halten sei, als ob sie die Heilige Schrift nicht nach Gebühr verehre, als ob sie dieselbe geringschätze und mißachte, als ob sie dieselbe in den Tagen des Mittelalters vollends der Verachtung und Vergessenheit überliefert habe. Die Anklage war so laut und polternd erhoben, die Finsterniß und die Schriftunkunde im Mittelalter so dick gemalt, auf daß dann desto glänzender das Lob des Abfalles von der Kirche sich erheben könne. Zuerst fliegen die schweren Keulen des Tadels und Hohnes polternd gegen unsere Kirche, dann kommen die Reformatoren wie die Helden der Menschheit. Es erinnert das Verfahren sehr an die plumpe Weise eines Mannes alter Zeit, welcher in Griechenland auf der Bühne den starken

Herkules, mit der Keule bewaffnet, vorstellen sollte. Als er auftreten sollte, warf er zuerst mit großer Wucht die Keule hinaus, dann erst erschien er selbst in der Haltung eines Helden. Alles verlachte damals mit Recht den plumpen Mann, welcher damit die Aufmerksamkeit und den Respect für sich zu gewinnen meinte, daß er einen gewaltigen Lärm seinem Auftreten voraussandte. Bei solchen Anklagen, besonders wenn Feinde sie aussprechen und ausmalen, läßt der Verständige sich nicht in Respect setzen durch die entschieden kühn aburtheilende Sprache und die laute Heftigkeit der Rede; vielmehr deuten ihm diese auf Leidenschaft, welche hier wie überall blind macht, auf bittere Feindschaft, welche böswillig entstellt, deren Darstellungen niemand sonst im Leben Glauben schenkt. Er behält sich immer, wie ein verständiger Monarch es gethan, ein Ohr für die andere Seite offen. Und wer nun die Kirche hört, wie sie täglich Epistel und Evangelium liest, wer die vielfachen Zeichen ihrer Verehrung sieht, wird gestehen müssen, daß die Heilige Schrift in hohen Ehren und Ansehen bei der Kirche immerdar gestanden.

Und wolltet ihr erst alle Gebete der heiligen Messe und des katholischen Gottesdienstes durchgehen, ihr würdet überall auf Worte der Heiligen Schrift treffen, welche die Kirche mit zartem Sinne treffend ausgewählt hat und wie funkelnde Edelsteine in ihrem Gottesdienste glänzen läßt. Die katholische Kirche gerade hat ja von Anfang an die Heilige Schrift bewahrt, hat in den Völkern die tiefe Ehrfurcht gegen sie gepflanzt und gepflegt. Auf den Versammlungen ihrer Bischöfe, auf den Concilien war die Heilige Schrift als Gotteswort auf erhabener Stelle wie auf einem Throne aufgelegt. Auf den Lehrstühlen der Wissenschaft wurde ihr Inhalt erklärt. In die unermeßliche Tiefe ihres Gotteswortes vertieften sich sinnend und betrachtend die Heiligen unserer Kirche. König Ludwig IX. von Frankreich, welcher der Kirche so unverdächtig ist, daß sie ihn unter ihre Heiligen zählt, trug die Heilige Schrift auf seinen Zügen bei sich und erklärte sie in erbaulicher Rede seinen Dienern. Von König Alfons von Neapel und Aragonien meldet die Geschichte, daß er vierzehnmal die Heilige Schrift mit ihrer Erklärung gelesen habe, was vielleicht in neuerer Zeit kein weltlicher Fürst ihm nachgethan hat. Kein Wunder, daß uns denn auch eine Belesenheit in der Heiligen Schrift zu jener Zeit entgegentritt, welche uns in Staunen setzt. Sobald die neuen Sprachen in Europa sich herausgebildet und festgesetzt hatten, sobald man begonnen hatte, sich ihrer zur Abfassung von Schriften zu bedienen, begannen auch Uebersetzungen einzelner Schriftstücke und der ganzen Heiligen Schrift in die Landessprache nicht nur in Deutschland, sondern in allen katholischen Ländern Europas.

Was aber noch mehr ist als äußere Huldigung und Werthhaltung der Uebersetzung der Heiligen Schrift — ist es nicht gerade die katholische

Kirche, welche in unbeschränktem Glauben vor den Aussprüchen der Heiligen Schrift sich beugt, ohne mit frevelnder Hand ihren Sinn zu verletzen, ohne mit dem Gifthauche des Zweifels den reinen Glanz ihrer göttlichen Autorität zu trüben? Und gerade die heilige Messe wieder zeigt uns diese unbegrenzte Hochachtung, diesen rückhaltlosen Glauben. Unsere Kirche beugt sich in jeder heiligen Messe vor den Worten des Herrn, welche die Heilige Schrift berichtet: „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut“, und obgleich sie das tiefste Geheimniß verkündigen, wagen wir es nicht, auch nur einen Augenblick die Worte anders zu deuten, als sie buchstäblich lauten.

Aber vergessen wir es nicht: die heiligen Schriften des Neuen Testamentes sind für die Familie Gottes in seiner heiligen Kirche geschrieben. An diese sind insbesondere die Briefe gerichtet, in welchen die Apostel mit liebevollem, bekümmertem Herzen sprechen. In ihnen ist das Bild ihres Hauptes Jesu Christi, die Geschichte ihres himmlischen Ahnherrn und die Thaten und Leiden seines Lebens mit unverlöschlichen Zügen dargestellt. Nie haben die Apostel eine Schrift dazu ausgesandt, Juden oder Heiden zum Christenthum zu führen, nie eine Schrift als Fahne ausgestreckt, um welche die Völker sich sammeln sollten; auf ihren Füßen ging das lebendige Evangelium zu den Ungläubigen hin. Die lebendige Rede aus ihrem Munde bewirkte die Bekehrungen, so daß der Apostel die Worte des Propheten anwenden: „Siehe, wie schön sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen, verkündigen das Gute“, und erklären kann, der Glaube komme aus dem Hören. In der Familie Gottes und seinem Reiche versteht man die heiligen Urkunden der Familie. Wer aber draußen steht, wer fremd ist dem Leben und der lebendigen Auffassung der Familie, dem werden auch ihre Briefe und Urkunden dunkel und unverständlich bleiben.

Darum warnt unsere heilige Kirche vor dem Geiste der Spaltung, welcher sich von der lebendigen Lehre der Kirche lossagt und auf eigene Faust aus der Heiligen Schrift sich seinen Glauben machen will. Das aber ist die Tendenz der Bibelgesellschaften, die heilige Einheit zu zerreißen und jeden bloß in den Besitz der Urkunden zu versetzen, so daß sie einstimmen in das Geschrei: „Widerlegt uns einzig und allein aus den heiligen Schriften“, und aus demüthigen Jüngern der Wahrheit Lehrer des Irrthums werden. Darum haben die Päpste warnend ihre Stimme gegen diese Gesellschaften erhoben, darum hat auch der jetzt regierende Papst Pius IX. in seinem Rundschreiben an alle Bischöfe der katholischen Welt diese Bibelgesellschaften verworfen.

Der lebendige Strom der Wahrheit, welcher von den Lippen Christi geflossen, ist nicht erstarrt; er rinnt noch immer klar und lebendig durch die Auen der katholischen Kirche. Dieselbe Wahrheit, ganz und

unversehrt, hat Christus in das Herz und auf den Mund seiner Apostel und seiner heiligen Kirche niedergelegt, so daß sie durch alle Zeiten hin sprechen wie Christus. Mit diesem Worte der Wahrheit sind die Apostel in die Welt gegangen; mit diesem lebendigen Worte wandern unsere Missionäre durch die Welt, alle Völker lehrend. Sie begnügen sich nicht damit, ganz gefahrlos Bibeln in Häfen, an Inseln und Eilanden und auf allen Wegen auszustreuen und sie ihrem Schicksale zu überlassen; sie bringen die Wahrheit mit ihren Mühen, unter Lebensgefahren, in derselben aufopferungsreichen Liebe, in welcher die Apostel sie dargeboten haben. Und wie die schriftlichen Urkunden der Apostel, die heiligen Schriften, sich anschließen an der Apostel lebendiges Wort, welches ihnen schon vorausgegangen war, und aus diesem ihr Licht und ihre Klarheit empfangen, so knüpft die Kirche an das geschriebene Wort der Epistel und des Evangeliums das mündliche Wort der Predigt an den Sonn- und Festtagen an, an welchen die ganze Familie Christi um die Altäre sich sammelt. Wie bei feierlichem Hochamte zwischen dem klaren Scheine der Lichter das Evangelium gesungen wird, so zündet auch die Predigt aus dem lebendigen Schatze der Wahrheit Lichter an, welche das Dunkel über der Heiligen Schrift zerstreuen, bald diese, bald jene Wahrheit, bald diesen, bald jenen Zug im Bilde unseres Heilandes besonders ins Licht stellen. Das Wort der Heiligen Schrift fängt an zu athmen und wieder lebendig zu werden; es quillt und fließt über in einen lebendigen Strom des Unterrichtes, der Erbauung, der Andacht und der Begeisterung, welcher durch die Herzen zieht. Und um so größer wird der Segen und die Wirksamkeit des Wortes sein, als es ertönt, eingewebt in den feierlichen Gottesdienst, in die Meßfeier, welche selbst wie mit hundert Armen den zerstreuenden Tumult des irdischen Lebens abwehrt und bricht, heilige Stimmungen in die Herzen ausstreut und zu höherem Sinnen und Trachten himmelan hebt. Wenn unsere Väter die herrlichen gotischen Kirchen bauten, ließen sie nicht zu, daß das helle Sonnenlicht, wie es in die Bürgerhäuser hineinscheint und zu irdischen Beschäftigungen leuchtet, so auch in die Kirchen hineinleuchte. Sie ließen es nicht zu, daß man durch das weiße Fensterglas in den Kirchen noch die Gebäude und Bäume und all die irdischen Dinge draußen sehen und an sie in Zerstreuung seinen Blick heften konnte. Darum haben sie die Fensterscheiben mit Glasur überzogen; die Gluth der Farben zündeten sie am Fenster an, und die Gestalten der Heiligen deckten den zerstreuenden Ausblick, damit der Geist ungestört in heilige Betrachtung sich versenke. Ein Aehnliches soll der Christ geistigerweise thun, wenn er die Kirche betritt. Der Schleier der Vergessenheit soll über die zerstreuenden Außendinge gezogen werden; die höhere Welt soll ihm aufgehen, heilige Bilder durch seine Erinnerung ziehen, höhere Betrachtung seinen Geist beschäftigen. Dazu hilft die heilige Messe. Wenn

dann in der Predigt das lebendige Wort der ewigen Wahrheit ertönt, so fällt es auf ein wohlbereitetes Erdreich, und man wird nicht besorgen und beklagen müssen, daß das Predigen das undankbarste, das unfruchtbarste aller priesterlichen Geschäfte sei.

II.

Neben dem Altare, auf welchem unser Opfer gen Himmel erhoben wird, neben dem Tische der Gnaden, auf welchem im heiligen Abendmahl das Brod des Lebens in unser bodenloses Elend auf Erden sich versenkt, steht die Kanzel in den Kirchen in der engsten Beziehung mit dem heiligen Opfer. Ueber ihr glänzt das Wort des Herrn: „Lehret alle Völker; lehret sie alles halten, was ich euch befohlen habe.“ Sie ist des predigenden Christus Schifflein, welches am Strome der Zeit vor Anker liegt, in welchem der Heiland dem vorübergehenden Menschengeschlechte die unwandelbare Wahrheit predigt; sie ist die Anhöhe, von welcher aus Christus gelehrt hat. Schon seit den ersten Zeiten der Kirche war die Belehrung mit der heiligen Messe verbunden. In jenen Zeiten und in ihren einfachen Verhältnissen, als noch die ganze Christengemeinde sich an Sonn- und Festtagen um den Hirtenstab des Bischofs versammeln konnte, trat dieser auf und brach das Brod der Lehre mit seiner Predigt, das übend, was bildlich der Hirtenstab zeigt, die Trägen aufstachelnd und anspornend, die Guten lenkend und in Ordnung haltend, die Abirrenden zurückrufend.

Als mit der wachsenden Zahl der Gläubigen die heiligen Messen sich vervielfältigten, sich auf mehrere Punkte der Städte und auf das gläubige Land ringsumher vertheilten, erstanden überall auch erhöhte, geheiligte Stätten, von welchen aus die Priester das Wort Gottes verkündigten. Noch sind uns aus alter Zeit jene frommen Betrachtungen, jene erleuchteten und begeisterten Reden erhalten, mit welchen die Heiligen der Kirche den Gottesdienst zierten, die Herzen erhoben. Auch die Gabe der Beredsamkeit wurde in der Kirche geweiht. Ihre flammende Begeisterung, der Reichthum des Gedächtnisses, die Bilder der blühenden Einbildungskraft, die Gewandtheit und Zierde der Darstellung wurden demüthig hingegeben in den Dienst der Worte Jesu Christi: Lehret alle Völker. Sie wurden niedergelegt zu den Füßen Christi, daß sie von ihm ihre neue, heilige Bestimmung erhielten, von ihm geweiht und gesegnet würden; sie wurden als Opfer für Gott dargebracht und dadurch nicht zerstört, sondern noch verschönert und verklärt. Und diese heilige Beredsamkeit der Kirche sucht alle Wege auf, um zum menschlichen Geiste und Herzen zu kommen. Sie lauscht auf die Neigungen, sie knüpft an die uns umgebenden sichtbaren Dinge an, wie auch Gott, der große Prediger der Wahrheit, es nicht verschmähte, durch einen Stern die Weisen zu führen, wie Paulus,

sein großer Apostel, bei den Heiden anknüpfte, indem er ihnen Stellen aus ihren heidnischen Dichtern citirte.

Und wohl muß die Kirche besorgt sein um dieses Amt. Denn außer dem Beispiele gottseligen Lebens, welches auch eine Belehrung ist, hat sie zumeist nur das Wort der Lehre an die gottentfremdete Welt. Zu Gott sendet sie ihr Gebet auf, für die Menschen aber hat sie keine andere Waffe, ihre Herzen zu erobern und zu regieren, als das Wort: „Gehet hin, lehret alle Völker." Die Kirche kennt keinen Zwang, keine scharfen Waffen, keine blutigen Eroberungen. Wir wollen freien Glauben, wie er freien Menschen ziemt; wir wollen aufrichtige, innere Hingebung an die Wahrheit. Wohl mögen Fürsten mit Gewalt uns ihren Glauben aufzuzwingen suchen, die Kirche thut es nie. Wir Priester haben nichts damit zu schaffen, und unsere Waffen gleichen so wenig den Waffen weltlicher Fürsten, als dieser Chorrock und meine Stola der Uniform eines Soldaten gleichen.

Der hl. Athanasius hat schon unsere Handlungsweise proclamirt; er, der Vielverfolgte, wollte andere nicht verfolgen. „Das ist das Eigenthümliche der Religion und Liebe, daß sie überzeugt, nicht zwingt", sagt er. Sein Leidensgefährte, der hl. Hilarius von Poitiers, spricht: „Wir beklagen das Elend unserer Tage und die thörichten Meinungen einer Zeit, wo man den allmächtigen Gott durch die gebrechlichen Menschen und die Kirche Jesu Christi durch weltliche Macht zu schützen glaubt. Auf welche Gönner haben sich denn die Apostel gestützt, als sie das Evangelium predigten? Welche Waffen haben sie zu Hilfe gerufen, um Christi Lehre zu verkünden?" So rufen die heiligen Väter uns von fernen Orten und aus noch fernern Zeiten zu. Und dasselbe ruft in Amerika gleich nach Entdeckung der Neuen Welt ein spanischer Ordensmann unter dem Beifalle der Frömmsten und Besten seiner Zeitgenossen aus. Die spanischen Eroberer wollten durch Gewaltthätigkeiten die Amerikaner nöthigen, Christen zu werden. Da erklärte der Ordenspriester Pater Bartholomäus von Olmeda dem spanischen Oberfeldherrn: „Solche Vorgänge halte ich für ungerecht; man darf die Religion nicht mit dem Schwerte in der Hand predigen, man darf die Ungläubigen nicht mit Gewalt bekehren; zu solcher Eroberung gehören andere Waffen, nämlich der Unterricht, welcher die Geister erleuchtet, und das gute Beispiel, welches die Herzen gewinnt. Nur durch diese Mittel kann man die Menschen bewegen, ihren Irrthümern zu entsagen und die Wahrheit anzuerkennen." So sprach im fernen Amerika ein spanischer Mönch im 16. Jahrhundert, in einem Jahrhundert, welches so viele Verfolgungen der Katholiken sah. Der Mann trug die Constitutionen, welche Religionsfreiheit zusagen, schon unter dem Gürtel.

Diese Freiheit anerkennend, öffneten seit den ersten Zeiten die Christen die Pforte zur Anhörung der Predigt allen Menschen, welche kommen

wollten. Auch in jener Zeit, als bei den eigentlichen Geheimnissen des Opfers und der Communion keine andern als Katholiken anwohnen durften, war der Eingang bis zur Beendigung der Predigt Heiden und Juden offen. Alle Un= und Irrgläubigen durften sich um den Lehrstuhl der christlichen Wahrheit scharen und waren hier so wenig ausgeschlossen als in dem Auftrag des Herrn: „Lehret alle Völker"; „Gott hat die Völker heilbar erschaffen", heißt es im Buche der Weisheit[1]. Wer kann sagen, wie und wann er in dem Un= und Irrgläubigen durch seine Gnade den Glauben bilden wolle, der zur Kirche führt, welche die Pforte des ewigen Heiles ist? ob der Sünder nach dem Sacramente der Buße, dem zweiten Brette nach dem Schiffbruche, greife? Und wahrlich, wenn der Prediger nach langem Predigen auch nur eine Seele gewonnen, auch nur eine vorbereitet hat, daß sie von einem andern gewonnen werden kann, dann ist sein Predigen nicht vergebens, dann ist sein Leben nicht verloren. Wie mancher meint Großes gethan und ausgerichtet zu haben und hat der Menschheit nicht soviel gewonnen und errettet, als eine Seele wiegt!

Das aber ist ein Segen, welcher weit über menschliche Kraft hinausliegt. Unsere Worte werden fortgetragen wie die Samenkörner des Sämannes, sie sind in Gottes und in eurer Hand. In der heiligen Fastenzeit aber, welche durch das verdoppelte Gebet und die Büßungen der ganzen Kirche fromme Gedanken und Entschließungen geweckt hat, mögen die Glocken, welche so oft zum heiligen Meßopfer laden, meine Worte oft in euer Gedächtniß zurückrufen, auf daß sie sich nicht verlieren in dem zerstreuenden Leben. Dem metallenen Munde gebe ich die Sorge des Erinnerns. In der katholischen Stadt Acapulco, welche in Amerika dicht an den Wassern des Großen Oceans liegt, besteht der schöne Brauch, daß beim Abschiede befreundeter Personen, die über die Wasser segeln, die Zurückbleibenden sich in eine Kapelle begeben, welche dicht am Ufer liegt, und betend die Glocke ziehen. Die Glocke ruft die Scheidegrüße mit den letzten Erinnerungen und Mahnungen nach, wenn ihre sanften Töne über die rauschenden Meeresfluthen klingen. Auch das Menschenleben, Geliebte, ist ein klippenvoller Ocean, welcher uns an die dunkeln Gestade der Ewigkeit treibt. Glücklich, wenn die Glockentöne uns oft an die höhere Wahrheit mahnen, wenn sie Widerhall finden in unsern Herzen. Amen.

---

[1] Weish. 1, 14.

Das Papstthum.

(Vorträge, gehalten während der Fastenzeit 1861.)

Der Papst in den Katakomben.

„Sie sind umhergeirrt in Wüsten und Gebirgen, in Höhlen und Klüften der Erde.“ Hebr. 11, 38.

Sichtbarer, deutlicher als jemals nehmen in unserer gegenwärtigen Zeit alle Radien der Auflehnung und Empörung, welche die Zeit erschüttern, ihre bedrohende Richtung auf eine ausgezeichnete, lichtstrahlende Stelle der Welt. Wenn wir unsern Blick nach dieser Stelle, um welche immer mehr und immer dichter diese Radien sich zusammendrängen, hinlenken, so gewahren wir als den Mittelpunkt der Angriffe eine Fischerbarke, von einem priesterlichen Greise gelenkt, ein Schifflein, auf und nieder schwankend in den Wellen, oft in Wogen und Wetterwolken eingehüllt, aber immer doch wieder sich oben erhaltend, immer sich behauptend, jede Gefahr überragend, inmitten der wüthenden Elemente bereits von vielen Trümmern gebrochener Größen rings umgeben, das schönste und seelenvollste Bild von Würde und Hoheit in dieser Zeit. Dieses geistige Schifflein, das Augenmerk der Welt — wir kennen dasselbe aus dem Evangelium. Sein materielles Bild zeigt uns das Evangelium in einem armen Fischerkahne, der vor mehr denn 1800 Jahren auf dem Binnenwasser des Galiläischen Meeres schwamm, vom Sturme geschüttelt, von Jesus gerettet wurde. Sein erster Steuermann ist derselbe, der auch das Ruder dieses bretternen Kahnes auf dem Galiläischen Meere in schwieliger Hand geführt hat und Simon Petrus heißt. Ich habe nicht nöthig, das Schifflein weiter zu bezeichnen. Ich brauche euch die Situation desselben auf dem Punkte, wo es gegenwärtig auf seiner die Jahrhunderte durchschneidenden Fahrt angelangt ist, nicht weiter zu beschreiben. Die Leiden des Heiligen Vaters, die Leiden der heiligen römischen Kirche, der Mutter und Lehrerin aller Kirchen, sind weltbekannt. Die gesamte Welt in gespanntem Interesse, in Schmerz, in Schadenfreude geschieden, in Liebe, in Haß gespalten, ist um das Schauspiel der ringenden Kirche und ihres den männlichen Kampf kämpfenden Oberhirten versammelt.

Dieses allgemeine, hoch aufgeregte Interesse der gesamten Welt, vor allem aber das Verhalten der Feinde der Kirche und des Christenthums:

ihre unverhohlene Freude, der Eifer, womit sie den Sturm erregt haben, die Emsigkeit, womit sie in den Sturm hineinblasen, damit er immer noch heftiger tobe, lassen keinen Zweifel übrig, daß hier Religion und Katholicismus in Absicht genommen ist; daß es sich in erster Linie handelt nicht um die weltliche Stadt, sondern um die Stadt Gottes; nicht um den Kirchenstaat, sondern um die Kirche selbst; nicht um Petri Haus fern in Kapharnaum, sondern um Petri Schifflein, ich will sagen, nicht um das bürgerliche Haus des Papstes auf dem Vatican, sondern um die kirchliche Arche; nicht um den weltlichen Scepter, der in der Hand des Fürsten des Kirchenstaates jederzeit nur über ein kleines Gebiet sich ausstreckte, sondern um den Fischerring, welcher den Papst mit der gesamten Welt vermählt und die Weltgemeinde in seinem goldenen Reife wunderbar umfängt. Es ist im Wesen, im tiefsten Grunde wie im letzten Ziele eine Krisis der Kirche Gottes, die sich vor unsern Augen vollzieht und welche nur höchst nothdürftig durch politische Taschenspielerkunst auf kurze Zeit und nur für oberflächliches Anblicken hinter der weltlichen Seite der päpstlichen Herrschaft versteckt werden kann. Das sollen „weltliche Interessen" sein! Kein Mensch hat im Ernste auch nur versucht darzulegen, in welcher Art und Weise denn unter unsern gegebenen Weltverhältnissen der Papst ohne weltliche Souveränität das freie, unabhängige Oberhaupt der Kirche sein und bleiben könne. Jeder, dem ein vorschauendes Auge verliehen ist, gesteht, daß dem unterthänig gewordenen Papste sein weltlicher Oberherr die Hände, soviel Menschen vermögen und Gott zulassen würde, binden werde. So würde denn das Schiff der Kirche ohne Lenkung an die Klippen treiben, wobei der gefesselte, gottbestellte Steuermann und Lenker das Zusehen hätte. Nur ein Vermessener aber könnte sich unterfangen, die gegebenen Verhältnisse in dieser Beziehung, die Natur der Dinge zu ändern; nur ein Phantast könnte sich wirklich vorspiegeln, der Apostolische Stuhl stehe schöner und vortheilhafter in dem leeren Luftraume, als mit seinen Füßen auf gegebenem Boden. Jede nüchterne, von dem Gegebenen ausgehende Erwägung führt zu dem Resultate: Der Papst kann kein untergeordneter Bürger, kein im Frieden wie wir lebender und seinem Amte nachgehender Unterthan sein. Für den Papst gibt es in den jetzigen Weltverhältnissen nur die Alternative: entweder ein von allen Fürsten unabhängiger Souverän oder ein Gefangener zu sein.

Zum Glücke wissen die Feinde der Kirche das nicht allein. Der bedrohte Oberhirte und seine treuen Söhne wissen es glücklicherweise auch. Die Stimme unseres Heiligen Vaters, kundig der Bosheit seiner Feinde, rief noch an der Neige des abgelaufenen Jahres dem Erdkreis zu: „Wir sehen es so deutlich, als wenn die Larve des Truges schon abgerissen

wäre, mit was für Ansichten alle jene sich tragen, die da bemüht sind, dem Heiligen Stuhle die weltliche Herrschaft zu entreißen. Sie gehen auf nichts Geringeres aus als auf den Umsturz der Fundamente unserer heiligsten Religion."[1] Diese Fundamente der Religion reichen aber aufs tiefste in die Gründe alles Rechtes, aller Civilisation, aller gesellschaftlichen Ordnung auf Erden, und daher kann auch keines Menschen Blick, wie auch der Heilige Vater gesagt hat, die ganze Kette der Erschütterungen überschauen, in denen der gegenwärtige Angriff auf den Mittelpunkt der Kirche sich fortpflanzen wird.

Ein Mann wie Pius IX., in welchem die große katholische Weltkirche, die er repräsentirt, und darum das gesamte Christenthum angegriffen ist; — dieser Angegriffene, ein Greis, ohne materielle Mittel, wehrlos, in welchem diese Ordnung, Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit und höhere Autorität in der zartesten Form, wie in einem vergeistigten Ideal über dieser Erde steht, das ist gewiß die reinste, sinnigste und rührendste Erscheinung, welche die materialistisch gesinnte Gegenwart uns vor Augen stellt. Nicht wenige edle Herzen, welche nicht zur katholischen Kirche gehören, fühlen sich in innigster Bewunderung und Theilnahme von diesem idealen Bilde angezogen. Für die Kinder der Kirche aber, die in dem Lichte des Glaubens in der Kirche den geheimnißvollen Leib Christi erkennen, welche die Verfolgungen und die Wundmale Christi vorzüglich in den Leiden nachgebildet schauen, die das edelste und vornehmste Glied am ganzen Leibe der Kirche, das Haupt, zu dulden hat, ist dies mehr als eine natürlich edle Erscheinung; es ist eine heilige Erscheinung, der wir eine religiöse Verehrung widmen. Jerusalems Würde ist schon seit 1800 Jahren nach Rom übertragen, und die Hügel von Rom sind dafür schon oft zum Calvarienberge nachbildend das Leiden Christi geworden. Vor den Thoren Roms kam Jesus dem Petrus entgegen und sagte zu ihm: „Ich gehe nach Rom, um wieder gekreuzigt zu werden." Er deutete aber damit auf den Kreuzestod des ersten Papstes. Als Pius IX. vor kurzer Zeit in Rom das Bildniß des gekreuzigten Petrus sah, rief er aus: „Das ist mein Bildniß!"

So haben die Ereignisse uns in dieser Fastenzeit an dem sichtbaren Haupte unserer Kirche das Bild der ehemaligen Passion ihres unsichtbaren Hauptes erneuert. Ich werde die Blicke nicht von diesem Passionsbilde abziehen. Es ist eine schmerzlich feierliche Stunde für alle Glieder der Kirche, wenn das Haupt der Kirche unverhüllt die schmerzhafte Dornenkrone Christi trägt. Möge auch diese Passion, wie einst das umgekehrt gen Himmel gerichtete Kreuz des ersten Papstes, viele gen Himmel emporziehen. Möge sich an uns, die wir diese Passion in Ernst und Bußgeist

[1] Allocut. v. 17. December 1860.

betrachten, reichlich erfüllen, was so vielen geschah, welche die urbildliche Passion Christi anschauten. Es steht geschrieben: „Alles Volk, welches bei diesem Schauspiele zugegen war und sah, was geschah, schlug an seine Brust.“ [1]

Die Vorträge werden, wie gesagt, die Blicke und das Herz nicht abziehen von dem oberhirtlichen, hohenpriesterlichen Leidensbild. Jedoch ist es nicht meine Absicht, mit euch in fortgehender Betrachtung vor diesen Leiden und in ihrer Nähe zu verbleiben; nein; aber unter dem Eindrucke dieses ernsten Bildes der Gegenwart, von diesem Eindrucke unterstützt und innere Beziehung mit demselben unterhaltend, — so soll unsere Betrachtung vor sich gehen.

Zunächst aber sollen unsere Vorträge die trübe Gegenwart verlassen und in die stille, große, glorreiche Vergangenheit des heiligen Apostolischen Stuhles und der Kirche von Rom, in deren Mitte dieser gottgegründete Sitz aufgerichtet, sich begeben, damit wir durch die Betrachtung der Vergangenheit es lernen, die Gegenwart zu verstehen, zu würdigen, zu gebrauchen. Einzelne Scenen aus der unvergleichlich großen und reichen Geschichte des Papstthums sollen in der Zeitfolge großer Epochen fortschreitend uns die Stoffe der Betrachtung geben. Der Papst in den Katakomben zu den Zeiten der Martyrer, der Papst am Fuße des Vaticans zur Zeit der großen Völkerwanderung, der Papst in den großen Kämpfen mit der Feudalmacht des Staates, der Papst im höchsten mittelalterlichen Glanze, der Papst in der modernen Zeit: — kann es einen größern Wechsel der Dinge, eine ausgeprägtere Verschiedenheit der Situationen geben als diese, in welche sich das unerschütterliche Centrum der Kirche hineingestellt findet? Der Geist und Charakter des Papstthums, immer derselbe, das Amt, das immer gleiche, die im tiefsten Grunde gleiche und einfache Pflicht und Wirksamkeit des Papstthums, die ohne Veränderung ihrer selbst jeder Zeit sich wunderbar anschmiegt, werden in dem wechselnden Lichte der Jahrhunderte in stets anderem Glanze, nach andern Seiten in die Augen leuchten. In diesen verschiedenen Betrachtungen werden wir so mit Gottes Hilfe nicht wenig Licht darüber empfangen, wie das päpstliche Amt wahrhaft bei allem Wechsel der Zeit in gleicher Natur und Wesen erhalten geblieben ist; es wird uns Licht darüber aufgehen, was die Kirche, die gesamte Christenheit, was die Menschheit und was jede unsterbliche, zum ewigen Leben berufene Menschenseele am Papste hat, welche Bedürfnisse der Seelen und der Völker von Gott durch die Institution des päpstlichen Amtes ihre Befriedigung erhalten. Wir entnehmen daraus, welche hohen Güter uns heutzutage in dieser göttlichen Institution bedroht sind.

---

[1] Luc. 23, 48.

Es gleicht das Wirken des Hauptes in der Kirche dem Wirken des Hauptes am menschlichen Leibe. Das Wirken des leiblichen Hauptes, sein Einfluß auf alle Glieder ist in gewöhnlichen Zeiten, in gesunden Tagen oft so still und verborgen, daß der Mensch nicht darauf aufmerksam ist, wie alle Glieder dieses Wirkens bedürfen. In großen Krisen des Lebens und der Gesundheit erfährt er es. So erfährt man den Einfluß des Papstthums am deutlichsten in großen Krisen der Menschengeschichte.

Das heutige Ziel unserer Betrachtung ist eine unterirdische Welt: es sind die Katakomben zu Rom; es ist der apostolische Sitz, niedergestellt und befestigt in ihren dunkeln, unterirdischen, aber unentweihten Grüften. Wenn wir uns in die ersten christlichen Jahrhunderte versetzen und die damalige heidnische Weltstadt Rom im Geiste betreten, wenn wir von der blutgerötheten Oberfläche der römischen Erde durch heimliche Zugänge auf vielen, vielen Stufen, durch Schachte wie in einem Bergwerke, in diese kleine unterirdische Welt, in diese Todtenstadt hinabsteigen und hier den von Stein gebildeten Sitz erreichen, den die Hohenpriester der römischen Kirche beim Gottesdienste einnahmen, den Sitz, dessen Inhaber in unaufhörlich sich erneuerndem Appell sich ablösten, um zum Martertode zu gehen, so haben wir den innersten Mittelpunkt unserer heiligen Kirche berührt, stehen wir vor dem ersten Throne unserer Päpste. Aus den dunkeln Gründen der Katakomben werden besonders drei Edelsteine der römischen Martyrkirche und der päpstlichen Krone insbesondere ins Auge blitzen: katholischer Glaube, wie wir ihn jetzt bekennen, katholische Liebe, wie sie jetzt gepflegt und geübt wird, und unerschütterliche Festigkeit, die uns überall in dieser dunkeln Zeit noth thut, von der unser Papst ein so leuchtendes Vorbild ist.

In dem Leben der hl. Katharina von Siena lesen wir, daß diese wunderbare Jungfrau, die voll Einfalt und voll Tiefsinn war, schüchtern wie ein Kind und muthig wie ein Held, die, als die Männer zagten, wie ein anderer Engel des Petrus die Gefangenschaft des Papstes zu Avignon endete, den Papst befreite und die Unabhängigkeit des Apostolischen Stuhles rettete, sehr oft mit großer Andacht die zu ihrer Zeit noch wenig geöffneten Katakomben besucht, in denselben gebetet und aus ihnen den Geist des Glaubens an die Sendung des Apostolischen Stuhles geschöpft habe. Diese Heilige, dieser Engel des Apostolischen Stuhles gebe uns das Geleite! Unter ihren Schutz stellen wir unsere Betrachtung.

I.

Wer hat nicht schon den fremdklingenden, ernsten, ja schwermüthig tönenden Namen der römischen Katakomben vernommen? Der Name spielt eine bedeutende Rolle in den Reisebüchern, in Wissenschaft und in Kunst. Scharen von Pilgern aller Nationen und aller religiösen Bekenntnisse

pflegen dieselben zu besuchen und von dem Anblicke derselben einen unauslöschlichen Eindruck zu bewahren. Man vernahm nicht selten, daß ernste und aufrichtige Menschen, die als Nichtkatholiken in dieselben traten, von der Betrachtung ihrer Denkzeichen betroffen, sich von den stummen Glaubenszeugnissen überwunden bekannten.

In merkwürdiger Weise und als ob eigenthümlich sympathetische Bezüge sie mit den Katakomben verbänden und zu denselben hinabzögen, begannen die Päpste unseres Jahrhunderts, seitdem die verschüttet gewesenen Katakomben so weit wieder geöffnet sind, von den Katakomben wieder zu reden. Wenn eine feindselige Gewalt sie bedrängt, dann schweben gleich diese stillen, geheiligten Grüfte vor ihrer Seele. Als in den Anfängen unseres Jahrhunderts der gewaltigste Mann des Zeitalters den sanften, milden Papst Pius VII. mit Forderungen bedrängte, die das Oberhaupt der Kirche nicht erfüllen konnte, da wies der Papst den Mann, der so viele Bollwerke erobert hatte, auf seine letzte unüberwindliche päpstliche Feste und erklärte, lieber als daß er mit Erfüllung solcher Forderungen sein Gewissen verletze, werde er seinen Stuhl wieder in die Katakomben tragen. Unser Heiliger Vater Papst Pius IX. hat in ernster Stunde in gleichem Sinne an die Katakomben erinnert, und man hat, als ihm Besoldung von den Fürsten angeboten und damit natürlich auch Fürstendienst angesonnen wurde, das Wort vernommen: „Lieber schwarzes Brod und Wohnung in den Katakomben!"

Was für Räume sind diese Katakomben, deren Name die Losung des bedrängten päpstlichen Gewissens, des gerechten kirchlichen Widerstandes geworden, deren Erwähnung allein schon im Munde eines Papstes eine entscheidende, Schweigen gebietende Antwort ist? Ach, es sind keine Räume, welche weltlichen Schmuck und Zierde zeigen. Sie haben nicht einmal vollständig die Wohlthat des Sonnenlichtes, das auf der Erdoberfläche Gute und Böse bescheint. Es ist, um es mit einem Worte zu sagen, eine unter dem Boden der Stadt Rom gegrabene Todtenstadt, eine unermeßliche Versammlung von Gräbern und kleinen Kirchen in den drei ersten Jahrhunderten der Christenheit, das älteste christliche Rom aus der dreihundertjährigen Martyrerzeit. Menschen, die an die kommende Kirche nicht von ferne dachten, waren zum voraus Werkzeuge im Dienste der Kirche bei deren Erbauung geworden; Arme und Hände der Menschen, die für den Gott arbeiteten, den sie nicht kannten, waren Gründer dieser unterirdischen Stadt geworden.

Als nämlich geraume Zeit vor der Ankunft des Sohnes Gottes im Fleische das heidnische Rom den Gipfel seiner Größe erstiegen hatte und nun der unvergleichlichen Kraft und Blüthe seines die Welt beherrschenden Staates in mehreren großartigen monumentalen Bauten Ausdruck geben, zugleich bauliche Räume für seine weltumfassenden Zwecke gewinnen wollte,

da trug man Bedenken, all das Gestein zu diesen Riesenbauten dem wohlbebauten Lande zu entnehmen. Man gedachte der Steinschätze in den Tiefen von Rom, dieser Schichten von Tuff, Sand und sogen. Puzzolan-Erde. Man begann in den Boden zu graben, über welchen die Stadt Rom sich dehnte, und förderte aus der Tiefe die rohen Materialien in reicher Menge zu Tage, die in fein zierlicher Gestaltung nun auf der Oberfläche in den Bauwerken prangen sollten. Die Arbeiter wühlten unersättlich immer weiter fort. Höhle um Höhle wurde gegraben, ein Stockwerk über das andere gesetzt. Da das Hauptmaterial, die Puzzolan-Erde, durch das Eindringen der Luft fest, ja vorzüglich hart wird, so brauchte man nur von Stelle zu Stelle stützende Pfeiler aufzurichten, und man konnte ohne Gefahr mit Leichtigkeit die Gruben immer weiter führen, in allen Richtungen und Verschlingungen die Gänge ziehen. So stieß endlich Grube an Grube, Kluft an Kluft; in labyrinthischer, verwirrender Menge begegneten und durchkreuzten sich die Gänge. Die heidnische Weltstadt Rom war nach und nach ganz unterminirt worden.

Merkwürdige Geschicke der Menschheit! Anbetungswürdige Rathschlüsse Gottes! Der Vogel, vom blinden Triebe bezwungen, baut das schützende Nest für eine Nachkommenschaft, von der er nichts weiß. Für eine andere Generation graben Thiere Höhlen in die Erde: aber daß die heidnischen Römer, deren Geist und Willenskraft die Welt beherrschte, unbewußt, ohne Willen, nach Gottes Rathschluß die erste christliche Stadt für die ersten Päpste, für die römische Kirche, die künftige Besiegerin des Heidenthums, zum voraus einrichteten, ist noch viel staunenswürdiger! Gottes Fügung begann erst offenbar zu werden, als aus dem fernen Galiläa der Fischer Petrus, unbekannt, mit seinem Wanderstabe in Rom eintraf und sich am Fuße der mit stolzen Denkmalen und Bauten gekrönten Hügel mit der Botschaft des Evangeliums niederließ. Nun zog bald eine unverlöschliche Ehre in die öden, unterirdischen Stätten ein. Während der Ruhm der ausgehobenen Steine dort oben längst mit dem Staub der Bauten verweht ist, ruht eine reine, unvergängliche Glorie über dem leeren Raum, den man unten gelassen hat.

Die Verfolgung der Christen begann. Sie wüthete durch drei Jahrhunderte fort in einem Sturme, der mit seinen kurzen Pausen den Christen gleichsam nur die nöthigsten Ruhepunkte zum Aufathmen und innern Sammeln gab. Es war, als ob das römische Schwert sich nicht sättigen könne im Blute der Christen. Die römische Kirche, am Sitze der heidnischen Cäsaren, so recht am Herzen der heidnischen Welt angeheftet, mußte am meisten von der Vernichtung bedroht sein.

Aber fürchtet nicht! Durch die besondere Fügung des unsichtbaren Hauptes und Herrn der Kirche verläßt Petrus, der erste Papst, den früher eingenommenen bischöflichen Sitz im Morgenlande zu Antiochien und

übernimmt, ins Abendland gekommen, den bischöflichen Sitz in Rom. Nachdem er als Bischof von Rom gestorben und so mit seinem Tode auch seinen Nachfolger, den Bischof von Rom, zum Erben seiner Macht designirt und für alle Zeiten den römischen Bischofssitz zum obersten apostolischen Sitze erhöht und geweiht hat, war es von nun an und immer bis zum Ende der Zeiten des im Himmel thronenden, unsichtbaren Hauptes und Herrn Sache und Obliegenheit, die römische Kirche, die er so sehr begnadigt, so einzig auserwählt, unter den Kirchen zu seinem Augapfel gemacht hatte, wie seinen Augapfel zu bewahren. Mit besonderem, ihr allein eigenen Anspruche konnte die römische Kirche in jenem Sturme der Verfolgung das alte kirchliche Abendgebet rufen: „Behüte mich, o Herr, wie deinen Augapfel. Unter dem Schatten deiner Flügel beschirme mich.“[1] Hier in den Katakomben hielt der Erlösergott seine schirmenden Flügel zum voraus schon ausgebreitet und wartete auf seine römische Kirche und deren Hirten, sie hier im Schatten dieser Klüfte zu verbergen und zu schirmen. Hier in diesen stillen Grüften, in welche nur spärlich, wie verstohlen, durch einzelne Schachte Lichtstrahlen eindrangen, sah man die sprossende, und je mehr Martyrerblut sie benetzte, desto mehr blühende römische Kirche zu ihrem Gottesdienste versammelt. Durch wenig bemerkte Eingänge, nicht selten durch verborgene Oeffnungen, die in dem Garten oder Hofe eines Christen lagen, traten still der Papst, die Priester, Diakonen und die Gläubigen ein. An verschiedenen Punkten der weit ausgedehnten großen Stadt aufgefundene Inschriften bezeugen, daß wenigstens schon im Jahre 72 der christlichen Zeitrechnung die Katakomben von den Christen so benutzt wurden. Beim Lichtglanze, beim brennenden Wachse, welches das Dunkel erhellte, und indem es seinen Schein wie einen Abendschein auf die Altäre warf, an das Abendmahl Christi, an die heiligste Abendstunde der Einsetzung des Opfers und Sacramentes so lebendig erinnerte, vom Kranze der Priester und Leviten umgeben, in der andachtsvollen Versammlung der Gläubigen feierte der Papst das heilige Opfer und Abendmahl. Hier in einer dieser unterirdischen Kapellen war die erste römische Mutterkirche, die erste, enge, dunkle Laterankirche. Hier stimmte mit gedämpfter Stimme der erste Papst an: „Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr der Heerscharen! Meine Seele verlangt und schmachtet nach den Vorhöfen des Herrn.“[2] Hier, wo unter der Erde beständig Nacht war, wurden die treuen Seelen für das entbehrte Sonnenlicht durch das heilige Wort Gottes, durch das „Licht“, das leuchtet „am finstern Orte“, durch den Morgenstern, der aufgeht in ihren Herzen, in dem Worte Gottes und dem Glauben reichlich, selig entschädigt.

---

[1] Ps. 16, 8. [2] Ps. 83, 2. 3.

Der Glaube aber wurde thätig in einer wunderbar großen und mannigfaltigen Liebe, die unter diesen kalten, feuchten Steinen herrliche Blüthen und Früchte trieb. Die Christen waren hier wie zu Jerusalem ein Herz und eine Seele. Wir haben noch den Brief eines Papstes dieser Zeit, Cornelius, der an einen fremden Bischof schrieb: er unterstütze mit dem Liebestribute seiner Christen in Rom mehr denn fünfzehnhundert Arme, Wittwen und Waisen. Es ist wahr, der Glaube kann durch die Schuld des Menschen ein todter Glaube sein, der keine Früchte der Liebe aufweist. Das findet man bei einzelnen, aber niemals in ganzen Zeitaltern. Glaubensvolle Zeiten sind auch immer liebeseifrige Zeiten, von den Katakomben angefangen. Dicht neben dieser Kirche steht eine andere, in welcher das Gedächtniß eines Heiligen besonders hochgehalten wird, dessen Leben den Katakomben angehört[1]. Der hl. Laurentius, der jugendliche Diakon des Papstes Sixtus, welcher bald auf den obengenannten Papst Cornelius folgte, war der von dem Papste bestellte Sammler und Ordner der Wohlthaten und Liebeserweise der Christen jener Zeit. Es waren höchst bedeutende Gaben, die in seinen Händen zusammenkamen. Die Unterstützungen, die diese Hände wie aus wunderbar strömender, unversieglicher Quelle schöpften und austheilten, wurden sogar unter den Heiden berühmt und regten ihre Einbildungskraft auf, sich fabelhafte Schätze vorzuspiegeln, die in dem Verwahrsam des Papstes verborgen wären. Aber wie? verborgen? Nein, die Kirche wandte diese todten Schätze immer wieder an andere, lebendige und beseelte, zur Unsterblichkeit bestimmte Schätze an. Diese Schätze waren die Armen. Die Armut, für welche das Heidenthum nur Sklaverei und Tödtung zu ihrer Beseitigung und Regelung kannte, wurde hier ein Schatz genannt. Als dem hl. Laurentius die Schätze der Kirche auszuliefern geboten wurde, da sammelte er die Armen — es waren ihrer gewiß noch mehr als fünfzehnhundert — und wies mit dem Stolze edler Menschenschätzung auf sie: „Hier sind die Schätze der Kirche." Ueberall, wo die Schriften der alten Väter uns von der römischen Kirche erzählen, von ihren Katakomben, wo sie uns im Geiste zu diesen Gewölben führen, preisen sie die Liebe dieser Kirche. Eine alte christliche Legende sagt, daß, wenn man in Ephesus das Grab des heiligen Evangelisten Johannes besuche, man das Herz dieses Jüngers der Liebe aus dem Grabe schlagen und pochen höre. Nun, diese Legende wird die sinnliche Einkleidung einer geistigen Wahrheit sein. Mit derselben vollen Wahrheit können wir jedoch sagen, daß, so oft die heiligen Väter uns zu den Katakomben führen, wir auch aus der Tiefe derselben das Herz jener ersten Christenheit schlagen hören.

---

[1] Die Kirche zum hl. Laurentius und U. L. Frauen in Trier.

Glückselig jene Zeit! Als droben auf der Oberfläche der Erde die kälteste Selbstsucht herrschte und die Menschen zu Rechenexempeln des Vortheils und der Lust geworden waren, da lebte in den Souterrains der Gesellschaft nicht die lichtscheue, mit Gott und sich zerfallene Verschwörung, sondern die heilige Liebe, welche später mit ihren Gaben die ganze Erde beschenkte und durch leibliche Gaben Millionen Seelen gewann. Für die Christenheit in allen Ländern war diese Liebe der römischen Kirche und der Glaube der römischen Kirche, aus welchem die Liebe entsprang und welcher in dieser Liebe thätig war, ein leuchtendes Muster, ein praktisches Exempel, ein alles durchdringender Impuls. Schon der hl. Paulus beglückwünschte in seinem Briefe an die Römer deren Kirche und rühmte, daß ihr Glaube in der gesamten Welt verkündigt werde, und er fügt bei: Gott sei ihm Zeuge, daß er ohne Aufhören der römischen Kirche sein liebevolles Andenken weihe[1]. Er versteht aber unter dem einen Worte „Glaube“ den Glauben, den er als seligmachenden gepredigt hat, der nämlich durch die Liebe thätig ist.

Dieser Glaube, diese Liebe, welche in der römischen Kirche wie im Herzen der Christenheit gesammelt waren und in den mächtigsten Impulsen durch die gesamte Welt ausströmten, wie St. Paulus sagt, hatten ihren sichtbaren, lebendigen Mittelpunkt und Quell in dem römischen Bischof, dem Papste der Kirche. Noch sieht man in den Katakomben seinen ehemaligen steinernen Sitz. Von diesem apostolischen Sitze gingen die Fäden aus. Der heilige Papst Clemens, der dritte Nachfolger des hl. Petrus, schrieb einen „mächtigen Brief“ an die Christen in Korinth, um Glauben und erschütterte Liebe dort zu befestigen. Aus fernem Oriente grüßte der hl. Ignatius die römische Kirche in einem uns erhaltenen Briefe, eine kostbare Reliquie der ersten christlichen Zeit, als „die Vorsteherin des Liebesbundes“, und dieser Gruß neigt sich besonders gegen den Vorsitzenden hin. Kein Wunder, wenn wir Grüße solcher Liebe aus dem fernen Oriente vernehmen; die helfende Liebe der römischen Päpste reichte damals schon in alle Fernen der Christenwelt. Namentlich die Kirchen in Arabien erfreuten sich solcher Gaben, nicht minder die Kirchen in Syrien. Als die Christengemeinden in Kappadocien unter der Regierung des Galienus durch einen verheerenden Einfall der Scythen alles verloren, da war Papst Dionysius ihr Engel der Wohlthätigkeit. Die Christen, welche zu den traurigen Arbeiten der Bergwerke verurtheilt waren, hatten natürlich mit den Katakombenchristen etwas sehr Verwandtes. Hier gingen Tröstungen in Wort und Werk aus der Tiefe in die Tiefe, aus den Katakomben der Stadt in die Klüfte der Berge. In entgegengesetzter Richtung trieben die Verfolgungen auch Bischöfe, Priester, Gläubige aus der Heimat. Oft,

[1] Röm. 1, 8. 9.

sehr oft war dann die römische Kirche der Ort ihrer Zuflucht. Fremde, bedrängte Christen, verjagte Priester, verfolgte Bischöfe aus der ganzen bekannten Welt flüchteten zum Herzen des römischen Bischofs; sie betrogen sich niemals in der letzten Hoffnung, die ihr Exil versüßte. Lauter Erscheinungen, die sich in allen spätern Zeiten bis auf unsere Tage, nur mit verändertem Namen, wiederholten.

II.

Glaube und Liebe aber feiern ihren höchsten sichtbaren Sieg und Triumph in dem Martyrthum. Der Martyrer legt mit seinem Blut und Leben ein Bekenntniß ab. Das blutige Bekenntniß des Martyrthums hat den göttlich geoffenbarten Glauben zum Gegenstande, hat die Liebe zum Beweggrunde und ist nur möglich durch einen alles überwindenden Starkmuth. Glaube, Liebe und Seelenstärke vereinigen über dem Haupte des Martyrers ihre Krone. Ein Martyrer werden in dem vollendeten Sinne des Wortes, in der wirklichen Hingabe seines Blutes und Lebens bis in den Tod, — das heißt in diesem Leben das höchste Ziel der Vollendung erreichen, das heißt die schönste Palme brechen. Martyrthum übertrifft alle andern Werke der Heiligen.

Der Gegenstand des blutigen Bekenntnisses ist der geoffenbarte Glaube, die von Gott gekommene Wahrheit. „Martyr" heißt auf deutsch „Zeuge". „Ihr werdet mir Zeugen sein"[1], sagt der Heiland. Mit diesen Worten eröffnet er zwei Bahnen: die Bahn der Predigt, die Verkündigung des Zeugnisses im Worte, und die Bahn des Zeugnisses mit dem Leiden, im Blute. Oder es ist vielmehr eine Bahn, die in ihrer Vollendung und vollkommenen Höhe Weg des Blutes wird und an ihrem Ziele die herrlichen Martyrkränze hat. Wer nicht für die überlieferte, göttliche Wahrheit stirbt, sondern für die Meinung, Ueberzeugung, die er sich gebildet hat, der mag ein edler Mensch sein, aber ein „Blutzeuge" ist er nicht. Oder um ein Wort zu gebrauchen, ein edles Wort, das aber in unsern Tagen viele Thorheiten und Verbrechen bedeckt, wer für eine „Idee" sich hingibt, der ist kein Martyrer, kein Zeuge; denn niemand kann vor der Welt Zeuge sein in der eigenen Sache. Der Tod des Sokrates ist nicht der Tod eines Mannes, der für eine von Gott geoffenbarte Wahrheit bezeugend einsteht; er ist nicht der Tod eines Zeugen. Für das religiöse System, das jemand sich selbst gemacht, kann er sterben, aber er kann damit nicht Martyrer sein. Es hat fanatisch erregte Menschen gegeben, welche für ihre Hirngespinste in die Flammen gesprungen sind. Verbrecher und besonders politische und blutbefleckte Verbrecher haben sich nicht selten auf dem Schafotte noch zu

[1] Apg. 1, 8.

einer gewissen Komödie des opferwilligen Sterbens emporgeschwungen. Der Mensch kann Komödiant sein bis in den Tod, wie einst der Kaiser Augustus sterbend sagte: „Habe ich meine Schauspielerrolle gut gespielt, so klatscht mir Beifall zu.“

Mit all diesen theils unedlen, theils edlen Erscheinungen hat das Martyrthum unserer Kirche nichts zu schaffen. Es ist davon wesentlich verschieden. Der christliche Martyrer hält besonnen, ruhig, rein die Offenbarung Gottes, wie sie von der Kirche gelehrt wird, fest und gibt für die göttliche Wahrheit mit seinem Blute Zeugniß, und indem er Zeugniß gibt, erzeugt er neue Christen, pflanzt er das Christenthum fort. Denn auf dem Blute der Martyrer ruht ein vorzüglicher Segen der Ausbreitung. Das Blut der Martyrer ist der Same der Christen. Das Blut ist das Siegel des Glaubens.

Den christlichen Martyrer bewegt aber zu solcher Aufopferung die Liebe. Wie der Glaube der Gegenstand des blutigen Bekenntnisses ist, so ist die Liebe der Beweggrund: die Liebe zu der geoffenbarten Wahrheit, zu dem Gott, der sich geoffenbart hat und die wesenhafte Wahrheit selber ist, die er nicht verläugnen will; die Liebe zu den Menschen, denen der Martyrer die Heilswahrheit durch sein Zeugniß bewahren, bestätigen, verkündigen, fruchtbar machen will. Aber eine Liebe, die zum höchsten Opfer bewegt! Die Liebe hat im Martyrer die höchste Kraft. „Niemand hat eine größere Liebe, als wer sein Leben hingibt.“[1] Solange nicht das Leben hingegeben ist, ist auch die höchste Liebe noch nicht gezeigt. Versteht es recht: nicht gezeigt; sie kann im Herzen wohnen, Gott kann vermöge seiner Allwissenheit sie erkennen. Aber für das Auge der Creatur, für diese sichtbare Kirche hier auf Erden ist die Glorie derselben noch nicht geoffenbart. Wie oft haben Menschen Heimat, Ehre, Gut, Freiheit, alles aufgegeben, alles ertragen, um nur das Leben zu retten! Wer nur noch etwas Irdisches retten will, der will das Leben retten. Wer das Leben behält, hat nicht in vollkommenster Weise gezeigt, daß er alles Irdische verachtet, daß ihm die unsichtbaren, ewigen Güter des Glaubens über alles gehen.

Keine Kirche der Welt aber glänzt so reich mit diesem Perlengeschmeide des Martyrblutes als die Kirche von Rom. Hier in die Katakomben, in die dunkeln Räume haben stets die überlebenden Christen der Verfolgungszeit diese Martyrerleiber mit ihren glorreichen Wunden, diese kostbaren, verehrten Reliquien eines um des Glaubens und der Liebe willen gekürzten, Gott aufgeopferten Lebens bestattet. Hier reihten sich Gräber an Gräber, Straßen in unabsehbaren Zügen auf und nieder; hier thürmten sich Leiber auf Leiber; hier steigen Gebeine auf Gebeine empor,

---

[1] Joh. 15, 13.

so hoch nur immer die Galerien und Wölbungen reichen. Die Palme ist das Zeichen des Martyrgrabes; ein Fläschchen gefüllt mit dem Blute des Martyrers findet man neben oder in dem Sarge.

Heilige, glorreiche Zeit der Kirche, da es noch nicht Mode war, Christ zu heißen; da noch ein mit Blut bezeichneter Pfad zum Brunnen der Taufe und zum Herrn im Sacramente führte! Wenn trübe Schatten der Sünden und Aergernisse über die heilige Kirche, die Braut Christi hinzogen, dann gab es immer fromme Männer, die auf diese heiligen, blutbenetzten Anfänge mahnend, strafend hinwiesen. Wie die Magnetnadel zittert und sucht und nach Norden weist, so geht durch die Kirche eine außerordentliche Verehrung für die Martyrzeit, für die Zeit der Katakomben, eine heiße Sehnsucht, daß die Kirche wieder jener alten an Glauben, Liebe und Stärke gleiche. Nach diesen geweihten Klüften schaute St. Bernard, als er rief: „Wer verleiht es mir, die Kirche Gottes ohne Makel und Runzel zu schauen?“ Ein großer Prediger und Priester, dem im 15. Jahrhunderte ob der Aergernisse in der Kirche das Herz brannte (sein heiliger Zeitgenosse Philipp Neri nannte ihn den geistigen Martyrer für die Heiligkeit der Kirche), schaute immerfort in diese Grüfte und predigte darüber. Wie die Adler ihr Nest in die Höhe bauen, so weilten die Gedanken der damaligen Christen nicht auf der Erde, sie suchten nicht Reichthümer und Ehrenstellen, wie so viele jetzt, sondern waren bereit, Martyrer um der Sache Christi willen zu werden. Wie die Adler wohnten sie in Felsenritzen, in Klüften, wohin Menschenwitz und Menschenklugheit nicht drangen. Sie schauten auf die Erde und trugen die Seelen als Beute davon ins Paradies. Das Blut Christi war ihre tägliche Nahrung. Wo findet man nun dies in unsern Tagen? Wo sind diese Adler? diese Kirche voll des Geistes und voller Liebe?

Wenn man aber mit Recht die erhabenen Seelen jener Zeit Adler nennt, so können wir auf die Päpste das Wort der Schrift anwenden: Aquila provocans ad volandum! „Adler, lockend zum Fluge“ [1]. Adler, die vorauffliegen, zuerst auffliegen, am höchsten steigen, mit ausgebreiteten Schwingen an die Sonne sich hängen und alle einladen zu hohem, kühnem Fluge. Sie flogen empor mit ihrem feurigen Worte, noch mehr aber rissen sie alles empor mit ihren Leiden. So stellt gleich anfangs schon der hl. Petrus, der zugleich mit Paulus des Martyrtodes starb, ein erhabeneres, erhöhteres Bild des Martyrthums vor Augen. Denn Paulus wurde durch das Schwert enthauptet: dem ersten Papste war aber das Kreuz beschieden, das Auge unverwandt gen Himmel gekehrt, zu der Sonne der Geister. Ganze Katakombenräume mit all ihren Martyrern sind seit alter Zeit nach den Päpsten genannt, deren Gebeine

[1] 5 Mos. 32, 11.

inmitten ihrer zeitgenössischen Martyrer ruhen: „Katakomben des hl. Calixtus, des hl. Cornelius, des hl. Eusebius". Eine der unterirdischen Kammern, wo viele Gebeine verschiedener Oberhirten liegen, heißt seit alter Zeit „Kammer der Päpste" (Camera Papalis).

Niemand hat das Recht, sich seine Todesart zu wählen, niemand kann Martyrer werden nach seinem Wohlgefallen. Die größere Gunst der Zeiten läßt diese Aufopferung in kleinerer Gestalt sich zeigen. So ist es auch bei den Päpsten. Aber der Geist der Martyrer ist auf dem Apostolischen Stuhle geblieben. Wer, der das Leben der großen Päpste kennt und zu würdigen versteht, kann daran zweifeln, daß sie, in die ersten Jahrhunderte zurückversetzt, ruhig und freudig um des Glaubens und der Liebe willen gestorben wären? Wer zweifelt daran, daß Pius IX. zu sterben wüßte? Schwebt er nicht wieder wie ein „Adler" über den trüben, finstern Wolken der Zeit in sonnenhellen Höhen, Tausende und Tausende mit sich emporziehend?

Es gilt hier besonders, um den bleibenden Geist im Wechsel der Zeiten zu würdigen, den Gegenstand des Martyrthums ins Auge zu fassen. Der Glaube ist der Gegenstand des blutigen Bekenntnisses der Martyrer. In den Katakomben selbst gibt es keine Pergamente, keine alten Handschriften über diesen Glauben der Martyrer. Aber es gibt hier Steinschriften und Steingemälde. Die sollen Rede und Antwort stehen. Die Vermählung der Kunst mit der christlichen Kirche reicht bis in die Katakomben hinab. Soviel nur immer die Umstände erlaubten, bildeten die Hände der Künstler jener christlichen Urzeit einzelne Stätten und Räume der Katakomben in die Formen von Kirchen um. Die größten Kenner der Kirchenbauten standen betroffen vor diesen Formen der unterirdischen Kirchlein in Rom, vor den Kapellen der Katakomben. Warum? Die Grundformen unserer herrlichsten Dome, die Keime der vollendetsten kirchlichen Baukunst treten ihnen hier unter der Erde in engen Gestalten vor die Augen. Es muß also auch dieselbe Kraft, dieselbe Seele sein, derselbe Glaube, der einstmals dort unten in der Tiefe und später in den himmelanstrebenden Kirchen verkündet wurde. Aber der Glaube der Katakomben hat dort unten nicht allein die Linien und Formen für Kirchen und Kapellen gezogen, er hat sich auch sehr ins Einzelne verzweigt. Die Katakomben sind Gräber und Kirchen, aber vielgezierte, reichgeschmückte Kirchen und Gräber. Die Religion begeisterte die gewonnenen Künstler. Heilige Figuren, bildliche Darstellungen des Glaubens der Kirche, oft mit kurzen Worten erläutert, ehren die Särge, ranken an den stützenden Pfeilern und schlingen sich in den Kirchlein von Wand zu Wand. Und diese Figuren, diese vielfältigen Gestalten, was stellen sie vor Augen? Nichts anderes als unsern heutigen katholischen Glauben. Sie sind ein Bilderkatechismus dieses Glaubens. Die

allerheiligste Dreifaltigkeit, die Gottheit Jesu Christi, das Opfer und Sacrament des Altars, die Auferstehung der Todten, die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien, die Erhabenheit der allerheiligsten Jungfrau Maria als der „Königin der Engel und Königin der Martyrer, der Jungfrauen, Königin aller Heiligen", die heilige Kirche auf Erden unter dem Bilde eines Schiffes im Sturme, der Vorrang des hl. Petrus, dem eine erhabenere Stellung auf den Bildern gegeben ist: all diese Glaubenslehren der Kirche schauen jeden Besucher in concreter Gestalt an. Jeder Katholik fühlt sich bekannt, heimisch in denselben.

Merkwürdige Fügungen Gottes! Seit der katholische Glaube so heftig und anhaltend bekämpft wird, ließ Gott diese unterirdische Welt wie eine einst verlorene, nun neue Welt wieder entdecken. Seit die Angriffe immer weiter gehen, schreiten die Entdeckungen in dieser unterirdischen Glaubenswelt immer weiter. Immer neue Räume, in welchen seit anderthalbtausend Jahren kein menschlicher Fuß gewandelt, kein Laut vernommen worden ist, werden aufgedeckt. Sie hallen wieder unter dem Tritte zahlloser Wanderer und Pilger und unter den Lauten ihrer Ueberraschung und Bewunderung. Von den Lichtern und Fackeln erleuchtet, wachen die alten Bilder und Spruchbänder auf, welche in dieser tausendjährigen Nacht geschlummert haben, und in dieser Zeit des Zweifels und des Unglaubens erfüllen sie das göttliche Wort: „Ich sage euch, wenn diese schweigen, werden die Steine schreien."[1]

Als vor ganz kurzer Zeit die katholischen Bürger zu Aachen den Bau einer schönen Votivkirche zu Ehren der unbefleckten Gottesmutter beschlossen hatten, übersandte ihnen Pius IX. mit seinem Segen einen Stein aus den Katakomben, den man in die Fundamente senkte. Ein materieller Stein aus den Katakomben ins Fundament zu einer steinernen Kirche gesenkt — wir verstehen, wie das ins Geistige deutet. — Wir gönnen allen Städten ihre Würde und Ehre; aber was die Steine der Katakomben betrifft, behauptet unsere Stadt und Diöcese einen unbestrittenen Vorrang. Wir haben lebendige Steine aus den Katakomben empfangen, und auf diesen lebendigen Steinen ist unsere heilige, lebendige Kirchengemeinschaft erbaut. Von dem Apostolischen Oberhirten entsandt, aus den Katakomben kamen unsere Kirchengründer und ersten Bischöfe: Eucharius, Valerius und Maternus. Und wenn der hl. Paulus den Christen zuruft: „Ihr seid erbaut auf dem Fundamente der Propheten und Apostel"[2], so kann ich in Bezug auf Euch den Apostel fortsetzen mit den Worten: und weiterhin auf die heilige Dreizahl lebendiger Steine aus den Katakomben. Diese lebendigen Steine hatten auch den Geist und athmeten das heilige Glaubens- und

[1] Luc. 19, 40. [2] Eph. 2, 20.

Liebeleben der Katakomben und strömten es reichlich aus über die altberühmte Kirche. Wenn es nicht mehr so lebendig verspürt wird, schöpft es von neuem aus der Erinnerung an Euern erhabenen Ursprung. Denkt an Euern kirchlichen Ursprung. Unser kirchlicher Stammbaum führt mit seinen blutgetränkten Wurzeln in die heiligen Katakomben zurück. „Seht an den Felsen, aus dem ihr gehauen seid, und auf die gehöhlte Grube, aus der Ihr gegraben seid“ [1], so rief der Erlöser der alttestamentlichen, vorbildlichen Kirche zu, um sie aus ihrer gewöhnlichen schlaffen Gesinnung zu erheben durch die erhebende Erinnerung ihres erlauchten, heiligen Ursprunges. Ich kann heute das Wort aus dem Munde des Propheten nehmen und eindringend Euch zurufen: Denkt an den Felsen, an das Gestein, aus dem Ihr gehauen, auf dem Ihr erbaut seid. Ihr seht drei große Edelsteine aus den Katakomben schimmern: Glaube, Liebe, Starkmuth! Kinder der Katakomben, Kinder apostolischer Missionäre, die aus den Katakomben kamen — sie sind Euer unmittelbares, rechtmäßiges Erbe. Schmücket damit Eure Seele, Euer Leben! Amen.

Zu dieser Predigt fand sich folgender Nachtrag des hochseligen Verfassers aus dem Jahre 1865.

„In der Besprechung des Werkes von Sighart, Reliquien aus Rom, in den Historisch-politischen Blättern (LVI. Band, 6. Heft, 1865) wird nachstehendes Sonett abgedruckt, womit Andreas Gryphius (Greif, geb. 1616, gest. 1664), welcher während seiner Anwesenheit in Rom im Jahre 1646 in die noch nicht lange vorher entdeckte Todtenstadt hinabstieg, obwohl Protestant, die heiligen Blutzeugen feierte:

„Ich beuge Knie — und Haupt! — die unterirdischen Gänge,
Die Grüfte sonder Licht, die du, bestürzter Christ,
Nicht ohn' Entsetzen siehst, die waren, als die List
Und Macht Gott Krieg anbot, nicht Tausenden zu enge.

Die Leichen sonder Zahl, der heil'gen Körper Menge,
Sind die, auf die sich Höll' und Welt umsonst gerüst',
Die Pein und Tod gepocht (getrotzt), die Pfahl und Schwert geküßt,
Die nach der Qual gerannt mit fröhlichem Gedränge.

Hier ist's, wo Christus' Kirch' mit feurigen Gebeten,
Von Blut und Thränen naß, Gott vor Gesicht getreten;
Die stets der Welt abstarb, mußt' unter Leichen sein,
Die ewig wachsen sollt', mußt' allhier Wurzel finden;
In dieser finstern Nacht mußt' sich ihr Licht entzünden;
Die auf den Fels gegründ't, wohnt unter lauter Stein.“

---

[1] Is. 51, 1.

Der Papst zur Zeit der Völkerwanderung.

„Wie werden (die Heiden) an den glauben, von welchem sie nicht gehört haben? Wie werden sie hören ohne Prediger? Wie werden sie predigen, wenn sie nicht gesandt sind? Aber ich sage: Haben sie nicht gehört? Allerdings: ‚Ueber die ganze Erde ist ihr Schall ausgegangen und bis an die Enden des Erdkreises ihre Worte.‘“

Röm. 10, 14. 15. 18.

Drei Tage verweilte der Heiland, von der Welt verurtheilt und verworfen, aus dem Leben verstoßen, getödtet dem Fleische nach, aber belebt dem Geiste nach, wie der hl. Petrus sagt, in dem Grabe und der Unterwelt. Nach dreitägigem Verweilen in unterirdischen Räumen kehrte er triumphirend auf die Erde zurück, und es begann die Zeit seiner Erhöhung, der Ehre und der Herrlichkeit seines Namens.

Drei Jahrhunderte verweilte seine Kirche mit ihrem sichtbaren Haupte von der Erde verstoßen, stets mit Gott innig verbunden und von seinem Geiste beseelt, als ein unterirdisches Reich des Glaubens und der Liebe in den finstern Katakomben. Da, nach drei Jahrhunderten des Verweilens in den Grüften, schlug nach dem Rathschlusse Gottes die Stunde ihrer Befreiung und Erhöhung. Das Schwert des römischen Weltreiches, befriedigt zwar nicht, nicht gesättigt im Blute der Christen, aber von seiner blutigen Arbeit ermüdet, in seiner Hoffnung, das Christenthum im Blute seiner Bekenner zu ersticken, betrogen, kehrte in seine Scheide zurück. Der Kaiser Constantin, der Sohn einer heiligen Mutter, beugte sein Haupt vor dem Kreuze und setzte die Glorie des Christenthums, das Kreuz, auf die Spitze seiner kaiserlichen Krone. Die Kirche verließ die ewig denkwürdigen Katakomben. Ihr Banner flatterte frei im Sonnenlichte. Das Haupt der Kirche, der Vater der Christenheit, sah seinen apostolischen Sitz, auf dem die Martyrer sich abgelöst hatten, am Fuße des Vaticans vielmal von der Huldigung und den Ehrenbezeigungen der weltlichen Machthaber umgeben.

Diese rasche Verwandlung der Situation, die beinahe plötzliche Uebertragung des päpstlichen Sitzes aus den Finsternissen der Katakomben in einen blendenden Glanz der Ehren, setzte nach natürlichem Ermessen die Lebenskraft und den ganzen Geist des Papstthums auf eine entscheidende Probe. Drei Jahrhunderte lang an die strengstbehütete Verborgenheit und die Luft der unterirdischen Katakomben, an die rauhe Atmosphäre der Leiden, an die blutige Zucht des Martyriums gewohnt und in denselben erstarkt, wurde die Kirche und ihr Haupt, insbesondere ohne einen allmählichen Uebergang, mit irdischen Gütern überhäuft, hervorgezogen in

eine überfeinerte, alternde, entnervte, weiche Welt, neben ihr Ceremoniell und Gepränge, neben ihren Luxus gesetzt und eingeladen, an ihren Besitzthümern und Ehren theilzunehmen. Man wird keiner Pflanze, keinem beseelten Wesen die Kraft zutrauen, eine ähnliche Behandlung in Bezug auf natürliches Licht, Luft und Leben ohne Schaden zu ertragen. Die abgehärteten Soldaten des Hannibal verweichlichten in dem weichen Capua. Gott aber hat dem Papstthume, wie wir ja aus dem Evangelium wissen, etwas von der Constitution und Beharrlichkeit eines Felsens, eines Granits gegeben, der sich nicht wandelt, mag es auf ihn stürmen, wettern, oder mag die Sonne mit ihrer Gunst ihre warmen Strahlen über ihn ausgießen.

Das Papstthum schaut sich am bedeutendsten in großen Stürmen an. Warten wir einen neuen großen, langen Sturm ab, ob das Papstthum darin nicht seine alte Kraft, den Glauben und die Liebe der Katakomben bewähre. Das Brausen dieses Sturmes hören wir schon aus weiter Ferne. Unbekannte Völkerschaften im fernen Osten werden auf einmal von einer unwiderstehlichen Unruhe, von einem unerklärlichen Drange der Wanderung bewegt. Mit ihrem Aufbruche treffen sie auf andere Völker und flößen ihnen den gleichen innern Drang der Wanderung ein. Der gegebene Anstoß pflanzt sich fort, und ein Völkermeer kommt in brausende Bewegung. Die Fluthen der Völkerwanderung wälzen sich zu den Grenzen des einst so gefürchteten römischen Weltreiches, brechen seine Schutzwehre, gießen sich über seine Länder, reißen alle morsch und mürbe gewordenen Stützen ein, spielen und scherzen mit den hohlen, leicht gewordenen Kaiserkronen, überdecken endlich wie die Wasser der Sündfluth ellenhoch die alte Menschengesellschaft, die Schätze einer tausendjährigen Bildung, alle Ordnungen des privaten und öffentlichen Lebens. Nur ein Haupt ragt heraus aus den alles bedeckenden Völkerfluthen: es ist der Papst, das geweihte Haupt der heiligen Kirche. Bei dem Anblicke dieses Hauptes, vor dem heiligen Papste Leo dem Großen, wich selbst Attila der Hunnenkönig, der sich selbst mit einem entsetzlichen, alle Menschen bedrohenden Namen die „Geißel Gottes" nannte, vor den Thoren Roms, vor der letzten von Gott vorbehaltenen Stelle in einer merkwürdigen Scheu und Ehrfurcht zurück.

Was wäre in jener Zeit aus Europa geworden ohne den Papst, ohne das kirchliche Haupt? In diesem Haupte entsprangen jene erleuchteten und mächtigen Gedanken und Entwürfe, in dieses Chaos Licht und Klarheit zu bringen, es zu formen, zu regeln und aus demselben ein neues schönes Volk zu bilden. In diesen Gedanken und Entwürfen schwebte der Geist Gottes über diesen Wassern. Das Papstthum fand, als alles rathlos war und auseinanderfiel, in seinem Innern die Pflicht, diese ungeheure Aufgabe zu lösen, und die Kraft der Lösung. Es fand in

sich die Pflicht und die Kraft, der Missionär dieser Völker zu sein, sie Christo zuzuführen, der das Licht zur Erleuchtung der Heiden ist, und diese Barbaren zu einer großen Gottesfamilie zu vereinigen. Jahrhunderte hindurch erinnerte es sich immer von neuem dieser seiner Pflicht gegen die Menschheit; durch Jahrhunderte schöpfte es die Kraft dazu wie aus unversieglichen Quellen, bis das Riesenwerk, die Bekehrung jener Völker, vollbracht war. Als das Werk an den Völkern jener Wanderzüge vollbracht war, waren auch schon die Gesichtskreise über die Erde hin erweitert, und es rief die gleiche Pflicht, auf andern fernern Arbeitsfeldern die gleiche Kraft zu bewähren. Denn der Katholicismus soll die Erde erfüllen, und das Papstthum ist der lebendige Mittelpunkt des Katholicismus, der Sammelpunkt seiner Pflichten und seiner Kräfte. Darum gibt Gott, welcher will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, namentlich durch den Apostolischen Stuhl den Missionen unter den Heiden ihren Ursprung, ihre geregelte Fortbewegung, ihre segensreichen Erfolge. Das sind die Gegenstände, um die unsere heutige Betrachtung sich wendet.

I.

Die Bekehrung der Heiden, die Gewinnung der Seelen auf allen Punkten der Erde, die Erfüllung und Durchbringung der ganzen Welt mit der Erkenntniß Gottes, die Vereinigung aller Völker in eine sichtbare, religiöse Gemeinschaft — mit einem Worte, der Katholicismus, der Geist und die Kraft der Allgemeinheit, ist von Gott seiner Kirche eingeboren. Niemals ist die Kirche so klein, niemals ist ihr Haupt so gebeugt gewesen, daß nicht diese unermeßlich großen Gedanken die ganze Seele der Kirche erfüllt hätten. Der Name „katholisch" (allgemein), der auf die ganze Erdkugel Anspruch macht, reicht nachweisbar hinauf bis zu der Wiege der Kirche. Als die römische Kirche, die Mutter und Lehrerin aller Kirchen, sich in die Finsternisse der Katakomben verbarg, nannte die unterirdische Kirche, diese Todtenstadt, sich mit diesem Namen, durch den das Bewußtsein, der Klang des dereinstigen Sieges geht. Unter dem Schwert ruft sie aus: „Ich glaube eine heilige katholische (allgemeine) Kirche." Sie wußte nicht, wie groß die Welt war, die vor den Blicken der sterbenden Martyrer verschwand, aber sie faßt alle entdeckten und unentdeckten Länder, alle Steppen und Wüsten, alle Ströme und Meere zusammen und unterwirft den ganzen Erdball zum voraus der Kirche Gottes im Glauben.

Woher nahm die Kirche das Recht auf diesen außerordentlichen, unerhörten Namen, den der kühnste Held und Eroberer nie zu usurpiren gewagt hätte, den auch die alttestamentliche Gottesgemeinde nie für sich in Anspruch genommen hat? Woher kam ihr die kühne Zuversicht, mit

diesem Namen wie mit einer großen Provocation einer widersprechenden und aufs äußerste widerstrebenden Welt gegenüberzutreten und alle ihre religiösen Gestaltungen gegen sich aufzurufen? O! Das Recht der Kirche auf diesen Namen hat Gott schon begründet vor der Erschaffung der Kirche. Sie hat es schon vorgefunden; es ist älter als das römische Reich, als die Erbauung Roms, und selbst wenn Trier noch 1300 Jahre vor Rom erbaut worden ist, älter als jedes Atom von dem Staube der ältesten Ruine unter unsern Füßen. Dieses Recht reicht mit seinen Wurzeln zurück in die Verheißungen der Propheten, in die uralten Bünde, welche Gott mit den Vätern geschlossen, ja bis zu den Pforten des Paradieses. An dieser Pforte sprach die göttliche Verheißung schon von einem kommenden Siege über die Schlange und einem Heile, welches über die ganze „Nachkommenschaft des Weibes" sich ausdehnen solle. Deutlicher läßt Gott vor den Augen des Erzvaters Abraham, des Vaters der Gläubigen, in dämmernder Ferne die katholische Kirche, die Weltkirche erscheinen, die aus Canaan, aus seinem Samen aufgeht und die mit einer wundervollen Dehnbarkeit wie ein ätherisches Wesen über die ganze Welt sich verbreitet. „In deinem Samen sollen alle Geschlechter der Erde gesegnet sein."[1] Gott weist auf die Sterne des Himmels hin, die in jener dunkeln Nacht, als er die Zukunft der Kirche offenbarte, eben über dem Haupte des Patriarchen leuchteten, und macht sie zum Bilde der kommenden, allgemeinen Kirche. Welch ein erhebendes Bild der Kirche! Die Sterne in ihrer wimmelnden Fülle, über den ganzen Himmel gesät, die Sterne, anscheinend wirr durcheinander irrend, aber von Gott geordnet, von Gott mit ihrem Namen gerufen, in leuchtende Rangordnungen, in Hierarchien des Lichtes abgetheilt, — sie gießen ihre stillen Lichter zusammen, vereinigen sie zusammen und umfangen mit ihrem Scheine die Erde. Sie sind in der natürlichen Offenbarung Gottes, in der Schöpfung, wohl die beredtesten und allgemeinsten Verkündiger von Gottes Macht; ja David nimmt sie zum Bilde einer kommenden, weltumfassenden Lehre, indem er sagt: „Ueber die ganze Erde ist ihr Schall ergangen und ihre Rede bis an die Grenzen der Erde."[2] Sie sind dem Sänger David, wie dem Apostel Paulus im Briefe an die Römer, das Lichtbild des Katholicismus, in die Höhen des Firmamentes gezeichnet.

Doch nicht bloß in diesen und vielen ähnlichen Bildern hat Gott den Sehern des Alten Testamentes den Katholicismus gezeigt — bis in die Rathschlüsse der heiligen Dreifaltigkeit läßt Gott den gekrönten Sänger der Psalmen sich erheben und aus dem Schoße Gottes selbst dieses Merkmal der neutestamentlichen Kirche entnehmen. „Fordere von mir", hört er in menschlicher Vernehmung göttlicher Dinge den Vater

---

[1] 1 Mos. 22, 18. [2] Ps. 18, 5.

zum Sohne reden, „fordere von mir, und ich will dir die Heiden zum Erbe geben und zu deinem Besitzthum die Grenzen der Erde.“ [1] Der Sohn hat diese Forderung gestellt, als er Mensch wurde, als er sein Blut für alle vergoß. Er fordert mit seinem Blute, das lauter ruft als das Blut Abels, mit seinen offenen Wunden die Welt, um alle seiner Verdienste theilhaftig zu machen, die guten Willens sind. Nun liegt die Welt zu seinen Füßen. Er steht auf einer Bergeshöhe inmitten seiner Apostel und werdenden Kirche; er zeigt nach allen Weltgegenden und sendet seine kleine Kirche aus, die Welt einzunehmen. „Gehet hin in alle Welt, lehret das Evangelium alle Creaturen.“ [2] Mit diesen Worten nimmt der Katholicismus, der seit Jahrhunderten als liebliches Verheißungsbild vor den Augen der Väter geschwebt, Platz auf der Erde. Die Verheißungen werden jetzt zur Pflicht der Kirche. Der Heiland fordert und gebietet der Kirche allgemein, katholisch zu sein. Es ist für sie gebieterische Pflicht und Nothwendigkeit, und die Kirche kann dem hl. Paulus das Wort nachsprechen: „Necessitas mihi incumbit; vae enim mihi est, si non evangelizavero; Nothwendigkeit ist mir auferlegt; denn wehe mir, wenn ich nicht das Evangelium verkünde.“ [3] Der Kirche ist diese Pflicht und Nothwendigkeit durch den Heiligen Geist ins Herz gedrückt. Eine Kirche, die nicht dieser Pflicht sich bewußt wäre jederzeit, die nicht immer den Drang der Ausbreitung verspürte, die nicht originell, aus eigenem Innern, sondern aus Nachahmung, in Nebenbuhlerschaft dessen handelte, was andere thun, oder welche im Angesichte der Gefahr diese Pflicht im Stiche ließe, eine Kirche, die sich mit einer Nation, mit einer Ecke der Welt begnügte, nur eine Landeskirche sein wollte, das wäre nicht die Kirche, die auf dem Berge bei Christus gestanden hat, von ihm angehaucht ist, bei welcher er ist bis ans Ende der Zeiten, die den Geist des Pfingstfestes empfangen hat, der in allen Sprachen redet.

In der Verheißung schwebt das Ziel, die Vollendung vor Augen, wie der Reisende aus weiter Ferne, in unermeßlichen Höhen die sonnenbestrahlten Gipfel der Alpen sieht, ohne aber die Pfade zu erkennen und mit dem Blicke verfolgen zu können, welche zu dem Gipfel führen. Auf welchen Wegen, durch welche Mittel die zukünftige neue, vollkommene Kirche dermaleinst zu dieser katholischen Größe gedeihen werde, das war gewiß den Menschen der Vorzeit mehr oder weniger verhüllt. Dachten ja sogar die fleischlichen Israeliten an eine gewaltthätige Unterwerfung der Welt durch materielle Waffen. Ob einzelne mehr geistige Menschen vielleicht eine Ahnung davon empfingen, daß es durch große Wanderungen geschehen werde, wenn sie bei dem Propheten Isaias hörten: „Wie

---

[1] Ps. 2, 8. [2] Marc. 16, 15. [3] 1 Kor. 9, 16.

schön sind die Füße derjenigen, die den Frieden verkündigen"[1], ob es vor ihnen schimmerte, daß es durch den Dienst der menschlichen Stimme geschehe, wenn sie den Gesang Davids vernahmen: „Ueber die ganze Erde ist ihr Schall gegangen und ihre Stimme bis an die Grenzen der Erde"[2], ob im Geiste die wandernden Missionäre des Evangeliums in verschwommenen Figuren an ihnen vorüber gingen? Wenn ihnen ahnungsvolle Lichter darüber aufgingen, so mochten sie aber wohl bedenklich den Kopf schütteln und sich fragen, wie es möglich sei, allein auf Wanderstab und Stimme gestützt, eine Kirche über die ganze Erde zu bauen. Was ist zerbrechlicher als ein Wanderstab? Was ist im tobenden Sturme schwächer als eine menschliche Stimme, besonders wenn sie ruhig die Wahrheit ausspricht, die keine Leidenschaft kennt? Was erlöscht schneller, was verhallt spurloser in der Luft als die menschliche Stimme? Als Johannes der Täufer vor der Frage, ob er der Messias sei, sich so viel wie möglich in ein Nichts zurückziehen wollte, da nannte er sich eine Stimme und sagte: „Ich bin die Stimme des Rufenden."[3] Und dennoch, wo der Heiland den Weg der Kirche zur vollendeten Allgemeinheit zeichnet, wo er die Mittel enthüllt, nennt er zwei Dinge, diese zwei, welche jede menschliche Berechnung verwirft: Wanderung und Predigt. „Gehet hin und lehret." Auf die Wanderstäbe und die Stimmen der Apostel und ihrer Nachfolger gestützt, macht die Kirche ihre Schritte, ihren Siegeslauf über die Erde.

Je weniger wirksam zum Zwecke aber die angewendeten, sichtbaren Werkzeuge ihrer Natur nach sind, eine desto größere Kraft muß der Beweger der Werkzeuge hinzufügen, will er seinen Zweck erreichen. Wenn ein Mensch mit seinem Arme allein einen Felsen heben will, bedarf es von seiner Seite einer größern Kraftanstrengung, als wenn er sich zur Bewegung der schweren Steinmasse eines Hebels bedient. Je geringer die Werkzeuge der apostolischen Wanderung im Verhältnisse zu dem von Gott gewollten Erfolge sind, eine desto größere und außerordentlichere Kraftverleihung muß dann aus der unerschöpflichen Macht Gottes, des ersten Bewegers dieser Werkzeuge, hinzutreten. Die wahre Kirche muß vertrauen auf den Sieg ihres Wanderstabes und ihrer Stimme. Und sie braucht darum, weil die Natur der Werkzeuge unverhältnißmäßig ist, nicht zu fürchten, daß Unberufene als ihre Nebenbuhler ihr mit Glück auf ihren Wegen folgen. Ein Erfolg ohnegleichen aber muß ihr Vertrauen bestätigen und der Kirche das göttliche Siegel aufdrücken.

Der Erfolg ist eingetreten; sehr schnell ist er eingetreten. Wo die Apostel ihre Wanderstäbe hinsetzten, da sproßten Christengemeinden auf; ihre Wege sind mit den hellen Spuren neuer Kirchen bezeichnet. Diese

---

[1] Js. 52, 7. [2] Ps. 18, 5. [3] Luc. 3, 4.

Kirchen wuchsen von dem Blute befeuchtet, das vom Kreuze kommt, und mit dem Blute ihrer Martyrer benetzt schnell heran. Tertullian tritt vor die Heiden hin und hält ihnen die Statistik der Kirche vor — und es ist doch erst im dritten Jahrhundert des Christenthums. „Wir sind von gestern her und haben alles Eurige in Besitz genommen“, kann er ihnen sagen. Die Kirche überschritt alle Berge, durchschiffte alle Meere, sie stand vor keinem Hindernisse still. Es gibt kein Reich, keine Nation, kaum daß es noch eine Insel, ein Eiland geben möchte, wo nicht das Reich Gottes wäre gepredigt worden. Sie zählt jetzt, um absichtlich die Zahl klein anzugeben, 150 Millionen Kinder. Wenn ein Abfall von der Kirche stattfand, hat Gott jedesmal seiner Kirche das Merkmal der Allgemeinheit, den Beweis der größern Ziffer gerettet. Niemals hat er eine Spaltung zugelassen, in welcher die Zahl der Theilnehmer der Ziffer der Katholiken gleichgekommen wäre; niemand kann es läugnen. Die ganze Welt hat sich auch bereits in die überwiegende Ziffer gefunden, und höchstens wird uns gesagt: ihr pocht ja immer auf äußerliche Ausbreitung, auf die große Ziffer, auf die Mehrzahl. Wir sollten darauf pochen? Wir wissen viel zu gut, daß die hohe Ziffer uns nicht rettet, daß wir uns hinter die große Zahl nicht flüchten können, daß wir alle offenbar werden müssen vor dem Richterstuhle Christi. Was nützt uns die große Zahl, in welche wir mitgezählt sind, was hilft die Ausbreitung, welche auch über unser Haupt das heilige Schirmdach breitet, wenn über unserem Haupte die Sentenz der Verdammniß schwebt? Auf persönliches Erheben, auf ein Pochen mit der Zahl ist es nicht abgesehen. Wir enthüllen nur ein unläugbares und wunderbares Kennzeichen, zu dessen Darstellung auch die schlechten Katholiken zählen, womit Gott nicht an sich den Menschen schon eine persönliche Garantie ihres Heiles gegeben, aber die rechte Heilsanstalt vor die Welt hingestellt und glänzend geschmückt hat. Wenn wir nun aber von Gott, der ursprünglichen Quelle des Katholicismus, herniedersteigen, so muß es auf dem Gebiete der sichtbaren Kirche eine Stelle geben, wo der Geist und die Kraft der Ausdehnung zugleich mit dem Segen der wunderbarsten Erfolge wohnt und sich geltend macht. Diese Stelle der Kirche, der sichtbare Mittelpunkt dieser unaufhörlichen Sendungen unter die Heiden, dieser apostolischen Predigten und Arbeiten, dieser Aufopferungen und Leiden für die Welt, wo könnte er anders gelegen sein als auf dem Gipfelpunkte der Kirche, der die ganze Welt überragt? Wir können die Stelle nicht verfehlen, denn in der Heiligen Schrift wird sie bestimmt gezeigt.

II.

Als der erste Heide nach Gottes gnädiger Berufung und Auserwählung in die Kirche eintreten sollte, der edle Hauptmann zu Cäsarea, der in seinem Waffengeschmeide an der Spitze des Heeres wandelt, das

aus den Heiden zur Kirche kommt, da wollte Gott, daß diese Aufnahme durch den ersten Papst geschehe, und daß dieser Anfang aller Heidenmissionen eingeführt und eingeweiht würde durch eine dem ersten Papste gewordene Erscheinung, in welcher die ganze Bedeutung des Papstthums zur Ausbreitung der Kirche Gottes für alle Zeiten dargestellt wurde. Vor Petrus, der zu Joppe auf einsamer Höhe des Hauses, worin er so bescheidene Wohnung hatte, betete, that sich im Gesichte der Himmel auf; es senkte sich vor dem erstaunten Blicke des ersten Apostels ein Behältniß nieder. Man stelle sich es vor wie ein kolossales viereckiges Tuch, dessen vier Zipfel ausgespannt nach den vier Weltgegenden an vier Stellen wie an den Kanten des geöffneten Himmels angeknüpft das Ganze halten. In dem Innern des Behältnisses erblickt Petrus befremdet ein Gewimmel von jeder Art unreiner Thiere bis zu der Schlange herab, welche der Israelit verabscheute; eine Stimme vom Himmel aber forderte mit dreimaligem Rufe auf, davon zu essen, und allmählich wurde das Behältniß wieder emporgezogen.

Die ganze bisher so streng gemiedene, geflohene, verabscheute heidnische Welt, das Gewimmel ihrer bis zu den Enden der Erde zerstreuten Völker ward dem Apostelfürsten, dem ersten Papste, hier gezeigt. Er wurde aufgefordert, dieselben sich einzuverleiben, d. i. sie zu vereinigen mit sich. Es soll ihm Pflicht und zugleich Wonne sein, es zu thun, wie es für den Hungernden Pflicht und Wonne ist, zu essen. Das wurde für die Kirche besonders wichtig von der Zeit der Völkerwanderung an. Anfangs hatten die Apostel in eiligen Wanderungen, als ob sie bei der Kürze ihres verfolgten Lebens dasselbe um so schneller in der Ehre Gottes und im Heile der Seelen verzehren wollten, in den verschiedensten Richtungen bis in weite Fernen die Länder mit der Botschaft des Evangeliums durchschritten. Mit ihrem vergossenen Blute und mit ihren Särgen haben sie wie mit Marksteinen und Grenzlinien eine große, weite Strecke vielfältiger Völkerschaften bezeichnet, innerhalb derer das Christenthum von ihnen und ihren Gehilfen gepredigt und die Kirche gegründet worden war. Die drei Jahrhunderte, während derer die römische Kirche ein unterirdisches Reich des Glaubens und der Liebe war, hatte die Kirche wesentlich damit zu thun, in den vom Blute und Tode der Apostel bezeichneten Länderstrecken den christlichen Glauben zu pflegen und zu verbreiten.

Als aber nun die große Völkerwanderung entstand, in buntem Gemische, in drängendem Wechsel die verschiedensten Stämme und Völker sich hin- und herschoben und Miene machten, sich bleibend einzurichten, da entstand eine Regsamkeit der Missionen, so großartig, so mannigfaltig, wie die Kirche sie noch nicht gesehen hatte. Und in der Mitte all dieses religiösen Lebens steht das Papstthum.

Ein großes Musterbild der Päpste aus den Katakomben war der hl. Xystus, der in die Hände seines jugendlichen Diakons Laurentius in

bewunderungswürdiger Menge die Tribute der christlichen Liebe sammelte und an die Armen, diese „lebendigen Schätze" der Kirche, alle die todten Schätze opferte, die wie aus unerschöpflicher Quelle aus der christlichen Liebe geschöpft wurden. Dieser Papst, der nach einer solchen Geschichte christlicher Liebe den Glauben mit seinem Blute bezeugte und so die höchste Liebe offenbarte, ist das Bild eines Papstes der Katakomben. Das sprechende Exemplar der päpstlichen Sendung in der Zeit der Völkerwanderung stellen wir an seine Seite: neben den Papst der Katakomben den Papst der Missionen. Es ist der hl. Gregor der Große. Der hl. Gregor I. der Große, geboren um das Jahr 540 n. Chr., gehört seinem Leben nach auf die ernste Grenzscheide zweier Weltalter, wo die altrömische Welt innerlich und äußerlich gebrochen zusammensank und die Zeit des Mittelalters anhob, welche so viele nicht geahnte Kräfte und Entwicklungen damals noch unter rohen Anfängen, unter barbarischer Schale verbarg. Aus dem Blute einer altrömischen Familie entsprossen, in römischer Bildung und Art erzogen, mit bedeutenden weltlichen Aemtern betraut, gehörte Gregor nach allen diesen bedeutenden Beziehungen dem untergehenden Weltalter an. Es hatte aber damals der hl. Benedictus seinen berühmten Orden gegründet. Er hatte bei der Gründung desselben nicht von ferne gedacht an all die segensreiche Wirksamkeit und all den Ruhm, der im Laufe der Zeit seinen Orden verherrlichte. Er hatte an nichts gedacht, als eine Regel zu geben und ein bescheidenes Institut zu gründen, worin der einzelne Mensch in tiefer Zurückgezogenheit sich heiligen und seinem eigenen Heile leben könne. Es war ein höchst einfacher Gedanke; Gott hat ihn später gesegnet und ihm eine Erweiterung und Fruchtbarkeit gegeben, von dem der heilige Stifter keine Ahnung hatte. Der junge Gregor, ein Weltmann, ein Staatsmann von großen Gaben des Geistes und des Herzens, populär in seinem Amte, gern gesehen, beliebt und bewundert in den gesellschaftlichen Kreisen, entschließt sich zum Erstaunen der Welt, all den Ansprüchen der Ehren und Reichthümer gänzlich zu entsagen, im neuen Orden des hl. Benedictus Mönch zu werden, unter der rauhen Kutte und in ernstem Schweigen seine Zukunft in der Welt für immer zu begraben. Zwei Weltalter waren sich in diesem Mönche begegnet und hatten sich in ihm friedlich vereinigt. Wer hätte deutlicher berufen sein können, den höchsten Sitz der Christenheit einst einzunehmen, den Apostolischen Stuhl, der ja auch aus der Vergangenheit kam und ernst in die Zukunft schritt, der ja auch den Beruf hatte, Conflicte zu lösen und das Gute der Vergangenheit zu retten. Aber abgesehen von dem Gedanken dessen, der sprach: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken" [1], stieg noch kein Gedanke in Gregor

[1] Js. 55, 8.

auf, sich der Bekehrung der Heidenvölker anzunehmen. Es soll noch deutlicher die Mission des Apostolischen Stuhles zu jener Zeit an ihm und seiner persönlichen Geschichte sich ausprägen. „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber mahlen zart und fein", sagt ein altes Sprichwort. Wir haben bisher an Gregor noch nichts bemerkt vom Geiste der Heidenmissionen, die für diese Zeit auf dem päpstlichen Stuhle so wichtig wurden. In merkwürdiger Weise sollte in dem künftigen Papste dieser Geist erwachen, um von da an sein ganzes Wesen zu beseelen. Da Gregor eines Tages zu Rom über den Sklavenmarkt wanderte und schmerzbewegten Herzens die Reihen der unglücklichen Menschen betrachtete, welche zum Verkaufe aufgestellt waren, zogen besonders die milden Gesichtszüge und Gebärden einiger Jünglinge, die aus England herüber gebracht worden waren, seine Aufmerksamkeit auf sich. Als er hörte, es seien englische Jünglinge, England heiße ihr heidnisches Vaterland — da ging auf einmal eine apostolische Liebe zu dem fernen Lande in der edeln, großen Seele auf. Er wollte um dieses Heidenland mit seinem Leben werben. Er rief anspielend auf den Namen aus: So vielversprechende Jünglinge wolle er wirklich zu englischen, engelgleichen Menschen, das Land zu einem Lande der Engel machen. Er ergriff bald den Wanderstab und verließ Rom; England war sein Reiseziel, die Bekehrung dieses Landes der Zweck seiner Reise. Er hat seinen Zweck erreicht, aber auf anderem Wege. Das römische Volk, das sofort die Abreise des apostolischen Mannes vernahm, wollte sich in die Entfernung des Mannes, der sein Liebling geworden, nicht finden. Er wurde eingeholt und zurückgebracht. Nicht die apostolische Wanderung war seine Bestimmung, sondern der apostolische Sitz, von dem aus er die apostolischen Wanderungen unter den Heiden mit großen, umfassenden Gedanken ordnen und durch seine mächtigen Impulse in Bewegung setzen sollte.

Papst Leo der Große hatte früher mit seinem ehrfurchtgebietenden Erscheinen und seinen unverzagten Worten den Attila, die furchtbare Geißel der Völker, mit seinem wilden Heere von Rom abgehalten. Durch diese That hat er die Existenz Roms gerettet, den Sitz des Apostolischen Oberhirten bewahrt. Rom allein mit seinem Papste ragte empor über die allerorts angerichteten Trümmer. Durch das bewahrte Rom und das dort strahlende, weithindeckende Ansehen des Papstes wurden andere berühmte italienische Städte und ganz Italien in seiner Eigenthümlichkeit geschirmt. Die Päpste sind die Retter Roms und Italiens geworden. Hier haben die Päpste den freien Punkt gerettet, von dem aus sie ihre Wirksamkeit ungehindert entfalten konnten. Während in dem unterirdischen Reiche der Katakomben in Sinnbildern, Figuren und Spruchbändern ohne Zahl die katholischen Glaubenslehren die Leiber der Päpste umgaben und mit diesen beredsamen Spuren und Zeichen uns auf den Wänden und

Pfeilern der Todtenstadt auseinandersetzen, welchen Glauben die christliche Urzeit gehabt hat, wird nun ebenderselbe Glaube von derselben Stelle aus mit einer wunderbaren Expansivkraft über die neu entstandenen Reiche verbreitet.

Unserem hl. Gregor schweben zunächst immer noch jene unglücklichen Jünglinge aus England vor der Seele, ähnlich wie einst dem hl. Paulus ein Mann aus Macedonien im Traume vor die Seele trat und ihn bat, in Macedonien das Christenthum zu predigen. Der Papst war mit den heidnischen Stämmen der deutschen Nation durch diese Jünglinge verbunden worden. Die Deutschen wurden damals von den gebildeten Nachkommen der alten Römer mit verächtlichem Namen „Barbaren" genannt. Auf dem Apostolischen Stuhle aber schlägt ein Herz, in welchem das altrömische Blut in warmer Liebe für diese „Barbaren" erglüht; das gotterleuchtete Auge, das von diesem hohen Sitze herniederschaut, erkennt unter der äußern Bildungslosigkeit und heidnischen Unwissenheit schöne Naturgaben, welche Gott den deutschen Stämmen verliehen, eine frische, gesunde, zukunftreiche Blüthe des Lebens. Wenn in diese die Gnade und das Heil des Christenthums dringt, so kann sich die Welt großen Segen davon versprechen. Der Papst will die zu Engeln machen lassen, welche die Welt „Barbaren" nennt. Er weiß, daß das Blut Christi vom Vater die Welt gefordert und erhalten hat, und daß dieses Blut eingehen soll in alle Rassen der Menschheit. Nichts Geringeres hat er im Auge, da er einer Anzahl Benediktinern den Befehl ertheilt, England zu bekehren. Sie gehen nach dem englischen Insellande, beginnen ihr schweres Werk. Gregor aber blieb mit ihnen in unaufhörlichem, brieflichem Verkehr. Immer neue Impulse, Anweisungen, Rathschläge gehen aus von dem apostolischen Sitze zu diesen apostolischen Gesandten.

Durch den Apostolischen Stuhl allein wurde Rom gerettet, Italien in seinem eigenthümlichen Leben bewahrt, England christlich gemacht. Römer! Italiener! Engländer! An welche Dankesschuld erinnern diese Namen!

Nun folgen die andern Länder. Die katholischen Missionen — wie könnten sie stillestehen! Von England kam Bonifatius nach Deutschland, um die sogen. heilige, götzendienerisch verehrte Eiche in den Urwäldern und den heidnischen Wahn in den Herzen der Bewohner zu entwurzeln. Aber damit ihm sein Werk gelinge, kniet der Missionär in Rom vor dem segnenden Papste nieder. Aus päpstlicher Hand empfängt er seinen Hirtenstab als Erzbischof, ja selbst seinen Ehrennamen Bonifatius. Im Schutze des päpstlichen Ansehens macht er seine Wanderungen, errichtet er seinen Bischofssitz zu Mainz und baut die großen Kirchen Deutschlands auf. Und alle andern Apostel einzelner Landschaften und Districte in Deutschland, deren heilige Thätigkeit im Bekehrungsamte neben der

des hl. Bonifatius dahinläuft — forschet nach der Quelle, aus welcher die Sendung fließt, ihr werdet immer hingewiesen zu dem Apostolischen Stuhle. In Deutschland ist alles päpstlich. Der hl. Corbinian z. B., der erste Bischof von Freising, der Apostel des bayrischen Landes, war nach Rom gekommen, um in einem verborgenen Winkel, neben einer Kirche in tiefster Stille ein beschauliches Leben mit Erlaubniß des Papstes zu führen. Der Papst aber, der seinen wahren Beruf durchschaute, weihte ihn zum wandernden Bischof und drückte ihm den Stab des Glaubenspredigers in die Hand. Von unaussprechlicher Neigung zur Stille getrieben, kam der heilige Mann später wieder nach Rom mit der alten klösterlichen Sehnsucht, und der Papst sandte ihn mit Kilian wieder hinaus. Aus einem Kloster Deutschlands wieder ging Ansgarius nach dem Norden. Aber auch er, gekommen durch päpstliche Sendung, stellte sich neuerdings unter die Autorität des Papstes; unter päpstlicher Autorität erhob sich sein Bischofssitz zu Hamburg. Der hl. Willibrord erschien unter den Friesen als Bote des Glaubens. Aber er hatte ausdrücklich die Autorisation des Apostolischen Stuhles genommen, den „Segen des Vaters", der Häuser den Kindern baut. In Rom selbst wurde er später zum Erzbischof consecrirt.

Statt aber noch weiter in der Aufzählung einzelner Namen uns zu verlieren, wollen wir bloß eines großen Institutes gedenken, das in jenen Zeiten der Völkerwanderung und des beginnenden Mittelalters die Missionäre mit Tausenden zählt. Es ist der Orden des hl. Benedictus. Von seinem heiligen Stifter war er, wie wir schon bemerkt haben, gar nicht dazu bestimmt, auf dem Schauplatze der Welt in öffentlicher Thätigkeit zu erscheinen; er sollte vielmehr in tiefe Einsamkeit sich verhüllen und in dieser den Einzelnen die Gelegenheit bieten, ihre eigene Seele zu retten. Das Gepräge der öffentlichen Wirksamkeit haben ihm die Päpste aufgedrückt, Gregor der Große zuerst. Sie wußten es, diese Päpste, selbst bedeutende Geistesmänner, daß eine Seele, die, in heiliger Zurückgezogenheit gereinigt, in tiefer Betrachtung die göttlichen Wahrheiten aufgenommen hat, am geeignetsten ist, sie andern zu verkündigen, daß solche von Gott erleuchtete Seelen nur die Gott zugekehrte Seite der Welt zuzukehren brauchen, um die Welt zu erleuchten, daß sie nur ihre Unterredung mit Gott laut fortzusetzen brauchen, um Samenkörner der Wahrheit und der Andacht in alle Herzen auszustreuen. Gregor der Große sandte Benediktiner nach England zur Bekehrung der Heiden. Das bezeichnet die neue Richtung des Ordens. Wie viele Glaubensprediger hat seitdem der fruchtbare Gottesacker erzeugt, den St. Benedikt auf dieser Erde gepflanzt! Und alle waren damals Glaubensboten. Die Hände, welche die finstern Wälder lichteten, die Sümpfe austrockneten, die Cultur des Bodens pflegten, brachen damit immer auch Bahn und bereiteten eine Stätte für

das einziehende Christenthum. Sie boten die Wohlthaten des leiblichen Lebens und machten damit empfänglich für die Annahme des Glaubens. Sie waren die vorausgesandten Pioniere christlicher Gesittung. Mit ihren wohlthätigen Angriffen auf die Finsterniß der Wälder, mit der Arbeit, womit sie die widerstrebende Erde Schritt für Schritt sich unterwarfen, brachen sie auch der Gesittung Bahn. Es kam der Missionär, mit dem Missionär der Bischof. Jedes Kloster wurde ein geistiger Stern, wie auch viele den Namen Stern führen. Zur Klosterkapelle kam die Kathedrale, zum Ordensbezirke der bischöfliche Sprengel.

So wurde jene lange und mächtige Bewegung von der Kirche geklärt und geregelt und in die Bahn des Heiles geleitet, welche in der Geschichte die Völkerwanderung heißt. Es gibt aber für die Kirche noch eine andere Völkerwanderung, die sich noch immer fortbewegt. Diese kirchliche Völkerwanderung beschreibt Isaias, indem er die zukünftige Kirche anredet: „Stehe auf, werde Licht, Jerusalem. Es werden Völker in deinem Lichte wandeln und Könige im Glanze deines Aufganges. Erhebe deine Augen und siehe: Diese alle sind versammelt und kommen zu dir. Dein Herz wird sich freuen, und zu dir bekehrt wird sein die Menge von dem Meere, die Macht der Heiden.“ [1] Die Völkerwanderung für den Apostolischen Stuhl erweitert sich immer. Da sah man am Fuße des Apostolischen Sitzes neue Ordensstifter; es gingen unter dem Segen des Papstes neue Orden hervor. Die zwei großen Orden des hl. Franciscus und des hl. Dominicus erblühen, die schon in ihrem Ursprunge, nicht wie der Orden des hl. Benedictus der Einsamkeit geweiht, sondern für das thätige Leben, für das Leben in der weiten Welt bestimmt waren. Bis tief in den Orient drangen die Glaubensprediger aus dem Orden des hl. Franciscus. Im fernen Grönland fanden die Engländer ein Kloster des hl. Dominicus. Vor einigen Jahren erst drang ein deutscher Reisender in das glühende Innere von Afrika und fand dort steinerne Kathedralen, welche vor Jahrhunderten die Dominikanermissionäre gebaut. Kaum hatte Columbus die Neue Welt entdeckt, als auch schon die Missionäre der Kirche den neuen Spuren durch das Weltmeer folgten, um die Seelen zu retten. Die ersten Eroberer schilderten die neuentdeckten Völker als Menschen, die der Taufe nicht würdig seien. Der Papst erinnerte sich aber der Thiere in der Vision Petri und wußte, daß sein Amt sich auf alle Menschen mit unsterblichen Seelen erstrecke. Der Mann, der im 16. Jahrhunderte alle übertraf, der hl. Franciscus Xaverius aus der Gesellschaft Jesu, der gefeierte Apostel der Indier, war von dem Papste nach dem fernen Indien entsandt und führte den Titel eines „Römischen Legaten“. „Apostolische

[1] Is. 60, 1.

Vicarien", d. i. Stellvertreter des Apostolischen Stuhles, des Heiligen Vaters, heißen die Männer, welche die neugegründeten Sprengel regieren. Alle die Missionäre, die hier nach einem Kriege den blutigen Pfaden des Schwertes folgen, um seine Spuren mit dem Frieden des Evangeliums zu tilgen, dort der Spur der Karawanen nachgehen, den Handelswegen, um die unsterblichen Perlen zu gewinnen, alle, die in allen Meeren unter allen Flaggen fahren — alle sind verknüpft mit dem Heiligen Stuhle zu Rom. Die Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens zu Lyon, von Rom gesegnet, von Rom mit Ablässen begnadigt, ist unter dem apostolischen Schutze so großartig aufgeblüht. Die sogenannte „Oceanische Gesellschaft", die wie eine junge Pflanze neben diesem weithin schattenden Baume steht, eine Vereinigung von katholischen Kaufleuten in England, Frankreich, Belgien, Italien, zu dem Zwecke, die Missionen überhaupt, vorzüglich aber die Oceaniens, zu schützen und zu fördern, hat vom Heiligen Vater ein ermunterndes Breve erhalten; sie führt die Flagge unseres Heiligen Vaters Pius IX.

In Rom vereinigen sich in den Museen die Geschenke, die Andenken und Erinnerungen der Missionen, die Missionäre hingesandt haben, oder die von Missionären, welche von Alter und Leiden gebrochen zurückkehrten, selbst überbracht wurden. Dort ist das große Sprachenfest, bei welchem 45 bis 50 Sprachen gehört werden. Unser Zeitalter ist polyglott; aber die Sprachen, die man übt, haben einen innigen Zusammenhang mit dem materialistischen Zeitgeiste. Es sind die vornehmen, die aristokratischen Sprachen der feinen Gesellschaft, des Genies, oder die Sprachen des Handels, der Speculation: ein feines Französisch, ein reines Englisch. Aber ein gutes Hottentottisch, ein richtiges Zulukafferisch, die häßlichen Gurgeltöne der Rassen im Innern Afrikas, die rohen, geächteten Sprachen der Wilden werden nur von der christlichen Liebe, von der apostolischen Liebe eingelernt. In dieser apostolischen Liebe ist unser Heiliger Vater Pius IX. bekümmert um die Kirche im fernen Cochinchina und rühmt ihre neuen Martyrer. Wenn man ihn vernimmt in der letzten Allocution — man sollte nicht meinen, daß das Herz des so von ferne Sprechenden in unmittelbarster Nähe selbst so schmerzlich angegriffen sei.

Wenn aber Missionen das Unglück hatten, von dem lebendigen Mittelpunkte der Kirche und der Missionen, von dem apostolischen Centrum aller apostolischen Werke durch unglückliche Ereignisse abgeschnitten zu werden, dann sah man sie nach kurzer Zeit erlöschen und verschwinden, wie ein schwaches Licht erlischt, wenn es von seiner Lichtquelle getrennt ist. Denket euch nun — mit dem unermeßlichen Werke der katholischen Missionen wettstreiten andere, nichtkatholische, besonders von England ins Werk gesetzte. In den Tagen ihres Ursprunges und in früherer Zeit

überhaupt waren Missionen nicht die Passion der Häresie. Das kam erst später. Die Triebfeder des Werkes untersuche ich nicht. Wenn aber auf demselben Schiffe nach China, wie es oft geschah, das Opium, das Gift, welches die Menschen gräßlich verdirbt, und zugleich nichtkatholische, englische Missionäre abgeladen wurden, dann meinten kluge Chinesen, wer ihnen das Gift bringe, der möchte auch mit den Missionären es nicht besonders wohl meinen, und da das Gift sicher eine höchst weltliche Speculation sei, so möchte wohl auch das Missionenthum mehr Speculation als Apostelthum sein. Wir lassen uns auf solche Reflexionen nicht ein, das sind Meinungen der Chinesen. Wir fragen nach dem Erfolge. Wir haben gesehen, der Kirche Christi ist von ihrem unsichtbaren Haupte und Herrn nicht nur verkündigt, daß sie Missionen unter den Heiden halten werde, sondern es ist ihr auch der siegreiche Erfolg und wunderbare Segen der Missionen förmlich zugesagt. Und welche Erfolge haben die Missionen, die nicht in Verbindung mit dem Mittelpunkte der Kirche stehen? Sie glänzen durch große Beiträge mit vorangehenden Lobpreisungen und erlöschen im Dunkel des Heidenthums wie die Strahlen eines Feuerwerkes, welche keine Nahrung aus einem bleibenden Lichtherde schöpfen. Gelingt es, diesen Lichtherd der Missionen am Apostolischen Stuhle zu Rom in der Kirche Christi ebenfalls zu löschen oder zu erschüttern, dann wäre damit ein allgemeiner Schlag geschehen, unter dem die katholischen Missionen bis an die äußersten Enden der Welt gelähmt, leblos würden. Man hätte erreicht, was man durch den Wettstreit nie erreichen kann. Das wäre auch für den politischen Einfluß großer seefahrender Nationen und für die Speculation des Handelsgeistes von großer Bedeutung.

Der Gott aber, der mit den Verheißungen der Missionen unter den Heiden seine Kirche erfreut, der ihr diese Mission zur Pflicht gemacht, unter dessen Anhauchung die Kirche den Geist des Apostolates empfangen hat, er wird auch um der Missionen willen den Quellpunkt, der mit dem Mittelpunkte der Kirche derselbe ist, in Gnaden beschirmen. Er wird den Mittelpunkt der Kirche, den Herd des Apostolates, schirmen um der Heiden willen, die nach Gottes Auserwählung noch bekehrt werden sollen. Er wird ihn schirmen um der Missionsgaben und Missionsgebete willen, die reichlich in unsern trüben Tagen die Kirche trösten und erfreuen. Jede Missionsgabe hat gewissermaßen auch den Charakter einer Gabe für den Heiligen Vater; denn Gott schützt die Missionen im Schutze des Heiligen Vaters. Jedes Missionsgebet, wenn es auch den fernsten Neger oder Feuerländer zunächst in Absicht hätte, berührt zugleich den Apostolischen Mittelpunkt der Kirche.

Wie viele Gebete und Gaben vereinigen und verschlingen sich in dieser Zeit wie ein duftender Kranz der mannigfaltigsten Fürbitte über

dem Apostolischen Stuhle. Darum sprechen wir auch zu Gott unsere Hoffnung aus in dem Psalmworte: „Du, o Herr, wirst dich erbarmen über Sion, denn es ist die Zeit gekommen zur Erbarmung, ja gekommen ist die Zeit!“[1] Amen.

Der Kampf des Papstes mit dem feudalen Staate.

„Jenes Jerusalem von oben das ist die Freie, welche unsere Mutter ist. Demnach, Brüder, sind wir nicht Kinder der Sklavin, sondern der Freien, mit welcher Freiheit uns Christus befreit hat.“ Gal. 4, 26. 31.

Nicht zu Rom, auf diesem großen Gottesacker der Päpste, wo beinahe alle, welche dem hl. Petrus auf dem Apostolischen Stuhle gefolgt sind, auch mit ihm ihre Ruhestätte gefunden haben, nicht eingereiht in den Kranz der päpstlichen Gräber, sondern allein und einsam in der Stadt Salerno, außerhalb des Kirchenstaates, an einer stillen, wenig besuchten Meeresbucht, im eigentlichen Sinne in der Verbannung, steht das Grab des größten, geistesmächtigsten der mittelalterlichen Päpste, des Papstes, der im gewaltigen Kampfe um die Befreiung der Kirche aus der Umstrickung der weltlichen Macht vor allen die Palme errungen hat, dessen Erinnerung allein schon wie eine entrollte Fahne wirkt, dessen Name bis zu dieser Stunde gleichbedeutend ist mit unbeugsamem Mannes- und Kampfesmuth wie mit Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche. Merkwürdige Fügung! Seit Ende Mai des Jahres 1085, also bereits seit 776 Jahren, liegt der größte Papst zu Salerno in dem einsam armen Sarge, im Exil bestattet. Man sollte meinen, der Gedanke und Wunsch habe seitdem oft nahe gelegen, die irdischen Reste des berühmtesten Streiters Gottes aus dem Boden und den wehmüthigen Erinnerungen des Exils auszugraben und in Rom, der päpstlichen Todesstadt, beizusetzen. Aber niemals noch hat ein Verlangen dieser Art an seinem Grabsteine gerückt und die Ruhe seiner Asche gestört. Es ist, als ob der Verbannung, in die er um der Gerechtigkeit willen verstoßen wurde, deren Erwähnung das letzte Wort seiner Lippen war, die immerwährende Wache des berühmten Grabes von Gott anvertraut sei, und als ob alle Zeiten Scheu trügen, die Asche der geheimnißvollen, eigenen Weihe zu berauben, welche, einmal genommen, eine andere Stelle nicht wiedergeben würde. Denkt euch, 500 Jahre waren schon nach dem Tode dieses kirchlichen Helden verflossen, ehe auch nur einmal die schöne Grabschrift gesetzt

---

[1] Ps. 101, 14.

wurde, welche jetzt dem Wanderer sagt, daß er auf der tragischen, welthistorischen Stelle steht, wo Papst Gregor VII., vor seiner Erhebung Hildebrand geheißen, den Pilgerstab niedergelegt hat und die Auferstehung der Todten erwartet.

Der Mönch Hildebrand! Papst Gregor VII.! In der langen Reihenfolge der Päpste gibt es keinen Namen, der so gehaßt und verunglimpft, so verdunkelt und geschwärzt worden wäre wie der Name Gregor VII. Gregor hat gegen sich eine große und mächtige Partei, die niemals ausstirbt und von diesem Namen stets aufs neue gereizt wird. Alle, welche bewußt oder unbewußt keinen Vorrang der Ewigkeit über die Zeit, kein Hineingreifen einer höhern Welt in die zeitliche Ordnung, keine Herrschaft des Geistes über die Materie ertragen wollen, die darum auch keine Kirche wollen, da die Kirche für die Menschheit die Ewigkeit und die Seele vertritt, alle abergläubischen, götzendienerischen Verehrer des Staates, alle Höflinge, Schmeichler der Fürstenmacht im weltlichen Stande, sowie alle schleppetragenden Hof-, Burg- und Schloßtheologen sind wider Gregor VII. Alle, welche ernstlich den Geist über die Materie setzen und eine höhere, göttliche Ordnung über die weltliche mit Consequenz anerkennen, sind für Gregor VII. Das ist, abgesehen von Nebenfragen, der wesentliche Stand der Parteien. Sie scheiden sich nicht in Geistliche und Laien, ja nicht einmal in Katholiken und Protestanten. Nein, auch nichtkatholische Gelehrte haben in gründlichen und berühmten Schriften das Andenken des großen Papstes gerettet und mit Begeisterung gefeiert. Zu den größten Verdiensten gehört es, daß unsere Zeit so viele vom Parteigeiste niedergetretene Männer früherer Zeit aus dem Staube erhoben hat; und unter diesen war Gregor VII. sogar einer der ersten, dessen Bild in der Geschichte von der Schwärze gereinigt und wieder in seine frische, lebenswahre Schönheit gestellt wurde.

Die Kirche hat diese späte Ehrenrettung nicht abgewartet. Sie hat dem Papste den schönsten Kranz, den sie den Hingegangenen reichen kann, auf sein Grab gelegt: sie hat ihn heilig gesprochen und so ihn aus dem Exil auf ihre Altäre gerufen und ihm den Ruhm bei den christlichen Völkern, jene einzige Popularität verliehen, welche nur die Heiligen der Kirche besitzen. Der heilige Papst Gregor VII. ist heute der Gegenstand unserer Betrachtung. Die damals weit fortgeschrittene, gefährliche, beinahe tödtlich gewordene Umstrickung der freien Kirche des Sohnes Gottes durch die sich nur christlich nennende Weltmacht, die kirchlichen Grundsätze dem gegenüber, die Grundsätze nicht in Worten allein, nein in die Züge eines persönlichen Lebens wie in Erz gemeißelt, in einem höchst consequenten heldenmäßigen Handeln gleichsam athmend und lebend, wie mit Fleisch und Blut bekleidet, der große, wunderbare Kampf dieser ewigen Grundsätze nur mit geistigen Mitteln

geführt wider eine Welt von materieller Macht und von vollendeten rohen Thatsachen und rohen Begierden — all das ist umfaßt in dem Leben eines einzigen Mannes. Diese großen rettenden Grundsätze der Kirche und geheiligten, unbeugsamen Kämpfe heißen mit einem concreten Worte Gregor VII.

Gott, der allen Menschen Gerechtigkeit verheißen hat, wolle dem größten der Streiter auf dem Apostolischen Stuhle auch in unsern Herzen zu dieser Stunde Gerechtigkeit widerfahren lassen.

I.

Wer ein weites und mannigfaltiges Land mit großen Blicken überschauen will, der sucht, eine angemessene Höhe zu gewinnen, von der rings das ganze Gebiet sich vor ihm ausdehnt. Eine ähnliche Höhe eröffnet der Held unserer Betrachtung einem jeden, der sein staunenswerthes Leben betrachten will, vor seinem Sterben in erhabener Weise. Als Gregor VII., von seinem Sitze vertrieben, aus seinem Lande verstoßen, in der Verbannung zu Salerno die Nähe des Todes empfand, da warf er zum Abschiede von dem Leben und noch mehr zum Hintritte vor Gott noch einen hellen, langen Blick auf seine sturmvolle Laufbahn. Er blickte auf die Weltlage hin, und die wahren Ursachen seiner Kämpfe und Leiden stiegen groß und klar aus aller Verwirrung vor seinem Blicke auf. Er sah in sein Inneres und fand in der letzten Stunde, wo die Welt verschwindet und alle Schleier der Eigenliebe gewiß zerreißen, seine Absichten und Beweggründe rein und vorwurfsfrei. Der Kampf der Kirche mit der weltlichen Macht, den er angeregt, den er ununterbrochen geführt, der mit seinen heftigen und mächtigen Schwingungen die Welt erschüttert hatte, in dem der Papst äußerlich niedergeworfen worden, geistig aber Sieger geblieben war, den er innerlich entschieden, aber in der Form unausgetragen seinem nächsten Nachfolger vererbte, die Nothwendigkeit dieses Kampfes — all das ging in seinen großen Momenten an der Seele des ins Grab schauenden Papstes vorüber. Unter dem Lichte dieser letzten Blicke wurde der große Papst gewissermaßen zum Historiker, zum Ausleger seines eigenen Lebens. An der Neige des Lebens sprach der Verbannte in feierlicher Erklärung: „Darum allein hat sich alles wider mich erhoben und verschworen, weil ich bei der dringendsten Gefahr der Kirche mich habe entschließen müssen, sie aus der Knechtschaft zu erheben. Während es dem ärmsten Weibe unbenommen ist, sich nach den Gesetzen ihres Landes und ihrem Willen ehelich zu verbinden, soll es der Kirche, der Braut Christi, unserer Mutter, verwehrt sein, ihrem Bräutigam anzuhangen. Niemals durfte ich zugeben, daß Häretiker, Ehebrecher und Eindringlinge sich die Söhne der Kirche unterwarfen und die Schmach ihrer Vergehen auf sie übertrügen."

Wir nehmen Act von diesen Worten, die sehr deutlich sind. Es handelt sich also nicht um eine Unterwerfung des Staates unter die Kirche in weltlichen, zeitlichen Dingen, sondern um die Befreiung und Rettung der unrechtmäßig geknechteten Kirche, um die Erhebung kirchlicher Rechte und Pflichten aus einem unwürdigen Drucke.

Da der Tod noch näher kam, sprach Gregor zu den getreuen Bischöfen und Freunden, die im Unglücke wie treue Paladine um sein Lager standen: „Ich will keine meiner Thaten besonders rühmen; aber darauf vertraue ich, daß ich stets das Recht geliebt und das Unrecht gehaßt habe.“ Und noch näher kam der Tod, von Gregor in ruhiger Klarheit erwartet. Da erhob er noch einmal seine bereits erlöschende Stimme und sprach: „Ich habe das Recht geliebt und das Unrecht gehaßt, darum sterbe ich in der Verbannung.“ Ein ehrwürdiger Bischof, von namenlosem Schmerz ergriffen, rief ihm zu: „Herr, Du kannst nicht in der Verbannung sterben, denn Du hast an Christi und der Apostel Statt durch göttliche Verfügung die Völker zum Erbtheil und die Grenzen der Erde zum Besitzthum empfangen.“ Er dachte bei dieser schmerzlichen Erwähnung des Exils an die ideale Weltstellung des Papstes. Aber Gregor vernahm diese Trostworte nicht mehr; seine erhabene Seele war inzwischen hinübergegangen aus dem Exile der Erde in das Land, wo Gott alle Thränen von den Augen seiner Heiligen abtrocknet. Es war der 25. Mai 1085. Gregors ewig denkwürdiges Pontificat hatte zwölf Jahre, einen Monat und drei Tage gedauert.

Ich danke Gott, daß er seinem größten Kämpfer auf dem Apostolischen Stuhle vor dem Tode Worte in den Mund gelegt hat, die es auch den leidenschaftlichsten Gegnern in der Geschichte für immer unmöglich machen, zu sagen, daß ihn sein Kampf gereut, daß er irgend etwas zurückgenommen, auch nur einen Finger breit von den Principien gewichen sei, die sein Leben erfüllten. Seine Worte, die von seinem Sterbelager zu uns herüberwehen in dieser Stunde, erleichtern mir sehr die Aufgabe dieser Betrachtungsstunde.

Ihr habt die Worte gehört, womit der größte Kämpfer der Kirche vor die Nachwelt und vor Gott, der unendlich mehr ist als die Nachwelt, hingetreten ist. Man fühlt, wer so sprach in seinen letzten Stunden, der wußte, was er wollte, und was er wollte, das wollte er wahrhaft, und sein Gewissen war ruhig. Ich werde Euch diese rührenden und erschütternden Worte nicht mehr wiederholen; sie tönen aus jedem Satze seiner Geschichte von selbst hervor, und Ihr werdet sie selbst im Herzen wiederholen.

Betrachten wir zuvörderst die Zustände der Welt, von denen der sterbende Held sagt, daß sie ihm den Kampf zur unvermeidlichen, eisernen

Nothwendigkeit gemacht haben. Wir müssen daher an unsern letzten Vortrag anknüpfen.

Als die Kirche die Bekehrung der barbarischen Eindringlinge unternahm, die in der Völkerwanderung mit den Waffen in der Hand das große römische Reich in Trümmer geschlagen hatten und sich anschickten, auf diesen Trümmern für sich eine Wohnstätte aufzurichten, da sah sie es mit Recht als ihre apostolische Aufgabe an, nicht nur an die einzelnen Seelen und an die einzelnen Familien sich mit dem Worte der Wahrheit und mit dem Anerbieten des Heiles zu wenden, sondern aus den heidnischen Nationen und Stämmen in ihrer Gesamtheit christliche Völker und Reiche zu bilden. Ein Reich und ein Volk werden ja dadurch noch nicht ein christliches Reich, ein christliches Volk, daß einzelne Angehörige Christen sind, ja noch nicht einmal an sich damit, daß die Mehrzahl der Bewohner sich zum Evangelium Christi bekennt. Wenn gleich in der europäischen Türkei z. B. gegenwärtig viele Christen leben, wenn auch die Christen die große Mehrzahl der Bewohner bilden, so ist damit die europäische Türkei dennoch kein christliches Reich. Soll ein Reich mit Recht ein christliches genannt werden können, so müssen seine Gesetze, seine großen öffentlichen Ordnungen und Einrichtungen, seine öffentlichen Sitten auf christlicher Grundlage ruhen und von christlichem Geiste durchdrungen sein. Wenn die öffentlichen Ordnungen und Einrichtungen des Lebens vom Christenthum nichts wissen, dasselbe absichtlich ignoriren oder gar gegen dasselbe mit absichtlicher Feindseligkeit verstoßen, wenn die Gesetze atheistisch sind, so können noch immer viele gute Christen in einem solchen Reiche gezählt werden, aber das Reich in seiner politischen Gestaltung ist kein christliches Reich.

Gott hat in seiner Weisheit die gesamte Menschheit in verschiedene Völker gesondert. Die Völker als solche sind demnach dem Willen Gottes gemäß nicht bloß zufällige Sammlungen einzelner Seelen und Körper, die sich gleich umherfliegenden Atomen treffen, sondern sie sind große moralische Persönlichkeiten. Geht das ja in der Heiligen Schrift so weit, daß oft ganze Völker mit dem Namen ihrer Stammväter genannt und mit den Charakterzügen ihrer Stammväter bezeichnet werden. Je näher die Völker ihrem Ursprunge stehen, desto treffender müssen diese Bezeichnungen sein.

Die Aufgabe des Christenthums ist es, nicht allein einzelne Menschen zu erleuchten und zu heiligen, sondern auch diese großen Reichs- und Volkspersonen so viel als möglich von ihren Irrthümern und Leidenschaften unter sorgfältiger Bewahrung ihrer eigenthümlichen Naturgaben zu reinigen, zu läutern, mit der Wahrheit und der Gnade des Christenthums zu erfüllen. Für das Heil des Einzelnen und der Familien ist die glückliche Vollziehung dieser Aufgabe des Christenthums an den Reichen und Völkern

stets von der größten Bedeutung gewesen. Der Glaube, die Liebe, das ganze Christenthum der Kinder, der Familie, aller Einzelnen hat einen großen, festen Halt, eine schützende, schirmende Hülle in der großen Gemeinschaft. Die einzelnen Seelen schöpfen aus den allgemeinen öffentlichen Quellen christlichen Unterricht, christliche Gesittung, Bildung, Milde. Das Gesetz, die öffentlichen Einrichtungen halten den Stoß vieler sittlichen, religiösen Gefahren gänzlich ab oder schwächen denselben doch in einem bedeutenden Maße. Niemand wird, ohne aller Erfahrung der Geschichte und aller Menschenkenntniß Hohn zu sprechen, es je unternehmen wollen, alle oder auch nur die meisten Menschen in eine Selbständigkeit und Mündigkeit zu bringen, welche allen Angriffen auf die Religion und Sittlichkeit, allen Gotteslästerungen, allen verführerischen Pamphleten erfolgreich widerstehen könnte. Solche Selbständigkeit und Mündigkeit ist nur die Sache weniger und zwar hochbegabter Menschen.

Das Christenthum strebte von den ersten Tagen an, wo es sich den Seelen der eingewanderten Völker anbot, möglichst in das Ideal hinein, die öffentliche Ordnung, die Gesetze, die Einrichtungen langsam, mit vieler Schonung, aber mit Erfolg zu durchdringen. Dieses Ideal christlicher Völker und Reiche selbst aber haben die Päpste und Missionäre nicht gebildet. Es schwebt schon durch die Gesichte der Propheten und durch die uralten Verheißungen. Bevor die Heilige Schrift im Buche Genesis die einzelnen Völker entläßt, in die Irre des Heidenthums ihre Wege zu gehen, stellt sie noch eine große Völkertafel auf. Sie will zeigen, daß diese Völker alle der heiligen Geschichte doch nicht verloren sind, daß sie nicht vergessen sind in den Rathschlüssen der göttlichen Liebe, daß sie dermaleinst vom Segen sollen umschlossen werden. Wie dürre und trocken sich auch diese Völkertafel liest, dieses Grün der Hoffnung zieht sich durch die trockenen Namen, durch die dürren Aeste. Daher ist das Alte Testament angefüllt mit Verheißungen, daß einst alle Völker und Reiche des zukünftigen Heiles theilhaftig werden sollen. Die Kirche des Neuen Testamentes wird zum voraus beglückwünscht, daß die „Völker" und die „Könige der Völker" als die Vertreter und Träger ihrer Gesetze und öffentlichen Ordnung im Lichte des Evangeliums wandeln sollen. Wie der Psalmensänger an die einzelne Seele sich wendet und ihr zuredet: „Lobe meine Seele den Herrn"[1], ebenso wendet er sich auch an die großen Persönlichkeiten der Völker und fordert sie auf: „Lobet den Herrn alle Nationen; lobet ihn alle Völker."[2] Und nicht von den einzelnen, sondern von den Völkern heißt es: „Sanabiles fecit nationes orbis terrarum, heilfähig hat er die Völker des Erdkreises gemacht."[3] Als endlich in Christo, unserem Herrn, der Sohn,

---

[1] Ps. 102, 1. [2] Ps. 116, 1. [3] Weish. 1, 16.

durch den „alles gemacht ist, was da ist", durch den die einzelnen Seelen und die großen Völker erschaffen sind, den Katholicismus pflanzte, der Völker und Seelen umfangen soll, da verband Christus beide Aufgaben der Kirche in einem unzertrennlichen Auftrag, indem er seinen Aposteln befahl: „Gehet und predigt das Evangelium jeder Creatur", und „Gehet hin, lehret alle Völker". In der That weben beide Thätigkeiten ständig ineinander. Es muß eine Anzahl Seelen gewonnen, Familien müssen gewonnen sein, bevor ein Volk, ein Reich sich christliche Gestaltung gibt, sich christliche Pflichten und Ordnungen auferlegt. Und hinwieder an der öffentlichen christlichen Ordnung, am christlichen Geiste, an christlicher Wahrheit und Milde, die das ganze Gemeinwesen durchdringen, erheben sich die einzelnen Seelen.

Was die Propheten aus der Ferne geschaut, was den Aposteln vom Herrn selbst als Pflicht vorgezeichnet war, das nur war der Apostel Operationsplan unter den Nationen und Stämmen der Völkerwanderung, und alle vom Apostolischen Stuhl entsandten Missionäre verfuhren nach demselben. Jetzt warfen sie die geistige Fischerangel nach einer Seele aus; bald wieder waren sie thätig, große Lebensordnungen der Völker zu stiften und auszubreiten und so ein großes heiliges Netz zu weben. Sie gingen den verirrten Seelen in väterlicher Liebe nach und trugen zugleich ganze Reiche auf ihrem Herzen. So sind die Staaten des Mittelalters entstanden. Was ein Ungläubiger unserer Tage von dem alten, christlichen Frankreich sagt, die Bischöfe hätten in jener Zeit es erbaut, allmählich, kunstreich, sinnig, wie die Biene ihren Stock, das gilt von allen jenen christlichen Reichen. Die Kirche konnte von den einzelnen Seelen und von den Reichen das Wort des hl. Paulus sagen: „Durch das Evangelium habe ich euch gezeugt."[1] Namentlich aber ruhte unser berühmtes Deutsches Reich, diese so schöne und lang dauernde Sammlung vieler getrennter deutscher Stämme unter die Majestät einer Kaiserkrone, auf den heiligen Kräften des Evangeliums und der Kirche, woher es auch das heilige Reich deutscher Nation genannt wurde.

So war also nach und nach Welt und Kirche, Reich und Evangelium in die innigste Verbindung getreten. Die Kirche war zwar auch dem heidnischen Staate nie unfreundlich gewesen; aber der heidnische Staat schlug mit dem Schwerte nach der Kirche, wo immer er sie traf, und schrieb mit Blut die Scheidelinie. Jetzt neigte sich Scepter und Hirtenstab unter dem Beifall der neuen Völker gegen einander, unterstützten sich in ihrem großen Berufe.

Bemerkt Ihr aber auch die Gefahr, welche dieser an sich sehr lösliche Zustand der Dinge bei der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Ein-

---

[1] 1 Kor. 4, 15.

richtungen und bei den großen Leidenschaften der menschlichen Herzen in seinem Innern in sich birgt? Diese Gefahr heißt: Verwechselung der beiden Gewalten, verderbliche Vermischung des Geistlichen und des Weltlichen. Die Kirche würde über ihre rechtmäßige Sphäre gegriffen haben und entschieden im Unrecht gewesen sein, wenn sie zu irgend einer Zeit nach einer Weltherrschaft gestrebt und ihre Kronen auf dem Haupt des Apostolischen Hirten zu einer geistlichen Weltmonarchie hätte vereinigen wollen. Die Reiche der Welt aber können nicht den Hirtenstab der Kirche an sich reißen und den geraubten Hirtenstab in die Hand legen, welche das Scepter und das Schwert führt.

II.

Zu jener Zeit, als Papst Gregor VII. die Stufen zum Apostolischen Sitze hinanstieg, hätte gewiß das schärfste Auge keine Spur davon entdecken können, daß die schwache Kirche die weltlichen Reiche hätte unterdrücken wollen. Dagegen war thatsächlich die Umstrickung der Kirche durch die Staatsgewalt, die Unterjochung der Kirche durch die Fürsten in beispielloser Weise fortgeschritten und beinahe allgemein und vollständig geworden. Die starke Hand, welche das weltliche Schwert auf Erden damals führte, die rohe Faust hatte mit dem Schwerte auch den Hirtenstab festgegriffen und wollte um keinen Preis ihn loslassen. Höret, wie es geschah.

Es war nur der natürliche Gang der Dinge, daß in den neuen, aus der Verwirrung der Völkerwanderung hervorgegangenen Reichen, welche auf dem Christenthum beruhten und der Wirksamkeit der Kirche größtentheils ihre Entstehung und Fortbildung verdankten, auch die großen Aemter und Würden in der Kirche mit öffentlichen Auszeichnungen und mit hohem Range im Reiche ausgestattet wurden. Die Fürsten der Kirche wurden in den Rath der Könige gezogen. Indem man den Hirtenstäben eine Ehrenstelle an den Stufen der Throne einräumte, gaben sie hinwieder dem Throne Ansehen und Glanz. — Es war aber in jenen Zeiten, wo man nicht mit Geldsummen, sondern mit Grundbesitz große, der Gesellschaft und ihrem Oberhaupt geleisteten Dienste belohnte, üblich, daß der aus den großen Kriegen hervorgegangene weltliche Adel von dem Monarchen Landstücke, große Grundgüter zu Lehen erhielt, von diesem Grundbesitz das Einkommen bezog und dagegen mit seinem Blut und Leben im Kriege dem Monarchen folgte. Zum hohen Range in den damaligen Monarchien gehörte der Besitz solcher Lehen. Was lag näher, als daß den von der Kirche aufgestellten Bischöfen, um sie mit dem Kriegsadel in eine ebenbürtige Reichsstellung zu bringen, ebenfalls solche Grundgüter verliehen wurden? Die Abfolge der Dinge war anfangs sehr einfach. Von der Kirche kam die bischöfliche Würde; sie verlieh den Hirtenstab

und wies dem Hirtenstab die kirchliche Herde an, sie vermählte mit dem bischöflichen Ringe den Bischof mit seiner Kirche. Dem kirchlichen Hirtenstab und dem Ringe folgte als Angebinde des christlichen Staates das Lehengut. Der Grundbesitz gab den Bischöfen den Lebensunterhalt. Jeder Bischof wurde beim Antritte seines Amtes von dem Monarchen in den Besitz der Lehengüter eingewiesen. Diese Einweisung geschah aber nicht durch feste Worte, nicht durch eine bestimmte, geschriebene Urkunde. Die nervigten Fäuste, die mit den großen Stahlfedern, Schwerter genannt, zu schreiben gewohnt waren, liebten die Abfassung auf Papier nicht. Dagegen jugendkräftig, phantasievoll, poetisch, wie jene Zeiten waren, liebten sie außerordentlich die sinnbildlichen Handlungen, wo wir Papiere und geschriebene Diplome ausreichend finden. Wer z. B. in die Ritterschaft trat, wurde im eigentlichen Sinne durch einen Schlag mit dem flachen Schwerte zum Ritter geschlagen. Bei der Kaiserkrönung wurde dem neuen Kaiser der Reichsapfel, äußerlich golden, im Innern mit Asche angefüllt, ein Bild der Welt, in die Hand gegeben. War es zu verwundern, daß die sinnbilderliebende und sinnbilderreiche Zeit auch auf Sinnbilder dachte, mit welchen die von der Kirche aufgestellten Bischöfe in die zeitlichen Güter eingewiesen wurden? Hätte man nur passende Symbole sich erdacht! Aber leider, man war hier wenig erfinderisch, vielleicht war man auch arglistig. Die weltlichen Fürsten nahmen den Hirtenstab und den Ring, diese längst schon in der Kirche üblichen Zeichen, Zeichen, die nur dem Altare angehören, die nur eine religiöse Bedeutung haben können, und übergaben mit ihren, nicht selten vom Blute der Kriege und barbarischer Gewaltthaten befleckten Händen diese rein kirchlichen Insignien. So wiesen sie mit den kirchlichen Zeichen die Bischöfe in die zeitlichen Güter ein. Das Verfahren war ähnlich, wie wenn ein Fürst das Wappenschild und Siegel eines andern Reiches, von diesem schon längst geführt und allgemein gekannt, an sich nehmen und auf seine Münzen und Urkunden drücken wollte. Ein solches Unterfangen müßte zu den bedenklichsten Irrungen führen.

Die weltliche Belehnung mit Ring und Stab wurde verhängnißvoll. Die Fürsten und beinahe die ganze Welt bildete sich immer mehr und mehr ein, die weltliche Macht verfüge über das bischöfliche Amt selbst, vergebe nicht die geistlichen Güter, sondern das geistliche Amt. Dieser Irrthum wurde sehr unterstützt durch die mehr und mehr verfänglichen Worte, welche die Könige bei der Ueberreichung der Insignien sprachen. Sie sagten nicht: Nimm hin diese Ländereien, sondern nimm diese Kirche. Durch die oftmalige Wiederholung wurzelte der Irrthum immer tiefer; jede neue Wiederholung befestigte ihn wie mit einem neuen Nagel. Dies alles geschah namentlich in dem großen Deutschen Reich, dem damals ersten Reiche der Christenheit. Sehr verhängnißvoll! Die alten heilsamen

Gesetze der Kirche, welche die freie, kirchliche Wahl und Ernennung der Bischöfe, die sorgfältige Prüfung ihres Wandels und ihrer Wissenschaft streng forderten, verloren ihre Kraft und sanken allgemach in die tiefste Vergessenheit. Gewaltthätige Kaiser fragten nichts nach kirchlicher Würdigkeit, besetzten die bischöflichen Stellen mit Genossen ihrer weltlichen Freuden und mit den rauhen Gefährten ihrer Kriegszüge. Sie verlangten von den Bischöfen die höchste Nachsicht gegen alle Ausschweifungen, dagegen ein scharfes Schwert im Krieg; sie sollten im Gefolge ihres Hasses sein. Die meisten Bischöfe gingen in Eisen gekleidet und stürmten mit dem rauschenden Heere in die Schlacht. Und das nicht allein. Die bischöflichen Stellen wurden Quellen des Erwerbs für die Fürsten; sie verkauften dieselben zu bedeutenden Summen. Dafür verkauften die Bischöfe, die so viel zahlen mußten, wieder die kleinern Aemter und Kirchenstellen; und das Laster des Kaufes der geistlichen Aemter, welches in der Heiligen Schrift in Simon dem Zauberer, von dem es den Namen Simonie hat, verflucht ist, entstellte und befleckte die Kirche im großen Deutschen Reiche mit den häßlichsten Flecken. Bei dieser Verweltlichung der Diener der Kirche, wie hätte da Rede sein können von priesterlicher Weltentsagung, von Aufopferung, von Freihalten von Familienbanden, um der Kirche zu leben, besonders bei den heftigen Leidenschaften jener Zeit.

„O, wie ist das beste Gold verdunkelt!“ [1] ruft der Prophet aus. Die frommen, edeln Bischöfe aus der Zeit der Missionen Gregors I. und der Folgezeit waren verschwunden. Die ersten heiligen Missionäre, vor denen die rohen Menschen der Völkerwanderung in unwillkürlicher Ehrfurcht sich beugten, wo waren sie hin? Nachdem Generationen von Heiligen in der Kirche Deutschlands gelebt hatten, war nun alle Ordnung umgekehrt.

Hier konnte nur geholfen werden von der höchsten, umfassendsten Stelle, vom Apostolischen Stuhle. Aber durch eine geheimnißvolle Zulassung Gottes in jenen schweren, verhängnißvollen Zeiten war der Apostolische Stuhl auf eine Zeitlang unter die rohe Faust italienischer Häuptlinge und Adelsparteien gekommen, welche die Deutschen sehr haßten und nach deren Vertreibung stets untereinander in blutigen Hader geriethen. Von ihnen wurden unwürdige Eindringlinge ganz unregelmäßig und gewaltsam auf den obersten Stuhl der Christenheit gesetzt. So wurde die geistige Sonnenfinsterniß erst recht groß; es war, wie wenn kein Stern mehr leuchtete. Das war nicht die verhängnißvollste Zeit, als die Kirche in den Katakomben war, als die Päpste unaufhörlich zum Martyrium gingen, aber der erledigte Sitz frei und würdig, wie es immer in der Kirche geschah, wenn es frei geschah, wieder besetzt wurde.

---

[1] Jer. 4, 1.

Nein, als die Wahl der Bischöfe, der Päpste nicht frei war, als die Stellen der Kirche Gegenstände des Kaufes und Verkaufes waren — das war die verhängnißvollste Zeit. Wenn das Papstthum, wenn die Kirche Christi dem Untergang geweiht sein könnte, so wäre sie in jener traurigen Periode untergegangen. Gott ließ selbst den Apostolischen Stuhl auf kurze Zeit so umwölkt werden, damit der unsichtbare, ewige Hirte sich als der Schützer seiner Kirche zeige. Das Papstthum war stärker als seine Feinde, die es unterjocht zu haben meinten. Auch damals wurde der Glaube nicht verletzt, kein Irrthum konnte am Fuße des Apostolischen Stuhles Wurzel schlagen oder Gestalt gewinnen. In diesem Schutze, in diesem unverletzt bewahrten Glauben lag die göttliche Bürgschaft einer bessern Zukunft, die Quelle eines erneuerten Lebens. Wenn in der Natur eine Sonnenfinsterniß ihre Schatten ausbreitet, so treten einzelne Sterne hervor, als ob sie für Augenblicke das Amt des Lichtes übernehmen sollten, welchem das Gestirn sich entzieht, das bestimmt ist, den Tag zu erleuchten. Diese Sterne hätten aber ihr Licht nicht ohne Verbindung mit der Sonne; sie können sie nur ersetzen mit dem Lichte der Sonne; es ist die umflorte Sonne, welche durch sie wie auf einem Umwege das Licht sendet.

III.

In jener finstern Zeit ging ein Stern aus der Tiefe von Frankreich hervor. Dieser Lichtpunkt und Lichtquell war das stille Kloster Clugny. Hier war eine reine Stelle, frei vom Verderben; hier betete man Tag und Nacht für die an Haupt und Gliedern kranke Kirche; hier wurden hochbegabte, begeisterte junge Leute tief in die Schätze der Wissenschaft eingeführt. Selbst die Kunst in zarten und schönen Gebilden blühte in Kirche und Klosterräumen. Und die Engel des Himmels schauten mit Wonne in diese Scene der Reinheit, des Eifers und der Hoffnungen für die Zukunft.

Durch die Pforte dieses Klosters schritt eines Tages in Begleitung eines ältern, zurückkehrenden Mönches ein hochbegabter Jüngling, dessen ganze Seele von der tiefsten Sehnsucht nach höherer Wahrheit und nach Frieden erfüllt war, die hier vielleicht mehr als an einer andern Stelle der Welt ihm geboten wurden. Sein Wissensdrang benutzte die Mußestunden, um sich mit vielen Kenntnissen zu bereichern. Seinem frommen, tiefernsten Gemüth sagte die feste, strenge Ordnung, die Bändigung aller Leidenschaften ungemein zu. Bald bemerkte man an ihm die Zeichen eines außerordentlichen Geistes und Charakters. Seine Absicht war es, nie mit seiner Persönlichkeit auf dem großen Schauplatz der Welt zu erscheinen. In dunkeln Verhältnissen geboren — sein Vater war ein Zimmermann in der kleinen Stadt S a o n a im T o s c a n i s c h e n und lebte dürftig von

seiner Hände Arbeit —, wollte er in dem schönern Dunkel von Clugny sterben. Aber als er in der Verborgenheit gereift, führte Gott ihn auf wundergleichen Wegen zu mannigfachen kirchlichen Diensten in die Nähe des Apostolischen Stuhles. Es war empfindlich schmerzlich für die unentweihte Seele, eingeweiht werden zu müssen in das ganze Verderben der Zeit. Aber dem gottberufenen Arzt mußte schonungslos die Krankheit aufgedeckt werden. Er lernte auf großen geschäftlichen Reisen Deutschland kennen, deutsche Art, deutsche Begabung schätzen und ehren. Aber auch die großen Aergernisse und Versunkenheiten konnten ihm nicht entgehen. So bekannt, innig vertraut mit Ascese und Wissenschaft, mit der Einsamkeit und großen Geschäften, in der romanischen und germanischen Welt zu Hause, mit universalen Gaben ausgestattet, so rief ihn die Stimme der Noth, so rief ihn Gott, die Kirche auf den Apostolischen Stuhl. Beides gehörte zum Umschwunge der Welt zusammen, sollte der Umschwung eintreten: der Mann und die Höhe der Stellung. Ohne die apostolische Höhe seines Sitzes, ohne die ganze Kraft und das gottgegebene Ansehen des Papstthums, was hätte der Mann vermocht? Als er von der Höhe seines Sitzes seine erste Rundschau über die Kirche und die Welt hielt, ergriff tiefe Wehmuth seine Seele. „Oft habe ich Gott gebeten," sprach er, „mich entweder aus dem gegenwärtigen Leben zu befreien oder durch mich unserer gemeinsamen Mutter zu nützen. Die Kirche im Morgenlande ist vom Glauben abgefallen und wird von den Ungläubigen von außen her bekämpft; wirft man seine Blicke nach Süden, Westen und Norden, so findet man kaum irgendwo Bischöfe, welche auf rechtmäßige Weise ihr Amt erlangt haben, nirgends solche Fürsten, welche Gottes Ehre ihrer eigenen Ehre und die Gerechtigkeit dem Gewinne vorziehen; die Menschen, unter denen ich wohne, die Römer, die Lombarden und Normannen, sind ärger als Juden und Heiden; und wenn ich mich selbst betrachte," fügt er voll Demuth und Zerknirschung hinzu, „so finde ich mich durch das Gewicht meiner Sünden so bedrückt, daß mir keine andere Hoffnung des Heils übrig bleibt als die Barmherzigkeit Christi allein."

Gregor entrollte bald seinen Plan der Welt, „sein Programm" würde die moderne Welt es nennen. Uebrigens war es bekannt; er hatte niemals sein Programm verborgen. Es hieß: Wiederherstellung der alten kirchlichen Ordnung, die vergessen, versunken war; Freiheit und Unabhängigkeit der Kirche, dieser alten Ordnung gemäß. Vor allem also innerliche Befreiung der Kirche. Mit Entsagung und Selbstverläugnung haben die Apostel begonnen. Verstrickung in Familienbande hindert den apostolischen, den priesterlichen Beruf. Die Diener der Kirche hatten sich selbst unrechtmäßig Bande angelegt. Wer unrechtmäßig gebunden ist, ist in Ketten. Wer mit Rosengewinden bis zur

Ohnmacht gebunden wäre, auch der wäre in Banden. Eine Priesterschaft, welche mit Rosengewinden und Weltfreuden sich selbst bindet, wird nie das Joch abwerfen, das starke Hände von außen ihr auflegen. Erneuerung der Priesterschaft durch Entsagung, der Quelle vieler andern Aufopferungen, ist darum Gregors erster Plan. Zu gleicher Zeit greift er die äußere Knechtschaft an. Er pflanzt das große Gesetz auf: Keiner darf ein Kirchenamt, ein Bisthum, eine Abtstelle annehmen aus der Hand eines nicht kirchlichen Obern. Weltliche Fürsten dürfen in kirchliche Aemter nicht einweisen. Die Wahlen zu kirchlichen Aemtern sollen frei sein. So erhob Gregor das Panier einer doppelten Freiheit. Er greift die Kette, womit die Kirche gefesselt ist, an den zwei größten, mächtigsten Ringen und zerbricht sie.

Als Gregor VII. mit diesen Geboten in die Ketten der Kirche griff, klirrte es auf der ganzen Welt. Wie schrie alles, als er kräftig die Kette aus den Wunden zog. Denn überall waren diese Ketten hingezogen, an tausend Punkten befestigt, wie eingenietet. Die eine Hand erschütterte die Welt. Wie schwankte der Boden unter Gregors Sitz! Welche Leiden hatte er zu dulden! Die Verbannung war sein endliches Los. Aber er ließ die Kette nicht los, und bei seinem Tode war sie schon nur mehr in leicht zu entfernenden Stücken vorhanden. „Der Strick ist zerrissen, und wir sind befreit.“ [1] Und das that er, ein armer Handwerkerssohn, der, wie er in dem Dunkel der Handwerksstube geboren war, im Dunkel der Zelle erzogen wurde, im Dunkel des Exils starb, niemals materielle Macht besaß, in der höchsten Krisis eigentlich nur fünf Bischöfe wahrhaft an seiner Seite hatte. Nie hat der Geist einen größern Sieg gefeiert über die rohe Gewalt. Ohne Gregor wäre die schon so tief erniedrigte Kirche ganz verweltlicht. Sie war schon im guten Zuge zu dem kläglichen Ende der asiatischen Despotien, wo der Säbel in der Kirche regiert, und kriechende Kirchendiener mit stummen Verbeugungen die gottesdienstlichen Ordres und die religiösen Entscheidungen aus den Cabinetten erwarten. Und welche Würde kirchlicher Unabhängigkeit haben sich denn unter ungleich bessern Verhältnissen die Bischöfe und Priester der getrennten griechischen Kirche, der russischen Kirche bewahrt? In welcher Stellung befinden sich die sogenannten Bischöfe in Schweden, in Dänemark, in England?

In welch seltsamer Weise hätte die Kirche ihren Zweck verfehlt! Sie war in die Völkerwanderung eingetreten, um aus diesen rohen Massen christliche Völker zu machen, um in die Welt den Sauerteig des Evangeliums zu tragen, und nun hätte umgekehrt die Welt die Kirche in die Niederungen materieller Bestrebungen, weltlichen Begehrens und Genusses

---

[1] Ps. 123, 7.

herabgezogen. Aber nun war die Sphäre des Geistes gerettet. Die Realität einer höhern Welt, das Hineingreifen einer höhern Ordnung in die zeitliche, irdische, die Unantastbarkeit dieser Ordnung durch die Gewalt, das Heiligthum des Gewissens war erkämpft. Diese Errungenschaft ist den Anschauungen des Abendlandes so tief eingeprägt, daß die Sturmfluth der französischen Revolution, welche die äußere Erscheinung der Kirche ganz tilgte, diese christliche Anschauung von der Verschiedenheit der beiden Gewalten nicht verwischte. Als der gewaltigste Mann unseres Zeitalters eine neue Ordnung der Dinge auf den Trümmern aufzurichten beschloß, erschien vor ihm eine große Deputation und lud ihn ein, eine neue Kirche zu stiften und sich an deren Spitze zu stellen; so werde der Conflict am leichtesten gelöst. Aber der Mann, der damals in der Fülle seines Genies stand und vom Ehrgeize noch nicht umwölkt war, erkannte sogleich, daß dadurch gerade der unlösbarste aller Conflicte hervorgerufen werde, und rief aus: „Aber, meine Herren, ich, ein Mann der Schlachten, mit dem Degen an der Seite und den Sporen — wie kann ich eine Kirche gründen?“ Es ist unmöglich, und doch ist es außerhalb der Kirche oft versucht worden.

Die religiöse Freiheit wurde Anfang und Quelle aller Freiheiten. Jeder Herrscher im christlichen Abendlande konnte kein vollendeter Despot mehr werden. Er mußte eine Sphäre respectiren in ihrem freien Leben und Walten; er mußte eine große Selbständigkeit neben sich dulden. Das bahnte den Weg für andere Freiheiten. Ein Fürst, der daran gewohnt ist oder darüber mit sich einig ist, die Selbständigkeit und die freie Action der Kirche zu ertragen, der wird auch in der Stimmung sein, bürgerliche Freiheit zu ertragen. Wer despotischen Sinnes alle bürgerlichen Freiheiten vernichtet, der wird nicht die kirchliche als Anomalie bestehen lassen, den treibt die Logik der Thatsachen wider die Kirche, um welche Grogor VII. die eherne Mauer aufgerichtet hat.

Ihr bemerkt, der große Kampf Gregors mit der weltlichen Macht führt die Betrachtung bis auf die tiefsten Gründe der gesellschaftlichen Ordnung. Noch in Gregors Tagen, unter den heißen Kämpfen wurden schon diese Fragen erhoben, und die dunkelsten Probleme der Gesellschaft wurden aufgeworfen. Wie bei heftigen Erschütterungen der Erde die Meereswogen sich theilen, daß man plötzlich in große Tiefen sieht, die sonst dem Auge verborgen sind, so wurden bei diesem Geisteskampfe die tiefsten und geheimsten Grundlagen aller göttlichen und menschlichen Ordnung offen gelegt. Es erschienen Schriften, in welchen die Absetzung des Papstes angeregt wurde; es wurde die Verwirrung der Welt seinem Eigensinn zugeschrieben. Man schlug vor, auf einem Fürstencongreß die Sache zu berathen und zu ordnen. Man könnte manches, was damals geschrieben wurde, ganz gut überschreiben: Der Papst und der Congreß;

der Papst und Italien; die Bischöfe ohne den Papst; die italienische Frage. Die Fragen gingen noch tiefer. Wer hat den Vorrang, der Staat oder die Kirche? Wer ist der Obere? Gregor VII. hat nicht das mindeste Bedenken, zu behaupten: die Kirche. Die Kirche steht höher durch ihren Ursprung. Auch die Staaten sind durch Gott entstanden, aber mittelbar durch seine Vorsehung und Fügung in der Geschichte; jedoch die Kirche ist nicht von Menschen erbaut, sondern von Gott unmittelbar gegründet. Das Haupt der geistigen Dynastie, unsere Päpste, hat der menschgewordene Sohn Gottes selbst gesetzt. Die Kirche hat den Vorrang durch den Adel der Zeit. Die erste Ordnung, welche Gott im Paradiese begründete, war eine gottesdienstliche, eine kirchliche Ordnung der Menschenseelen zu ihm. Dann kam die Ehe und mit ihr die Gründung der Familie. Als die Familie sich verzweigte, wurde das Haupt der Familie naturgemäß das Haupt eines kleinen Staates. Sodann ist zu bemerken, daß Gregor VII. es mit christlichen Staaten zu thun hatte, mit Staaten, welche die christliche Religion zu ihrem Fundamente gemacht hatten. Niemals hat Gregor gelehrt, niemals ist es in eines katholischen Lehrers Sinn und Gedanken gekommen, aufzustellen, materiell sei der Staat von der Kirche gekommen.

Aber es wird doch von Päpsten in Gregors System gelehrt, zwei Schwerter seien der Kirche gegeben? Ja; aber sie setzen bei, das geistliche Schwert allein sei von der Kirche zu führen, das materielle für die Kirche, zu ihrer Vertheidigung. Die Kirche hat also das Schwert nicht in der Hand; sie hat es nicht zu handhaben, sondern nur anzurufen.

Aber Gregor sagt ja, die Kirche sei die Sonne, das weltliche Reich der Mond. Nun, ich sollte denken, damit sei sehr deutlich ausgesprochen, daß die weltlichen Reiche nicht von der Kirche gekommen. Gregor deutet zurück in die Schöpfungsgeschichte im heiligen Buche der Genesis. Nach dieser ist der Mond nicht aus der Sonne gekommen, sondern ebenso wie die Sonne erschaffen worden. Der Mond könnte sein Licht von einem andern Sterne als der Sonne, von einer spärlichern Lichtquelle erhalten; er würde in diesem Falle natürlich viel schwächer leuchten. Das irdische Reich kann ein schwächeres Licht empfangen als von der Sonne der göttlichen Offenbarung in der Kirche, z. B. aus der Quelle der bloßen menschlichen Vernunft.

Warum stellt aber Gregor immer in seinen Reden und Schriften gerade die Selbständigkeit und Hoheit der Kirche in den Vordergrund aller Betrachtung? Einfach darum, weil es sich um eine energische Vertheidigung und Rettung der Kirche handelte. Die Freiheit der Kirche, nicht die Unterwerfung des Staates war sein Programm, wie er es auch im Sterben erklärt hat. Und in dieser Anerkennung wurde über dem Grabe Gregors der Friede geschlossen, der Gott gab, was Gottes ist, und

dem Kaiser, was des Kaisers ist, wo Schwert und Hirtenstab sich mit klarer Erkenntniß nach Ueberwindung der Störungen und Mißverständnisse kreuzten, und eine schöne Periode des Friedens sich ankündigte.

Nun geht aber noch ein Phantom in der Welt um, welches wir uns etwas näher ansehen müssen. Wenn Gregor VII. die gefesselte Kirche befreien wollte, so handelte es sich natürlich um ein energisches Anfassen der Sache. Der größte Gegner des Befreiers der Kirche war Heinrich IV., König der Deutschen. Wenn die unparteiliche Geschichte das Bild dieses Kaisers uns vor Augen führt, nimmt sie gewiß für ihn sehr abwechselnd bald unser Mitleid, bald unsere Entrüstung in Anspruch. Frühe vaterlos, aufgewachsen ohne alle ernste Zucht, mit Absicht verdorben, so trat Heinrich unter trüben Anzeichen die Bürde der Regierung an. Seine Unterthanen wollte er durch den Aufbau von Zwingburgen niederhalten; seine ehebrecherischen Verhältnisse zerrütteten sein Familienleben und erfüllten die Tage seiner treuen, edeln Gattin mit tiefem Kummer; sein Druck rief Empörungen hervor; die Kirchenämter vergab er an die unwürdigsten Menschen; im Glücke hohnlachte er über alle Ermahnungen; alle guten Vorsätze, welche er im Unglücke machte, waren von sehr kurzer Dauer. Unser Erzbischof Udo, der lange noch aus Liebe und Mitleid zu ihm hielt, konnte nicht umhin, entschieden mit ihm zu brechen. Der Conflict mit der sich im Geiste erneuernden Kirche konnte nicht ausbleiben; Heinrich mußte auf seinem Wege der heldenmäßigen Gestalt Gregors begegnen. Zum Glücke sind die Conflicte der Päpste mit den Fürsten auf wenige Fälle beschränkt und betreffen meist Ehebrecher und Kirchenräuber. Der Papst sprach über Heinrich die Excommunication aus. Die Wahlherren des Reiches schrieben sich nach der bestehenden Ordnung das Recht zu, einen andern König zu wählen. Sie machten Miene, von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Da eilte Heinrich zur winterlichen Zeit über die Alpen, um bei dem Papste Lossprechung zu finden und so dem gefürchteten Spruch der Wahlherren zuvorzukommen. Dem Papste kam er sehr ungelegen, denn er wußte, warum er kam. Heinrich traf ihn auf der Burg zu Canossa. Durch das Thor und die äußern Gebäude, die den Hof umgaben, schritt er hindurch und stellte sich im Bußhemd unter die Wohnung des Papstes. Wie gesagt, der Papst hatte ihn nicht gerufen; der Papst kannte seine Absichten; er hätte lieber gesehen, wenn er weggegangen wäre.

Aber das Bußhemd! In dem harten Winter! Der Kaiser hat es selbst angelegt. Der Papst hatte es ihm nicht übergeworfen. Es hatte in jenen Zeiten nichts Entehrendes; fromme und tapfere Fürsten jener Zeit trugen es zur Buße oft freiwillig. Wegen Erkältung dabei kann man unbesorgt sein. Das Bußhemd war eine Art Robe oder Talar, welcher über alle andern Kleider angezogen wurde und dem schlauen Büßer

zu Canossa so wenig Kälte verursachte als dem Richter oder Advocaten seine amtliche Robe oder dem Geistlichen sein Talar.

Aber drei Tage und drei Nächte stand der Kaiser unter freiem Himmel! Ja, sagt der Roman, die Geschichte nein. Was hat er denn in der Nacht gethan? Höchst wahrscheinlich — geschlafen. Wir können ihn wenigstens verfolgen bis an sein Lager; und ich wünschte allen meinen Zuhörern einen so gesunden Schlaf, wie dieser nervenstarke Recke des Mittelalters ihn ohne Zweifel genossen.

Aber der deutsche Patriotismus — muß er sich nicht empören! Nun die Entrüstung kam mir, wo ich sie fand, nur vor, wie eine officielle. Wenn der Prophet Nathan den König David so ernst zurechtweisen durfte, wenn der hl. Ambrosius dem Kaiser Theodosius an den Thoren der Kirche unter Vorhaltung seiner Blutschuld den Weg vertreten konnte, wenn in andern Ländern andere Fürsten ihre ernsten Mahner finden durften — nun, so wird Deutschland doch kein Privilegium in Anspruch nehmen können, wenn es sich um eine so flagrante Verletzung aller Ordnung und alles Rechtes handelt; gerade Heinrich IV. repräsentirt die rohe, unbändige Gewalt am allermeisten, die größte Feindschaft wider die kirchliche Freiheit.

Merkwürdiges Los! Heinrich starb im Exil der Kirche, im Kirchenbanne, Gregor im Exil der Welt. Bei allen Siegen seines Geistes, bei aller Macht der Kirche hat man ihn nicht aus dem Exil ausgegraben und nach Rom gebracht. Bei großem Umschwunge der Dinge pflegen die größten Todten aus der Verbannung in die Erde ihres Vaterlandes zurückgerufen zu werden. Schade, wenn je seine Asche dem exilirten Grabe entnommen würde.

Bleibe im Exil, großer Papst, und lehre uns aus deinem Exil die Ungerechtigkeit hassen und darum von ihr tödtlich gehaßt werden, die Gerechtigkeit lieben und dabei im Stiche gelassen werden, ins Exil wandern und darin sterben. Das wäre, wenn es an einem Papste des 19. Jahrhunderts geschähe, nur eine Nachahmung des 11., und es wäre auch dies nichts Neues unter der Sonne. Bestätige mit deinem großen Exil, was Pius IX. gesagt hat: „Der Papst kann umkommen, aber damit kommt das Papstthum nicht um.“ Pius IX., von Natur weichern Herzens als du, aber Papst wie du, mit demselben Gewissen, hat vor einigen Jahren zu seinem Troste dein Grab besucht. Entfernt von dem Gedanken, dir gleichzukommen, rankt er an dir hinauf mit seinen Hoffnungen, wie eine demüthige Pflanze an dem Stamme einer heldenmüthigen Eiche. Bleibe im Exil und lehre uns, daß Gewalt nicht eine bleibende Autorität hat, daß von der Geschichte mancher geistig geächtet ins Exil wandert, wenn auch seine Gebeine unter einem Thurme von Marmor in der Heimat ruhen, und daß mancher hingegen

geistig aus dem Exil zurückgerufen wird. So bist du zurückgerufen. Du bist geistig nicht im Exil, solange es Herzen gibt, welche Seelenadel und hohen Charakter ehren, und solange es eine Ewigkeit gibt, wo Gott den Streiter für die Gerechtigkeit mit seiner Krone erwartet. Amen.

Der Papst im höchsten mittelalterlichen Glanze.

„Ich sah die heilige Stadt, das neue Jerusalem herabsteigen aus dem Himmel, von Gott zubereitet wie eine Braut, die für ihren Bräutigam geschmückt ist."
Offb. 21, 2.

„Eine Stadt, die auf einem Berge gelegen ist, kann nicht verborgen werden", sagt der Heiland im Evangelium. Indes, wenngleich immer weithin sichtbar, wird eine solche Stadt auf hohem Berge doch nicht immer den gleichen Anblick bieten. Sonnenglanz oder Ungewitter — das ändert schon vorübergehend an ihrer Erscheinung. Unter den Einwirkungen langwieriger und heftiger Kriege werden die landschaftlichen Schönheiten der Umgebung ihr genommen; die hohen Bäume werden gefällt und die niedrigen Rosenstöcke zertreten. Wenn die treuen Bewohner und Regierer der Bergstadt sich auf das Nothwendigste beschränken müssen, nur die gefährlichsten Schäden vorab ausbessern können und vor allem nur auf die Vertheidigung der wichtigsten Punkte zu denken haben, wird der Eindruck der Stadt auf dem Berge ein einfacher, ja sehr ernster und strenger werden. Am sichtbarsten tritt dann ihr Kampf um eine würdige Selbsterhaltung hervor. Ist aber die Noth überstanden, Sieg und Frieden geschenkt, so wird die Natur bald wieder die traurigen Spuren der Zerstörung mit ihrem frischen Leben überspinnen; die hohen Bäume und die kleinen Rosenstöcke werden sich wieder erheben; wie mit neugewonnener und neuverbürgter, mit vertiefter und erhöhter Kraft wird die Stadt sich erneuern. Man wird die geschwärzten und verdunkelten Gebäude färben und schmücken, die Giebel und Firsten mit neuem Muthe höher führen, die lückenhaft gewordenen Straßen wieder schließen und weiter in neuen Einrichtungen und Denkmälern die nützlichen und schönen Zeichen des gewonnenen Friedens aufrichten. Ein reiches, heiteres Leben wird ein- und ausströmen. Die Stadt auf dem Berge wird das weithin sichtbare Bild eines von neuem Leben durchströmten und in Mannigfaltigkeit prangenden Gemeindewesens sein.

Wenn unser Heiland von der Stadt auf dem Berge spricht, so meint er die heilige Kirche, deren Gründer er selbst ist. Der fürstliche Bauherr, der Grundherr hat für seine zukünftige Wohnung und Stadt

den rechten Fleck zu wählen und zu sagen: hier und nirgends anders soll sie stehen. Gott, der Grundherr aller Dinge, hatte so in geistigem Sinne die Stellung für seine Kirche in der Welt zu wählen; er hatte zu bestimmen, ob sie verborgen sein oder in hoher Sichtbarkeit vor den Menschen glänzen solle. Und er hat für ihre Stellung auf Erden die größte Sichtbarkeit gewählt, also daß kein Reich der Welt und keine menschliche Schöpfung soweit solle gesehen werden wie die Kirche, d. h. im Bilde ausgedrückt: Er hat sie auf dem Berge erbaut.

Diese Stadt Gottes hatte in unserem letzten Vortrage sich uns in dem Kampfe um ihre Befreiung aus einer tödtlichen Umstrickung der weltlichen Gewalt, im Kampfe um ihre Erhaltung vor Augen gestellt, auf sehr nothwendige Punkte beschränkt, in einfachen, strengen Kriegsformen. Die Stadt Gottes, schon im Alten Testamente vorgebildet unter dem „Thurme Davids, von dem die Schilde hangen", bot uns letzthin einen Anblick, in welchem sie dieses Vorbild ganz erfüllte.

Diesem ernsten und strengen Anblick gegenüber bietet sich uns die Stadt Gottes auf dem Berge heute dar an dem schönen Tage nach dem Siege, in der wenngleich kurzen Periode eines so großen, vollkommenen Friedens, einer so ausgebreiteten und beinahe allgemein anerkannten Macht über die Seelen, daß der Wiederschein dieses doch immerhin erbleichten Glanzes in der Geschichte mit wunderbarem Reize fesselt. Diese Friedens- und Heilsperiode fällt vorzüglich in die Zeit und gleich nach der Zeit, da Papst Innocenz III. die Schlüssel der heiligen Bergstadt führte. Wie Gregor der größte Streiter, so ist er der größte Fürst im Frieden des Apostolischen Stuhles. Nach den sturmvollen Zeiten, deren Kampf- und Siegesfahne der Name Gregor VII. gewesen, war diese Periode eben die in dem Sturme gesäte, nun im Sonnenlichte gereifte Frucht der großen gregorianischen Kämpfe. Gregor VII. hat im Sturme gesät, was ein Jahrhundert später Innocenz III. geerntet hat. Das ist das Los der schnell vorüberwandelnden Menschengeschlechter: wer sät, der könnte meinen, seine Saat sei vergeblich und verloren, so lange dauert es, bis sie aufgeht. Der Heiland hat seinen Aposteln ausdrücklich erklärt, daß dieses Gesetz auch für die Arbeiter in seinem Reiche nicht abgeändert werde [1]. Wenn aber Gott in späterer Zeit die Menschen mit dem Anblicke der Ernte erfreut, dann weiß er aus den Aehren der Ernte einen Kranz der Belohnung demjenigen zu winden, der gesät hat, der freilich dann verschwunden ist und den Tag der Ernte nicht erlebt hat, so daß „sich beide freuen, der gesät und der erntet". Wie konnte Gregor sich freuen, wenn er vom hohen Himmel in den glänzenden Tag der Kirche unter Innocenz III. hineinschaute, wenn er gedachte, wie er vordem die Kirche ge-

[1] Joh. 4, 37.

funden hatte, die Braut Christi erniedrigt, die Söhne der Kirche den Häretikern, Ehebrechern und Eindringlingen unterworfen, die Schande und Schmach dieser Menschen auf die Kirche übertragen, und wie sie nun dastand, daß es war, als sähe man auf Erden an der sichtbaren, streitenden Kirche in schnellem Vorübergehen die Gestalt der triumphirenden Kirche, die Johannes in der Offenbarung schaute, daß es war, als könnten die Seligen des Himmels herabrufen, was Johannes im Namen der pilgernden Kirche hinaufgerufen hat: „Die Vermählung des Lammes ist gekommen, und seine Braut hat sich bereitet.“[1] Dieses Pontificat vorzüglich ist ein Kirchentag, an dem die Christenheit wie bräutlich geschmückt aufglänzte in einer Sammlung und Vereinigung von verschiedenen Vorzügen, Gaben, Gnaden und allerlei geistigen Gütern, wie sie dieselben, so vereinigt und versammelt, niemals wieder besessen hat. Eine solche aufrichtige, treue Vereinigung von Fürsten und Völkern um den Apostolischen Stuhl, eine solche Verbindung von gründlicher Wissenschaft und gründlichem Glauben, von Genie und Demuth, von Poesie und Kunst, von liebenswürdigem Gehorsam und männlichster Charakterstärke, von Thätigkeit und Beschaulichkeit, von Schweigen und Beredsamkeit, von weltlichen Heldenthaten und kirchlichen Aufopferungen, ein so tief begründeter Friede zwischen Kirche und Weltreich, eine solche Verbrüderung christlicher Völker untereinander — soll jemals eine gleiche Zeit wiederkehren? Nur Gott weiß es. Von uns ist sie gewiß in die weiteste Ferne der Zukunft entrückt, und das Leben keines von uns wird jemals auch nur die äußersten Ränder derselben berühren. Freilich — brauche ich das noch zu sagen? — es ist eigentlich trivial, es nur zu bemerken, auch diese im ganzen so schöne Zeit hatte ihre Mängel, ihre Unvollkommenheiten, ihre Leidenschaften und Sünden. An dem reinsten Sonntage aber, wo Frühling oder Sommer in jedem Strauche uns anlacht, wo die frohen Menschen die Sonne, das höher leuchtende Gestirn preisen, wird nur die Grämlichkeit lieber an die Wahrheit erinnern, daß auch die Sonne Flecken hat, und sich damit beschäftigen, diese Flecken zu beschreiben. Wir werden dies um so weniger mit dem Glanztage des Apostolischen Stuhles und der ganzen Kirche thun, als wir ja überhaupt nur wenige, einzelne Züge des überreichen, geschichtlichen Bildes in der zugemessenen Zeit darstellen können. Wir wählen als solche Züge des Friedens besonders den ruhigen und wahrhaft glücklichen Besitz des Kirchenstaates, das besonders durch neue geöffnete Brunnen, durch Predigt und Andacht erfrischte Leben des Glaubens und der Liebe in der Kirche jener Zeit, welches Leben des Glaubens und der Liebe am Schlusse des großen Pontificates glänzend und sichtbar in dem all-

---

[1] Offb. 19, 7.

gemeinen Concilium, dem vierten in der altberühmten Laterankirche abgehalten, hervortrat.

Das sind einzelne leuchtende Punkte jener Zeit, an welche ich Eure Aufmerksamkeit und Betrachtung rufe.

I.

In diesem Augenblicke, wo ich, den Gegenständen unserer Vorträge folgend, es unternehme, über die weltliche Herrschaft des Papstes einige Worte zu reden, ist diese weltliche Herrschaft thatsächlich beinahe gänzlich vernichtet. Zu gleicher Zeit, wo die Waffen in einer unerhörten Weise des Krieges den Kirchenstaat zertrümmern, sind die Druckereien mit vielen entehrten Federn thätig, die Anschauung und Auffassung der katholischen Völker mit ihrer Schwarzkunst zu bearbeiten, wider die päpstliche Regierung sogenannte öffentliche Meinung zu machen und den Kirchenstaat, dessen Dasein wesentlich auf moralischen Kräften der allgemeinen Theilnahme, der Sympathie der katholischen Völker beruht, in den Anschauungen und Gefühlen der Völker zu entwurzeln und zu zerstören. Man denkt richtig, nur mit der völligen Entwurzelung in den Sympathien der katholischen Völker wäre dieser Staat erst wahrhaft todt. Man bemüht sich darzustellen, die Jahrhunderte hätten Unrecht gethan, den Kirchenstaat zu bilden, was freilich im geradesten Widerspruch steht mit den Aussprüchen des gewaltigsten politischen und militärischen Genies unseres Zeitalters. Denn der weltlich größte Mann des Jahrhunderts bewunderte, so lange sein Ehrgeiz nicht alle Schranken durchbrach, unumwunden die Schöpfung des Kirchenstaates und sagte: „Die Jahrhunderte haben es gemacht, und sie haben es gut gemacht." Ich empfinde in mir nicht das mindeste Bedürfniß, vor rohen Thatsachen, darum nur, weil sie vollzogen sind, das Knie zu beugen. Ich ziehe den aufgeregten Augenblick nicht den „Jahrhunderten" vor. Und mit dem Strome sogenannter öffentlicher Meinung zu schwimmen, dazu ist augenblicklich dieser Strom mir zu trübe und zu schlammig. Ich meinerseits denke, von einem neulich gegebenen Rathe, der es für die Summe aller Weisheit erklärt, sich freundlich zu den rohen Thatsachen zu stellen, was man sonst nennt „mit den Wölfen heulen", keinen Gebrauch zu machen. Ich halte es für Charakterlosigkeit, immer mit dem Strome zu schwimmen, selbst wenn man ihn nicht aufhalten kann. Gerade im Gegentheil! Wenn ich zu anderer Zeit über das Pontificat Innocenz' III. und über die glänzendste, mittelalterliche Zeit der Kirche zu reden hätte, so würde ich wahrscheinlich den Kirchenstaat nur vorübergehend erwähnen. Heute aber halte ich mich gerechtfertigt, wenn ich wegen der Lage der Dinge nicht so schnell vorübergehe. Die Zukunft dieser weltlichen Herrschaft des Apostolischen Stuhles steht schließlich nicht bei den großen Propheten der Kammern und Zeitungen, sondern ruht

zugleich mit der Zukunft und allen kaiserlichen und königlichen Kronen in Gottes Hand. Die Vergangenheit aber, die „Jahrhunderte, die es gut gemacht haben", den Kirchenstaat zu bilden, Gottes Fügungen in diesen Jahrhunderten sollen stets ihre Anerkennung finden. Wenn man aber gar grundsätzlich die Bildung und die Fortdauer des Kirchenstaates tadelt und verwirft, so greift man damit offenbar das Lehramt der katholischen Kirche selbst an und beschuldigt die Kirche, daß sie jahrhundertelang in den Grundsätzen sich geirrt habe. Wer das thun will, soll aber auch wissen, was er thut.

Das kirchliche Oberhirtenamt des Papstes ist kraft einer unmittelbaren göttlichen Einsetzung auf Erden gegründet. Es hat die förmliche göttliche Verheißung, daß die Pforten der Hölle es nicht überwältigen werden. Die weltliche Herrschaft des Papstes über den Kirchenstaat ist nicht solcher göttlichen Einsetzung und hat diese Verheißung nicht erhalten. Aber diese Herrschaft wurde zu einer Nothwendigkeit infolge der göttlichen Einsetzung und der geschichtlichen Entwickelung des kirchlichen Oberhirtenamtes. In demjenigen aber, was nach nothwendigem Zusammenhange geschieht, liegt eine göttliche Fügung verborgen. Die weltliche Herrschaft des Papstes ruht auf einer göttlichen Fügung, ist providentieller Einsetzung. Denn das von Gott eingesetzte kirchliche Amt des Papstes muß eine solche Stellung einnehmen, daß es nach seiner Natur und seinem Berufe wirksam sein kann. Gott hat es offenbar nicht eingesetzt, um ohne Wirkung oder mit mangelhafter Wirkung dazustehen. Nach seinem göttlich ausgesprochenen Berufe aber, nach dem von Gott ihm eingeschaffenen Berufe muß es in gleicher Weise wirksam sein für die ganze Erde. Der Hirt muß mit seiner Stimme und seinem Wirken jedes, auch das räumlich entfernteste Schaf seiner Herde erreichen; im andern Falle ist er nicht mehr dessen Hirt. Der Apostolische Stuhl, von dem der Katholicismus ausgeht, muß mit dem Katholicismus geistig allgegenwärtig sein im ganzen Erdenraume. Hier ist der Mittelpunkt, das Centrum, und dieser muß zu allen Punkten des Umkreises das gleiche Verhältniß haben. Das wäre nicht ein Mittelpunkt, der zu einem Punkte des Umkreises mehr hingeneigt, von einem mehr abhängig wäre. Der Apostolische Stuhl darf von einem Punkte der Erde nicht mehr abhängig sein als von jedem andern. Die Unabhängigkeit von allen also ist für ihn ein nothwendiges Erforderniß; und zwar muß diese Unabhängigkeit niemand zweifelhaft, es muß eine offenbare, der Welt sichtbare Unabhängigkeit sein. Denn die Wirksamkeit des Apostolischen Stuhles ist eine moralische, eine geistige; sie ruht auf dem Vertrauen der verschiedensten Völker und Menschen. Das Vertrauen fordert aber, daß man der Unabhängigkeit gewiß sein kann. Gewiß kann sie nur sein, wenn sie sichtbar ist. Unabhängigkeit in zweifacher Beziehung: im innern Wesen und in der sichtbaren Erscheinung, ist dem Papste nothwendig.

Diese nothwendige Unabhängigkeit des Papstes in dieser doppelten Hinsicht, nothwendig von Petrus bis zum letzten Papste — wie soll sie im Fortgange der Geschichte statthaben? Etwa in einer ununterbrochenen, immer den natürlichen Lauf der Dinge unterbrechenden und darum schroffen Kette von lauter Wundern? So pflegt Gott nicht zu handeln. Seine Regel heißt — er hat sie selbst uns geoffenbart — „Gott greift von einem Ende zum andern mit Macht und ordnet alles mit Milde“ [1]; also nicht in beständig unterbrechendem, schroffem Eingreifen. Demgemäß leitet er seine größten Wunder sofort in den natürlichen Lauf der Dinge und verknüpft sie mit dem ordentlichen Zusammenhange der Ereignisse, stellt ihre Entwickelung unter den Schirm der natürlichen Gesetze. So stellte Gott z. B. die jungfräuliche Mutterschaft der hl. Maria und seinen menschgewordenen Sohn — diese größten Wunder — unter den natürlichen Schutz der Ehe, der Familie. So ließ er, der in Christo als die wesenhafte Wahrheit wunderbar erschienen war, seine Wahrheit von den Aposteln hören, schauen, in der Heiligen Schrift aufzeichnen und im menschlichen Worte in seiner Kirche verkündigen. Von Gott darf man keine überflüssigen Wunder fordern. Unabhängigkeit aber kann man auf Erden schaffen ohne Wunder, und zwar sehr sichtbare Unabhängigkeit. Gott gibt seinem Wirken, so bald als möglich, eine sichtbare Hülle. Und um diese Hülle ist es eine merkwürdige Sache. Sie hat eine sehr wichtige Beziehung zum Glauben. Sie ist so dicht, daß, wer nicht glauben will, an der Hülle kleben und sich einreden kann, alles natürlich zu erklären. Und sie ist wieder so durchsichtig, daß, wer guten Willens ist, das Werk Gottes in der Hülle erkennt. Wie viele glaubten ehedem, der Apostolische Stuhl werde untergehen, wenn kein deutscher Kaiser mehr da sei! Wie viele freuen sich jetzt schon zum voraus auf den Untergang des Papstes, wenn er nicht mehr die schirmende Hülle des Kirchenstaates habe! Sie thun übrigens insofern gut, sich zum voraus zu freuen; hintennach möchte doch die Freude ausbleiben. In der That, ohne Wunder bestand noch in allen Weltverhältnissen, die es seit Gründung der christlichen Kirche gegeben hat, auch diese sichtbare Unabhängigkeit des Apostolischen Stuhles vor allen Mächten der Welt. Vom hl. Petrus an waren die Päpste stets offenbar unabhängige Souveräne.

Wie? Petrus, der arme Fischer unabhängig? Gewiß. Er trug vor der ganzen Christenheit die Zeichen seiner Unabhängigkeit in seinen Wunden, in seiner Martyrkrone. Die Martyrkrone ist auch eine königliche Krone, und sie war dies für die Päpste drei Jahrhunderte lang. Denn, wen alle blutig zurückstoßen, wem man alles versagt, selbst das nackte Leben, und wer sich in vollständige Entsagung einhüllt und damit

---

[1] Weish. 8, 1.

vor die Welt tritt, der ist ganz unabhängig und erscheint ganz unabhängig. Niemand wird glauben, daß der Kaiser Nero durch einen bevollmächtigten Minister den hl. Petrus beeinflußt habe. Seine Ketten, die der hl. Augustin mit Recht eine Krone nennt, sein Kreuz, sein Martyrtod beweisen die Souveränität seines Amtes sehr einfach. Petrus war gegen all solches Mißtrauen geschützt. Niemand wird glauben, daß die spätern Tyrannen Roms bei den Päpsten Linus, Cletus, Xystus verhandelt, ihnen geheime Agenten geschickt, durch Cultusminister mit ihnen in Verkehr getreten seien. Damals hieß es: keine Verhandlungen, keine Uebereinkunft. Die Martyrkrone offenbarte die Unabhängigkeit. Wer nun will, daß die Martyrzeit für die Päpste wiederkehre, nun ich gestehe, der raubt den Päpsten im Grunde die Souveränität nicht, er ändert nur die Krone. Christus erschien den Heiligen oft mit zwei Kronen, einer Dornenkrone und einer goldenen Krone; sie wählten die Dornenkrone. Das betraf ihr privates Leben. Aber wer eine Weltstellung hat wie der Papst, der kann sich sein Los nicht wählen, ob er Martyrer sein will; das wird von großen Weltgeschicken bestimmt. Hätte es Gott in seinen Rathschlüssen gefallen, das Martyrthum fortdauern zu lassen bis zum Ende der Zeit, so hätte der Papst keinen Kirchenstaat und brauchte keinen. Die Dornenkrone würde ihn ersetzen. Da habt Ihr die Antwort auf die Frage: warum denn Petrus und viele seiner Nachfolger den Kirchenstaat nicht besessen hätten, und doch hätten sie Päpste sein können. Nun ist das Martyrthum durch die Kraft, die ihm Gott gegeben, der Same der Christen geworden und hat die Welt erobert. Die Völker und Reiche haben die Verfolgung aufgegeben; sie sind mehr oder weniger vom christlichen Geiste durchdrungen. Das Christenthum ist eine Macht in allen Staaten; alle Staaten haben katholische Unterthanen, die meisten in großer, viele in ganz überwiegender Zahl. Der Papst hat mit allen Staaten und Reichen zu verhandeln; sein Sitz wird der Mittelpunkt, um welchen sich die Gesandten scharen. Oft war das Martyrthum nicht so bitter, als es schwer war, den Wünschen der Mächte zu widerstehen und gegen Winkelzüge und Drohungen Tag um Tag, Schritt um Schritt zu kämpfen.

Wenn nun der Papst Unterthan eines Fürsten wäre, mit welchem Mißtrauen würden andere Reiche und Völker die Beziehungen zwischen der Krone und diesem seltsamen Unterthan beobachten? Mit welchem Argwohn würde man seine Worte und Weisungen aufnehmen? Auch das Beste vorausgesetzt — was man in den jetzigen Verhältnissen und nach den an den Bischöfen vorgekommenen Fällen nicht voraussetzen kann — daß man keine ungebührlichen Forderungen stelle, daß der Papst vollkommen unabhängig bliebe, der Schein wäre doch gegen ihn. Freundschaft und Feindschaft, Bündnisse und Kriege der verschiedenen Mächte

und Völker würden seine Stellung zu den Seelen verrücken. Wie leicht könnten dem Papste die Wege des Hirten zu den Herden gesperrt werden? Wie leicht den Christen die Wege zum Hirten verlegt werden? Die Eifersucht der Mächte würde Rom in alle Kriege hineinziehen; es würde von beständiger Unruhe umkreist sein. Um den Ort in Asien, wo auch nur der kleine Vorsteher der abtrünnigen Armenier weilt, streiten Rußland, Persien und die Türkei. Hier kann die Stellung, würdig und angemessen, nur ruhen in einem von allen respectirten, neutralen Lande, das zu klein ist, um irgend jemand zu bedrohen, und groß genug, um die Unabhängigkeit zu bewahren und der Welt zu verbürgen. Das ist der einzige Zweck des Kirchenstaates, die Unabhängigkeit des Papstes zu bewahren und zu zeigen; er ist gewissermaßen die nothwendige, natürliche Umgebung, der Rayon um den heiligen Felsen des hl. Petrus, um den Apostolischen Stuhl. Hier ist keine Vermischung des Geistlichen und Weltlichen. Der Heiland hat gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"[1]; das sagt auch der Papst als Statthalter Christi. Der Kirchenstaat ist nicht dieses Reich, wovon Christus in dieser Stelle spricht. Es kann jemand Unterthan im Kirchenstaate sein, ohne dem Reiche der Kirche anzugehören. Leben denn nicht in Rom viele Hunderte von Juden? Für die Beziehung der Seelen zum Heiligen Vater macht es keinen Unterschied, ob diese Seelen in die Bevölkerungslisten des Kirchenstaates einregistrirt sind oder in der statistischen Nachweisung irgend eines andern Staates sich befinden. Niemand von uns würde damit mehr katholisch werden, wenn er aus Preußen auswanderte und Bürger des Kirchenstaates würde.

Als Innocenz III. den Apostolischen Sitz bestieg, es war im Jahre 1198, da war um die päpstliche Tiara schon längst auch die Krone der weltlichen Herrschaft gewunden und der Kirchenstaat als der natürlichste Schirm und als die den Menschen sichtbarste Garantie der Unabhängigkeit gebildet. Diese Bildung geschah so natürlich und darum so allmählich, daß man den Ursprung, das Aufkeimen und Sprossen dieser Staatsschöpfung in den einzelnen Phasen gar nicht bemerkte, ähnlich wie man das völlig geräuschlose Keimen und Wachsen der Pflanzen, die Erstreckung der Aeste und Zweige eines Baumes nicht nach der Uhr und nach Minuten bestimmen kann. Man kann nur wiederholen: „Die Jahrhunderte haben es gemacht." Wir alle, die Kinder einer Zeit voll Aufregung und voll Umsturz, sind gewohnt, durch plötzlich eintretende, lärmende Ereignisse und durch kühnes Zugreifen einzelner neue Reiche oder neue Throne wie aus dem Boden, wie mit einem Zauberschlage sich erheben zu sehen. Man kann den Tag der Entstehung, beinahe die Stunde auf der Uhr angeben;

---

[1] Joh. 18, 36.

mit der Entstehung ist auch alles fertig und vollendet. Mit Artilleriesalven oder großen Beleuchtungen, mit großer Gratulation in Uniform und Frack, mit Tafel und obligaten Reden wird das Entstandene gefeiert. Es gibt ein Land, wo man einen Thronwechsel, eine neue Dynastie, Revolution, Staatsveränderungen, alles förmlich nach bestimmten Monaten des Jahres benennt. Das ist der schneidendste Contrast zu dem Werke, das die „Jahrhunderte gemacht haben", zum Staate des Apostolischen Stuhles.

Die ersten Anfänge dieser Herrschaft zeigen sich in frommen Schenkungen von Grundgütern, Ländereien und Meierhöfen an den Apostolischen Stuhl. Diese Schenkungen reichen noch hinab in die Zeit der Katakomben. Als ob der Geist der Weisheit und der Liebe schon die erste Vorbereitung hätte treffen wollen für einen kommenden Umschwung in der Welt und für eine dem entsprechende neue, unabhängige Stellung der Päpste, wurden damals von reichen Christen die ersten Grundgüter dem Apostolischen Stuhle übergeben. Während dieser Heilige Stuhl in den Katakomben stand, und die ihn bestiegen mit der Besteigung selbst zum Tode designirt wurden, wurden auf der Oberfläche der Erde zugleich schon unter dem Zeichen des Unterganges die natürlichen Fundamente einer zukünftigen Unabhängigkeit gelegt. Als der Kaiser Konstantin das bisher ins Dunkel geflüchtete Kreuz vor der Welt erhöhte, räumte er dem aus den Katakomben heraufgestiegenen Papstthum wie in einer Ahnung einen Palast ein, den alten Palast der Familie der Laterane, und erbaute an den Palast die Laterankirche, die erste Mutterkirche der gesamten Christenheit auf der Oberfläche der Erde. Der Kaiser selbst aber in einem richtigen Gefühle, daß die Stellung eines weltlichen Herrschers neben dem Throne des Papstes unzuträglich geworden, baute im fernen Osten, an den Grenzen Europas sich eine neue, weltliche Residenz. „Neurom" wollte man sie genannt wissen; aber wieder verschmähte ein richtiges und tiefes Gefühl der christlichen Völker diese Benennung; man nannte sie nach ihrem Erbauer die Stadt des Konstantin, und Konstantinopel heißt sie bis zu diesem Tage. Die Kaiser gingen nach Mailand, nach Trier; aber in Rom, ihrem alten Sitze, werden sie nicht mehr heimisch. Es war, wie wenn ein unsichtbares Gesetz der Dinge ihren Thron versetzt hätte. Der Papst im Lateranpalaste sah durch neue Schenkungen von Land und Leuten den Kranz seines Gebietes immer mehr sich zusammenschließen. Er übte bereits eine gewisse Regierung über die Insassen seiner Besitzungen aus. Mit besondern Privilegien wurden die Besitzungen des Statthalters Christi ausgestattet.

Nun kamen die furchtbaren Kriege der Völkerwanderung; ein schreckliches Ereigniß jagte das andere. Attila zog heran und stand mit seinen Hunnen vor den Thoren Roms. Rom war in seiner Hand. Da zog Papst Leo der Große hinaus, und in merkwürdiger Ehrfurcht und Scheu

zog Attila sich vor der Majestät des Papstthums zurück. Von den alten Souveränen verlassen, dem furchtbaren Menschen, der sich selbst eine „Geißel Gottes“ nannte, als Beute preisgegeben, wurde die große, die ewige Stadt mit ihren Denkmälern, mit ihrer Kunst, mit ihrer Existenz nur unter den Fittichen des Pastthums gerettet. Könnt Ihr denken, daß in einer Zeit, wo die Länder herrenlos geworden, weil die Herren kraftlos geworden, eine solch rettende That stattfinden konnte, ohne daß unwillkürlich sich das Volk vor dem beugte, der seine sichtbare Vorsehung geworden? Die materielle Macht des frühern Kaisers war verschwunden; die moralische, geistige Macht der Päpste hatte ihre Stelle eingenommen und schreitet zum erstenmal sichtbar in der Geschichte ohne Wollen der Päpste die Stufen zu einem Throne hinan, der anfangs beinahe unsichtbar ist, aber immer deutlicher hervortritt. Drei Jahrhunderte von nun ab hatte Rom, hatte Italien, von allen verwüstet, von allen geplündert, keine andere Vertheidigung als den Muth, die Gewandtheit, die geistige Autorität der Päpste. Daher war der hl. Gregor I. thatsächlich ein Fürst so gut, wie er Papst war. In den 13 Jahren seines Pontificates schloß er Krieg und Frieden, ernannte Männer zur Verwaltung der Städte, stellte sie an die Spitze der Heere. Vor dem fernen Kaiser, vor den anrückenden Barbaren, vor den Römern, die ihn umgaben, hielt er sein Ansehen aufrecht; nicht einen Augenblick verließ ihn die Majestät seines Berufes, die einzige Majestät, welche damals in der Welt aufrecht stand. Später befreite Pipin der Kleine, der Stifter der karolingischen Dynastie, Rom von einer ungeheuren Gefahr. Die rohen barbarischen Longobarden bedrohten das päpstliche Gebiet und mit ihrem Erscheinen wären alle sprossenden Keime der päpstlichen Macht zertreten worden. Da rief die Noth den jugendkräftigen Fürsten über die Alpen, und nachdem er Rom befreit hatte, bestätigte er durch eine förmliche Schenkung, was schon aus den Jahrhunderten erwachsen war — die weltliche Herrschaft des Papstes.

So ist das Papstthum auf seinem Gange durch die Jahrhunderte immer von der Unabhängigkeit begleitet; und diese trug zwei Kronen bei sich: die Martyrkrone und die Fürstenkrone. Als es Gott gefiel, die Martyrkrone, welche das Papstthum 300 Jahre mit blutigen Ehren getragen, von dessen wundem Haupte zu nehmen, da hörte die Unabhängigkeit nicht auf, Begleiterin des Papstthums zu sein; Gott holte sogleich die Fürstenkrone hervor, das heiligste Haupt damit zu schmücken. Es ist eine Fürstenkrone von der untadelhaftesten Reinheit. Nicht ein Dorf, nein, nicht ein Stäublein des ganzen Gebietes wurde durch Raub, durch Gewaltthat oder durch List genommen. Ueberall ist der Ursprung der Gewalt vor dem strengsten Richterstuhl tadellos; überall kann sie die hellste Beleuchtung der Geschichte vertragen. Die Rechtstitel sind dieselben,

auf denen rechtmäßiges Eigenthum und Besitzstand beruhen. Niemals hat der römische Papst das Unglück der Zeit, die Schwäche der Fürsten dazu benutzt, sein Gebiet zu vergrößern.

Doch auch in jenen frühern Zeiten schützte das untadelhafteste Recht nicht immer vor frevelhafter Gewaltthat und Empörung. Als Papst Innocenz III. den Apostolischen Stuhl bestieg, waren Ereignisse, ähnlich, wie sie jetzt jenes Land heimgesucht haben, eben beendigt worden. Heftige Zwietracht der Städte, Unruhen, offene Empörungen reichten mit ihren Schwingungen noch hinein in die ersten Zeiten dieses Pontificates; aber nur in die erste Zeit. Bald trat ein tiefer Friede ein; die Landschaften schlossen sich wieder gerne an den Apostolischen Thron an. Die Städte erhoben sich zu einer wunderbaren Regsamkeit des bürgerlichen Lebens, zu vielem und sehr mannigfachem selbständigem Wirken, verwischten alle Spuren der Zerstörung und schufen in ihrem Innern sehr blühende Gemeindewesen. Ein heiterer Wohlstand verbreitete sich über das ganze Land. Und das war doch eine päpstliche Regierung! Der Geist und Wille des Papstes war einer tüchtigen Kraft im Volke begegnet. Die Päpste haben gewiß auch in spätern Zeiten die Bewohner der italienischen Halbinsel nicht verhindert, fleißiger zu sein, Handel und Gewerbe eifriger zu betreiben, sich in Genossenschaften zu löblichen Zwecken zu vereinigen, die Meere zu befahren und deren Anspülungen sich zu Nutzen zu machen. Aber trägen und erschlafften Bevölkerungen sowohl außerhalb wie innerhalb Italiens ist es eigen, immer ihre Regierungen anzuklagen. Wenn sie nach den Ursachen forschen, warum ihr Wohlstand gesunken, so ist ihr Verfahren sehr einfach. Sie bringen nicht störende Ereignisse in Anschlag, über welche niemand gebieten kann; sie bringen am wenigsten die Mängel in Berechnung, über welche sie allein gebieten können und gebieten sollen. Mit kindischer Thorheit erwarten sie immer ein goldenes Zeitalter von dem Wechsel, von der Veränderung der Regierung. Innocenz III. hatte unläugbar ein seltenes Genie. Aber ihm war auch das Glück beschieden, auf Menschen zu treffen, die sich anregen ließen nicht zu schallenden Fanfaren und geheimem Erdolchen, sondern zu tüchtigem, ernstem Streben.

II.

Umgeben von einer zufriedenen, frohthätigen Bevölkerung, wohnte Innocenz, ihr Fürst und Hohepriester, in dem Palaste des Lateran, den einst, vor damals 900 Jahren, Konstantin dem ersten Papste gegeben. In den 18 Jahren seines Pontificates verließ Innocenz seinen Sitz im Lateranpalaste niemals auf längere Zeit, um persönlich andere Länder zu besuchen, und dennoch war kein Papst je überall mehr geistig gegenwärtig, hat niemals ein Papst größere und mannigfaltigere Impulse durch die ganze weite Christenheit gegeben, keiner größere Schöpfungen

ins Leben gerufen und ausgebreitet; niemals hat ein Papst größere und heiligere Werkzeuge zu seiner Unterstützung gefunden als Innocenz III.

Wir haben die gleichsam blühende Umgebung der Stadt Gottes auf dem Berge betrachtet. Treten wir nun durch die Thore, einiges von dem innern Leben zu beschauen. Glaube und Liebe waren die belebenden Kräfte der Stadt Gottes in den Katakomben, in der Völkerwanderung, im großen Kampfe, überall, wo bisher unsere Vorträge verweilten; sie erscheinen jetzt in der glänzendsten Entfaltung. In zwei Heiligen, welche sich zu Rom, im Lateran, vor den Stufen des Apostolischen Thrones begegnen, ist diese wunderbare Vereinigung von Glaube und Liebe gesammelt, um unter des Papstes Rath, Weisung und Segen die Christenheit, die ganze bekannte Welt zu durchströmen. Dominicus und Franciscus von Assisi sind die unsterblichen Namen dieser lebendigen Brunnen. Des hl. Dominicus Ziel und Augenmerk war der Glaube der Menschen. Den Glauben aufzupflanzen, zu befestigen, zu vertheidigen, die Wissenschaft in den Dienst des christlichen Glaubens zu ziehen und mit dem Glauben zu erleuchten, in die Tiefe und den großen Zusammenhang der Offenbarung Gottes zu dringen, soviel es dem Menschen vergönnt ist, die Lehre des Glaubens anzuwenden auf alle Verhältnisse, den Glauben zu pflanzen in der Schule des größten Philosophen und ihn durchzutragen durch den Kampf der häretischen Meinung, die Unwissenden zu belehren, die Sünder zu erschüttern, die Guten noch mehr zu heiligen, dem Glauben die Welt zu gewinnen — das ist sein großes Ziel, daran wendet er die Predigten seiner Tage, die Gebete, die Contemplationen, die geheiligten Nächte; darin ging sein Leben auf. Er nannte sich einen „Prediger"; der Papst nannte ihn in feierlicher Stunde den „Meister der Prediger" und seine Genossen die „Prediger-Brüder".

Das hauptsächliche Ziel des hl. Franciscus von Assisi aber war die Liebe Gottes in ihrer Unmittelbarkeit, ohne Studium, durch einfache Anschauung der Thaten Gottes, der Leiden Christi. Er war selbst von dieser Liebe so eingenommen, daß er alles dahingab, die äußerste Armut sich wählte, um dem armen Heiland ähnlich zu sein, und in hochheiliger Begeisterung die Armut seine „Braut" nannte. Er nennt sich mit seinen Genossen die „mindern Brüder". Seine Sprache wurde, von der Liebe Christi entzündet, zur heiligen Poesie. Sein Buch war das Crucifix. Gott machte ihn selber zum Crucifixe, da er ihn mit den Wundmalen Christi begnadigte. Mit seiner Liebe entzündete Gott die Welt zur innigen Gottesliebe. Es war eine eigenthümliche Höhe der Zeit; näher als sonst schien der Heiland der Zeit getreten zu sein.

So riefen denn beide nach Genossen, nach Gefährten ihres Berufes. Ihr Beruf war in gewisser Beziehung neu. Bis dahin hatte man unter Klöstern Orte der tiefen Abgeschiedenheit verstanden, wo in tiefem

Schweigen einsamer Höhen oder verborgener Thäler, unter dem Schutze einer Wüste oder Einöde oder doch wenigstens unter Clausur, einzelne Seelen ihrer eigenen Heiligung oblagen. Alle Regeln der frühern Orden, vor der Zeit Innocenz' III., sind für diesen Zweck berechnet. Auch die Regel des hl. Benedictus hatte keinen andern Zweck; wir haben darauf schon früher aufmerksam gemacht. Es war ein neuer Gedanke, zuerst im Geiste und Herzen des hl. Dominicus geboren, Welt und Kloster in der Regel zu vereinigen, die Mönche aus der Einsamkeit in das Geräusch des Lebens, in die volkreichen Städte zu führen, auf die Katheder der hohen Schulen, auf die Kanzeln der weiten Kathedralen und kleinen Dorfkirchen zu stellen, die Welt mit ihrer Frömmigkeit und Heiligkeit zu durchwürzen, sie selbst aber durch strenge Beobachtung des Schweigens, der Armut und Entsagung vor allem Weltsinn zu bewahren. Das war damals für die Welt ein einziges Schauspiel. Man hielt es für unmöglich; Papst Innocenz aber nicht. Man fand einen Widerspruch darin; Innocenz begriff, daß es kein Widerspruch, nur etwas sehr Hohes und das vollkommene apostolische Leben ist.

Auf den Ruf der großen Ordensstifter antwortete freudig die Liebe und Begeisterung von Hunderten und Tausenden. Sie betheiligten sich an der Lösung der neuen Aufgabe. Sie wollten Licht, Gnade, Wort und Sacrament der Welt geben und dagegen nur die äußerste Armut für sich erwählen. Sie wollten sich hingeben dem Vertrauen des christlichen Volkes, das in einer sehr einfachen Weise sie hätte ins Nichts schleudern können. Es brauchte nur das Almosen, die milde Gabe zu versagen. Dem Volke so anheimgegeben, trugen sie in dieser Entsagung eine außerordentliche Majestät, die Majestät Gottes, die alles gibt und nichts bedarf. Gott aber blickte mit Wohlgefallen auf die Menschen, die so begeistert strebten, ihm ähnlich zu werden, und segnete sie. Unter seinem Segen wuchsen empor in großer Zahl bedeutende Gottesgelehrte, welche die heiligen und profanen Wissenschaften nach allen Seiten hin erforschten. Zu Köln am Rhein lehrte Albertus der Große, ein Wunder der Gelehrsamkeit, der das Haus der Predigerbrüder zu einer Leuchte der Wissenschaft machte. Zu ihm brachte Johannes der Deutsche, der damalige Großmeister des Predigerordens, einen jungen Mann, aus hohem Hause entsprossen, einen Verwandten unserer Kaiser, der auch unter denen sich befand, welche die Rufe der Aufopferung und Selbstentsagung vernommen. Und Albert der Große räumte gern die erste Stelle des wissenschaftlichen Ruhmes dem hochstrebenden Jünger, der ihn behauptet hat bis zu diesem Tage. Er heißt Thomas von Aquin.

Was aber für alle wichtig war, für das christliche Gesamtleben, das war, hervorgerufen durch die Ordensstifter, befruchtet von den großen Mittelpunkten der Gelehrsamkeit, die Erhöhung und Vervielfäl-

tigung der Predigt und des christlichen Unterrichtes. Der hl. Dominicus wurde vom Papste der „Meister der Prediger" genannt. Der hl. Thomas von Aquin, der größte Gelehrte auf allen Gebieten des Wissens, erschien auf der Kanzel. Und als der hl. Franciscus von Assisi, der in seiner Einfalt anfangs nicht predigte, sah, welchen Seelennutzen die Predigten seines Jüngers Antonius von Padua stifteten, da ermunterte auch er zur fleißigen Verkündigung des Wortes Gottes. In heiligem Wetteifer erfüllten die Stimmen der Predigerbrüder und der mindern Brüder die Welt mit dem Worte des Evangeliums. Sie dringen in die belebten Mittelpunkte der Welt und verlieren sich in den stillen Dörfern. Inmitten dieser rastlosen Thätigkeit stand Innocenz III., immer alles in Athem und Regung haltend, er selbst ein tiefer Theologe, voll Gelehrsamkeit und voll Tiefsinn, er selbst auch ein großer Prediger.

Hier möchte ich noch im Vorbeigehen eine viel verbreitete, irrige Meinung über die Predigten des Mittelalters berichtigen, die Meinung, es hätten die Prediger damals in lateinischer Sprache gepredigt. Man muß in der That eine naive Vorstellung von den Menschen des Mittelalters haben, wenn man glaubt, sie hätten sich um Prediger gesammelt und zu Predigern bleibend gehalten, die in ganz unverständlicher Sprache zu ihnen geredet hätten. Wer kann so etwas annehmen? Die Geschichte sagt uns das gerade Gegentheil. Als z. B. die Predigerbrüder des hl. Dominicus zur Belebung des Glaubens in unsere Stadt kamen, da war ein Deutscher aus dem Elsaß der Obere, der Prior, weil der Zweck des Predigens einen Deutschen forderte. Italienisch redende Jünger des hl. Franciscus, die ersten, welche in unserem Sprengel erschienen waren, verließen bald das Land und machten deutsch Redenden Platz. Nur von Heiligen, welche wunderbare Gaben der Sprache und der Predigt hatten, wird es als eine hohe Ausnahme erzählt, daß sie in fremder Sprache predigten und doch von dem Volke begriffen wurden. So wirkte in unserer Stadt und Gegend der hl. Bernard, der große Abt von Clairvaux, der französisch, seiner Heimath Sprache, redend, wunderbar die Herzen für Gott entflammte. Am Ende des Mittelalters zog der große Sohn des hl. Dominicus, der hl. Vincenz Ferrerius, der wunderbare Mann, der den Beruf hatte, den „jüngsten Tag des Mittelalters", das Ende der mittelalterlichen Welt zu verkündigen, mit Buße und Bekehrung vieler das große Mittelalter würdig zu schließen und diese Welt zu begraben, durch die verschiedenen Länder der Christenheit und predigte in der Sprache von Valencia, seiner Heimat. Daß er in fremder Sprache redete, wurde als etwas ganz Außergewöhnliches betrachtet; daß er verstanden wurde, als das wieder erscheinende Pfingstwunder der Sprachengabe angesehen. Deutsch predigte der gefeierte Jünger des hl. Franciscus Berthold von Regensburg. Zwischen den Jahren 1247—1272 zog er

umher durch Bayern, Oesterreich, Mähren, Böhmen, Thüringen und hielt oft unter Gottes freiem Himmel, von einer an einer Bergkapelle aufgestellten Kanzel oder von einem Felsen, der sich ohne weiteres als natürliche Kanzel anbot, von Linden herab, seine belehrenden, strafenden, aus den Lastern aufschreckenden Predigten, oft vor mehr als sechzigtausend, nach einer Angabe einmal vor 200 000 Menschen. Und die Prediger des folgenden Jahrhunderts Suso, Tauler, die unter den Schöpfern und Bildnern der deutschen Sprache eine bedeutende Stelle einnehmen, deren Worte voll Wohllaut, deren Rede gewiß schöner ist als das Deutsch des 17. Jahrhunderts — die sollen lateinisch gepredigt haben? Die irrige Meinung hat ihren Ursprung in dem Umstande, daß die Prediger der Vorzeit für sich, zum leichtern Uebersehen, sich die Punkte in der damals allgemein geläufigen Schulsprache notirten. Sie dachten dabei gewiß nicht von ferne daran, die Nachwelt, wenn sie ihre Aufzeichnungen und Blättchen finde, werde thöricht genug sein, zu meinen, sie hätten ihre Predigten in der nämlichen Sprache dem Volke vorgetragen. Man hätte das Richtige, was so sehr nahelag, wohl aufgefunden, wenn nicht eine trübe Wolke sich eingeschoben hätte, nämlich das Vorurtheil gegen die katholische Kirche im Mittelalter, ein Vorurtheil, von dem die Gelehrten überall gründlich zurückkommen, und das nur noch, nachdem die Spitzen befreit sind, durch die Niederungen zieht. Daß man aber die Sache ausbeutete, war sehr natürlich. Das wahre Predigtamt ist ein unvergängliches Kennzeichen der Kirche Christi. Gestiftet an jenem Tage, da der Herr seinen Aposteln sagte: „Gehet in alle Welt, predigt das Evangelium jeglicher Creatur“ [1], muß es fortdauern bis zum Ende der Welt durch die Apostel und deren Nachfolger. Man wollte nachweisen, daß in der katholischen Kirche das Predigtamt im Mittelalter erloschen gewesen sei. Denn in einer Sprache reden, welche die Zuhörer nicht verstehen, heißt das Predigtamt nicht üben.

Dem gegenüber ist die Wahrheit, daß in der katholischen Kirche einzig und allein das Predigtamt vorhanden ist. Denn der Prediger ist mehr als ein Redner. Ein Redner spricht seine Meinung. Der Prediger muß das ihm aufgetragene Wort Gottes verkündigen, und zwar in Kraft einer göttlichen Sendung. „Gehet hin und lehret“, das ist die göttliche Sendung; „lehret sie alles halten, was ich euch gesagt habe“, das ist das aufgetragene Wort. Göttliches Wort und göttliche Sendung gingen seit jenen Tagen in der Kirche von Hand zu Hand. In der Periode, welche jetzt Gegenstand unserer Betrachtung ist, sehen wir unmittelbar vom Nachfolger des hl. Petrus auf dem Apostolischen Stuhl Ruf und Sendung ausgehen. Eine große Erneuerung der Christenheit, Verscheuchung

[1] Marc. 16, 15.

der Unwissenheit, Bekehrung der Sünder, Vervollkommnung der Gerechten: das war die Antwort der Herzen auf den apostolischen Ruf. Der Geist des Glaubens und der Liebe, der Geist einer wahren, tiefen Frömmigkeit verbreitete sich allenthalben. Die Religion wurde allgegenwärtig im Leben. Die Ritter waren voll Ehre und Treue, die Frauen voll Reinheit und Züchtigkeit. Heilige in nicht geringer Zahl zierten die höhern Stände bis zu den fürstlichen Thronen und gaben den niedern Ständen bis zu den Hütten ein Beispiel, was diese nicht zu verschmähen pflegen. Die Kriege wurden menschlich, ritterlich geführt. Die christlichen Völker waren verbrüdert um den Sitz ihres gemeinschaftlichen Vaters in Christo. Die Waffen wurden zum Schutze der Kirche meist gegen Ungläubige geführt. Die Gottesdienste wurden mit hohem Glanze begangen; die Künste halfen zu ihrer Verherrlichung. In dieser hochstrebenden Zeit erstieg die kirchliche Baukunst die Stufe ihrer Vollendung. Merkwürdig ist es überhaupt, zu sehen, wie der kirchliche Geist, immer derselbe auch von Anfang an, im Baue der Kirche sich ausprägt. Als die verfolgte Kirche in den Katakomben ihre mehr als sehr bescheidene Wohnung hatte, wurden schon einzelne dieser unterirdischen Räume in Kapellen und Kirchlein umgebildet. Die größten Kenner der kirchlichen Baukunst sehen mit Staunen diese unterirdischen Kirchen an. Denn sie finden in den Anfängen schon ganz den spätern Bau der christlichen Kirchen, nur erweitert, vergrößert ausgeführt; und nun, mit der großen Zeit Papst Innocenz' III. streben diese Kirchenformen mehr himmelan in spitzen Bogen, in schlanker Durchbrechung, und verkündigen den hohen Schwung dieser herrlichen Zeit. Die heilige Dichtkunst singt ihr erhabenes Lied. Die Malerei weiht ihren Pinsel der Kunst, und bei dem unter Innocenz gegründeten Orden der Predigerbrüder tritt der berühmte Fiesole auf, der, wie Suso, wie Tauler im Worte, so mit dem Pinsel das Ewige, das Himmlische verkündigt, der seine Bilder Christi und der heiligen Jungfrau immer knieend in tiefer Contemplation unter vielen Thränen malte.

Alles wurde zu einem großen Gebete. Und so wurde denn auch ein Gebet in der Zeit Innocenz' III. und unter Gutheißung des Apostolischen Stuhles eingeführt, das seitdem an allen Orten Eingang gefunden. Ich meine das Gebet des heiligen Rosenkranzes. Von jeher hatten die Gläubigen die fromme Uebung, Maria, die hehre Gottesmutter, mit dem „Ave Maria" zu grüßen. Der Engel hatte diesen Gruß angestimmt; Elisabeth hatte ihn fortgesetzt; die Kirche hat den Schluß gemacht. Man wiederholte auch dieses Gebet, aber ohne bestimmte Ordnung. Der hl. Dominicus aber brachte diese Begrüßungen und Bitten in eine feste Ordnung und verband sie mit den großen Geheimnissen des Lebens Christi und seiner heiligen Mutter dergestalt, daß er ein für allemal die Zahl von 150 Körnern für die Ave Maria wählte und sie in 15 Gesetze theilte, von denen

jedes mit einem Vaterunser beginnen und mit einem „Ehre sei dem Vater" geschlossen werden sollte.

Das ist ein eigenthümlicher und sehr bedeutsamer Zug in dieser Zeit. Inmitten dieses reichen, sehr lebendigen und bewegten, äußerst mannigfaltigen Lebens in Welt und Kirche läßt Gott durch den Stifter der tiefsinnigsten Theologie, durch den geistlichen Vater des größten Gottesgelehrten, ein Gebet einführen, das so einfach ist, daß das Kind es mit Leichtigkeit beten und seine einfachen Gedanken dareinketten kann, und das wieder so tiefsinnig in seinen Geheimnissen ist, daß der größte Theologe mit den erhabensten Betrachtungen die Worte begleiten kann, die in ihrer einfachen Wiederholung seine Betrachtung beleben und sie niemals stören. Die außerordentliche Popularität, welche dieses Gebet in jener großen Zeit erlangte, die es erst wieder verlor in einer flachen Zeit, und die immer wieder auflebt, wenn das religiöse Leben erstarkt, ist der beste Beweis, daß es einem wahren, allgemeinen, tiefen Bedürfnisse entspricht. Es gewährt einen lieblichen Anblick, wie in jener Zeit dieses Gebet durch die ganze Christenheit ging. Albertus der Große, Thomas von Aquin, die Celebritäten der Wissenschaft, legten von Zeit zu Zeit Schrift und Feder nieder, um in diesem Gebete wie in einem Rosengarten sich zu ergehen in heiliger Weise. Und in derselben Weise faltete der Landmann, von harter Arbeit ermüdet, seine schwieligen Hände zu gleichem Gebete. Die Königin auf dem Throne, wie die letztbekehrte, arme Indianerin in einer Hütte von Baumzweigen, waren in diesem Gebete wie in einem Kranze von Rosen vereinigt. Der Rosengarten Mariens grünte und duftete durch die ganze Christenheit, welche damals eine so schöne und liebliche „Gemeinschaft der Heiligen" war.

Diese Gemeinschaft der Heiligen, diese Einheit der Christenheit sah man, wie die Welt sie vorher und nachher nicht gesehen hat, damals, als der große Papst ein allgemeines Concil berief. Es war, wie wenn Innocenz III. sein Ende geahnt und die große und herrliche Zeit noch hätte krönen wollen mit einer außerordentlichen Erscheinung, die in einem so hohen Glanze nur seiner Zeit möglich war. Als er das Concil eröffnete, stand er in der Fülle seiner Kraft. Aber sein erstes Wort war: „Mit Sehnsucht habe ich mich gesehnt, diese Versammlung zu halten, bevor ich sterbe." Bedeutungsvoll war das Concil in jeder Beziehung. Es wurde gehalten in der Kirche des Lateran, der Mutterkirche der gesamten Christenheit. Wenn man an dieser Stätte zurückdachte an die Katakomben, an das erste Emporsteigen der Kirche aus den unterirdischen Grüften, wie war das einst unterirdische, kirchliche Reich jetzt so glänzend über der Erde, über alle Vorstellung und Ahnung der Menschen hinaus! Innocenz hatte noch in der ersten Zeit im Gesichte eben diese Laterankirche wanken sehen, und er hatte zwei Männer gesehen,

die sich unter sie stellten, sie zu stützen: Dominicus und Franciscus. O! wie war sie nun gestützt! Die Häupter der Kirche kamen von allen Seiten, aus allen Weltgegenden, auch aus dem Morgenlande, aus den berühmten apostolischen Sitzen der Kirchen, die nun unter dem Joche der Saracenen seufzten; auch ein ehrwürdiger Patriarch der syrischen Christen war zugegen. Auch alle Reiche der Christenheit waren vertreten, Könige und Fürsten. 2283 Personen waren zur Theilnahme berechtigt. Da sah man das Gepräge der Allgemeinheit. Das war eine „heilige Allianz" der christlichen Nationen im Mittelalter. Es war die große Nation, die Europa heißt, deren Gewissen und Seele im Papste, deren Arm und Schwert vertreten war im deutschen Kaiser mit dem deutschen Volke, das damals einen weitaus feurigern, religiösern Volkscharakter hatte als heute.

Das war die Zeit, da der Apostolische Stuhl auf dem Gipfel des Ansehens vor der Welt dastand, in der Sonne seines Glanzes. Urtheilet, ob er nicht auf der Höhe seines Berufes war! Urtheilet, ob die Zeit, als mehr denn jemals die Christenheit den Apostolischen Stuhl verehrte, nicht alle spätern Zeiten herausfordern könnte! Ob es für sie bedenklich wäre, mit ihnen sich zu vergleichen!

Wann wird die Welt im großen wieder eines solchen Friedens, einer solchen Vereinigung theilhaft werden können?

Doch jeder einzelne Mensch ist eine Welt im kleinen. Was von dem großen Ganzen nicht erreicht wird, ist dem Einzelnen nicht versagt. Unsere Seelen stehen noch in Verbindung mit jener herrlichen Periode. Gerade von dem Glanzpunkte der glänzenden Zeit, von dem Concil im Lateran, geht ein goldener Faden in unsere Fastenzeit, in unsere österliche Zeit. Auf diesem Concil wurde das Kirchengesetz über die österliche heilige Communion aller Gläubigen verkündigt. Jene Zeit in ihrem Schmucke erinnert an die Worte: „Siehe, die Vermählung des Lammes ist gekommen, und seine Braut hat sich bereitet." Aus jener Zeit tönt auch der Ruf an uns: Ad coenam Agni, zum Mahle des Lammes! Wie damals Franciscus und Dominicus, den Glauben und die Liebe vertretend, durch die Welt zogen, so haben wir noch, und reichlicher in der Fastenzeit, das Wort Gottes und die Wunden Christi; ganz dieselben Mittel also, woran jene große Zeit sich erhoben hat. Und wenn die Welt schwer, bleiern geworden, ohne Aufschwung, ohne Glaube und Liebe zu Boden fällt, wir, unsere Seelen, brauchen nicht mitzusinken. Niemand als wir allein kann uns hindern, mit unserem Leben der schönsten Zeiten würdig zu sein, den Seligen der schönsten Periode beigezählt zu werden, die in der Stadt Gottes dort oben sind, wo die Zeiten nicht mehr strömen, wo die Ewigkeit steht. Amen.

Der Papst in der neuern Zeit.

„Dein Reich ist ein Reich aller Zeiten."
Ps. 144, 13.

Es hat in unsern Tagen ein großer Diener Gottes, ein gefeierter Prediger und heiligmäßiger Priester auf der Halbinsel der Pyrenäen gelebt, der von seiner Kindheit an bis zu seinem Greisenalter von ganz ungewöhnlich gehäuften traurigen Lebensgeschicken gewissermaßen verfolgt und von allen Schwankungen, Erschütterungen und Stürmen, welche in dieser Zeit durch sein Vaterland gingen, betroffen wurde. Frühe des süßen Besitzes der Eltern beraubt, machte seine zarte Kindheit alle Schmerzen der Waisen durch; sein Jünglingsalter, an verschiedene Orte verschlagen, fand nirgends eine ruhige Stätte; aus der Stille der Studien, denen er mit begeisterter Liebe zugethan, wurde er stets von neuem aufgestört und weiter getrieben. Er nahm in einem Ordenshause das Kleid des hl. Franciscus von Assisi, aber bald schlug die Umwälzung an seine stille Zelle und legte das Kloster in Ruinen, und selbst die Ruinen verschwanden bald spurlos vom Boden. Er, dem friedlichen Leben zugethan, gerieth mitten in die Schrecken des Bürgerkrieges und sah um sich her den Tod in allen Gestalten. Als dieser merkwürdige Mann, dieser merkwürdige Fremdling der Erde, unter Lebenswechseln, wie sie sonst mehr im Roman als in Wirklichkeit vorkommen, frühzeitig ein Greis geworden, an einem späten, still gewordenen Tage sein Leben überschaute und sich entschloß, dieses Leben, den Spiegel seiner Zeit, für Mit- und Nachwelt zu schreiben, da kam es ihm vor, als sehe er in den Tiefen seines Lebens, schon in den Anfängen desselben, eine Vorbedeutung der Stürme seines Lebens, eine Vorbedeutung, welche Gott in seine Geburt niedergelegt habe. Der Sohn eines Schiffers, eines Küstenfahrers am mittelländischen Meere, hatte er nämlich auf dem Schiffe seines Vaters, über der schäumenden, hochgehenden Welle der See das Licht der Welt erblickt, wie wenn er geboren wäre für Sturm und Welle. Er schrieb darum auch als Motto seines Lebens und Inbegriff seiner Schicksale die Worte an die Spitze seiner Geschichte: „Auf dem Meere bin ich geboren; der Ocean ist mein Vaterland."

Um wie vieles größer, umfassender wäre die Wahrheit und Bedeutung dieser Worte, wenn man sie als Weissagung der Zukunft und als einen Inbegriff der erlebten Geschichte des Papstthums auf die päpstliche Tiara, über den Apostolischen Stuhl unserer höchsten Hirten schrieb. Auf dem Meere, im Schifflein Petri ist der Beruf und die Geschichte des Papstthums geboren und in Bildern vorgedeutet zu schauen. Die Heilige

Schrift hat eine ganze Reihe von hierher gehörenden Scenen. Die Predigt Christi im Schifflein Petri; sodann der heftige Sturm, der die Jünger zittern machte; die zeitweilige, wunderbar durch Christus gegebene Stille und Klarheit; zu anderer Zeit das Rudern des Schiffleins in dunkler Nacht; zum Schlusse, nach der Auferstehung Christi das Heranziehen des Schiffleins zu dem verklärten Herrn, der an dem ruhigen Ufer steht, das Bild der Ewigkeit, und den Petrus mit den übrigen Jüngern erwartet: diese verschiedenen von dem Erlöser geheiligten Auftritte und Scenen auf dem Meere — es sind die Anfänge des Papstthums; seine Zukunft, seine Geschichte geht in diesen Scenen wie in Lichtspiegelungen an uns vorüber. Die großen Zeitalter der Menschengeschichte gleichen den Meeren, welche mit ihrer Erhabenheit und ihren Schrecken die Erde umgürten, die an den Grenzen unmerklich ineinander fließen, aber dem Seefahrer doch jenseits der zerfließenden Grenzen bald ihre großen Verschiedenheiten, ihre eigenthümlichen Gefahren und Schrecknisse offenbaren. Mit hochschlagenden Herzen, mit Spannung und Schrecken fuhren daher zur Zeit der großen Entdeckungen die Seefahrer zuerst auf neue, unbekannte Meere hinaus. Der apostolische Schiffer, der an St. Petri Stelle das Ruder der Kirche führt, muß die wechselnden Strömungen der verschiedenen Zeitalter befahren. Auf dem Meere ist er geboren, der Ocean ist sein Vaterland; die Stürme sind sein Los. Wir haben die Fahrt des apostolischen Schiffes in unsern Vorträgen verfolgt über das blutigrothe Meer der Martyrerzeit, durch die Spring- und Sturmfluth der Völkerwanderung, durch die Klippen des mittelalterlichen Staatswesens bis auf die klare, sonnenhelle Höhe des Mittelalters, jene schmale Strecke des Glanzes und des Friedens, die sehr bald durchfahren war. Das Mittelalter ging zur Neige, und es meldete sich ein anderes Weltalter. Es kündigte sich an mit einer dunkeln, gefährlichen Gährung der Geister auf allen, auch den entlegensten Punkten, mit einer verwegenen Bestreitung des anerkannten Glaubens, mit einer revolutionären Auflehnung gegen die Autorität der Kirche und in einem Jahrhundert klaffender Trennung von der Kirche, einer Trennung, die noch besteht, die drei hingeflossene Jahrhunderte nicht heilen konnten.

Das Papstthum war dazu berufen, es mußte bereit sein, auch dieses neue, ganz veränderte, ganz unbekannte und sturmvolle Meer der neuen Zeit zu befahren. In seine Stürme hat Gott von der Höhe seiner Vorsehung auch unsere geringe Lebenstage gesetzt. Wir brauchen darüber indes nicht untröstlich zu werden. „Dein Reich ist ein Reich aller Jahrhunderte.“ Wie an den Eingängen jeder frühern Periode, so hat Gott auch an die Anfänge dieser neuen Zeit einen großen, heiliggesprochenen Papst gestellt. Er ist der letzte unserer heilig gesprochenen Päpste und darum unserem Herzen um so theuerer. Im Anfange unseres Jahrhunderts, das unter furchtbaren Stürmen begann, wurde er von

dem damaligen Papst zum himmlischen Wegweiser, Schirmer und Beschützer der neuern Zeit in der Christenheit ausdrücklich hingestellt. Damit ist über den Gegenstand dieses unseres letzten Vortrages über das Papstthum bereits entschieden. Das Pontificat des heiligen Papstes Pius V. muß der Gegenstand unseres Vortrages werden. Wir werden diesem heiligen Pontificate in unserer Betrachtung folgen auf den zwei großen Heilswegen, die es so entschieden eingeschlagen und womit es den nachfolgenden Zeiten große Richtungen gezeigt und bedeutende Bahnen gebrochen hat. Sie heißen mit Worten: Erhaltung dessen, was der Kirche bis dahin aus den Stürmen und dem weit vollzogenen Abfalle treu geblieben war, und der zweite: Reinigung und Läuterung des Erhaltenen.

I.

Es war im Januar des Jahres 1566; kalt, winterlich trübe und düster wie die Natur war auch der Anblick der Weltverhältnisse. Die große Spaltung und der Abfall von der Kirche war vollbracht; England, die Niederlande, der Norden von Europa hatten sich von der Kirche getrennt; der tiefe, schmerzliche Zwiespalt der religiösen Veruneinigungen ging mitten durch unser deutsches Vaterland hindurch; in Frankreich regten sich die Gelüste des Abfalls in kühnen Agitationen. Die große Kirchenversammlung zu Trient war in würdiger und erhabener Weise abgehalten worden. Sie hatte mit ihrer freien und offenen Einladung an die Getrennten, in der Versammlung zu erscheinen, durch die große Zahl ihrer gelehrten Bischöfe und Theologen, durch ihre tiefen und großartigen Verhandlungen bewiesen, daß die Schätze wahrer Gottesgelehrsamkeit und der Eifer reiner Frömmigkeit noch immer in der Kirche reichlich vorhanden seien, und daß die Kirche die Erörterung nicht scheue; aber die Genugthuung, die Getrennten wieder im Schoße der heiligen Kirche mit den Treugebliebenen vereinigt zu sehen, war dem Concil leider versagt geblieben. Ueberall zeigten sich die Symptome einer religiösen und politischen Gährung. Dann zogen von Konstantinopel her, von dem damals sehr gefürchteten osmanischen Reiche drohende Wolken über die gespaltene Christenheit. Unter diesen ernsten Zeichen in der Kirche und der Welt war der Papst Pius IV., ein Greis, gebeugt unter der Bürde seines Amtes, in den Armen eines Heiligen, seines Neffen Karl Borromäus gestorben. Bereits waren die Cardinäle ins Conclave zusammengetreten. Sie sollten die Kirche, die über so viele Unfälle trauerte, durch die Wahl eines der ernsten Zeit gewachsenen, würdigen Papstes trösten.

Wie nahe auch allen diesen Wählern im Purpurgewande die ernsten Zeitverhältnisse gingen, keiner unter den Anwesenden trug sichtbar mit größerem Kummer und Leid die Schmerzen der Kirche als der junge

Cardinalerzbischof von Mailand, Karl Borromäus, der, jetzt erst 28 Jahre alt, die Einsicht und Reife eines Greises hatte und durch große Arbeiten, die er vollführt, die Liebe der Völker und die Achtung der christlichen Fürsten sich erworben hatte. In tiefer Familientrauer wegen des hingeschiedenen Papstes, war sein Schmerz um die Kirche noch viel größer. Während der Besprechungen aber, an denen das Wohl der ganzen Kirche hing, bemerkte man, daß der hl. Karl den Rath eines Cardinals besonders aufsuchte, der in seiner kleinen Zelle verweilte, von einer Krankheit zurückgehalten, an der er von Zeit zu Zeit seit langem litt. Michael Ghisleri hieß dieser Cardinal. Wo jetzt auf dem Wege von Turin nach Genua die Eisenstraße an der Stadt Alessandria vorüber führt, sieht der Reisende rechts sehr friedlich und anmuthig in einer baum- und wasserreichen Ebene den Flecken Bosco liegen. Hier war dieser Cardinal von armen Eltern geboren. Dazu bestimmt, seinen Eltern zur Feldarbeit zu folgen, aber von einer höhern Neigung auf das Feld gezogen, wo zu gleicher Zeit die Säeleute und die Schnitter Christi arbeiten, war er, 15 Jahre alt, den Schritten zweier Predigerbrüder gefolgt, welche durch Bosco kamen. Seine Wünsche waren gekrönt, als er in den Orden des hl. Dominicus aufgenommen wurde. Er bildete sich im stillen Ordenshause zu einem großen Theologen, einem beredsamen Prediger und gründlichen Lehrer aus. Die ausgebrochenen Glaubensstreitigkeiten riefen ihn auf verschiedene gefährdete Stellen zur Vertheidigung der Kirche; sein Eifer war stets ein reiner, von Liebe beseelter. Genöthigt, höhere kirchliche Würden zu übernehmen, war er weit davon entfernt, unter dem Glanze der Würden sein Herz zu ändern, ja er änderte nicht einmal sein Kleid. Den Purpur der Cardinäle ablehnend, trug er stets das Kleid der Predigerbrüder, und in diesem Kleide war er jetzt auch im Conclave gegenwärtig. Die Wahl des Papstes war sehr schwierig geworden; mehrere Namen wurden genannt, aufgegriffen, wieder fallen gelassen; die Fähigkeiten und Gaben wurden auf eine strenge, scharfe Wagschale gelegt; verschiedenartige Gründe, Rücksichten, Bedenken durchkreuzten sich. Ueber dieser natürlichen Bewegung der Geister, über dieses Hin- und Herwogen der Gedanken ging das stille Wehen des Heiligen Geistes. Der hl. Karl Borromäus nannte plötzlich einen Namen, der bis dahin noch nicht genannt worden war. Es war der Name dieses Dominikaners Ghisleri. Man hatte besondere Gründe, sich zu wundern, den Namen aus seinem Munde zu hören. Die Wähler waren befremdet; aber auf einmal vereinigten sich alle in diesem Namen Ghisleri. Da sah die Kirche Gottes das erhabene und heilige Schauspiel, wie Karl Borromäus, der Heilige, der geborene Fürst, an seinem Arme einen andern Heiligen, dessen Widerstreben überwindend, aus der Zelle zog und in den Kreis der Cardinäle führte, die dem staunenden, beinahe zusammenbrechenden Papste die erste

Huldigung brachten. Gott hatte sich wiederum, vorübergehend an so vielen erlauchten, fürstlichen Namen, einen in dunkeln Verhältnissen geborenen, in der Stille groß gewordenen Priester, den Aermsten aller Cardinäle, der zu keiner Partei gehörte, zum Retter der Kirche erkoren, und die Tiara senkte sich auf das am meisten in Niedrigkeit und Demuth gesenkte Haupt. Pius V. nannte sich der neue Papst. Ueber sein Ordenskleid legte er den päpstlichen Schmuck, wie er denn die wollene Tunica seines Ordens niemals ablegte und in seinem Ordenskleide starb. Er nahm sich keine Figur, kein Bild in sein päpstliches Wappenschild, auf sein Siegel. Als ob die romantische Zeit entschieden geendigt und alle Poesie verschwunden wäre vor der furchtbaren Prosa seiner Zeit und vor der nüchternsten Aufgabe der Pflicht, setzte er in sein Wappen nur Worte, und zwar die Worte des 5. Verses des 118. Psalmes: „O! mögen meine Wege dahin gerichtet sein, Gottes Rechte zu bewahren!“ Das ist sein Wunsch, den rechten Weg einzuschlagen in der dunkeln Zeit und ihn beharrlich zu verfolgen. Den besiegelte er mit diesen Worten, so oft in seinem Namen gesiegelt wurde.

Es sind kleine Züge, die ich soeben angeführt habe, aber wer tiefer blickt, kann darin das System erkennen, in dem sein heiliges Pontificat sich bewegte, und welches ein Vorbild der neuern Zeit geworden ist. Dieses Pontificat weiht die neuere Zeit ein; ja es weihte sogar mit seinem Namen Pius eine Zeit, in welcher die Päpste, die unter dem Geiste dieser Zeit am meisten zu leiden hatten, merkwürdigerweise auch den Namen Pius tragen. Pius VI., der erste Pius nach dem heilig gesprochenen, der „Apostolische Wanderer“, wie ihn eine sehr alte, merkwürdige Weissagung Jahrhunderte zuvor genannt hatte, ergriff den Wanderstab, um mit persönlichem Erscheinen, Ermahnen und Bitten in der Hofburg zu Wien für die von dem Kaiser, dem berufenen Hort und Schirm der Kirche, nun bedrängte Kirche zu flehen. Man sollte sagen, eine solche Pilgerschaft sei schon bitter genug; aber es war ihm noch eine bitterere bereitet. Die französische Revolution kam und überfluthete den Kirchenstaat. Man machte den Papst zum Gefangenen; man drückte ihm gewaltsam den Reisestab in die Hand, er mußte fort, immer weiter, athemlos fort, bis er in der französischen Stadt Valence seine ermüdete Seele aushauchte. Das heiligste Sacrament trug er in einem Gefäße an seinem Herzen. Pius VII., sein Nachfolger, trat, eines solchen Endes seines Vorgängers ungeachtet, doch seinen Namen und das Erbe dieses ernsten Namens an. Dieselbe alte Weissagung verkündet seine Lebensgeschicke mit den Worten: „Der räuberische Adler.“ Der ihm entgegenstand, hatte wirklich die altrömischen Adler wieder seinen Legionen gegeben, und Pius war eine Beute in den Krallen dieses Adlers. Da kommt in unsern Tagen Pius IX. „Kreuz vom Kreuze“, sagt die Weissagung von ihm;

und ein einfaches Kreuz ist das savoyische Wappen, das jetzt das Zeichen des Krieges wider den Heiligen Vater ist. Die Figur des Kreuzes streitet wider die Kraft des Kreuzes. Pius VII. stellte in höchster Bedrängniß der Kirche, bei dem Herannahen der französischen Truppen, den hl. Pius zum Patron der Kirche auf. Und merkwürdig bleibt, daß am Festtage des hl. Pius V., am 5. Mai, der Großfeldherr jener Krieger starb, der damals die Truppen befehligte. Hier ist freilich in diesem Zusammentreffen der Dinge keine Glaubenslehre aufgestellt; aber Ihr werdet gestehen, es ist in der neuern Zeit etwas Eigenes um den päpstlichen Namen Pius. Ihr Führer, der Bahnbrecher ist der hl. Pius V.

Ein Hauptaugenmerk des hl. Pius war es, ja an erster Stelle ging das Streben dieses heiligen Papstes dahin, das zu bewahren, zu erhalten, was aus so ungeheuern Stürmen, nach so unersetzlichen Verlusten der Kirche noch geblieben war. Darin zeigt sich die karge Zeit, die Zeit der Entsagung. Bei der Kirche in den glänzenden Tagen Innocenz' III., in den großen Zeiten, die vorangegangen, war es die reichere Entfaltung, die mannigfaltigere Gestaltung des kirchlichen Lebens, die Vervollkommnung in allen Richtungen, was die Geister viel beschäftigte; Verluste an dem, was sie schon besaß, befürchtete die Kirche damals kaum; höher, weiter, tiefer — das war ihr Wahlspruch. Es erging ihr, wie einem strebenden Jünglinge, einem rüstigen Manne. In der frischen Blüthe des Lebens, in der ungebrochenen Kraft seiner Jahre tritt der Gedanke an die bloße Erhaltung in den Hintergrund. Hohe Ziele, die vor ihm schweben, denen er mit Muth entgegenschreitet, beschäftigen seine Gedanken. Erst wenn man den Besitz gefährdet, zum Theil schon beeinträchtigt, verloren sieht, dann tritt der Gedanke, die Sorge der Erhaltung mit Macht in den Vordergrund. Die erschütterte Gesundheit, das wankende Leben mahnt vor allem an das Bewahren.

Der Besitzstand der Kirche war zur Zeit Pius V. tief erschüttert. Die Verluste waren schmerzlich. Ganze Länder hatten sich losgerissen, und das reiche Erbe der Vergangenheit war zersplittert; die großen Schöpfungen der Vorzeit waren zerstört. Mit neuen Verlusten war die Kirche unaufhörlich bedroht. Da galt es vor allem, zu bewahren. Der vorhandene Besitzstand der Kirche aber wurde zunächst bedroht von der rohen Gewalt, welche die Katholiken verjagte, ihnen die Kirchen schloß, das Bürgerrecht versagte, von dem unumwundenen Aufrufe zum Abfalle, der sich direct an die Massen wandte, von frevelhafter Verspottung und Verleumdung der Kirche, ihrer Institutionen und ihrer Hirten, von den wohlfeilen, plumpen Spässen des Stalles und der Trinkstube bis zu den fein zugespitzten Epigrammen liederlicher Humanisten. Es war die Sache der christlichen Obrigkeit, vor solchen Angriffen die Kirche zu schützen. Pius V. wußte, wer so die Kirche angreift, der greift die Kindheit an

in ihrer Unschuld und Schwäche; der greift das arme Volk an, das nicht die Selbständigkeit zu Prüfungen hat; der greift die Gesellschaft und die Civilisation an. Er hielt es dem Deutschen Kaiser vor, dem matten, zweideutigen Maximilian II. Es war, als ob mit dem Glaubensriß seine Kaiserkrone auch einen Riß bekommen habe; sie gab keinen reinen, hellen Klang mehr von sich. Er schickte seine Briefe, seine Gesandten an den König von Spanien, Philipp II., der zum Schmerze des Papstes in sein Cabinet sich zurückzog, die Menschen immer mehr ohne warme Liebe wie Ziffern behandelte; nach Schottland, wo die unglückliche, später enthauptete Königin Maria Stuart, eine katholische Königin, mit einem von fanatischen Sectirern, die nichts befriedigen konnte, aufgeregten Volke im Kampfe stand; nach England, wo die hinterlistige Elisabeth ihre Pläne schmiedete; nach Preußen, wo er erlangte, daß den Katholiken zu Danzig die Kirchen wieder geöffnet wurden; selbst bis nach Moskau zum Zaren Iwan ging seine Correspondenz. Diese Correspondenz ist wie ein aus seinem Herzen tönendes Echo aller Klagen der Kirche in jener Zeit. Er, der Mann, der bisher politischen Dingen gänzlich fremd geblieben war, verläugnete alle Neigungen seiner Seele, die ihn von weltlichen Angelegenheiten abzogen, und stellte sich persönlich in allen Verhandlungen an die Spitze. Er wurde „allen alles“. Kein Jahr seit seiner Thronbesteigung war vergangen, da war er schon zum Staunen aller bekannt, ja vertraut mit allen politischen Verhältnissen. Sein Urtheil auch über weltliche Sachen war höchst zutreffend. Sein überaus treues Gedächtniß verließ ihn auch in diesen, ihm bisher fremden Gegenständen, keinen Augenblick. Mit scharfem Blicke erkannte er die Personen und entdeckte die Winkelzüge, die Intrigue. Mitten in den diplomatischen Intriguen — die Einfalt und Treue früherer Zeiten war damals schon begraben — blieb er immer in den Verhandlungen einfach, aufrichtig und wies so für die neuere Zeit dem Apostolischen Stuhle die gerade Politik an, mit welcher er schon manche feine Lügengespinnste zerriß.

Während der Geist der Läugnung und des Widerspruches jener gährenden Zeit in alle Winkel drang und mit der altchristlichen Kirche rang, stand eine andere feindselige, unversöhnliche Macht, die Macht Mohammeds, des falschen Propheten, drohend vor den östlichen Thoren der europäischen Welt. Im äußersten Westen, in Spanien, nach achthundertjährigen blutigen Kämpfen, war der eingedrungene mohammedanische Halbmond vor dem Kreuze gewichen. Unter Innocenz III., an dem großen Glanztage der Kirche, waren unter einem heiligen Könige, unter dem hl. Ferdinand, in langen Kriegen und großen Schlachten, deren Ruhm die christliche Welt erfüllte, die Waffen der Mohammedaner erlegen. Aber ganz gebrochen war ihre Macht nicht. Die großen Kreuzzüge nach dem Heiligen Lande waren ebenso viele Vertheidigungen der Christen wider

die mohammedanische Macht. Wer meint, die großen Kreuzzüge hätten einzig und allein einen religiösen Zweck und keinen andern dazu gehabt, der irrt sehr. Die Rede, welche Papst Urban II. zur ersten Erweckung der Kreuzzüge hielt, zeigt klar das Gegentheil. Man mußte sich gegen die Mohammedaner vertheidigen. Man wollte aber mit dieser Vertheidigung nicht warten, bis sie jedesmal mit allen Zubereitungen fertig waren und in die christlichen Ländergebiete einfielen. Man überraschte sie und trug den Krieg in ihr Land. Man übte, stark wie man war, die Vertheidigung der Starken aus. Die Vertheidigung der Starken ist der zuvorkommende Angriff. So handelte man, so lange die Völker einig in dem gleichen Glauben waren.

Nun war aber die traurige Glaubensspaltung ausgebrochen. Da frohlockte dem türkischen Erbfeinde das Herz; seine Macht gedachte er in den Riß der Christenheit zu werfen und alles zu zersprengen. Als damals der Haß gegen den Papst so weit ging, daß einer in Deutschland verkündigte: „Lieber mit den Türken gehen, als mit dem Papste", da konnte es wohl scheinen, die Uhr habe ausgehoben, die Stunde des Unterganges der Cultur und der Christenwelt und der Oberherrschaft des mohammedanischen Halbmondes zu schlagen. Der Sultan regte den Krieg an. Der Schlag sollte zunächst gegen die Insel Cypern und den Freistaat Venedig geführt werden, dem die Insel unterthänig war. Es war berechnet, wie die andern nachfolgen sollten bis zur Zertrümmerung der Christenreiche. Der alte heilige Bund der christlichen Mächte war längst gesprengt. Von Maximilian, dem deutschen Kaiser, war nichts zu erwarten. Der Papst hatte schon früher versucht, ihn wieder auf die Höhe der Rolle eines Befreiers der Christenheit zu erheben. Aber vergeblich. Jetzt war er weder Ja noch Nein. Als es später galt, war nicht einmal ein deutscher Trommelschläger erschienen, geschweige ein deutsches Heer. Die Fürsten des europäischen Nordens hörten nicht mehr auf die Stimme des Papstes. Spanien war Venedig sehr abgeneigt und vergaß sich so weit, zu erklären, der christliche Bundesrath möge einmal unterliegen; das sei eine wohlverdiente Verdemüthigung; dann lerne er auch die Hilfe anderer schätzen.

So stand der Papst inmitten einer gespaltenen, zerrissenen Christenheit und sah, wie der Erbfeind seinen Fuß erhob, ihn der Christenheit auf den Nacken zu setzen. Aber des Papstes schönes Ziel war, unter den fürstlichen Kronen den Frieden Jesu Christi wiederherzustellen. Er selbst ließ, ein Vorbild für die mächtigern Fürsten, zwölf Galeeren zum Kriege rüsten. Die päpstlichen Kriegsschiffe waren die ersten auf dem Platze. Dem Könige von Spanien aber stellte er in einem ausführlichen Schreiben die dringende Gefahr, die Nothwendigkeit der Verbindung der christlichen Fürsten, da keiner allein diesem so mächtigen Feinde der Christen-

heit gewachsen sei, die Folgen, welche jede Zögerung nach sich ziehe, in der rührendsten Weise vor. Die Malteserritter gewann er durch ein freundliches Schreiben an ihren Großmeister, welches diesen alten, ermüdeten Helden zu neuen Thaten aufrief. Als er den König gewonnen und die Heere vereinigt hatte, veruneinigten sich wieder die Feldherren. Die unendliche Geduld und Liebe des Papstes überwand indessen noch einmal alle Schwierigkeiten und bewirkte, daß ein Feldherr über alle gesetzt wurde; es war der ritterliche, spanische Prinz Johann von Oesterreich.

Thränen der Freude, so selten in diesem Pontificate, vergoß der Papst, als er die Vereinigung der Fürsten gewahrte. Noch einmal sah die Welt unter einer vom Papst geweihten Fahne der allerseligsten Jungfrau eine kriegerische Vereinigung bedeutender Heereskräfte zum Schutze der Christenheit. Noch einmal rief der Papst, der Sohn des hl. Dominicus, seines Ursprungs eingedenk, das Gebet des Rosenkranzes auf den Kampfplatz. Die ganze Christenheit betete, und der Rosengarten der seligsten Jungfrau blühte über der Erde. Mit großer, ängstlicher Spannung sah die betende Christenheit der Entscheidungsschlacht entgegen, als die vereinte Flotte unter dem Befehle des jugendlichen spanischen Prinzen Johann von Oesterreich durch die Gewässer des mittelländischen Meeres hinzog, den Türken entgegen. Eines Tages unterbricht der Papst plötzlich, in ernster Unterredung begriffen, das Gespräch, tritt an das Fenster, öffnet und ruft, wie wenn ihm ein inneres Auge in die Ferne aufgegangen wäre: Soeben ist der Sieg der Christen in einer großen Schlacht entschieden. Es war der 7. October 1571. Die große Seeschlacht von Lepanto war wirklich gewonnen worden. Unter der gesegneten Fahne zum letztenmal vereinigt, hatten Waffen und Gebete der Christenheit den ersten Sieg zur See über die türkische Flotte erstritten, die man bis dahin für unüberwindlich erachtete. Der Wendepunkt war eingetreten. Es war dem türkischen Reiche eine Wunde geschlagen, von der es sich nie wieder erholte. Der Tag von Lepanto vernichtete für immer die Uebermacht des türkischen Reiches zur See. Es ist der Befreiungstag der Christenheit. Der spanische Dichter Cervantes, der selbst mitgefochten hatte und verwundet worden war, nennt ihn mit Recht den „schönsten Tag des Jahrhunderts". Die Mohammedaner selbst sahen in dem Papste den verhaßten Schöpfer dieses Tages. Der Papst selbst aber wies gen Himmel hinauf und bezeichnete die mächtige Fürsprecherin, die barmherzige Mutter der Christenheit als die Urheberin des Sieges. Er stiftete darum das Fest Maria vom Siege, das Rosenkranzfest, das den Monat October eröffnet, und ließ in die Lauretanische Litanei die Worte „Helferin der Christen, bitte für uns", einfügen. Es war das letzte Mal unter dem letzten als heilig verehrten Papste, daß der Geist der heiligen Kriege der Vorzeit wehte, und er hauchte aus in einem großen entscheidenden Siege.

Wenn wir zurückschauen in diesen Jubel Roms im Jahre 1571 und damit Rom im Jahre 1848 vergleichen — welche Gegensätze! 1571 wurden die türkischen Roßschweife und Halbmonde im Triumphe in Rom eingeführt, und 1848, als Pius IX. vertrieben, die Republik ausgerufen und kein Recht mehr gesichert war, als das Wappen des Papstes nicht mehr schützte, pflanzten die fremden Gesandten und Consuln ihre Landeswappen zum Schutze der großen Anstalten auf die einzelnen Gebäude. Da sah man auf einem kleinen Kloster armer Nonnen den mohammedanischen Halbmond zum Schutze stehen. Wollen wir vergleichen 1571 und 1861. 1571 wurden die Türken unter der Fahne des Papstes geschlagen, 1861 ist das türkische Reich ohne christliche Civilisation garantirt, das päpstliche ist zerstört. 1571 treibt man die mohammedanischen Horden zurück, in spätern Kriegen wurden wilde, mohammedanische Horden, die kein Feldherr zügeln kann, in die Kriege europäischer Nationen eingeführt.

Leider, so unbefleckt, so glänzend rein wie im Siege von Lepanto hielten sich die damaligen Kriege nicht überall. Der Papst wollte den Schutz der katholischen Religion. Aber an manchen Punkten entschlüpfte der Krieg dem Willen und der Absicht des Papstes und nahm ganz andere Maße und Gestalten an. Der Papst sah mit Schmerz, wie der Krieg Spaniens in den Niederlanden, den man fälschlich einen Religionskrieg nennt, immer mehr keine Vertheidigung der Religion, sondern ein Krieg des beleidigten spanischen Stolzes, der verletzten Ehre, der spanischen Rache wurde. Auf den Schwertern sollte die Verzeihung, die Milde angeboten werden. Das Schwert, aus der Scheide gefahren, wurde immer glühender und wollte nicht mehr in die Scheide zurück. Je heftiger es wüthete, desto milder wurden die Anweisungen und Vollmachten des Papstes an die Priester. Man nannte früher oft Religionskriege solche Kriege, die in der That ganz andere Beweggründe und Zwecke hatten. Gustav Adolf nannte seinen Eroberungskrieg in Deutschland einen Religionskrieg, weil es vortheilhaft war, ihn so zu nennen. In unserer nächsten Vergangenheit verfährt man oft umgekehrt. Wenn man jetzt alles daransetzt, das Papstthum zu zerstören, dazu unablässig die Rebellion ermuntert und bezahlt — herrschen da nicht die Motive des Religionskrieges, wenn man auch für gut findet, von Freiheit und Einheit zu reden?

Mit Schmerz sah der Papst noch einen andern blutigen Krieg, der in anderer Form geführt wurde. Ich habe die Inquisition in Spanien im Auge. Dieses mißtrauische, oft harte und blutige Tribunal gegen die Irrlehre war nicht von der Kirche, sondern von den Königen errichtet. Alle Beamte wurden vom Könige ernannt, die geistlichen so gut wie die weltlichen. Es diente den Königen als politisches Werkzeug, die vielgefährdete Einheit des Staates und der politischen Gesellschaft und ihre

eigene absolute Gewalt aufrecht zu erhalten. Es diente als Mittel der Einschüchterung und der Erschreckung, auch direct gegen selbständige Diener der Kirche, ja sogar gegen Heilige. Pius V. war ein entschiedener Gegner dieses gewaltthätigen und grausamen Tribunals. Er wollte Abwehr der Angriffe auf die Kirche, ernst entschiedene Abwehr, er wollte aber keine blutige Verfolgung. Er selbst war in seinem frühern Leben, da er mit dem Amte eines Inquisitors betraut war, den Weg der Güte und Milde gegangen. Er hatte die Mittel der Unterweisung und Belehrung angewandt und die Irrenden aufgefordert, ihm unumwunden ihre Zweifel mitzutheilen. Die Verurtheilten zu retten, war seine Lust. Und diese edle, rettende, heilige Thätigkeit war eines Tages mit einem seltenen Preise der Gnade belohnt worden. Ein hochbegabter Jüngling, Sixtus von Siena, sollte nach der damaligen bürgerlichen Gesetzgebung wegen wiederholter öffentlicher Verläugnung des Glaubens und offener Angriffe auf den Glauben, und nicht nur auf den katholischen Glauben, sondern auf das ganze Christenthum, was damals in der Gesetzgebung einer Beleidigung der Majestät und der ganzen Gesellschaft gleichstand, zum Tode verurtheilt werden. Ghisleri, der spätere Papst, gerührt von diesem Lose des Jünglings, entschloß sich, dessen Leben zu retten. Es gelang ihm nur nach großen Anstrengungen, indem er persönlich sich für ihn verbürgte. Mit seiner Weisheit und Liebe, mit seiner milden und gründlichen Unterweisung, mit seinem Gebete gewann er den Jüngling. Er wurde ein treuer Christ, trat in den Predigerorden, wurde ein Gefährte des Bruders Ghisleri, wurde ein berühmter Gelehrter und der Schöpfer der neueren wissenschaftlichen Schriftauslegung. Ein berühmtes Buch, „die heilige Bibliothek", widmete er seinem Erretter, der inzwischen Papst geworden, mit dem Ausdrucke des glühendsten Dankes gegen den, der ihm Leben und Gnade, Zeit und Ewigkeit, der ihm alles gegeben und wieder gegeben hatte.

Der Geist und Sinn des Bewahrens, des Erhaltens erstreckte sich beim Papste nicht allein über die eigentlich wesentlichen Dinge des Glaubens und der Sitten und der nothwendigen Lebensordnung der Kirche, sondern auch auf alle Gebilde der christlichen Kunst aus bessern Zeiten, auf die alten sinnig frommen Uebungen der Kirche und des christlichen Lebens. Der Orden, dem er angehörte, war unter dem Segen des großen Papstes Innocenz III. zur Zeit der glänzenden Höhe der Kirche aufgeblüht. Die großen Erinnerungen desselben gehörten der hohen Zeit großer kirchlicher Kunst und eines reichen religiösen Lebens an. In diesen Erinnerungen, in den großen historischen Anschauungen jener Vergangenheit stand der hl. Pius V. mitten inne. Mit sichtbarem Mißtrauen, mit unverhohlener Ungunst sah er auf einen damals neu aufgekommenen Geschmack nieder, der im Baue der Kirchen, in der Ausschmückung der Heiligthümer, in

den kirchlichen Gesängen und der kirchlichen Musik, in jeder Art und Weise sich von der bessern Vergangenheit entfernte und in einer seltsamen Verirrung sich mehr heidnischen Meistern zugewendet hatte. Er wollte auch in diesen Dingen alles, was aus der sinnreichen, für das kirchlich Schöne so empfänglichen Vergangenheit stammte, erhalten und bewahrt wissen. Er glaubte, es werde eine Zeit wiederkehren, wo in einer neuerwachten Liebe man sich diesen erhabenen und wundersamen Schöpfungen des Mittelalters wieder zuwenden werde. Ob es mehr vorschauender Blick, ob es mehr richtiges Gefühl war? — im Glauben hielt dieser Papst, möchte ich sagen, es fest. Hat er in dieser Sache, worin er damals beinahe alle sogenannten Gebildeten aller Länder gegen sich hatte, nicht richtig gesehen oder geahnt, nicht richtig gegriffen? Ist nicht das Losungswort der Kunst in der Kirche geworden: Reaction gegen den verkehrten Geschmack der letzten Jahrhunderte, gegen den Zopfstil, gegen den Rococo, gegen die Wiedergeburt des Heidenthums, die gleich schon wegen der Verschiedenheit der Zeit und der Völker ausartete? Gehen nicht alle Künstler von Ansehen diesen jetzt schon vielbetretenen Weg wider diesen Geschmack zurück zu den Vorbildern des Mittelalters? Was gäben manche Städte darum, wenn nicht unter albernen Verschönerungsplänen und unbarmherzigen Richtmaßen ihre mittelalterlichen Thore und Burgen, Brunnen, Denkmäler und Häuser zu Haufen gefallen, wenn nicht, oft noch mit großen, schweren Unkosten, ihre alten Kirchen im letzten Jahrhundert entstellt worden wären, wenn man die gemalten Fenster nur einfach hätte stehen lassen, statt sie zu zertrümmern! Welche Kunstschönheit hatten oft die kleinen Gegenstände: die Crucifixe, die Leuchter, die Meßkännchen, die Schnitzwerke, die Griffe an den Kirchthüren — alles bis in die kleinsten Details! War ja die künstlerisch gestimmte katholische Kirche aller Dinge Meisterin geworden und hatte die sprödesten Stoffe ihrer Andacht fügbar, die anscheinend nichts bedeutenden Dinge bedeutsam gemacht und sie geistvoll behandelt. Welchen Preis würden jetzt Sachen erreichen, welche damals und lange Zeit einfach als „altfränkisch“ in eine Rumpelkammer wanderten?

Hier konnte Pius die verkehrte Richtung, den Gang der Zeit im ganzen einstweilen nicht aufhalten. Es betraf keine Artikel des Glaubens; und es war alles schon zu weit gekommen. Er selbst fand keine Bauleute und keine Meister mehr, die im alten Geiste, in alter Ueberlieferung fortzuwirken wußten. Die Zerstörung wurde nur theilweise aufgehalten. Wenn wir all die Ruinen, die großen Trümmer, die kleinen Bruchstücke der zerstörten Kirchen samt den Geräthen und mannigfaltigen kirchlichen Sachen nur aus unserer Gegend gesammelt und vor unsern Augen aufeinander gethürmt hätten, es würde ein Berg dastehen, der den Knopf unserer höchsten Thürme überragte. Wenn das Inventar nur geschrieben

werden sollte von all den kirchlichen Kunstschätzen jeder Art, die seit Pius V. bis zu Pius IX. muthwillig und barbarisch, ohne Kenntniß, und oft wie mit wahnsinniger Wuth in den großen, lärmenden Revolutionen und in der stillen Auflehnung der Geister gegen das Alte, zerschlagen, zerschmolzen, zerbrochen, zerstückelt, zertrümmert worden sind, man könnte beinahe auch sagen, die Welt würde die Schrift nicht fassen. Aber jetzt in dieser Zeit, die das Alte zu würdigen weiß, kehren wir zurück zu Pius V. und lassen uns von ihm die Richtung zeigen. Er ist sozusagen mehr Papst in unserer Gegenwart als in der Zeit unserer Väter. Und diese Zeit, in welcher die kirchliche Kunst sich erneuert, erfreut sich auch wieder an den alten, echten Uebungen der Frömmigkeit und ruft auch diese, welche der Dünkel einer immer mehr verschwindenden Zeit unter dem Schutte begraben hatte, gern wieder an das Licht unserer Tage.

Wie mußte der hl. Pius sich freuen, daß wenigstens über ein großes Gebiet der kirchlichen Kunst durch seine Einwirkung sofort der Hauch eines neuen Lebens ging. Entrüstet über die profanen Melodien in den Kirchen, hörte er eines Tages eine Composition des berühmten Paläſtrina, dessen Kunstgenie, damals unbekannt, in jugendlichem Aufstreben war. Pius bemerkte aber sogleich, daß dieser junge Mann unter dem Wuste der profanen und kirchlichen Musikalien die heilige Harfe Davids mit ihren feierlichen Klängen und heiligen Harmonien wieder aufgefunden habe. Er zog ihn ans Licht. Der große kirchliche Tonkünstler verdankt dem hl. Pius frühe Ermunterung und dauernden Ruhm.

II.

Festhalten, bewahren — das war die eine Richtung im großen, geheiligten Pontificate Pius' V.; die zweite, die wir betrachten wollten, war die läuternde, die reinigende. In der Glaubens- und Sittenlehre bedarf die Kirche niemals der Reinigung und Läuterung. Durch die göttliche Gabe der Unfehlbarkeit verharrt die Kirche unwandelbar bei der Lehre der Wahrheit. Wir aber müssen alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi und werden an dieser unwandelbaren Wahrheit Gottes gemessen werden. Zu jeder Zeit gab es in der That viele Gerechte und Heilige, welche sich die Glaubens- und Sittenlehren in ernstem Streben zu Nutzen machten. Und wenn viele Gläubige vergaßen, ihr Leben an der Lehre der Kirche zu messen, wenn selbst Diener der Kirche ihr Leben auf die Höhe des Wortes der Wahrheit, das sie selbst verkündigten und wodurch sie andere selig machten, nicht erhoben, so verurtheilten die Gläubigen und Priester mit ihrem Glauben und ihrer Lehre schon zum voraus ihr Leben, bevor sie von Gott nach dieser Lehre gerichtet wurden. Wenn das sittliche Leben bei gleicher Lehre in früherer

Zeit gesunken war, dann waren es gerade solche an der unwandelbaren, immer unfehlbaren Lehre der Kirche in dieser Zeit emporgebildete Heiligen, durch welche Gott auf ganze Zeitalter mächtig wirkte und die Zeitalter errettete.

Zu diesen Heiligen, den Verbesserern und Erneuerern der Sitten in der Kirche, gehört Pius V. Er nimmt unter ihnen eine vorzügliche Stelle ein. Wie alle wahren Verbesserer hatte er den Anfang mit sich selbst gemacht. Falsche Verbesserer schmähen über den Verfall und das Verderbniß der Sitten bei andern und beschönigen ihre eigenen, oft brutalen Leidenschaften. Wie viele ballten in jener Zeit wüthend die Faust gegen den Papst! Hätte man ruhig die Faust ergriffen, sie geöffnet, einen Finger genommen und damit nur leise auf die Wunden ihrer Leidenschaften gedrückt, es wäre ihnen unerträglich gewesen. Sie klagten die Häupter der Kirche an und bedachten nicht, daß oft das Haupt matt, unthätig wird, weil andere Glieder des Körpers krank sind. Am menschlichen Körper dringt oft das Blut krankhaft nach dem Haupte, weil andere Glieder zu kalt sind; das Haupt wird düster, weil der Magen beschwert ist. So auch in der Kirche. Das Haupt anklagen, während die Glieder sehr krank sind, ist unwahr und feige.

Bevor ein Laut der Klage über andere von den Lippen des Michael Ghisleri vernommen wurde, dachte er an sich selbst. Gebet und Wachsamkeit, zarte Gewissenhaftigkeit, strenge Zucht und Regel ordneten und weihten seine Tage. Als der Ruf Gottes ihn auf hohe Stellen in der Kirche wies, brachte er eine bis zu hoher Ascese gesteigerte Frömmigkeit mit. Auf dem päpstlichen Stuhle beobachtete er, wo nur möglich, die strengen Satzungen seines Ordens; der Palast des Vaticans war für ihn eine Dominikanerzelle. Wenn das Volk ihn sah, wie er in jener Zeit der Noth zu Fuße die Kirchen besuchte, oft heimgesucht von körperlichen Leiden, das längliche, abgehärmte Angesicht, den greisen Bart, das gebeugte Haupt, die festgegrabenen, aufrichtigen Züge seines Angesichtes, übergossen von Andacht — man sah, daß er für die ganze Kirche betete —, dann flüsterte es sich zu: sehet den heiligen Papst.

Als er die reinigende, läuternde Hand an die Kirche zu legen verpflichtet war, war er weit davon entfernt, von andern so viel Strenge zu fordern, als er sich selbst auferlegte, ja man weiß, daß er andern die Nachahmung seiner Abtödtungen verbot. Ein solcher Papst, selbst seine bloße Erscheinung, war eine Predigt der Sittenreform für die Hirten der Kirche in einer Zeit, wo die hohen Aemter in der Kirche mit so großem Ehrgeize gesucht und mit noch größerem Leichtsinn verwaltet wurden. Das heilige Concil von Trient war beendigt. Ghisleri hatte mit andern großen Männern seines Ordens und der verschiedenen geistlichen Stände, die auf dem Concile durch Gelehrsamkeit und Seeleneifer hervorleuchteten,

sich vereinigt, durch heilsame Decrete die vielfach gelockerte Disciplin wiederherzustellen. Nun Papst geworden, zur allgemeinen Ausführung der Beschlüsse, welche er so sehr gewünscht hatte, so sehr liebte, berufen, setzte er alles an die kräftige und genaue Vollziehung dieses seines Berufes. Dadurch verschwanden in allen der Kirche angehörenden Ländern in Menge und auf einmal Aergernisse, die bei uns kaum mehr vorkommen.

Eine besondere Sorge erforderte die blinde Vorliebe, welche in vielen Kreisen der damaligen Gesellschaft für das griechische und römische Heidenthum sich fand. Pius V. gehörte nicht zu den Gegnern der altrömischen und griechischen klassischen Literatur und Kunst. Ein Studirender, der seinen Cicero als Heiden bei Seite geworfen oder verbrannt hätte, würde bei ihm keine Gnade gefunden haben. Pius V. unterschied hier, wie die Kirche stets es gethan hat. Bei weitem nicht alles, was die Heiden gedacht, geschrieben, gewirkt haben, ist darum heidnisch. Die Heiden hatten nicht nur ihre heidnischen Irrthümer, sie hatten doch immer auch die von Gott geschaffene rechte, gute Gabe der Natur; sie waren auch von der göttlichen Gnade nicht ganz verlassen. „Wenn die Heiden," sagt der hl. Paulus, „welche nicht das Gesetz haben, durch Natur das, was des Gesetzes ist, vollbringen, so sind sie, welche das Gesetz nicht haben, sich selber Gesetz."[1] Was natürlich schön, edel, nachahmungswürdig war, die edeln und schön ausgedrückten Gedanken, die maßvollen Formen, die natürlich lobwürdigen Thaten der Heiden: all das soll seine gebührende Anerkennung finden. Aber viele Geister nahmen mit dem natürlich und menschlich Schönen den heidnischen Inhalt, die heidnischen Irrthümer, und wo das nicht geschah, doch verfängliche, eigentlich heidnische Ausdrücke an. Der eine und dreieinige wahre Gott und sein heiliger Name wurde mit den Bezeichnungen heidnischer Götter vertauscht; die christlichen Kirchen wurden im Baustile heidnischer Göttertempel aufgerichtet; heidnische Göttergestalten verdrängten die Statuen Christi und seiner Heiligen von den Stadtthoren, von den Brücken, Brunnen, von den öffentlichen Plätzen, wie aus den Privatwohnungen. Christen, welche freiwillig zu affectirten Heiden werden, sinken durch den Bruch mit der Gnade tiefer, als die alten wahren Heiden gestanden haben. Die Erscheinungen solcher mehr denn heidnischer Versunkenheit konnte man damals an vielen lebendigen Exemplaren der Verkommenheit sehen.

Lange genug hatten die vorangegangenen Päpste bewiesen, daß sie die natürliche, die menschliche Seite, das wirklich Schöne und Edle des alten Heidenthums zu ehren verstanden. Man war aber immer weiter gegangen, und die Stadt Rom, die Mutterstadt der Christenheit, wurde

[1] Röm. 2, 14.

derart mit Heidenthum erfüllt, der päpstliche Sitz so damit umgeben, daß das Christenthum beinahe um Erlaubniß hätte bitten müssen, an der Stelle zu bleiben, die es mit dem Blute erworben und durch Präscription von tausend und mehr Jahren und durch die ewigen Rechtstitel Gottes innehatte. Der große Erzbischof von Praga, Bartholomäus von den Martyrern, hatte, von dem vorangegangenen Papste durch die Straßen Roms geführt, befremdet von dieser seltsamen Erscheinung den Kopf geschüttelt und mit seinen Gedanken nicht zurückgehalten. Sein Bedenken war sehr begründet.

Der Orden, welchem der heilige Papst Pius V. angehörte, hatte beim Entstehen dieser Richtung in Italien erkannt, daß diese Bevorzugung des Heidenthums im öffentlichen Leben eine große Schmach für die Kirche und zugleich eine große Gefahr für die Seelen sei; er war sogleich vorgetreten in einem der beredsamsten Männer, die jemals gelebt haben, aber umsonst. Jetzt ging vom Apostolischen Stuhl herab mit durchgreifender Macht eine Reaction aus. Pius ließ die neu angefertigten Statuen der heidnischen Götter, welche man zahlreich in den öffentlichen Gärten und auf den öffentlichen Plätzen von Rom aufgestellt hatte, entfernen. Es war dies ein Signal seines Willens. Er hielt es der Hauptstadt des Christenthums für unwürdig, sich mit heidnischen Erinnerungen in solchem Umfange zu schmücken. Weit entfernt, den vergangenen Zeitaltern zu nahe treten zu wollen, trat er aber dem neugeformten Scheinleben der antiken heidnischen Welt entgegen. Daß man sich zum Nachtheil des christlichen Geistes vertiefe und versenke in das Heidenthum, dem war er entgegen. Er wollte, daß christliche Städte christlich erscheinen, daß in den Wohnungen die heidnischen Figuren das Crucifix nicht verdrängen, daß auf den Gräbern nicht ein Genius mit ausgelöschter Fackel ohne Glaubens- und Hoffnungslicht, sondern das heilige Zeichen des Kreuzes aufgerichtet werde.

Die veränderte Zeit brachte die Einzelnen in größere Glaubensgefahren. Die Seltenheit der Bücher, der geringere Verkehr, das Festhalten der Völker am Hergebrachten, an überkommener Sitte, am überlieferten Glauben, die Staaten früher streng christlich, katholisch — das waren allgemeine Präservative des Glaubens. All das wurde anders in der neuanbrechenden Zeit. Pius V. sah die Keime der Auflösung. Er beschleunigte sie nicht; er sah sie mit Kummer nahen. Je mehr die großen, allgemeinen Schutzwehren des Glaubens lockern, desto mehr muß jeder Mensch frei und selbständig für seinen Glauben stehen. Es geht eine Scheidung, eine Sonderung durch die moderne Welt; mehr als in früherer Zeit gilt Christi Wort: „Einer wird aufgenommen, und Einer wird zurückgelassen.“[1] Damit die Zeit die Menschen ge-

---

[1] Matth. 24, 40.

rüstet finde, drang Pius auf den religiösen Unterricht in der ganzen Welt. Ein unsterbliches Werk bezeichnet in dieser Hinsicht sein Pontificat. Er gab einen Katechismus heraus, einen Weltkatechismus zum Gebrauche der Hirten. Er machte den apostolischen Hirten zum Weltkatecheten und gab von der Höhe seines Sitzes den Impuls zu einer gründlichen Bildung und religiösen Erziehung der Jugend. Daneben stellte er für die Wissenschaft die Werke des hl. Thomas von Aquin. Er zuerst ließ die Werke dieses großen Meisters der Welt- und Gottesweisheit in einer großen und genauen Sammlung drucken. Indem er den großen Meister selbst mit dem Titel eines Lehrers der Kirche schmückte, weckte er einen heilsamen Schwung in den Herzen und rief die gebildeten Geister zu dieser unschätzbaren Quelle weltlicher und heiliger Weisheit. Wer kann die vielfachen und mannigfaltigen Arbeiten des hl. Pius V., die überall die veränderten Verhältnisse der neuern Zeit berücksichtigen, überall ihren Bedürfnissen zu entsprechen sich zum Zwecke gesetzt haben, übersehen, ohne zu Gott mit dem dankenden Psalmenworte zu rufen: Posuisti saeculum nostrum in illuminatione vultus tui, „du hast unser Zeitalter in das Licht deines Antlitzes gestellt!“ [1]

Alle frühern Zeitalter haben heilige Päpste an dem Anfange. So der hl. Petrus an der Spitze des Zeitalters, welches in den Katakomben seine Mutterkirche zu suchen hat; der hl. Sylvester an dem Anfange des Zeitalters, das aus den Katakomben kam und das Banner des Christenthums frei, theilweise sehr geehrt, im Lichte der Sonne flattern ließ; sodann folgt der hl. Gregor I. und eröffnet das Zeitalter der Bekehrung der neuen, durch die Völkerwanderung in die Länder geschleuderten Völker; am Aufgange des Mittelalters zu freier, religiöser und kirchlicher Entfaltung steht der hl. Gregor VII., der große Streiter; kurz, an der Pforte jedes Zeitalters steht ein heiliger Papst, das Zeitalter zu empfangen und der Kirche eine bestimmte Direction zu geben. Auch unser Zeitalter hat Gott mit einer solchen heiligen Persönlichkeit seinen geheimnißvollen, unergründlichen Gang antreten lassen. Wir danken ihm dafür; denn eingetaucht mit unserem irdischen Leben in diese dunkle Zeit, schöpfen wir daraus keinen geringen Trost, die Ueberzeugung, daß wir nicht verlassene, nicht verstoßene Kinder sind. Pius V. ist der Patron dieser Zeit. Unter die durch die glaubwürdigsten Zeugen bestätigten, von der Kirche förmlich untersuchten und approbirten merkwürdigen, wunderbaren Thatsachen gehört folgende: In dem Palaste des spanischen Herzogs von Sessa war ein heftiges Feuer ausgebrochen. Es ergriff die reich ausgestattete Kapelle, verzehrte schnell allen Schmuck, schmolz mehrere silberne Bilder, legte den Altar in Asche; alles, was brennbar war, verbrannte. Zwei Bilder

[1] Ps. 89, 8.

des Papstes Pius V., das eine von Gewebe an dem Altare, das andere von Papier an der Thüre der Kapelle, blieben unverletzt und gänzlich ungeschwärzt. Ich danke Gott für die Verheißung, die aus diesem Wunder leuchtet. Die neuere Zeit hat schon in ihren Anfängen ein großes Feuer entzündet; es geht hin und her, bricht bald hier, bald dort bei verschiedenen Anlässen aus; es hat schon vieles zerstört und in Asche gelegt; aber es gibt eine Institution, die wird in diesem Feuer nicht verbrennen; und wenn alle Denkmale der Gegend in Ruinen liegen und wir längst zu Asche geworden sind, werden die Menschen der fernen Zukunft durch die Ruinen über unsere eingesunkenen Gräber gehen und diese Institution, das Papstthum, aufsuchen und sich um dasselbe sammeln. Derselbe Pius V. wird ihnen so hell und klar wie uns entgegenglänzen, und wenn alsdann ein Lehrer oder Prediger die zahllosen Irrwege dieser unserer Zeit andeuten und die katholische Richtung unserer Zeit bezeichnen wird, dann wird er in fernster Zukunft thun, was ich heute gethan, er wird mit einer Bewegung des Herzens voll Dank und Verehrung den Namen Pius nennen. Amen.

Register.

Ankündigung.

In der **Herder'schen Verlagshandlung** zu Freiburg im Breisgau erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Bibliothek

der

katholischen Pädagogik.

Herausgegeben unter Mitwirkung von

Geh. Rat Dr. L. Kellner, Domkapitular Dr. Knecht und Geistl. Rat Dr. Hermann Rolfus

von

F. X. Kunz,

Direktor des luzernischen Lehrerseminars zu Hitzkirch.

Neuester Band:

VI. Franz Michael Vierthalers **Ausgewählte pädagogische Schriften.** Herausgegeben und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen von **L. Glöckl.** gr. 8°. (VIII u. 258 S.) *M.* 2.60; geb. in Halbfranz mit Rotschnitt *M.* 4.40.

Früher sind erschienen:

I. **Antoniano, Silvio, Kardinal, Die christliche Erziehung.** Dargestellt im Auftrage des hl. Karl Borromäus. Aus dem Italienischen übersetzt und mit der Biographie des Verfassers versehen von **F. X. Kunz.** gr. 8°. (XX u. 446 S.) *M.* 5; geb. in Halbfranz mit Rotschnitt *M.* 6.80.

II. **Mapheus Vegius' Erziehungslehre.** Einleitung, Übersetzung und Erläuterungen von **K. A. Kopp.** — **Äneas Silvius' Traktat über die Erziehung der Kinder,** gerichtet an Ladislaus, König von Ungarn und Böhmen. Einleitung, Übersetzung und Erläuterungen von **P. Galliker.** gr. 8°. (XII u. 302 S.) *M.* 3; geb. in Halbfranz mit Rotschnitt *M.* 4.80.

III. **Ausgewählte Schriften** von **Columban, Alkuin, Dodana, Jonas, Hrabanus Maurus, Notker Balbulus, Hugo von Sankt Viktor** und **Peraldus.** Einleitung und Übersetzung von **P. G. Meier.** gr. 8°. (XII u. 346 S.) *M.* 3.50; geb. in Halbfranz mit Rotschnitt *M.* 5.30.

IV. **Johann Michael Sailers pädagogisches Erstlingswerk,** ein Vorläufer seiner Erziehungslehre. Neu herausgegeben und mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von **Dr. L. Kellner.** — **Franz von Fürstenberg. Sein Leben und seine Schriften.** Herausgegeben von **J. Esch.** gr. 8⁰. (X u. 316 S.) *M.* 3; geb. in Halbfranz mit Rotschnitt *M.* 4.80.

V. **Johann Ignaz von Felbigers Methodenbuch.** Mit einer geschichtlichen Einleitung über das deutsche Volksschulwesen vor Felbiger und über das Leben und Wirken Felbigers und seiner Zeitgenossen Ferdinand Kindermann und Alexius Vinzenz Parzizek. Bearbeitet und mit Erläuterungen versehen von **Johann Panholzer.** gr. 8⁰. (XII u. 368 S.) *M.* 3.90; geb. in Halbfranz mit Rotschnitt *M.* 5.70.

Die katholische Wissenschaft hat in der neuesten Zeit auf allen Gebieten erfreuliche Fortschritte gemacht und sich selbst bei ihren Gegnern Achtung und Anerkennung errungen. Auch auf dem so wichtigen Felde der Pädagogik ist, besonders in den letzten Decennien, mit einem Eifer und einer Hingebung gearbeitet worden, die alles Lobes würdig ist und bereits die schönsten Erfolge erzielt hat. Allein die eigentlichen Schätze der katholischen Pädagogik sind bis jetzt nur zum geringen Teile gehoben. Sie finden sich in aller Welt zerstreut oder liegen im Staube der Bibliotheken begraben und sind daher nur wenigen zugänglich. Und doch, welch großartige Anschauungen bietet nicht die katholische Pädagogik mit ihren festen, unwandelbaren, weil im Boden der unveränderlichen christlichen Wahrheit wurzelnden Principien gegenüber der modernen, besonders der protestantisch-rationalistischen Pädagogik, die fast ebensoviele Systeme aufweist, als sie Vertreter zählt, und deren Trostlosigkeit einer ihrer Hauptrepräsentanten selbst bezeugt, wenn er gesteht: „Man hat noch keinen bestimmten, allgemein angenommenen Begriff von der Erziehung. Fast jeder, der über dieses Geschäft schreibt, giebt davon seine eigene Vorstellung" (Salzmann, Ameisenbüchlein. Schnepfenthal 1806. S. 76). Hier gilt eben auch das Wort des Apostels: „Ein anderes Fundament kann niemand legen außer dem, welches gelegt ist und welches ist Jesus Christus." Wer sein Erziehungsgebäude nicht auf diesem Fundamente, sondern auf dem Boden des Subjektivismus und der wechselnden Tagesmeinungen aufführt, der baut auf Sand, und der Strom der Zeit wird sein Werk beim ersten Andrang in seinen Fluten begraben. Ohne Christus giebt es keine wahre Erziehung; ohne ihn ist alles Mühen und Schaffen ohne Halt und Segen, ein Bergwerken ohne Aussicht auf edles Metall.

Das Bewußtsein, daß nur in der katholischen oder, was gleichbedeutend ist, in der christlichen Pädagogik die allseitig wahren und richtigen Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts zu finden seien, in der katholischen Lehrerwelt zu wecken und zu beleben, ist einer der Hauptzwecke unserer Bibliothek. Sie will und wird dahin wirken, die katholische pädagogische Litteratur, besonders die deutsche, mündiger und selbständiger zu machen und sie endlich von den Einflüssen und der Herrschaft zu emancipieren, welche bisher die protestantisch-rationalistische, keineswegs immer zum Vorteil, geübt hat. Wir können und müssen einmal anfangen, auf eigenen Füßen zu stehen.

Deshalb wird unsere Bibliothek auch darthun, daß es keinen größern Irrtum giebt als die vielverbreitete Behauptung, erst mit der sogenannten Reformation hätten Schul- und Erziehungswesen Boden und Fortschritt gefunden.

Aus diesen Gründen beschränkt sich unser Unternehmen auf katholische Schriftsteller. Es wird darlegen, daß inmitten aller Zerfahrenheit und Widersprüche älterer und neuerer Zeit die katholische Pädagogik einig und heilig gewesen ist, und daß sie die Erziehung auf echtem und rechtem Fundamente stets als ihr Hauptziel angesehen und ausgebildet hat. Durch Vorführung der bedeutendsten Leistungen katholischer Pädagogen können wir am wirksamsten der übertriebenen Wertschätzung der sogen. modernen Pädagogik begegnen, deren Einfluß auf das öffentliche und private Erziehungswesen ein unheilvoller genannt werden muß.

Unsere Bibliothek wird eine Auswahl des Schönsten und Besten bringen, was die katholische Pädagogik der ältern und neuern Zeit in den verschiedenen Ländern geschaffen hat. Eine fast unabsehbare Fülle des gediegensten Materials steht uns hierfür zu Gebote. Außer manchem schon mehr oder weniger Bekannten wird darin eine ganze Reihe bisher fast völlig unbeachteter und unbekannter Schriften Aufnahme finden, die an Wichtigkeit und Bedeutung manche andere übertreffen, welche in der pädagogischen Litteratur schon längst einen ehrenvollen Platz einnehmen.

Unsere Sammlung wird nicht nur das niedere, sondern auch das höhere Schulwesen sowie auch die Familienerziehung berücksichtigen.

Zur Veröffentlichung in unserer **„Bibliothek der katholischen Pädagogik“** sind zunächst in Aussicht genommen:

Die Pädagogik der Heiligen Schrift;

Ägidius Romanus, Joh. Dominici, Joh. Gerson, Dionysius Carthusianus und Nikolaus Kemph (de Argentina);

Vorreformatorische Schulordnungen;

Karl Borromäus (Institutiones seminarii etc.); Simon Verrepäus (Institutionum scholasticarum libri III);

Pädagogen aus der Gesellschaft Jesu: Ratio studiorum; Joh. Bonifacius (Institutio pueri christiani und De sapiente fructuoso), Franc. Sacchinus (Paraenesis und Protrepticon ad magistros etc.), Ant. Possevinus (De cultura ingeniorum) u. a.;

Desid. Erasmus (De pueris etc. und De ratione instituendi discipulos); Ludw. Vives (De tradendis disciplinis, De institutione feminae christianae etc.);

L'école paroissiale 1654 (pädagog. Handbuch für die Lehrer der französischen Pfarrschulen); Jean Bapt. de la Salle (De la conduite des écoles chrétiennes);

Ausgewählte Studienordnungen der katholischen Lehrorden;

Madame de Maintenon: Auswahl aus ihren Schriften über Mädchenerziehung;

J. S. Gerdil, Anti-Emil und kleinere pädagog. Schriften;

J. M. Sailer, Ausgewählte pädagogische Schriften;

Gregor Girard (Die verschiedenen Lehrformen beim Unterricht — De l'enseignement régulier de la langue maternelle etc.).

Des weitern sind zu eventueller späterer Veröffentlichung in Aussicht genommen:

Pädagogik der Kirchenväter und Kirchenschriftsteller (Apostolische Konstitutionen, Basilius, Gregor von Nazianz, Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus, Ennodius u. s. w.);

Pädagogische Ährenlese aus deutschen Klassikern, vorzugsweise des Mittelalters;

Charles Rollin († 1741): Manière d'enseigner et d'étudier les belles lettres (ein klassisches Werk);

Michael Charbonneau: Cours de pédagogie;

Giov. Ant. Rayneri († 1867): Della pedagogica libri cinque (ein epochemachendes Werk);

V. A. Achille: Traité de méthodologie.

Die in fremder Sprache geschriebenen Werke werden unserer Bibliothek in **deutschen Originalübersetzungen** einverleibt werden. Dabei sehen wir es für unsere Pflicht an, jedes Werk mit Pietät und mit Achtung vor seinen Eigentümlichkeiten zu behandeln, weil die Autoren mit ihrem Denken und Streben, selbst mit ihren etwaigen Irrtümern, der Geschichte angehören und zur Charakterisierung ihrer Zeit beitragen. Dies hindert aber nicht, in Vorbemerkungen und Anmerkungen dem Leser Winke, Berichtigungen ꝛc. zu geben und auf die Neuzeit und deren Erscheinungen Rücksicht zu nehmen.

Biographische Einleitungen werden über Leben und Schriften der verschiedenen Autoren die nötigen Aufschlüsse erteilen, wobei auch den pädagogischen Strömungen und Bestrebungen ihrer Zeit die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werden soll.

Das vorstehend skizzierte Unternehmen ist überaus wichtig und bedeutungsvoll; es wird eine empfindliche Lücke in der pädagogischen Litteratur ausfüllen und eine unentbehrliche Grundlage zur Abfassung einer selbständigen katholischen Pädagogik bilden. Möge es darum bei allen gebildeten Katholiken, besonders beim hochw. Klerus und den katholischen Lehrern und Erziehern wohlwollende Aufnahme und nachhaltige Unterstützung finden!

Es war beabsichtigt, unsere „Bibliothek der katholischen Pädagogik" nicht in Lieferungen, sondern nur in Bänden auszugeben. Inzwischen ist aber wiederholt der Wunsch nach einer erleichterten Anschaffungsweise für das große Unternehmen laut geworden, und wir haben uns deshalb entschlossen, **neben der Band-Ausgabe** nunmehr auch eine

Ausgabe in Lieferungen von je ca. 5 Bogen zum Preise von 80 Pfennig pro Lieferung

zu veranstalten. Die Lieferungs-Ausgabe ist mit dem V. Band eröffnet worden. Daran schließen sich in angemessenen Zwischenräumen die Bände I—IV sowie die Fortsetzung (Bd. VI u. ff.) ebenfalls **in Lieferungen** an, so daß neuen Abonnenten Gelegenheit geboten ist, ohne große Opfer nach und nach die ganze Bibliothek zu erwerben. — Die Band-Ausgabe wird unverändert weitergeführt. Jeder Band ist einzeln käuflich.